Gustav Struve's

Weltgeschichte

in neun Büchern.

Fünftes Buch.

Einzig rechtmäßige, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.

New York:
Verlag von Gustav Struve.
1857.

Expedition:
Ludwig Neu, Gustav Struve,
New York, 85 Chrystie-Street.

Druck von L. Hauser, 12 North William-Street.

Geschichte des Mittelalters

von

Gustav Struve.

Zweites Buch.

Vom Jahre 1095—1291.

Zeit der Kreuzzüge (1095—1291).

§ 1. Einleitung.

Wenn die Menschen die Bahn der Vernunft und der Mäßigung verlassen und sich auf das Gebiet des Wahnes und der Leidenschaft gestürzt haben, schreiten sie fort, bis sie durch furchtbare Leiden gezwungen werden, inne zu halten. Allein das Aufgeben eines unsinnigen Unternehmens schließt eine richtige Würdigung desselben keineswegs in sich. Im Gegentheile vergehen gewöhnlich Jahrzehnte, oft Jahrhunderte, bevor eine ruhige Prüfung an die Stelle blinden Eifers tritt.

Die Reliquien-Verehrung, welche sich während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters immer tiefer in das Christenthum eingeschlichen hatte, trieb die Gläubigen, ihre Gebete an jenen Orten zu verrichten, wo der Stifter ihrer Religion gelebt hatte und wo seine und seiner Jünger Gebeine vermodert waren. Die Gräber der Apostel Peter und Paul gewährten den in den tiefsten Aberglauben versunkenen Christen manchen Trost. Doch für heiliger und bedeutungsvoller galten die Denkmäler, welche in Jerusalem an Christus und seine ersten Nachfolger erinnerten. Zwar waren diese im Laufe eines Jahrtausends größtentheils spurlos verschwunden. Allein der Erfindungsgeist beutelustiger Spekulanten wußte aus neuem Stoffe alte Reliquien zu bereiten, welche Dummheit in Verbindung mit blindem Glauben willig als heilige Ueberreste der Vorzeit annahm.

Die Kreuzzüge, welche zwei Jahrhunderten ihren eigentlichen Charakter ertheilten, waren nichts weiter, als der Reliquiendienst in seinen äußersten Folgesätzen. Wenn die Menschen im Mittelalter die Fähigkeit vorurtheilsfreier Forschung gehabt, so hätten sie, welche aller Orten die unmittelbar eingreifende Hand Gottes fanden, erkennen müssen, daß die Kreuzzüge mit ihrer ganzen Glaubensgrundlage den Willen Gottes gegen sich hatten Sechs Millionen Christen gingen unter im Kampfe für das gelobte Land. Zwei Jahrhunderte der blutigsten Kriege hatten für die Christen keine anderen, unmittelbaren Folgen gehabt, als Niederlagen und Verluste, während die von ihnen als Ungläubige verschrienen Saracenen siegreich aus denselben hervorgingen. Täglich wurde in jenen Zeiten die Entscheidung streitiger Fragen dem göttlichen Gerichte anheim gegeben, sei es im gerichtlichen Zweikampf, in der Feuer-, Wasser- oder einer anderen herkömmlichen Probe. War der große Zweikampf zwischen Christenthum und Islam, der Krieg über den Besitz des heiligen Landes nicht auch unter göttlicher Aufsicht geführt worden? Wenn Christen und Mohammedaner ihre Schwerter maßen in einer zwei Jahrhunderte ausfüllenden Fehde, und wenn in dieser die Christen unterlagen, so mußte, nach den Grundsätzen des Mittelalters, entweder die Wahrheit, das Recht und der Wille Gottes auf Seiten der Mohammedaner stehen, oder aber das Ganze Glaubenssystem der Christen der damaligen Zeit war haltlos und falsch. Doch wer wollte von dem Aberglauben Folgerichtigkeit erwarten? Er ist ein Bruder des Unrechts und beruht, gleich diesem,

nicht sowohl auf irriger Erkenntniß, als auf verkehrten Gefühlen. So lange der Sinn für das Wunderbare, der Drang der Verehrung, die Angst vor einer dunkeln Zukunft, oder überschwängliche Hoffnungen in Gemüthe der Menschen vorwalten, ist das Gegengewicht, welches belehrende Thatsachen und ernste Forschungen in die Wagschaale der Wahrheit legen, viel zu leicht, um jene mächtigen Gefühle in Schranken zu halten. Der ganze Glaube der mittelalterlichen Christen ruhte auf Uebernatürlichkeit und Ueberschwänglichkeit. Was die Menschen wirklich leisten konnten, genügte der erhitzten Phantasie der Christen ganz eben so wenig, als was die Natur nach ihren ewigen Gesetzen schuf. Die Christen unterlagen im Kampfe mit den Saracenen aus dem Grunde, weil ihre Weltanschauung und ihr Glaube der Wahrheit ferner standen, als die Weltanschauung und der Glaube der Mohammedaner. Der Saracene, welcher in den Kampf gegen die Christen zog, verließ sich nicht auf die Kraft irgend einer Reliquie, sondern ausschließlich auf die Stärke seines Armes, die Schärfe seines Schwertes und die Kraft seines Rosses. Sein Glaube an Mohammed war so fest, als des Christen Glaube an die Dreieinigkeit, doch er störte ihn nicht in den irdischen Bestrebungen. Die Christen, welche auf alte Knochen, Holzsplitter und Eisenstücke ihre Zuversicht setzten, vernachlässigten, durch falschen Wahn bethört, häufig die allein entscheidenden kriegerischen Zurüstungen.

Die Religion des Menschen hat einen größern Einfluß auf sein Thun und Lassen, als gewöhnlich angenommen wird. Der Mohammedaner, welcher eine Niederlage erlitt, gerieth dadurch nicht mit sich selbst oder seinem Glauben in Zwiespalt. Der Christ, welcher von den Saracenen geschlagen wurde, mochte sich eine Zeit lang mit Ausflüchten selbst täuschen, welche übrigens immer die Kraft seines Glaubens und folgeweise seinen Muth und seine Freudigkeit erschütterten. Am Ende, wenn eine Niederlage der anderen folgte, wenn alle Gebete und Gelübde fruchtlos blieben, mußte es ihm schwer werden, sich der Verzweiflung zu erwehren; denn der Ausfall war für ihn ein Gottesgericht. Sechs Millionen Menschen waren schwerlich untergegangen in den Kämpfen, welche dem Falle des weströmischen Reiches vorangingen und dieses war den mohammedanischen Reichen in Kleinasien, Syrien, Palästina und Egypten an innerer Stärke wohl zu vergleichen. Doch die Deutschen, welche dem römischen Reiche des Abendlandes ein Ende machten, standen auf dem festen Boden der Thatsachen und brachten, so roh sie auch waren, Ursache und Wirkung mit einander in Verbindung. Die Abendländer, welche nach Palästina zogen, um das Grab Christi zu erobern, waren unter dem Einflusse des Glaubens. Sie glaubten den Sagen, welche ihnen über Golgatha, das heilige Grab, die Wunder des Kreuzes, der Nägel und anderer Reliquien erzählt worden waren. Sie glaubten, daß der Kreuzzug Gottes Wille sei. Sie glaubten, unsichtbar von der Dreieinigkeit selbst nach dem Morgenlande geführt zu werden. Dieser Glaube verlor sich auch nicht, nachdem die Saracenen siegreich aus dem Kampfe mit den Christen hervorgegangen waren. Achthundert Jahre sind seit dem Beginne der Kreuzzüge nahezu verflossen. Der Wahn, aus dem sie entsprangen, der Reliquienglaube, besteht aber bei dem größern Theile der Christen noch immer fort. So tief war und ist der Aberglaube gewurzelt. Erhebend ist übrigens der Gedanke, daß, wenn der Unsinn auch noch so lange dauert, er doch nicht siegt, vielmehr, so oft er, unter gleichen Verhältnissen, mit der richtigeren Ansicht zusammenstößt, immer unterliegt. Die Mönche und Päpste mochten den Reliquienglauben hegen, mochten Millionen von Haus und Hof nach dem fernen Morgenlande treiben, sie konnten ganze Gegenden entvölkern und Ströme menschlichen Blutes fließen machen, — doch da die Grundlage aller dieser Bestrebungen eine falsche war, erreichten sie ihr Ziel nicht.

Von Jahrhundert zu Jahrhundert wurde das Christenthum durch den siegreichen Islam in immer engere Grenzen gedrängt. Ein mohammedanisches Volk nach dem

andern tauchte empor und erwarb auf den Trümmern christlicher Reiche Ruhm, Macht und Einfluß. Zwischen den römischen Christen des Abendlandes und den Sammelpunkten der Stärke der Mohammedaner lagen die griechisch-katholischen Reiche der Russen und Byzantiner in der Mitte. Der Zwiespalt zwischen Rom und Byzanz war eine der Ursachen des Mißlingens der Kreuzzüge. Eine Folge derselben war die Erschütterung des byzantinischen Reiches, dieser Vormauer des Abendlandes gegen die Angriffe der Saracenen. Früher, als das oströmische Reich, erlag das russische den Mohammedanern.

Zur Zeit, da das Christenthum im tiefsten Schlamme des Aberglaubens schmachtete, da die Päpste mit der furchtbarsten Grausamkeit Fürsten und Völker beherrschten, war die Kraft der Christenheit auch am schwächsten und waren die Niederlagen, die sie erlitt, am schimpflichsten.

Das Kreuz war das Zeichen, welches alle nahmen, die sich zu einem Zuge nach Palästina verpflichteten. Wer es sich auf die Brust steckte, verfiel der finsteren Gewalt des Papstthums, welcher die meisten erlagen. Er mußte nach dem Osten ziehen, wenn auch Haus und Hof, Weib und Kind, wenn ganze Länder darüber zu Grunde gehen sollten. Millionen nahmen es und zogen von dannen. Nur Wenige kehrten wieder.

Das Kreuz ist uns ein Sinnbild, in welcher Art die Päpste das Christenthum behandelten. Unter dessen schützendem Namen verkauften sie gewöhnliches Holz und schlichte Nägel zu unermeßlichen Preisen, ungeachtet das Kreuz der Alten nichts anderes war, als der Galgen des Mittelalters. Doch so sehr das Galgenholz verrufen war und ist, so sehr wurde das Kreuzholz gepriesen. Das Kreuz, das Werkzeug des Todes Christi, wurde, insofern als die Päpste dessen Lehre todt geschlagen hatten, nicht mit Unrecht gebraucht, um ihre Herrschaft zu bezeichnen und die Völker, die sie unterjocht hatten, zu segnen. Das Kreuz wurde zum Zeichen, das den Teufel schrecken und den Gläubigen in jeder Gefahr stärken sollte. Die größten Verbrechen wurden unter dessen Aushängeschild begangen. Je größer und kostbarer es die Menschen trugen, desto größere Heuchler waren sie gewöhnlich.

Erster Abschnitt.

Die Kreuzzüge.

§ 2. Vorbemerkung.

Seit mehr als vier Jahrhunderten hatten sich die Mohammedaner in den Besitz der Stadt Jerusalem, Palästina's und der Nachbarländer gesetzt, ohne daß die abendländischen Christen auf den Gedanken kamen, ihnen denselben streitig zu machen. Die Muselmänner hatten mittlerweile so großartige Fortschritte gemacht, daß die Christen aufgefordert waren, gemeinschaftliche Beschlüsse zu ihrer Selbsterhaltung zu fassen. Doch sie standen nicht auf der Höhe der Staatskunst. Der Aberglauben und die Leidenschaft mochten sie zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung vereinigen. Die Rücksicht auf die Sicherheit der christlichen Staaten gegenüber den mohammedanischen Reichen lag außerhalb des Gesichtskreises der damaligen Zeit. Hätten die christlichen Machthaber einen

derartigen Gedanken fassen können, so würden sie den schwer bedrängten oströmischen Kaisern oder den spanischen Königen Hülfe gegen die Saracenen gesandt haben. Im Vereine mit den übrigen Fürsten der Christenheit wäre es den oströmischen Kaisern und den spanischen Königen nicht schwer geworden, die verloren gegangenen Provinzen den Mohammedanern allmälig wieder abzunehmen. Es ist eine große Verkehrtheit, die Kreuzzüge zu verwechseln mit einem grundsätzlichen Kampfe zwischen Islam und Christenthum. Hätten die Abendländer sich zu einem solchen erhoben, so hätten sie unzweifelhaft gesiegt. Denn so sehr die Lehre Christi durch herrschsüchtige Pfaffen auch verunstaltet war, sie stand doch höher, als der Islam, und das Machtverhältniß beider Parteien war nicht so ungleich, um den Sieg der minder edlen Strebung im Kampfe mit der hochherzigeren zu verschaffen. Die Kreuzzüge gingen aus einer weit weniger großartigen und weit weniger richtigen Idee hervor. Sie bezweckten unmittelbar nur die Eroberung des sogenannten „heiligen Landes" und der Beweggrund, welcher die Christen zu diesem Unternehmen trieb, war nicht die Sorge, das Christenthum möchte durch den Islam verdrängt oder benachtheiligt werden, sondern nur der Wunsch, in den Besitz derjenigen Orte zu gelangen, an welchen der Gründer der christlichen Religion nebst den Aposteln und seinen ersten Anhängern gelebt und gelitten hatte.

Die Mohammedaner waren, gleich den Christen, in zwei Secten getheilt. Wie die römischen Katholiken ein anderes Haupt anerkannten, als die griechischen, und sich darum in zwei feindliche Lager spalteten, so zerfielen die Mohammedaner in Schiiten und Sunniten, von denen jene Ali für den einzig rechtmäßigen Vertreter Gottes auf Erden hielten, während diese den drei ersten Chalifen (Abu Beker, Omar und Othman) gleiche Verehrung widmeten. Auch zertheilten sich die Mohammedaner, gleich den Christen, in mehrere Reiche, welche sich gegenseitig mit Argwohn betrachteten. Wie es unter den Christen zwei Kaiser, einen im Osten und einen im Westen, so gab es unter den Mohammedanern zwei Chalifen, von denen der eine zu Bagdad, der andere zu Kairo wohnte, und wie neben den christlichen Kaisern zahlreiche Könige, Herzoge und Fürsten, so herrschten unter den Mohammedanern viele Sultane, Emire und Begs. Zur Zeit, da die Kreuzzüge begannen, saß auf dem Throne der Abbasiden in Bagdad dem Namen nach ein Abkömmling dieses Hauses, statt seiner herrschte aber, unter dem Titel eines Emir al Omra, Barkiarok, Malek's Sohn, welcher mit seinen Halbbrüdern Mohammed und Sandschar in Thronstreitigkeiten verwickelt war, während der Zwiespalt zwischen Schiiten und Sunniten das Reich in religiöser Beziehung zerklüftete. In Kairo herrschte an der Stelle des Chalifen Mostali dessen Vezir Ahmed Afdal. Dieser eroberte im August 1096 Jerusalem im Kampfe mit den beiden Söhnen Ortok's, Sokman und Ilgazi.

In der Mitte zwischen den beiden mächtigsten Reichen der Mohammedaner lagen die Staaten von Rum, Kerman und Syrien und mehrere noch kleinere Herrschaften, wie diejenige Baghi Sejan's in Antiochia, Kerboga's in Mosul, Rodwan's in Aleppo und Togtekin's in Damascus. Besonders wichtig für die Kreuzzüge war Rum, welches seinen Namen von Rom trug. Die Provinzen, aus denen es bestand, waren dem oströmischen Reiche abgenommen worden. Soliman I., ein Anverwandter Malek Schah's, hatte diesen Staat gegründet. Ihn hatte Malek mit allen den Griechen (Römern) entrissenen und noch zu entreißenden Ländern Kleinasien's belehnt. Soliman I. schlug seinen Herrscherſitz in Nicäa auf und eroberte Kappadocien, Cilicien und Isaurien. Sein Reich dehnte sich von Erzerum in Armenien bis nach Nicäa und bis zur Grenze von Syrien aus. Nach seinem Tode (1086) folgte ihm sein Sohn Kilidsche Arslan I. Die Streitkräfte der Mohammedaner waren demnach, beim Beginne der Kreuzzüge, weit mehr zersplittert, als diejenigen der Christen.

In den Jahren 1093 und 1094, zwei Jahrzehnte, nachdem die Türken Jerusalem erobert hatten, hielt sich ein Eremit, Namens Peter, aus Amiens, in dem sogenannten „heiligen Lande" auf. Er war, der Beschreibung nach, ein kleiner, schmächtiger Mann, beschränkten Geistes, allein lebhafter Einbildungskraft, hatte seine alte und häßliche Frau verlassen, um als Einsiedler zu leben. Ein dunkler Drang hatte ihn nach Jerusalem getrieben, woselbst er die Mohammedaner als Herrscher und die Christen als gedrückte, oft mißhandelte Unterthanen antraf. Er schüttete seinen Kummer in die Seele des Patriarchen von Jerusalem aus und theilte diesem seinen Entschluß mit, die Christen des Abendlandes zum Kampfe gegen die Besitzer des „heiligen Landes" aufzurufen. Der Patriarch ging auf diesen Plan mit Freuden ein und gab Petern Briefe an den Papst und an die Fürsten des Abendlandes mit. Nach einigem Widerstreben ging der Papst, Urban II., auf Peter's Gedanken ein, indem er sich bald überzeugte, daß ein Religionskrieg, geführt von sämmtlichen Christen gegen die Mohammedaner, zu der Erhöhung der päpstlichen Macht beitragen müßte. Er beschloß, sich an die Spitze dieser Bewegung zu stellen, welche früher von Gregor VII. schon angeregt worden war. Gregor hatte sogar die Absicht gehegt, selbst die Gläubigen nach Palästina zu führen. Der klügere Urban II. begnügte sich mit der weniger gefährlichen Aufgabe, den Kreuzzug aus der Ferne zu leiten. Unter päpstlichem Schutze predigte Peter in den Kirchen, in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen. Je schwächer sein Verstand, desto näher war er mit den großen Massen geistig verwandt, je mehr er bei Schilderung der Leiden der Christen des „gelobten Landes" seufzte, Thränen vergoß und klagte, desto lebhafter erschütterte er die Herzen seiner Zuhörer. Peter von Amiens besaß nicht die geistigen Kräfte eines Demosthenes oder eines Cicero, nicht die Würde und den Anstand eines Ambrosius, allein ihm standen gerade diejenigen Gaben zu Gebote, welche geeignet waren, auf die abergläubischen und unwissenden Menschen seiner Zeit zu wirken. Mit bloßem Kopfe und nackten Füßen ritt er auf seinem Esel durch das Land. Ein grober Rock bedeckte seinen mageren Körper. Ein gewichtiges Kreuz diente ihm zugleich als Sinnbild seines Glaubens und als Bürge seiner Mittheilungen. Was Peter von Amiens bei dem gedrückten Volke, bewirkte Urban II. bei den mächtigen Herrschern der Christenheit. Er berief eine Kirchenversammlung nach Piacenza, welche zahlreicher besucht war, als irgend eine frühere. Auf demselben Concile, welches über die anstößigen Beschuldigungen der zweiten Gemahlin Heinrich's IV. zu Gerichte saß*), wurden die ersten ernstlichen Berathungen über den von Peter gepredigten Kreuzzug gepflogen. Die Gesandten des oströmischen Kaisers Alexius Comnenus schilderten der Versammlung die Gefahren, von welchen Constantinopel und ganz Europa durch die siegreichen Türken bedroht sei. Sie wurden mit der Zusicherung baldiger und kräftiger Hülfe entlassen. Im Herbste desselben Jahres hielt Urban II. zu Clermont eine zweite Versammlung. Der Papst sprach selbst mit allem Aufwande der Beredsamkeit und forderte die Anwesenden zur Rettung ihrer mißhandelten Brüder im Osten auf. Die Begeisterung für den Kreuzzug, welcher seit längerer Zeit von Urban II., Peter von Amiens und allen deren staatsklugen und einfältigen Anhängern genährt worden war, that sich in dem allgemeinen Ausrufe kund: „Gott will es, Gott will es!" Die meisten Anwesenden legten das Gelübde ab, in den Krieg gegen die „Ungläubigen" zu ziehen. Zum Zeichen der übernommenen Verbindlichkeit trugen sie ein rothes Kreuz auf ihrer Brust. Die Männer verließen ihre Gattinnen, der Vater den Sohn. Kein Band des Herzens konnte die allgemeine Begeisterung zügeln. Selbst die Mönche brachen die Fesseln, die sie sich selbst angelegt hatten, um nach dem „heiligen Lande" zu ziehen. Die Fragen, von welchen allein die Unternehmung und ihr Gelingen abhing, erörterte Nie-

*) S. Buch IV. §. 34 S.

mand. Das Recht der Kreuzfahrer verstand sich von selbst, denn „Gott wollte den Kreuzzug", und dieses vorausgesetzt, brauchte man sich um die Mittel, den Sieg zu gewinnen, nicht ängstlich zu bekümmern. Wer durfte zweifeln, daß Gott die Mittel besitze, seinen Willen auszuführen?

Hinterher versuchten die Freunde der Kreuzzüge dieselben zu rechtfertigen, indem sie behaupteten: 1) der Islam mache seinen Bekennern zur Pflicht, alle anderen Religionen mit dem Schwerte auszurotten; 2) die Christen hätten ein unveräußerliches Recht auf das gelobte Land und eine heilige Pflicht, ihre Erbschaft den Ungläubigen, welche sie entweihten, zu entreißen, und endlich 3) verstockte Ungläubige könnten mit Recht von den Gläubigen vertilgt, die Besitzer des heiligen Landes also auch bekriegt werden. Doch alle diese Gründe sind durchaus unstichhaltig. Es ist unwahr, daß die Mohammedaner keinen anderen Glauben neben dem ihrigen duldeten. Seit vier Jahrhunderten lebten Millionen von Christen und Juden unter der Herrschaft mohammedanischer Fürsten und wurden von diesen weit weniger beunruhigt, als Mohammedaner und Juden unter dem Scepter christlicher Könige. Der Grundsatz, daß Andersglaubende mit Recht ausgerottet werden könnten, ist eine Erfindung der christlichen Päpste. Diese lehrten, die Vertilgung Andersglaubender sei ein der Gottheit wohlgefälliges Werk. Sie brachten die Ermordung der Mohammedaner sogar in Verbindung mit dem von ihnen erfundenen Sakramente der Beichte. Nachdem alle Vergehungen in Freiheitsbeschränkung, Geld und Prügeln, ihre Taxe erhalten hatten, wurde den Kreuzfahrern vollständige Vergebung der Sünden versprochen. Ein Kreuzzug stand daher einer lebenslänglichen Buße, 200,000 Stockprügeln oder beiläufig 100 Pfund Silber gleich. Der erste Rechtfertigungsgrund der Kreuzzüge fällt mit Centnerschwere auf deren Vertheidiger zurück. Mit demselben Rechte, welches den deutschen Völkern den Besitz des Abendlandes gewährte, mit dem Rechte eines vielhundertjährigen Besitzes waren die Mohammedaner Herren von Palästina. Daß Christus dort vor einem Jahrtausend gelehrt hatte, konnte das Recht derselben um so weniger berühren, als seine Anhänger auch ihre Feinde lieben, also keineswegs sie mit Feuer und Schwert vertilgen sollen. Allerdings mochte die Erinnerung an die Heimath Christi seinen Anhängern den Besitz derselben in hohem Grade wünschenswerth machen, allein der Wunsch ist verschieden vom Rechte. Die religiösen Gefühle der Christen konnten nicht den Mohammedanern Gesetze vorschreiben. Der abscheulichste aller Rechtfertigungsgründe der Kreuzzüge ist aber der dritte, demzufolge es den Christen erlaubt sein soll, Andersglaubende zu vertilgen. Diese teuflische Erfindung der Päpste widerstrebt dem Christenthum nicht minder, als alle übrigen Mittel, deren sich die christlichen Pfaffen bedienten, ihre Macht auszudehnen und zu befestigen. Wenn es sich darum handelt, das Rechtsverhältniß zweier streitenden Theile festzusetzen, so darf man nicht von vornherein einen Grundsatz aufstellen, welcher jede rechtliche Entscheidung ausschließt. Dieser dritte Vertheidigungsgrund der Kreuzzüge verläßt vollständig das Gebiet des Rechtes, zieht sich auf dasjenige des Glaubens zurück, macht von diesem Recht oder Unrecht abhängig, schreibt den Christen alle Rechte zu, spricht sie den Mohammedanern ab und verletzt dadurch den gesunden Menschenverstand nicht weniger, als das gesunde sittliche und religiöse Gefühl. Wenn die Mohammedaner in ihren Kriegen mit den Christen von diesem abscheulichen Grundsatze ausgegangen, so wären ohne Zweifel ganz Spanien, das ganze oströmische Reich, Rußland, Ungarn und Siebenbürgen dem Islam verfallen, denn alle diese Länder waren in der Gewalt der Mohammedaner. Der Unsinn der christlichen Beweisführung zu Gunsten der Kreuzzüge erhellt aber insbesondere aus der Zusammenstellung des ersten und des dritten Beweisgrundes. Was in dem ersten den Mohammedanern als Unrecht vorgeworfen, wird in dem dritten als ein Recht der Christen in Anspruch genommen. Wenn

die Mohammedaner mit Unrecht den Glaubenssatz gehabt hätten, andere Religionen dürften vertilgt werden, so konnten ihn die Christen nicht mit Recht haben. Doch genug von Rechten. Wo Leidenschaft und Aberglaube walten, können Rechte niemals Schranken ziehen. Die Päpste hielten die Kreuzzüge für vortheilhaft zur Vergrößerung ihrer Gewalt. Aus diesem Grunde beförderten sie dieselben. Die christlichen Völker hatten allen den Unsinn angenommen, welchen die Päpste ihnen als Glaubensbekenntniß und Glaubensvorschrift mitgetheilt. Sie glaubten an die Dreieinigkeit, an die Himmelfahrt Christi, an die Heiligen und Reliquien, an die sieben Sakramente, an Buße und Ablaß, — — warum sollten sie nicht glauben, durch einen Kreuzzug allgemeine Sündenvergebung zu erlangen? Ueberdies war es vielen kampflustigen Männern und Jünglingen höchst erwünscht, ihren Leidenschaften den Mohammedanern gegenüber fröhnen zu können, mit dem Bewußtsein, löbliche, für dieses und jenes Leben heilsame Thaten zu verrichten. Manche waren verschuldet und entgingen durch den Kreuzzug ihren Gläubigern. Die Leibeigenen brachen das Joch ihrer Herren, die Mönche die Fesseln ihrer Gelübde, indem sie das Kreuz nahmen. Peter von Amiens und die Geistlichen seines Schlages ließen es an Schilderungen der Fruchtbarkeit, des Reichthums und des Glanzes des Ostens nicht fehlen. Diese bildeten die Lichtseite ihrer außerdem all zu trüben Berichte.

Wäre der Krieg gegen die Besitzer Palästina's mit einiger Umsicht unternommen worden, so hätten die gewöhnlichen Maßregeln eines Feldzuges nicht versäumt werden dürfen. Der Papst ernannte zwar in der Person Ademar's, Bischof's von Puy, einen Stellvertreter, auch wurde der fünfzehnte August des Jahres 1096 zum Tage des Abmarsches der Kreuzfahrer festgesetzt, allein dieses war alles, was von Seiten des Hauptes der Christenheit geschah, um dem Krieg einen glücklichen Erfolg zu sichern. Nicht einmal ein Oberfeldherr wurde ernannt. Den Kreuzfahrern der verschiedenen Länder und Provinzen wurde die Sorge für Waffen, Mundvorrath, Verpflegung, kriegerische Zucht und Ordnung vollständig anheim gegeben. Wären die Kreuzzüge von dem Einsiedler Peter allein angeregt worden, so möchte man seiner Schwärmerei und Unwissenheit diese Fehler verzeihen. Allein der Papst Urban II. und die von ihm berufenen Versammlungen von Piacenza und Clermont hatten die Leitung der Bewegung übernommen. Ihnen und insbesondere dem Papste, dem es oblag, die Beschlüsse der Concile zu vollziehen, kann mit Recht der Vorwurf gemacht werden, daß sie ein frevelhaftes Spiel mit dem Leben der Millionen trieben, welche ihrem Rufe folgten und das Kreuz nahmen

§. 3. Erster Kreuzzug.

Im Kampfe zwischen Irrthum und Wahrheit bleibt, bei sonstiger Gleichheit der Verhältnisse, der endliche Sieg immer der guten Sache. Kein Wahn, er sei auch noch so fest begründet und noch so begeisterungsvoll geglaubt, kann die ruhige Umsicht, den wohlerwogenen Plan und die richtige Würdigung der Thatsachen ersetzen. Die Päpste mochten Millionen gläubiger Christen zum Kampfe wider die Mohammedaner aufbieten, sie mochten die festeste Zuversicht des Sieges den Kreuzfahrern einflößen; zahlreiche und begeisterte Streiter können nur dann dauernde Siege erringen, wenn die erforderlichen irdischen Maßregeln ergriffen werden. Der Wunderglaube vermag nichts gegen die Gesetze der Natur. Papst Urban II., welcher zu Piacenza und Clermont den Kreuzzug gepredigt hatte, that nichts, um den Sieg des Kreuzes sicher zu stellen. Der oströmische Kaiser Alexius Comnenus hatte die Hülfe der Abendländer gegen die Mohammedaner in Anspruch genommen. Man mußte sich mit ihm über die Kriegsführung verständigen. Weite Landstriche lagen zwischen Italien, Frankreich und Deutschland, dem eigentlichen

Heerde des Glaubenskrieges, und Palästina in der Mitte. Mit den Beherrschern derselben mußten Verträge abgeschlossen werden, welche den unbelästigten Durchmarsch und die Verproviantirung der Kreuzheere sicherten. Ein Meer trennt Europa von Asien. Es mußte daher für die Ueberfahrt der Pilger Sorge getragen werden. Zu allen diesen Vorbereitungen fehlte es nicht an Zeit. Zwischen dem Concile von Piacenza und dem Tage, welcher zum Abmarsche der Kreuzfahrer festgesetzt worden war, lagen fünfviertel Jahre, zwischen dem Concilium von Clermont und diesem Tage dreiviertel Jahre in der Mitte. Doch wie Papst Urban II. versäumte, den Massen, welche aus seinen oder seiner Bevollmächtigten Händen das Kreuz empfangen hatten, Ordnung und Zucht zu geben, so vernachlässigte er es auch, denselben die Pfade bis zu den Grenzen des römischen Reiches und durch dieses bis zum Kampfplatze in Kleinasien zu ebnen. Die Massen wurden in den äußersten Fanatismus versetzt und dann sich selbst, ihren Gewissensbissen und Zweifeln in Betreff der treuen Erfüllung des geleisteten Gelübdes überlassen. Der Papst oder sein Stellvertreter machte sich erst bemerklich, als es galt, die Früchte des Sieges in Anspruch zu nehmen.

Aus den Händen Urban's II., Peter's von Amiens und anderer Kreuzprediger hatten seit dem Jahre 1095 viele Hunderttausende das rothe Kreuz empfangen. Die reichen und hochgestellten Fürsten und Herren konnten den Tag des Abmarsches ruhig erwarten. Sie hatten vollauf zu thun, ihre persönlichen Angelegenheiten zu ordnen und ihre kriegerischen Vorbereitungen zu treffen. Doch die armen Leute, welche nichts zu ordnen und vorzubereiten hatten und durch das Gelübde, das sie geleistet, alle Beziehungen, in denen sie standen, zerrissen hatten, — warteten mit Ungeduld des Tages, mit dem dessen Erfüllung begänne. Sobald der Frühling des Jahres 1096 erwachte, strömten Tausende von Kreuzfahrern an den Grenzen Frankreich's und Lothringen's zusammen und verlangten, nach dem „heiligen Lande“ geführt zu werden. Peter von Amiens verstand es wohl, die gedankenlosen Menschen seiner Zeit zu Thränen zu rühren, und ihren Haß gegen die Ungläubigen zu entflammen, allein keineswegs, sie in kampffähige Haufen zu theilen, sie in Gehorsam zu erhalten und dem Feinde wohl gerüstet entgegen zu führen. Dessenungeachtet übernahm Peter das schwierige Amt eines Heerführers. Walter von Perejo und sein Neffe, Walter von Habenichts, stellten sich an die Spitze eines zweiten Haufens, der deutsche Priester, Gottschalk, führte einen dritten. Sie begannen ihre Heldenthaten schon am Rheinstrome und in Deutschland, indem sie aller Orten die wehrlosen Juden plünderten, mißhandelten und mordeten. Eine G a n s und eine Z i e g e gingen dem Zuge voran. Die verdummten Christen glaubten, diese Thiere seien vom göttlichen Geiste erleuchtet und am besten geeignet, ihre Wegweiser zu sein. Ein Gelehrter hat zwar in der Gans ein egyptisches Symbol des göttlichen Sohnes und in der Ziege das Symbol des Teufels erkannt. Ich glaube aber, wir kommen der Wahrheit näher, wenn wir in der Gans das Sinnbild der Dummheit und in der Ziege dasjenige der Gefräßigkeit erkennen. Walter von Habenichts hatte acht Reiter und 15,000 Fußgänger, Gottschalk 15—20,000 deutsche Bauern unter seinem Befehl. Hinter ihnen her zog eine Masse von 200,000 Menschen in wildester Verwirrung und einige Grafen und Herren an der Spitze von 3000 Reitern, welche den besseren Theil der Beute zu gewinnen hofften. Durch Deutschland kamen diese Haufen mit heiler Haut hindurch, weil man wußte, wohin sie wollten und theils Mitgefühl, theils der Wunsch, sie los zu werden, ihnen die Wege ebneten. Doch zwischen Deutschland und dem oströmischen Reiche lag Ungarn und Bulgarien in der Mitte. Die Ungarn wußten nichts von den „frommen“ Beweggründen der Kreuzfahrer und waren nicht geneigt, sich vor ihrer Dummheit zu beugen, oder ihrer Gefräßigkeit Nahrung zu geben. Die beiden Walter kamen dennoch

ohne bedeutende Verluste durch Ungarn nach Bulgarien. Aber in diesem Lande, woselbst ein griechischer Präfect eine geordnete Kriegsmacht befehligte, erlitten sie eine Niederlage. Peter von Amiens, welcher ihnen mit 40,000 Mann folgte, sah bei Semlin die Leichen von sechszehn gepfählten Kreuzfahrern. Er griff die Stadt an und erstürmte sie. Nach mannigfaltigen Bedrängnissen, und nachdem seine Leute häufig in den Thürmen dieser oder jener Stadt die Zinnen Jerusalem's erkannt zu haben glaubten, kam Peter bis Nissa, gerieth dort in Streithändel und erlitt eine schwere Niederlage. Nur ein Drittheil seines Haufens rettete sich in die thracischen Gebirge. Der Kaiser Alexius ließ sie von da gegen Constantinopel führen, wo weder Gärten noch Paläste und selbst nicht die Kirchen vor ihrer Beutelust sicher waren. Alexius suchte sich ihrer zu entledigen, schaffte sie nach Asien hinüber, woselbst sie, dem Rathe des Kaisers zuwider, mit Kilidsche Arslan, dem Sultan von Rum, anbanden und in der Ebene von Nicäa vollständig vernichtet wurden. 300,000 Kreuzfahrer hatten ihr Leben verloren, als sie noch viele hundert Meilen von Jerusalem entfernt waren. Bei gehöriger Vorbereitung und Ordnung hätten diese Männer vollständig genügt, den Christen den Weg nach Jerusalem zu bahnen. Doch sie bildeten nur die Vorhut des mächtigen Kreuzheeres, oder vielmehr der vier Kreuzheere, welche aus verschiedenen Theilen des Abendlandes und unter verschiedenen Führern nach dem Osten zogen.

Das erste dieser Heere stand unter dem Befehle Gottfried's von Bouillon, Herzogs von Lothringen. Im Dienste Heinrich's IV. hatte er dessen Gegenkönig Rudolph durchbohrt und zuerst die Mauern Rom's erklommen. Vielleicht waren es Gewissensbisse darüber, daß er gegen den Papst die Waffen getragen hatte, welche ihn bestimmten, das Kreuz zu nehmen, wenigstens war sein blinder Glaube mit einer Zerknirschung des Gemüthes verbunden, welche auf einen derartigen Grund deutet. Er war tapfer, klug und gemäßigt, verband die Eigenschaften eines Ritters mit denjenigen eines Mönches und war ein Muster mittelalterlicher, allerdings mit gesundem Menschenverstande unvereinbarlicher Tugend. Seine Streitkräfte flossen ihm aus dem nördlichen Frankreich, Lothringen und Deutschland zu. Sie beliefen sich auf 80,000 Fußgänger und 10,000 Reiter.

Hugo, Graf von Vermandois, der Bruder des Königs von Frankreich, führte das zweite Heer. Ihm zur Seite standen Robert, der älteste Sohn Wilhelm's des Eroberers, welcher sich gleichmäßig durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters und seine Unfähigkeit zu herrschen auszeichnete, Robert, Graf von Flandern, das Schwert und die Lanze der Christen, und Stephan, Graf von Chartres Blois und Troyes; Franzosen, Normänner und Britten dienten in diesem Heere.

Die Kreuzfahrer des südlichen Frankreichs schaarten sich unter dem Banner Ademar's, des Bischofs von Puy und päpstlichen Legaten und des Grafen Raimund von St. Giles und Toulouse. Der erstere wird als ein achtbarer Geistlicher und gewandter Weltmann geschildert. Graf Raimund war hochmüthig, neidisch und halsstarrig. Dieses Heer, in dessen Reihen außer Franzosen auch Spanier und Italiener fochten, zählte 100,000 Mann zu Fuß und zu Pferd.

Bohemund, der Sohn Robert Guiscard's, der schlaueste und ehrgeizigste unter den Kreuzfahrern, stand an der Spitze von 10,000 Reitern und 20,000 Fußsoldaten. Sein Vetter Tancred, der berühmteste unter den Rittern seiner Zeit, befehligte neben ihm.

Diesen Heeren folgten zahlreiche Haufen nicht kämpfender Menschen: Frauen, Schwestern und Kinder der Kreuzfahrer, Mönche und Einsiedler, welche theils verwandtschaftliche Liebe, theils dunkler Glaubensdrang nach dem fernen Osten trieb. Auf verschiedenen Wegen rückten die vier Heere nach Constantinopel, woselbst sie sich vereinigen wollten. Gottfried von Bouillon zog durch Deutschland nach Ungarn. Mit Mühe erhielt er von dem König Karloman von Ungarn freien Durchzug durch sein Reich. Ohne Schwert-

streich gelangte Gottfried durch Bulgarien nach Thracien. Graf Raimund führte sein Heer durch die Lombardei nach Dalmatien und Sclavonien. Zwischen Durazzo und Constantinopel wurde sein Marsch von den Bauern und Soldaten des oströmischen Kaisers beunruhigt und litt sowohl durch Hunger, als durch den Verlust aller Derer, welche sich von dem Zuge entfernten, oder ihm nicht folgen konnten. Bohemund, welcher sein Heer zur See nach Epirus übersetzte, warf jeden bewaffneten Widerstand vor sich nieder und hielt gute Ordnung unter seinen Leuten. Daß er eine von „Ketzern" (ohne Zweifel von Paulicianern) bewohnte Stadt plündern ließ, war nach der Ansicht der Kreuzfahrer eine erlaubte That. Hugo von Vermandois zog mit seinem Heere über die Alpen und nach Apulien. Er empfing in Rom das goldene Banner St. Peters. Er und seine Leute küßten die Füße des Papstes, ergaben sich den Genüssen des Südens, zerstreuten sich in den Städten Italien's und kamen in einzelnen Haufen in der Nähe von Constantinopel an. Graf Hugo wurde selbst von den Griechen gefangen genommen, obgleich er dem griechischen Kaiser seine Ankunft durch vier und zwanzig Ritter in goldener Rüstung hatte anzeigen lassen. Als Alexius Comnenus sich die Hülfe des Abendlandes gegen die Mohammedaner erbat, dachte er nicht entfernt daran, daß solche Heeresmassen sich in Bewegung setzen würden. Er wollte Helfer, welche seinen Befehlen gehorchten, nicht übermüthige Gebieter, welche ihm Gesetze vorschrieben. Trotz alles Aberglaubens, in welchem die Kreuzfahrer befangen waren, hatten sie die Rücksichten für diese Erdenwelt keineswegs aufgegeben. Die mächtigeren Fürsten und Herren, namentlich die Grafen Bohemund und Raimund, dachten wenigstens eben so viel an die Gründung irdischer Reiche, als an das Himmelreich. Die minder begünstigten Kreuzfahrer hofften, mit Schätzen beladen in die Heimath zurückzukehren, oder irgend eine Burg oder ein Schloß im Osten zu gewinnen. Auf ihrem Marsche durch das Gebiet des griechischen Kaisers hatte nur Gottfried von Bouillon Mäßigung bewiesen. Alle übrigen Heerführer hatten sich Gewaltthätigkeiten erlaubt, welche kein Landesherr dulden konnte, ohne seine Würde zu beeinträchtigen. Hugo von Vermandois hatte gleich bei seiner Landung in der Nähe von Durazzo den griechischen Kaiser durch Wort und That verletzt. Er nannte sich den König der Könige, schickte an den griechischen Befehlshaber jener Seestadt eine trotzige Botschaft und nahm zwei verbannte griechische Staatsdiener in sein Gefolge auf. Bohemund hatte früher schon blutige Kriege mit dem oströmischen Kaiser geführt und deutlich zu erkennen gegeben, daß er nach den Reichthümern dieses Landes lüstern sei. Zwischen dem oströmischen Kaiser und den Fürsten des Abendlandes bestand kein Vertrauen, im Gegentheile hegten sie gegenseitig einen oft nur zu wohl begründeten Argwohn. Die Griechen betrachteten die Abendländer als Barbaren, welche keinen Anspruch hätten, auf dem Fuße der Gleichheit behandelt zu werden. Die kecken Ritter des Abendlandes dagegen verachteten die Griechen als feige Betrüger und Weichlinge. Beide Theile haßten sich überdies als Ketzer, deren ewiges Seelenheil verloren sei.

Durch mancherlei Kunstgriffe und Bestechungen brachte es Alexius Comnenus dahin, daß ihm sämmtliche Führer der Kreuzheere einen Eid leisteten, welcher sein Eigenthumsrecht auf die früher zum oströmischen Reiche gehörigen Länder wahren sollte. Am längsten widerstrebten ihm Tancred und Raimund. Einmal wurde selbst zu den Waffen gegriffen und längere Zeit war es zweifelhaft, ob der Kreuzzug nicht unter den Mauern Constantinopel's sein Ende erreichen würde. Endlich fügte sich Tancred und Raimund versprach, seine Waffen nicht gegen die Griechen wenden zu wollen. Der oströmische Kaiser hatte die Vorsicht gebraucht, niemals mehr, als ein Kreuzheer in die Nähe von Constantinopel kommen zu lassen. Bevor das zweite anrückte, wurde das erste auf griechischen Schiffen nach Kleinasien übergeführt, welche nach Constantinopel zurückkehrten, sobald sie ihre

Ladung jenseits des Bosphorus abgesetzt hatten. Alexius Comnenus bemühte sich mehr, die Gefahren abzuwenden, mit welchen ihn die Kreuzfahrer bedrohten, als mit der Hülfe der Abendländer der mohammetanischen Herrschaft im Osten ein Ende zu bereiten. Er hatte die stolzen Kreuzfahrer zu genau kennen gelernt, um zu glauben, sie würden ihm mit Freuden gehorchen. Er hatte Bohemund durch reiche Schätze gewonnen, Hugo von Vermandois durch zarte Rücksichten, welche er ihm während seiner Gefangenschaft angedeihen ließ, besänftigt. Doch Graf Raimund blieb sein Todfeind trotz des von ihm geleisteten Eides, Gottfried von Bouillon hatte einmal schon gegen Alexius zu den Waffen gegriffen und die übrigen Fürsten und Herren waren zwar durch den Glanz des oströmischen Hofes geblendet worden, voraussichtlich hegten sie aber Alle den Wunsch, sich an den Griechen rächen zu können. Alexius Comnenus überließ die Kreuzfahrer, sobald sie in Asien angelangt waren, ihrem Schicksal und war nur darauf bedacht, von dem Kriegszuge der Abendländer jeden möglichen Vortheil zu ziehen, welcher ohne Opfer gewonnen werden konnte.

Nachdem die vier Heere in den Ebenen von Bithynien angelangt waren, zählten sie 100,000 vollständig bewaffnete Reiter, und die ganze Masse der Streiter, Frauen, Mönche, Einsiedler und Kinder, welche das Kreuz genommen hatten, nicht eingerechnet, wird auf 600,000 angegeben. In der Nähe von Nicäa schloß sich Peter von Amiens mit dem geringen Ueberreste seines Haufens dem Kreuzzuge an. Nach einer Belagerung von sieben Wochen und drei Tagen erlangte Kaiser Alexius (im Juni 1097) die Uebergabe der Burg von Nicäa. Die Kreuzfahrer waren zwar sehr erbittert, daß ihnen der Preis ihrer Anstrengungen entginge, doch verstand es Alexius, die Führer durch reiche Geschenke zu gewinnen, wobei sich die Uebrigen beruhigen mußten. Das ganze Land diesseits des Taurus, aus welchem die Kreuzfahrer die Mohammetaner vertrieben, nahm Alexius in Besitz. Bei Doryläum in Phrygien wurden die Mohammetaner geschlagen. Kilidsche Arslan blieb jedoch noch immer ein mächtiger Gebieter und regte die übrigen mohammetanischen Herrscher des Ostens zum Widerstande gegen die Christen auf. Mit Mühe und großen Verlusten zogen die Kreuzfahrer durch wasserarme Gegenden und mit großer Anstrengung überstiegen sie den steilen Taurus. Zwietracht und Hader herrschten in ihren Reihen. Tancred und Gottfried's Bruder, Balduin, stritten sich um den Besitz der Stadt Tarsus. Kurz darauf entfernte sich Balduin gänzlich von dem Kreuzheere und gründete in Edessa ein Reich. Bei der Belagerung von Antiochia machte Bohemund, welcher durch Verräther, die er bestochen hatte, Einlaß gewinnen konnte, die Bedingung, daß ihm die Herrschaft über die Stadt eingeräumt werden solle. Erst nachdem ihm diese von den übrigen Fürsten zugestanden worden war, führte er das Kreuzheer hinein. Die Belagerung von Antiochia, welche neun Monate gedauert hatte, erschöpfte die Kräfte des Kreuzheeres, von welchem Tausende, im Winter des Jahres 1097 auf 1098, an Hunger, Elend und Krankheit starben. Tausende, unter ihnen auch Peter von Amiens, suchten sich durch die Flucht der herrschenden Noth zu entziehen. Letzterer wurde jedoch mit Schimpf und Schande von Tancred in's Lager zurückgebracht. Schon drei Tage nach der Eroberung Antiocha's rückte auf Barkiarok's Befehl Kerboga mit einem Heere, welches auf 2 bis 300,000 Mann geschätzt wurde, vor die Stadt und schloß die Christen in derselben ein. In der größten Noth rettete ein „frommer Betrug" das bedrängte Kreuzheer. Der provençalische Mönch Peter verstand es nämlich, die ausgehungerten Kreuzfahrer glauben zu machen, er habe die Lanzenspitze, mit welcher Christus am Kreuze gestochen worden sei, entdeckt. Was keine Macht der Rede und kein Vernunftgrund bewirkt hätte, that diese angebliche Reliquie. Die Kreuzfahrer, welche früher nur durch absichtlich angelegte Feuer aus ihren Quartieren zum Kampfe getrieben werden konnten, rafften sich, im Glau-

ben an die heilige Lanze, zu einer außerordentlichen Anstrengung auf, schlugen das Heer Kerboga's und machten in dessen Lager eine unermeßliche Beute. Der arme Mönch Peter sollte später durch die Feuerprobe sich von dem Verdachte eines Betruges reinigen und kam in dessen Folge elend um's Leben. Doch das Kreuzheer war mittlerweile gerettet, und der Reliquienglaube wurde durch diesen Vorgang eben so wenig erschüttert, als der Glaube an die Feuerprobe. — Eine Zeit lang hielt der Vezier des Chalifen Mostali, Afdal, die Kreuzfahrer mit Unterhandlungen hin. Der päpstliche Legat, Ademar von Puy, starb. Endlich ermannten sich die Kreuzfahrer, getrieben von Gottfried, Tancred und den beiden Robert, rückten gegen Palästina vor und sahen Jerusalem am Morgen des siebenten Juni 1099. Am fünfzehnten Juli erstürmten sie die Stadt. Ihr Heer war auf 40,000 Mann zusammengeschmolzen, von welchen kaum die Hälfte noch kampffähig war. Furchtbar wütheten die Kreuzfahrer nach dem Siege; weder Frauen, noch Kinder wurden geschont. Siebenzig Tausend Mohammedaner wurden niedergemacht und die Juden in ihrer Synagoge verbrannt. Nachdem die Kreuzfahrer sich im Blute der „Ungläubigen," wie sie ihre Mitmenschen andern Glaubens nannten, gebadet hatten, gingen sie barfuß und mit entblößtem Haupte den Calvarienberg hinan, küßten den Stein, welcher, der Sage nach, das Grab Christi bedeckt hatte, vergossen Thränen der Freude und der Reue, blieben aber so roh und grausam, als sie zuvor gewesen waren. Nur Tancred zeigte menschliches Mitgefühl. Raimund gestattete der Besatzung der Burg freien Abzug. Diese konnte ihren Glaubensgenossen die Gräuel berichten, welche vor ihren Augen drei Tage lang begangen worden waren. Mit Mühe hielten die Führer die Kreuzfahrer ab, den geschlossenen Vertrag zu brechen. Sie vermochten die abziehende Besatzung nur dadurch zu retten, daß sie der Mordlust ihrer Krieger andere Gegenstände wiesen. So tief waren die Lehren der Pfaffen von der Verdienstlichkeit der Tödtung der Ungläubigen in die Herzen der rohen Kreuzfahrer eingedrungen!

§. 4. Das Königreich Jerusalem bis zum zweiten Kreuzzuge (1147).

Acht Tage nach der Einnahme Jerusalem's erwählten die Führer der Kreuzfahrer Gottfried von Bouillon einstimmig zum Könige von Jerusalem. Gottfried nahm die Wahl an, begnügte sich jedoch mit dem Titel eines Vertheidigers und Baronen des heiligen Grabes. Er befestigte zuerst sein wankendes Reich bei Ascalon durch das Schwert, indem er das Heer der Fatimiden ohne große Anstrengung in die Flucht schlug. Dann bemühte er sich, den jungen Staat durch Gesetze und wohlthätige Einrichtungen auf eine dauernde Grundlage zu stellen. Ihm widerstrebte aber der päpstliche Legat, Daimbert, Erzbischof von Pisa, welcher vor Kurzem aus Rom angekommen war. Dieser warf sich, im Namen des Papstes, zum Herrn des neuen Reiches auf. Gottfried und Bohemund bequemten sich dazu, aus seinen Händen ihre Besitzungen als Lehen zu empfangen. Daimbert verlangte, als Eigenthümer von Jerusalem und Jaffa anerkannt zu werden, und Gottfried war so schwach, ihm ein Viertheil beider Städte sofort abzutreten und den Rückfall der übrigen drei Viertheile für den Fall seines kinderlosen Ablebens zuzusagen. Durch dieses Zugeständniß impfte er seinem kleinen Reiche den Keim des Todes gleich nach seiner Geburt ein. Es bestand nur aus den Städten Jerusalem und Jaffa und etwa zwanzig Dörfern und Flecken der Umgegend. Innerhalb seines Gebietes hausten noch in mehreren uneinnehmbaren Burgen Mohammedaner, welche die Christen täglich bedrohten. Die ganze Kraft des jungen Staates war erforderlich, sich inmitten feindlicher Völker zu behaupten; indem der päpstliche Legat den Löwenantheil der Eroberung für sich in Anspruch

nahm, entzog er diesen dem Reiche, welches noch fremder Hülfe bedurfte, um bestehen zu können.

Die Verfassung, welche Gottfried dem Reiche Jerusalem ertheilte, ist von besonderem Werthe aus dem Grunde, weil sie der bestimmteste Ausdruck damaliger Staatsweisheit ist. Mit Zustimmung des Patriarchen, der Barone, der Geistlichkeit und der Laien stellte Gottfried die Verfassung von Jerusalem fest. An der Spitze des neuen Staates standen zwei Tribunale: der Gerichtshof der Barone und der Gerichtshof der Bürger. In dem erstern führte der König den Vorsitz; der Prinz von Galilea, der Herr von Sidon und Cäsarea und die Grafen von Jaffa und Tripolis waren die hervorragendsten Mitglieder desselben. Eben und Testamente wurden der Geistlichkeit überwiesen. Im Gerichtshofe der Bürger führte, im Namen des Königs, ein Graf den Vorsitz. Wie der obere Gerichtshof aus Baronen und Rittern, war der untere aus Bürgern zusammengesetzt. In dem obern Gerichtshofe hatten alle Barone des Reiches Sitz und Stimme, im unteren aber nur diejenigen Bürger, welche dazu fähig erachtet und ernannt worden waren.

Der gerichtliche Zweikampf war ein Vorrecht des Adels in allen Straffachen, welche Leben, Gliedmaßen oder die Ehre eines Menschen betrafen, und in allen bürgerlichen Streitigkeiten, im Betrage von wenigstens einer Mark Silbers. In Straffachen konnte der Ankläger den Zweikampf fordern, in bürgerlichen Streitigkeiten konnte der Beklagte jeden Zeugen, der wider ihn aussagte, des Meineids beschuldigen und den Kampf mit ihm verlangen. Frauen, Greise über sechzig Jahre alt und Verstümmelte durften einen Kämpfer für sich stellen. Der Tod traf Denjenigen, welcher im Kampfe unterlag. Der Richter mochte in manchen Fällen den Kampf entweder gestatten, oder verweigern. Der Verurtheilte konnte das Urtheil der Richter anfechten, mußte aber in diesem Falle mit sämmtlichen Gliedern des Gerichtes an einem Tage kämpfen, und der Tod war sein Loos, wenn er nur von Einem derselben besiegt wurde.

Wie die Adeligen dem obern, so waren die Bürger dem untern Gerichtshofe unterworfen. Beide Gerichte hatten es aber nur mit den lateinischen Christen zu thun. Für die Syrier, die orientalischen Christen: Melchiten, Jakobiten oder Nestorianer, bestand ein besonderer Gerichtshof. Die lateinischen Geistlichen verfolgten diese Klasse von Menschen auf's bitterste. Die Könige von Jerusalem hatten Mühe, sie zu schützen. Die Leibeigenen und Sklaven waren der Willkür ihrer Herren preisgegeben. Ein Streitroß hatte den Werth dreier Sklaven. Das Königreich Jerusalem, welches anfangs so enge Grenzen hatte, erweiterte sich allmälig durch die Eroberung der Seestädte Laodicea, Tripolis, Tyrus und Ascalon. Der Fürst von Antiochia, Bohemund, unterwarf sich nicht der Oberherrschaft des Königs von Jerusalem, wohl aber die Grafen von Edessa und Tripolis. Die Lateiner dehnten ihre Herrschaft bis jenseits des Euphrat's aus, vermochten jedoch nicht, die Mohammedaner aus den syrischen Städten Hems, Hamah, Damascus und Aleppo zu verdrängen.

Nach der Schlacht von Ascalon kehrten die meisten Kreuzfahrer in ihre Heimath zurück. Nur Tancred mit 300 Rittern und 2000 Fußsoldaten blieb zur Vertheidigung Palästina's bei Gottfried. Diese Zahl vermehrte sich jedoch bald durch neue Ankömmlinge, unter welche das den Mohammedanern abgenommene Land vertheilt wurde. Sechshundert sechs und sechzig Ritter theilten sich in das Gebiet des neuen Staates und hatten dafür die erforderlichen Kriegsdienste zu leisten. Unter dem Banner des Grafen von Tripolis standen 200 Ritter. Jeder Ritter hatte im Felde vier Knappen oder berittene Bogenschützen zu stellen. Die Kirchen und die Städte stellten 5070 Fußsoldaten. Die ganze bewaffnete Macht des Staates Jerusalem belief sich auf beiläufig 11,000 Mann.

Gottfried von Bouillon stand nicht lange an der Spitze des neuen Reiches in

Palästina. Er starb schon ein Jahr nach der Eroberung Jerusalem's (1100). Ihm folgte sein Bruder Balduin, der Graf von Edessa, welcher unbedenklich den Königstitel annahm. Sein Fürstenthum Edessa trat er an Balduin von Bourges ab. Tancred, mit welchem der neue König in tödtlicher Feindschaft lebte, zog sich von Jerusalem zurück und verwaltete das Fürstenthum Antiochia, während Bohemund in türkischer Gefangenschaft schmachtete. Mit dem herrschsüchtigen Patriarchen Daimbert machte Balduin I. wenig Umstände. Er ließ die Reichthümer, die der habgierige Kirchenfürst zusammen gescharrt hatte, von seinen Kampfgenossen plündern und trieb den Störefried aus Jerusalem. Die Schätze Daimbert's gaben dem Könige die Mittel, die Egypter zu schlagen. Ermuthigt durch den zahlreichen Zuzug aus Europa, faßte Balduin I. den Plan, Egypten ganz oder theilweise an sich zu reißen. Drei neue Kreuzheere waren auf dem Marsche nach Palästina. Das eine rückte unter dem Oberbefehle des Grafen Raimund von Toulouse in Kleinasien ein, wurde aber dort von den Mohammedanern fast gänzlich aufgerieben; das zweite, unter dem Grafen Wilhem von Nevers, hatte ein gleiches Schicksal, von 15,000 Kreuzfahrern langten nur 700 in Antiochia an; das dritte, geführt von dem Grafen Hugo von Vermandois, welcher auf dem ersten Kreuzzuge nicht über Constantinopel hinaus gekommen war, Hugo von Lusignan und Anderen, hatte kein günstigeres Schicksal. Hugo von Vermandois starb in Tarsus an seinen Wunden. Wilhelm von Poitou, welcher sich bei demselben Heere befand, erreichte nur mit sechs Genossen ein Schloß Tancred's. Alle diese mächtigen Kreuzheere brachten dem Könige Balduin I. nicht die erwartete Hülfe. Dennoch griff er die Egypter an, erlitt aber eine schwere Niederlage. Die kräftigste Unterstützung wurde dem Königreiche Jerusalem von Seiten der italienischen Handelsstaaten zu Theil, welche die Pilger am schnellsten und sichersten nach Palästina überschifften und bei dieser Gelegenheit mit guten Frachtpreisen, die sie bezogen, einen gewinnreichen Handel verbanden. Trotz der Niederlage, welche die Egypter ihm beibrachten, dehnte Balduin I., im Kampfe mit Barkiarok und anderen mohammedanischen Herrschern, die Grenzen seines Reiches aus. Mitten in einem Kriege gegen die Egypter starb Balduin plötzlich (1118). Auf seine Empfehlung wurde sein Vetter Balduin von Bourges zu seinem Nachfolger erwählt. Er trat seine Herrschaft in Edessa dem tapfern Joscelin ab. Beide geriethen in die Gefangenschaft Balak's, eines Nachkommen Ortok's. Joscelin machte sich selbst frei, Balduin II. wurde ausgelöst. Der Doge von Venedig brachte Hülfe. Tyrus ward (1124) erobert. Doch der türkische Atabeg, Emadeddin Zenghi, und der Staat der Assassinen bereiteten den Christen blutige Kämpfe. Dagegen wurden die Johanniter und Tempelherren kräftige Stützen des neuen Reiches. Balduin II. starb (1131). Mit Einwilligung der Stände hatte er schon bei Lebzeiten das Königreich dem Gatten seiner Tochter Melisende, Fulko von Anjou, übergeben. Der griechische Kaiser Kalo-Johannes, riß die Oberherrschaft über Antiochia an sich. Fulko gerieth in die Gefangenschaft der Mohammedaner und mußte sich durch eine große Geldsumme auslösen. Er war der schwierigen Stellung, welche er inne hatte, schon wegen seines hohen Alters nicht gewachsen und starb (1143) mit Hinterlassung eines dreizehnjährigen Sohnes, welcher ihm, unter dem Namen Balduin III., nachfolgte. Die vormundschaftliche Regierung führte seine Mutter Melisende, welche dem Drange der Verhältnisse nicht gewachsen war. Zenghi eroberte das Land um den Orontesfluß und (1144) sogar die Stadt Edessa. Nach dessen Tode (1146) kam Edessa wieder in die Macht der Christen, doch Zenghi's Sohn, Nureddin, ein ausgezeichneter Krieger, eroberte Edessa von neuem und zerstörte die Stadt vollständig.

Die Nachricht von diesem Verluste wirkte anfangs betäubend auf das Abendland, regte aber bald schon die christlichen Herrscher an, dem bedrohten Königreiche Jerusalem

Hülfe zu bringen. Der zweite Kreuzzug fand in dem Verluste von Edessa seine unmittelbare Veranlassung.

§ 5. Die Johanniter und Templer.

Schon vor dem Beginne der Kreuzzüge, bereits im Jahre 1048, wurde zu Jerusalem durch Kaufleute von Amalfi eine Kirche gegründet nebst einem, Johannes dem Täufer gewidmeten, Mönchskloster. Die Mönche führten den Namen Johanniter oder Spitalbrüder und verpflichteten sich, Kranke und Arme zu pflegen und den Pilgern beizustehen. Dieser Orden erhielt nach und nach große Besitzungen. Als Jerusalem später von den Kreuzfahrern eingenommen und der Einfluß des Adels daselbst vorherrschend wurde, wandelte der Ordensmeister Raimund du Puy den bürgerlichen Mönchsorden in einen geistlichen Ritterorden um (1120). Die Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen wurde dem gewöhnlichen Mönchsgelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth hinzugefügt. Die Mitglieder dieses Ordens wurden in drei Klassen getheilt: in Ritter, welche die Waffen führten, in Capellane, welche die geistlichen Verrichtungen übten, und in Waffenträger, welche die Kranken pflegten und die Pilger begleiteten. Im Jahre 1113 stifteten Hugo von Pajens, Gottfried von St. Aldemar und sieben andere Ritter einen Orden zur Beschützung der Pilger, welcher aber bald die allgemeinere Bestimmung der Vertheidigung des christlichen Glaubens und des heiligen Grabes gegen die Mohammedaner annahm. König Balduin II. gab diesen Rittern eine Wohnung an der Ostseite des Platzes, wo früher der Tempel Salomonis stand, von dem sie den Namen Templer, Tempelbrüder, Tempelherren (Templarii) annahmen. Der Patriarch von Jerusalem erkannte diese Ritter als eine geistliche Verbindung an und im Jahre 1127 wurde der Orden auf dem Concilium von Troyes durch den Papst Honorius II. bestätigt.

Beide Orden gewannen bald unermeßliche Reichthümer in allen christlichen Ländern. Der König Alphons I. von Aragonien und Navarra setzte beide Ritterorden sogar zu Erben seiner Reiche ein. Zwar kamen sie nicht in deren Besitz, wohl aber erlangten sie in Folge dieser Erbeinsetzung in jenen beiden Reichen Ländereien und nutzbare Rechte von großem Umfange. Lothar von Sachsen schenkte den Tempelherren (1130) seine Güter in der Grafschaft Supplingenburg und Heinrich I. verlieh ihnen große Besitzungen in England.

Diese beiden Ritterorden wurden bald die festesten Stützen des Königreichs Jerusalem. Lange Zeit zeichneten sie sich durch ihre Tapferkeit, Anspruchslosigkeit und Opferbereitwilligkeit aus. Doch die Grundlage, auf welcher diese Orden beruhten, war noch verkehrter, als diejenige der gewöhnlichen Mönchsorden. Obgleich der Johanniterorden von Bürgerlichen gegründet worden war und das Spital das Mutterhaus gegenüber dem Tempel war, wurden später alle Bürgerlichen von beiden Orden ausgeschlossen. Nur Ritter von altem Adel fanden darin Aufnahme. Die stolzen Barone, welche aus Ehrgeiz in den hochgefeierten Orden traten, brachten wohl Fähigkeit zu militärischem Gehorsam, allein durchaus keine Anlagen zur Keuschheit und zur Armuth mit sich. Acht und zwanzig Tausend geschlossene Güter von verschiedenem Werthe, welche sie bald geschenkt erhielten, machten den beiden geistlichen Ritterorden möglich, eine bedeutende Kriegsmacht zum Schutze Jerusalem's auf die Beine zu bringen, und gaben ihnen zugleich die Versuchung, das Gelübde der Armuth nicht wörtlich zu nehmen. Das Gelübde der Keuschheit wurde von ihnen noch kecker verletzt, als von den gewöhnlichen Mönchen. Je größer der Ruhm, welchen Johanniter und Templer in den ersten Zeiten ihres Bestehens ernteten, je größer der Zudrang junger, strebender Adeliger nach diesen Orden war, desto größere Vorrechte

erlangten sie vom Papste, von Kaiser, Königen und Fürsten, und desto schneller arteten sie aus.

Das Oberhaupt des Johanniterordens hieß Großmeister des Hospitals zu St. Johann in Jerusalem, und führte den Titel eines Schutzherrn (Guardian) des Heeres Jesu Christi. Er wurde von den Rittern erwählt. In seinen Händen lag die ganze Macht des Ordens; doch standen ihm die Vorsteher der verschiedenen Zungen (Bezirke) zur Seite. Die acht Zungen des Ordens waren: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England. Das Wappen des Ordens bestand in einem silberen, achteckigen Kreuze in rothem Felde. Die Templer theilten sich gleichfalls in drei Klassen. Diese waren aber verschieden von den Klassen des Johanniterordens: Ritter, Waffenträger und dienende Brüder. Erst im Jahre 1172 kam noch eine Abtheilung Geistlicher hinzu. Als Ordenszeichen trugen die Templer einen Gürtel von leinenen Fäden, welcher ihre Keuschheit andeuten sollte, jedoch bald schon in schreiendem Widerspruch mit ihrer Lebensweise gerieth. Die Ritter trugen weiße, leinene Mäntel mit achteckigen, blutrothen Kreuzen, die Geistlichen weiße, die dienenden Brüder graue oder schwarze Kleidung. Die Ritter dieses Ordens, wie des Johanniterordens, wählten allein sämmtliche Beamte. Der Großmeister der Templer hatte, gleich demjenigen der Johanniter, Fürstenrang, und dünkte sich allen Königen Europa's gleich. Die Johanniter nahmen von ihren späteren Wohnsitzen den Namen der Rhodiser und der Maltheser an und führen, bis auf diesen Tag, ein Scheinleben fort. Die Templer hatten ein unglücklicheres Schicksal. Wir werden später auf beide Orden noch zurückkommen.

Fanatismus war der leitende Beweggrund des Mittelalters. Er fand sich bei den Mohammedanern nicht minder, als bei den Christen. Was bei diesen Johanniter und Templer, waren bei jenen die Assassinen.*) Ruhige sittliche Kraft und ein religiöses Gefühl, welches mit der Vernunft, übereinstimmte — waren weder im christlichen, noch im mohammedanischen Lager zu finden.

§ 6. Die Führer des ersten Kreuzzuges.

Von den Führern des ersten Kreuzzuges haben wir Gottfried von Bouillon und den Grafen Hugo von Vermandois schon zu ihrem Tode begleitet. Die Schicksale mehrerer anderer verdienen aber noch erzählt zu werden. Der Normanne Bohemund, welcher, wie wir oben schon angedeutet haben, bei seinem Kreuzzuge nicht von überirdischen, sondern von sehr irdischen Beweggründen getrieben war, ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, ein Reich für sich zu gründen. Er machte sich zum Fürsten von Antiochia gegen den Willen der übrigen Führer des Kreuzzuges und gerieth daher mit diesen in Spannung, um so mehr, als er sich weigerte, auch nur die Oberherrlichkeit des Königs von Jerusalem anzuerkennen. Als das Kreuzheer von Antiochia nach Jerusalem aufbrach, fiel es Bohemund schwer, sich im Kampfe mit den ringsum wohnenden Mohammedanern zu behaupten. Er gerieth in die Gefangenschaft eines türkischen Emir's und fühlte sich gekränkt, daß er, obwohl mit vollem Rechte, bei der Wahl des Königs von Jerusalem dreimal übergangen wurde. Tancred, welcher ein Todfeind Balduin's I. war, verließ, sobald dieser gewählt wurde, Jerusalem, das schwerlich ohne seinen tapfern Arm und seinen ausdauernden Muth erobert worden wäre, und trat die Verwaltung des Fürstenthums Antiochia während der Gefangenschaft Bohemund's an. Dieser kaufte sich zwar nach einiger Zeit los, ging aber bald nach Europa, um neue Streitkräfte zur Behauptung seines Fürstenthums an sich zu ziehen. Die Abendländer waren durchaus nicht geneigt,

*) S. §. 19 unten.

Bohemund Hülfe zu gewähren. Er hatte aus Ehrgeiz und Herrschsucht seine Sache von derjenigen des Kreuzheeres getrennt. Wer nach dem Osten ziehen wollte, hatte nur Jerusalem im Auge und beachte nicht, daß der Besitz von Antiochia für die Christen von unermeßlicher Wichtigkeit sei. Die kriegerischen Rücksichten wurden bei den Kreuzzugen immer den religiösen untergeordnet. Seine getäuschten Hoffnungen erbitterten mehr und mehr das leidenschaftliche Gemüth Bohemund's. Er wollte wenigstens seine Rache an dem oströmischen Kaiser kühlen, starb jedoch, bevor ihm dies gelang und ehe er nach Antiochia zurückkehrte. Bald nach ihm starb auch Tancred (1111), welcher bis zu seinem Tode Antiochia beherrscht hatte. Roger, der Vetter Tancred's, verwaltete nach ihm das Fürstenthum im Namen des Sohnes Bohemund's. Er fiel aber schon 1119 im Kampfe mit den Türken. Bohemund's Sohn war noch minderjährig. Er ehelichte Balduin's II. Tochter, fiel jedoch gleichfalls bald im Kampfe mit den Mohammedanern. Er hinterließ eine Tochter, Constantia, welche später den Grafen Raimund, Sohn Wilhem's IX. von Poitou, ehelichte. Der oströmische Kaiser, Kalojohannes, welcher die Constantia mit einem Prinzen seines Hauses zu vermählen gewünscht hatte, um das Fürstenthum Antiochia wieder dem griechischen Reiche einzuverleiben, griff den Gatten der Constantia an, gerade zu einer Zeit, da König Fulko dem von Zengi bedrängten Grafen von Tripolis zu Hülfe zog. Fulko bedurfte selbst des Beistandes seiner Freunde. Fürst Raimund eilte, ihn zu retten, während der oströmische Kaiser seinen Krieg gegen den Beherrscher Antiochiens fortsetzte. Raimund mußte dem Kaiser huldigen und ihm versprechen, sein Fürstenthum Antiochia gegen einige syrische Städte abzutreten, welche Kalojohannes zu erobern hoffte. Unter diesen Bedingungen wurde zwar der Friede zwischen Lateinern und Griechen hergestellt, dennoch konnten beide keine erheblichen Fortschritte gegen die Mohammedaner machen. Als Kalojohannes (1138) mit seinem Heere nach Europa zurückkehrte, neigte sich das Kriegsglück entschieden auf die Seite der Muselmänner. Später kam Kalojohannes noch einmal nach Syrien, um Besitz von Antiochia zu nehmen, starb jedoch (1143), bevor ihm dieses gelang.

Noch früher, als Bohemund, hatte sich Balduin, Gottfried's von Bouillon Bruder, von dem Kreuzheere getrennt, nachdem er sich mit Tancred über den Besitz der Stadt Tarsus gestritten. Er bemächtigte sich, mit Hülfe der christlichen Bevölkerung, der Stadt Edessa und warf sich zu deren Fürsten auf. Viele Städte der Umgegend schlossen sich Balduin an. Sein Reich wurde in kurzer Zeit an Volkszahl und Gebiet bedeutender, als das Königreich Jerusalem. Doch alle Kräfte, welche dem Bruder Gottfried's zu Gebote standen, wurden, gleich denjenigen Bohemund's, dem Hauptunternehmen entzogen. Hätten die übrigen Führer der Kreuzfahrer, gleich Bohemund und Baldnin gehandelt, so hätte sich das Kreuzheer vollständig zersplittert, bevor es Jerusalem erreichte, und die s. g. heilige Stadt wäre niemals in den Besitz der Christen gelangt. Balduin schloß sich übrigens nicht in dem Maße, wie Bohemund, von der gemeinschaftlichen Sache der Kreuzfahrer ab. Er huldigte dem ersten Könige von Jerusalem, und als dieser starb und er selbst auf den Thron des „heiligen Grabes" gehoben wurde, trat er das Fürstenthum Edessa seinem Vetter Balduin ab, welcher, als er seinerseits König wurde, es dem tapfern Joscelin überließ. Anfangs wurde zwar dieser von den Mohammedanern gefangen; er machte sich aber bald wieder frei und führte dann mit ihnen glückliche Kriege. Nach Joscelin's Tode (1131) führte sein leichtfertiger Sohn und Nachfolger, Joscelin II., das Fürstenthum Edessa seinem Untergange entgegen. Während er sich dem Vergnügen ergab, mehrte Zengbi seine Macht. Joscelin II. verlegte seinen Wohnsitz von Edessa nach Tellbascher und gab dadurch dem kecken und rührigen Zenghi Gelegenheit, Edessa einzunehmen (1144):

Zwar besetzte Joscelin II. nach Zengbi's Tode Edessa von neuem, doch gab er dadurch die Stadt nur der Rache der Türken preis, der sie bald schon erlag.

Die beiden Robert, der Herzog der Normandie und der Graf von Flandern gelangten unversehrt nach Jerusalem, hatten auch Aussicht, an die Spitze dieses neuen Reiches gestellt zu werden, lehnten die Ehre ab, und kehrten nach Europa zurück. Der Graf Raimund von Toulouse, welcher seiner Heimath ein ewiges Lebewohl gesagt und sich darauf eingerichtet hatte, im Osten zu verbleiben, wurde, wegen seiner Eifersucht und seines Ehrgeizes, bei der Wahl in Jerusalem übergangen. Nach der Schlacht von Ascalon zog auch er aus Palästina ab. Als später die Grafen von Burgund und von Blois mit einem Kreuzheere nach Constantinopel kamen, befand sich Raimund gerade daselbst und wurde aufgefordert, die Führung desselben zu übernehmen. Er gewann dabei keine Lorbeeren, indem fast das ganze Heer auf schmachvolle Weise zu Grunde ging.

Peter von Amiens, welcher die ganze Kreuzbewegung angeregt hatte, gab sich die größten Blößen. Die 40,000 Dummköpfe, welche sich ihm anvertraut hatten, gingen fast alle in Kleinasien zu Grunde. Bei der Belagerung von Antiochia wollte Peter von Amiens entfliehen, wurde aber aufgefangen und zurückgebracht. Aus Rücksicht für seine früheren Verdienste und weil Gottfried von Bouillon ein großer Pfaffenknecht war, wurde der Ausreißer in Jerusalem noch zum Statthalter ernannt. Die Gefahren, die er bestanden und durch eilige Flucht stets glücklich überwunden, hatten seinen immer schwachen Geist vollständig gebrochen. Er kehrte so bald als möglich nach seiner Heimath zurück und starb in dem von ihm gegründeten Kloster zu Huy (1115).

Urban II. welcher, nächst Peter von Amiens, der eigentliche Urheber der Kreuzzüge war, sah den Gefahren der Kreuzfahrer vom sichern Hafen ruhig zu. Er hatte nicht die Befriedigung, die Eroberung Jerusalems zu erleben. Er starb kurze Zeit, bevor die Nachricht davon ganz Europa in Bewegung brachte.

§ 7. Der zweite Kreuzzug und das Königreich Jerusalem bis zum Jahre 1187.

Der erste Kreuzzug war eine Privatunternehmung reicher und mächtiger Adeliger gewesen. Kein einziger der obersten Beherrscher des christlichen Abendlandes war in Person mitgezogen. Die christlichen Staaten als solche hatten sich nicht daran betheiligt. An der Spitze des zweiten Kreuzzuges standen dagegen der König Konrad III. der Deutschen und der König Ludwig VII. der Franzosen. Die beiden mächtigsten Reiche des Abendlandes boten ihre gesammten Streitkräfte auf, um das durch die Zerstörung Edessa's bedrohte Königreich Jerusalem zu retten. Ein halbes Jahrhundert war seit dem ersten Kreuzzuge vergangen. Die furchtbaren Erfahrungen, welche die Christen bei Gelegenheit desselben gemacht hatten, waren allgemein bekannt. Jedermann wußte, daß Hunderttausende von Kreuzfahrern ihr Leben nutzlos verloren hatten, weil die verschiedenen Führer des ersten Kreuzzuges unter sich gespalten und mit dem Kaiser Alexius von Griechenland nicht einig gewesen waren. Der erste Kreuzzug setzte sich in beiläufig sieben Heerhaufen in Bewegung und ihre Führer standen weder unter einander, noch mit dem byzantinischen Kaiser in einer innigen Verbindung. Das Heer des zweiten Kreuzzuges zerfiel nur in zwei Hauptabtheilungen, die deutsche unter Konrad und die französische unter Ludwig. Der deutsche König war mit dem oströmischen Kaiser Manuel I., welcher eine Schwester von Konrad's Gemahlin geehelicht hatte, nahe verschwägert. Außerdem wurden sich beide Herrscher durch gemeinschaftliche Bestrebungen, welche sie in Sicilien hegten, näher gerückt. Die christlichen Fürsten des Ostens und Westens hätten sich wohl mit einander verständigen können, um so mehr, als Manuel die Abendländer um Beistand gegen die Mohammedaner gebeten hatte

und die von ihren Königen in Person geführten Heere dem griechischen Kaiser weit mehr Bürgschaft für die genaue Beobachtung des Völkerrechtes leisteten, als die weniger geordneten Haufen des ersten Kreuzzuges. Allein die Leidenschaften, welche ein gutes Einvernehmen zwischen den christlichen Herrschern vor fünf Jahrzehnten verhindert hatten, rankten in deren Herzen fort. Die Deutschen traten ihren Marsch zu Ende April's 1147, die Franzosen erst zwei Monate später den ibrigen an. Das deutsche Heer zählte ohne die leicht Bewaffneten und ohne das Fußvolk 70,000 schwer gerüstete Reiter. In Philippopel fanden zwischen den Deutschen und den Griechen blutige Reibungen statt. Zu Adrianopel brannte Konrad's Neffe, Friedrich Barbarossa, ein Kloster nieder, als er erfuhr, daß griechische Soldaten einen Deutschen getödtet hätten, welcher darin Aufnahme gefunden Eine Zusammenkunft zwischen Konrad III. und Manuel I. kam nicht zu Stande, weil man sich nicht über das zu beobachtende Ceremoniel verständigen konnte. Die bitterste Feindschaft trennte die Beherrscher des oströmischen und des deutschen Reiches, so lange der letztere mit seinem Heere vor Constantinopel stand. Mit der Gewißheit, von Seiten der Griechen keine Unterstützung, vielmehr nur Hemmnisse erwarten zu dürfen, setzte Konrad nach Asien über. Die Lage des deutschen Kreuzheeres war unter diesen Umständen schon sehr bedenklich. Sie wurde dadurch unrettbar, daß sich Konrad mit seinem Bruder Otto über den einzuschlagenden Weg nicht einigte. Konrad nahm die kürzeste Straße durch Phrygien, welche das erste Kreuzheer gewählt hatte. Otto zog längst der Meeresküste über Ephesus nach Syrien. Beide warteten nicht auf das französische Heer, welches im Anzuge war. Sie hatten sich weder mit dem erforderlichen Mundvorrathe, noch mit zuverlässigen Wegweisern versehen. Otto's Heer wurde in Folge der Tücke der Griechen, welche ihm selbst gegen schweres Geld nicht genügende Lebensmittel lieferten und ihn absichtlich irre führten, fast gänzlich durch Hunger und Elend aufgerieben. Konrad's Heer wurde von den Griechen in die öden Gegenden Phrygien's geführt und im Augenblicke, da es der Wegweiser, der Lebensmittel und des Rathes am meisten bedurfte, der türkischen Reiterei schutzlos preisgegeben. Von dem Heere Otto's erreichte ein kleiner Theil Syrien. Konrad rettete nur den zehnten Theil seiner Leute, den er nach Nicäa führte, wo die Kreuzfahrer, um ihr Leben zu fristen, alle ihre Habe, sogar ihre Waffen, an die habsüchtigen Griechen verkaufen mußten. Mittlerweile war das französische Kreuzheer bei Constantinopel eingetroffen. Mit Ludwig VII. stellte der oströmische Kaiser sich auf einen freundlichern Fuß, als mit Konrad. Manuel I. erlangte von den französischen Rittern, daß sie ihm den Eid der Treue leisteten, und versprach dagegen, ihnen Wegweiser zu geben und für ihren Bedarf an Lebensmittel nach Kräften Sorge zu tragen. Ludwig schlug einen Weg ein, welcher zwischen den beiden von den Deutschen gewählten mitten hindurch zog. Konrad schloß sich mit seinen gelichteten Schaaren den Franzosen in Nicäa an, trennte sich aber in Ephesus wieder von ihnen und brachte den Winter in Constantinopel zu. Einige freundliche Schreiben des Kaisers Manuel machten den deutschen König vergessen, daß sein Schwager mehr als die Türken die Schuld des Verlustes seines Heeres trage. Die Franzosen hatten ein ähnliches Schicksal, als die Deutschen vor ihnen. Hunger, Strapatzen und das Schwert der Feinde verminderten das französische Heer bis auf einen geringen Ueberrest. Dieser gelangte nach der pamphylischen Seestadt Satalia, wo sich keine Schiffe vorfanden, und bald schon Hungersnoth und ansteckende Krankheiten ausbrachen. Wie Konrad, so verließ auch Ludwig mit seinen angesehensten Rittern das Heer. Er segelte aber doch nicht in die Hauptstadt seines tückischen Feindes, Constantinopel, sondern nach Antiochia. Ludwig zahlte zwar dem griechischen Statthalter von Satalia die geforderte Geldsumme, wofür die noch am Leben befindlichen Theilnehmer seines Kreuzzuges nach Antiochia befördert werden sollten, doch der Grieche hielt nicht Wort

Mühsam schlugen sich die Franzosen nach Antiochia durch. Um dieselbe Zeit, im Frühjahre 1148, langte Konrad III. in Palästina an und sammelte um sich die wenigen Schaaren, welche von seinem einst so mächtigen Heere noch übrig waren. Im Juli dieses Jahres wurde die Belagerung von Damascus unternommen. Deutsche, Franzosen und der König Balduin III., Melisenden's Sohn, strengten sich vergeblich an. Die zahlreichen Nachkommen der Kreuzfahrer, welche sich im Laufe eines halben Jahrhunderts in Palästina und Syrien niedergelassen hatten und welche man Pullanen nannte, neigten sich mehr auf die Seite der Mohammedaner, als der Abendländer. In den von Adeligen beherrschten und in aristokratischer Weise eingerichteten christlichen Reichen Palästina's und Syrien's hatten alle Diejenigen, welche nicht zu der herrschenden Klasse gehörten, eine sehr gedrückte Stellung, während sie unter mohammedanischer Herrschaft sich wohl fühlten. Die Pullanen suchten daher immer, ohne in offenen Kampf mit den Kreuzfahrern zu gerathen, die Bestrebungen der Mohammedaner zu fördern. Nachdem die Belagerung von Damascus aufgegeben worden war, suchten die drei Könige eben so vergeblich, Ascalon zu gewinnen. Die Pullanen hatten sie mit leeren Hoffnungen getäuscht und ohne dieselben vermochten die Kreuzfahrer nichts auszurichten. Die Deutschen schifften sich mit ihrem Könige, die meisten Franzosen ohne den ihrigen im Herbste des Jahres 1148 nach ihrer Heimath ein. Ludwig brachte den Winter in Jerusalem zu und kehrte im Frühjahre 1149 nach Frankreich zurück. Dieser zweite, von den mächtigsten Herrschern jener Zeit geführte Kreuzzug brachte gar nichts zuwege. Hundertausende von Menschen und Millionen an Geld und Geldeswerth gingen unter. Keine gewonnene Schlacht, keine eroberte Stadt, keine Siegestrophäe konnte einigen Trost dafür gewähren. Der unglückliche Ausfall dieses Kreuzzuges, welcher so pomphaft angekündigt worden war und welchem namentlich Bernhard von Clairvaux, dessen eifrigster Beförderer, den glücklichsten Erfolg prophezeiht hatte, brach den Muth der in Palästina und Syrien zurückgebliebenen Kreuzesfahrer während deren mohammedanische Gegner von neuer Kampflust beseelt wurden. Nureddin schlug und tödtete den Fürsten Raimund von Antiochia, nahm Joscelin II. gefangen und eroberte die Burgen, welche Letzterer nach Verlust seiner Hauptstadt in deren Nähe noch behauptet hatte. Balduin III. entzweite sich mit seiner Mutter Melisende; dennoch eroberte er (1153) Ascalon. Dagegen nahm Nureddin die Stadt Damascus, welche ein Nachkomme des Atabeg Togtekin beherrscht hatte, ein, vergrößerte dadurch seine Macht und wurde dem Reiche Jerusalem immer gefährlicher. Je bedenklicher die Lage der Christen wurde, desto weniger hielten sie zusammen. Der Fürst Rainold von Antiochia reizte den Kaiser Manuel I. zu einem Kriegszuge, durch welchen der Erstere gedemüthigt, und zugleich die Macht der Abendländer in Syrien geschwächt wurde. Bis zu seinem Tode (1162) kämpfte Balduin III. tapfer mit Nureddin. Sein Bruder und Nachfolger, Amalarich I., verband sich mit den Egyptern gegen Nureddin, rief dadurch jedoch einen Glaubenskrieg des sunnitischen Chalifen von Bagdad gegen den schiitischen Chalifen von Egypten hervor. Der unnatürliche Bund zwischen Amalarich und dem egyptischen Chalifen war von keiner Dauer. Der König von Jerusalem machte dem egyptischen Chalifen immer härtere Bedingungen, versuchte sogar (1168), sein Reich ganz an sich zu bringen. Auf's Aeußerste gebracht, warf sich der Vezir Schawer, welcher in Egypten allmächtig war, Nureddin in die Arme. Amalarich mußte seine egyptischen Eroberungspläne aufgeben, das Haus der Fatimiden wurde gestürzt und auf dessen Trümmern gründete Saladin das weit mächtigere Haus der Ejubiden. Amalarich starb im Jahre 1173. Sein Sohn, Balduin IV., war erst dreizehn Jahre alt und wurde bald schon von der furchtbaren Krankheit des Aussatzes ergriffen. Dennoch erfocht er bei Ramla, in der Nähe von Ascalon, einen glänzenden Sieg über Saladin (1177). Doch der Beherrscher Egypten's ließ sich

dadurch nicht beugen. Er eroberte Aleppo (1183), breitete seine Macht am Euphrat und Tigris und in Arabien immer weiter aus und schloß die christlichen Reiche in Palästina und Syrien von drei Seiten ein. Balduin konnte die Regierung nicht fortführen. Sein nächster, männlicher Verwandter war ein minderjähriger Sohn seiner älteren Schwester Sibille. Diese reichte (1180) dem Ritter Guido (Veit) von Lusignan ihre Hand, welcher in deren Namen die Regierung für Balduin V. führte. Der kranke König Balduin VI. überwarf sich mit Guido von Lusignan, verlieh, ihm zum Troße, dessen Todfeinde, dem Grafen Raimund von Tripolis, die Verwaltung des Reiches, und starb kurz darauf (1184). Sein Neffe, Balduin V., folgte ihm schon 1186 im Tode nach. Sibille bewirkte aber, daß ihr Gatte zum Könige von Jerusalem gekrönt wurde. Das ganze Reich spaltete sich in zwei Theile, von denen der eine Guido von Lusignan, der andere den Grafen Raimund von Tripolis als Haupt anerkannte. Der Letztere ließ den Gemahl der jüngeren Schwester Balduin's IV., Humfried von Toron, zum Könige erheben. Weder Guido, noch Humfried besaßen die Macht, ihre Anhänger in den Schranken zu halten. Derselbe Rainold von Antiochia, welcher den Kaiser Manuel I. früher gereizt hatte, fügte dem mächtigen Saladin eine schwere Beleidigung zu, indem er eine Karawane mohammedanischer Pilger überfiel, plünderte und in Ketten schlug. Saladin rückte auf Jerusalem los und schlug die Christen am fünften Juli 1187 bei Hittim auf's Haupt. Von allen Baronen des Reiches retteten sich nur drei durch die Flucht. Der König Guido fiel in die Hände der Mohammedaner. Auf Raimund ruhte der Verdacht, mit Saladin in geheimem Bunde zu stehen. Die ganze Seeküste von Tripolis bis Ascalon fiel in die Hände der Mohammedaner, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Tyrus. Diese rettete Conrad von Montferrat, der Bruder des ersten Gemahles Sibillens. Ascalon ergab sich an Saladin gegen das Versprechen, er wolle den König Guido im nächsten Frühjahre freigeben. Am dritten Oktober 1187 fiel Jerusalem in die Hände des Siegers.

§ 8. Der dritte Kreuzzug und der deutsche Ritterorden von (1187 bis 1196).

Wie ein Donnerschlag wirkte die Nachricht von dem Verluste Jerusalem's auf das gesammte Abendland. Von allen Kanzeln herab wurde gegen die schlaffen Ritter und Herren gesprochen, welche kein Gefühl für die Schmach der Christenheit hegten und ihre christlichen Brüder befehdeten, statt den gemeinsamen Feinden, den Mohammdanern, entgegenzutreten. Die Könige Heinrich II. von England und Philipp August von Frankreich hatten schon früher gelobt, einen Kreuzzug zu machen. Der Papst Lucius III. hatte sie wiederholt gedrängt, ihr Versprechen zu erfüllen. Doch Heinrich II. lebte mit seinem Sohne Richard in Zwist und Philipp August hatte den Plan gefaßt, die englischen Besitzungen in Frankreich an sich zu reißen. Als jedoch die Kunde von dem Verluste Jerusalem's nach dem Abendlande gelangte und die aus Palästina vertriebenen Christen die Gemüther in Aufregung brachten, mußten die beiden Könige auf die Stimmen ihrer Völker hören und versprechen, den Kreuzzug sofort anzutreten. Sie hielten an der Grenze der Normandie bei Gisors unter einer alten, berühmten Rüster eine Zusammenkunft und verpflichteten sich, gemeinschaftlich nach dem Osten zu ziehen (im Januar 1188). Dessenungeachtet brach schon bald der Krieg zwischen ihnen von neuem aus. Endlich zwangen die französischen Großen, welche das Kreuz genommen hatten, ihren König, Frieden mit Heinrich II. zu schließen. Heinrich starb im Juli 1189. Sein Sohn und Nachfolger, Richard Löwenherz, wollte das Gelübde seines Vaters lösen, und verabredete mit Philipp August, im Anfange des Sommers 1190 gemeinschaftlich ihren Kreuzzug zu beginnen.

Friedrich Barbarossa, der berühmte Kaiser der Deutschen, hatte, nachdem er in seiner Jugend mit Conrad III. an dem zweiten Kreuzzuge Theil genommen, keine Neigung gezeigt, wieder nach dem Osten zu ziehen. Die klugen, mit dem Fanatismus jener Zeit gewürzten Worte des päpstlichen Legaten brachten Friedrich jedoch plötzlich im sieben und sechszigsten Jahre seines Lebens zum Entschlusse, zum zweitenmale das Kreuz zu nehmen. Friedrich Barbarossa war unstreitig der größte Feldherr des Abendlandes seit den Tagen Karl Martell's und Karl's I. Im Mai 1189 begann er seinen Kriegszug. Sein Heer war nicht besonders zahlreich, wenigstens nicht im Vergleiche zu denjenigen, welche früher nach dem Osten gezogen waren. Es zählte 30,000 Mann, darunter 15,000 Ritter. Der Kaiser hatte sich einen freundlichen Empfang von Seiten des ungarischen Königs, Bela III., gesichert. Doch der oströmische Kaiser, Isack II., Angelius, bereitete Friedrich, ohne offenen Krieg zu führen, jedwede erdenkliche Hemmniß. Er ließ die Städte, an welchen der deutsche Kaiser vorbeizog, schließen, die Märkte sperren, die Wege durch Verhaue ungangbar machen und den Deutschen in Engpässen Hinterhalte legen. Auf Isack's II. Befehl wurden sogar Friedrich's Gesandte verhaftet. Dann schrieb er wieder zweideutige Briefe und schickte dem deutschen Könige freundliche Botschaft. Friedrich hielt sein Heer in strengster Zucht und rückte in trefflichster Ordnung unaufhaltsam vorwärts. Er nahm Adrianopel mit Sturm, besetzte Thracien bis an die Grenze von Macedonien und schrieb dem oströmischen Kaiser die Zahl der Schiffe, deren er bedurfte und die Stelle, an welcher sich dieselben einfinden sollten, vor. Während des Winters bezog sein Heer gute Quartiere. Im März 1190 setzte Friedrich bei den Dardanellen nach Asien über. Er führte sein Heer so meisterhaft, daß ihm die seldschukischen Reiter keinen Schaden anthun konnten. Im Wonnemonate nahm Friedrich Barbarossa Ikonium, die Hauptstadt des Seldschukenreiches Rum, ein, machte daselbst reiche Beute und rückte nach Cilicien vor, welches dazumal unter einem christlichen Könige von Armenien stand. Doch weiter sollte Barbarossa nicht vordringen. Er ertrank im Flusse Kalykadnus (Saleph) am 10. Juni 1190. An seiner Person hing der Erfolg des Kriegszuges. Seine Umsicht und seine Feldherrngaben hatten das Kreuzheer bisher vor denjenigen Gefahren bewahrt, welchen alle früheren erlegen waren. Sein Tod lähmte die Kraft und vernichtete das Selbstvertrauen der deutschen Krieger. Mehrere Ritter kehrten sofort in die Heimath zurück. Friedrich Barbarossa's zweiter Sohn, der Herzog Friedrich von Schwaben, unternahm, an seines Vaters Stelle, den Oberbefehl über das Kreuzheer. Er führte dieses, nicht ohne bedeutende Verluste, nach Antiochia, wo die Pest furchtbare Verheerungen unter demselben anstellte. Nur schwache Reste des einst so mächtigen Heeres kamen vor Acre an, welches dazumal von den Christen belagert wurde. Hier starb Friedrich von Schwaben im Januar 1191. Vor seinem Tode hatte er den deutschen Ritterorden gestiftet. Die Deutschen wurden in Syrien und Palästina von den christlichen Machthabern auf das Unwürdigste behandelt, in die Krankenhäuser der Johanniter und Templer nicht aufgenommen und von diesen in keiner Weise unterstützt. Die deutschen Ordensbrüder wurden bei jeder Gelegenheit von den Rittern anderer Nationen zurückgesetzt, obgleich der Orden in Deutschland mit ansehnlichen Gütern ausgestattet worden war. Templer und Johanniter waren weit von dem Standpunkte allgemeiner Menschenliebe oder auch nur von dem der Liebe zu ihren christlichen Brüdern entfernt und konnten nicht einmal ihre nationalen Vorurtheile beherrschen. Der deutsche Ritterorden litt übrigens an allen den Mängeln der anderen Orden seiner Zeit. Die deutschen Ritter waren der Jungfrau Maria geweiht und nannten sich daher auch Marianer, oder Brüder des deutschen Hauses unserer lieben Frau zu Jerusalem. Ihre Regel war ähnlich derjenigen der Templer; ihr ursprünglicher Zweck, die christliche Religion gegen die „Ungläubigen" zu vertheidigen, und die Kranken

im „heiligen Lande" zu pflegen. Die Ritter trugen ein schwarzes Kleid und weißen Mantel, auf welchem ein schwarzes Kreuz mit silbernem Rande befestigt war. Das Oberhaupt des Ordens, der Hochmeister, Deutschmeister oder Großmeister, wohnte anfangs in Palästina, später zu Venedig und seit 1297 zu Marburg. Als ihr Orden gestiftet wurde, waren das Königreich Jerusalem und die übrigen Besitzungen der Abendländer in Palästina und Syrien theils verloren gegangen, theils unhaltbar geworden. Die deutschen Ritter vermochten daher in dortiger Gegend nichts Bedeutendes mehr zu leisten. Um so kräftiger stritten sie aber später an der Ostgrenze Deutschland's, in Preußen und am baltischen Meere.

Früher, als Friedrich Barbarossa, hatten die Könige von England und Frankreich einen Kreuzzug gelobt. Zwischen dem deutschen und dem englischen Könige bestanden aber Mißverhältnisse, welche es unmöglich machten, daß beide zusammen wirkten. Richard Löwenherz wagte es nicht, durch Deutschland nach dem Osten zu ziehen. Friedrich war schon aufgebrochen, als Heinrich II. von England starb und war schon in den Fluthen des Kalikadnus umgekommen, als die beiden Könige diesseits und jenseits des Kanals sich in Bewegung setzten. Im September 1190 kamen Philipp August und Richard Löwenherz, ihrer Verabredung gemäß, mit ihren Heeren vor Messina an. Mit Mühe wurde während des Winters von 1190 auf 1191 der Friede zwischen beiden Königen und ihren Heeren aufrecht erhalten. Ende März schiffte sich Philipp August, bald darauf Richard Löwenherz ein. Die Franzosen landeten um die Mitte April's glücklich in Palästina. Richard hatte mit einem Sturme zu kämpfen und fing Krieg mit dem grausamen Beherrscher von Cyprus, dem griechischen Prinzen Isack, an, welcher die schiffbrüchigen Engländer hart behandelt hatte. Isack wurde gefangen und Cyprus von den Engländern eingenommen. Erst im Juni (1191) erreichte Richard Löwenherz die Küste Palästina's. In dem „gelobten" Lande standen, seit Saladin Jerusalem erobert hatte, die Angelegenheiten der abendländischen Christen sehr schlecht. Der Sultan von Egypten hielt das von ihm gegebene Wort und ließ den gefangenen König Guido von Lusignan, im Frühlinge des Jahres 1188, frei. Conrad von Montferrat behauptete die Stadt Tyrus im Kampfe mit Saladin und schloß sich dem Könige Guido an, welcher den Krieg mit den Mohamedanern bald wieder aufnahm, und im Jahre 1189 die Belagerung der Feste Ptolemais, oder St. Jean d'Acre, begann. Sein Heer vermehrte sich durch den Zuzug europäischer Kreuzfahrer auf 32,000 Mann, darunter 2000 Reiter. Doch auch Saladin hatte sich zum Kampfe gerüstet. Unglücklicherweise für die Christen brach zwischen König Guido und Conrad von Montferrat bald schon Zwietracht aus. Der Tod seiner Gemahlin Sybille erschütterte das Ansehen Guido's von Lusignan. Conrad von Montferrat riß die Krone an sich und glaubte seinen Anspruch dadurch zu begründen, daß er die jüngere Schwester Sybillens und Balduin's IV., Isabella, entführte und ehelichte. In den Streit zwischen diesen beiden Nebenbuhlern mischten sich Philipp August und Richard Löwenherz mit Eifer ein. Richard nahm sich Guido's, des Gatten Sybillens, an, was zur Folge hatte, daß Conrad von Montferrat die Belagerung der Feste Ptolemais aufgab, und sich nach Tyrus zurückzog, woselbst er, ein Jahr später, von zwei Assassinen ermordet wurde.

Philipp August und Richard waren kaum vor Ptolemais zusammengetroffen, als auch zwischen ihnen der alte Hader wieder ausbrach. Richard war seinem Gegner eben so sehr an Tapferkeit und Kriegskunst, als dieser ihm an Schlauheit und Staatskunst überlegen. Richard brachte in sechs Wochen die Ergebung der Festung zu Stande, den 12. Juli 1191, vor welcher Philipp drei Monate und Guido von Lusignan zwei Jahre vergeblich gelegen waren. Richard benahm sich aber gegen die Deutschen und Franzosen mit dem größten Uebermuthe, welcher von diesen um so schmerzlicher empfunden wurde, je

mehr Rücksichten der englische König für Saladin und die Mohammedaner an den Tag legte. Philipp August ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, den Osten zu verlassen, und schiffte sich bereits am letzten Juli nach Europa ein. Dem Herzoge Hugo von Burgund verlieh er den Oberbefehl über das französische Heer in Syrien. Natürlich wurde dadurch das Kreuzheer bedeutend geschwächt. Dies hielt aber den englischen König nicht ab, alle Kreuzfahrer anderer Nationen zu verletzen und zu mißhandeln. Den Herzog Leopold von Oesterreich ließ Richard mit Gewalt aus dem Hause treiben, von dem er Besitz genommen hatte, seine Fahne herabreißen und in den Koth werfen. Leopold verschluckte seinen Grimm und kehrte bald darauf nach Europa zurück. Ihm folgten die Deutschen und die Italiener, welche sich nicht der Rohheit des englischen Königs preisgeben wollten.

Richard hatte alle Nebenbuhler aus seiner Nähe vertrieben. Er stand unbestritten an der Spitze der christlichen Kämpfer im Osten und wurde von Saladin als oberster Feldherr derselben anerkannt. Die freundlichen Beziehungen, welche Richard und Saladin miteinander pflogen, hielten aber den englischen König nicht ab, einige tausend gefangene Mohammedaner niedersäbeln zu lassen, weil Saladin die bei der Capitulation von Acre eingegangenen Bedingungen nach Ablauf des letzten ihm gesetzten Termines nicht erfüllte. Saladin antwortete, indem er seinerseits eine Anzahl Christen abschlachten ließ. Sechs Wochen lang nach der Einnahme von Acre feierte Löwenherz, rückte dann nicht auf Jerusalem los und als er endlich diese Stadt belagern wollte, ergriffen die von ihm häufig verletzten Ritter mit Vergnügen die Gelegenheit, ihn fühlen zu lassen, daß er allein nichts vermöge. Die Franzosen erklärten in einem Kriegsrathe, welcher in der Entfernung weniger Meilen von Jerusalem gehalten wurde, der Angriff auf die Stadt sei unthunlich. Dem englischen Könige blieb nichts übrig, als einen Waffenstillstand mit Saladin zu schließen, welcher auch auf die in Syrien und Palästina ansässigen Christen Rücksicht nahm (11. September 1192). Diese blieben im Besitze von Antiochia, Tripolis, Acre, Joppe und allen anderen Küstenstädten. Ascalon wurde geschleift. Der Zugang zum s. g. heiligen Grabe sollte allen Christen freistehen, vorausgesetzt, daß sie einen Paß von Richard Löwenherz oder dem Scheinkönige von Jerusalem hätten. Zu dieser Würde erhob Richard den Grafen Heinrich von Champagne, welcher Conrad von Montferrat's Wittwe, Isabella, ehelichte. Den König Guido beruhigte er dadurch, daß er ihm die Insel Cypern verlieh.

Jerusalem blieb, nach wie vor, in Saladin's Gewalt. Die reichen Kräfte, welche das Abendland, zumal Deutschland, England und Frankreich, in's Feld gestellt hatten, waren nutzlos vergeudet worden. Im Anfange Oktobers 1192 schiffte sich Richard Löwenherz nach Europa ein und ließ den Christen in Syrien und Palästina keinen andern Schutz, als denjenigen eines dreijährigen Waffenstillstandes, welchen Saladin ihm gewährt hatte. Auf seiner Reise durch Deutschland wurde er von dem Herzoge Leopold von Oesterreich, welcher sich auf diese Weise an ihm rächte, gefangen genommen.*)

Schon fünf Monate nach Richard's Abreise starb Saladin (im März 1193). Sein Tod schwächte die kriegerische Stellung der Mohammedaner mehr, als viele verlorene Schlachten. Seine Söhne zerstückten das große Reich des Vaters und geriethen unter einander sogar in Zwietracht und Streit.†) Im Abendlande dauerte der Fanatismus für das s. g. heilige Grab und die Wuth gegen die Mohammedaner fort. Die Päpste wirkten aller Orten durch Welt- und Kloster-Geistliche im Sinne jenes abergläubischen und leidenschaftlichen Zeitalters. Seit dem Jahre 1195 zog der Pfarrer Fulko von Neuilly in ähnlicher Weise, wie, ein Jahrhundert zuvor, Peter von Amiens, in der Welt umher

*) Siehe unten §. 37. †) S. unten §. 16.

und predigte das Kreuz. Schon im folgenden Jahre stand ein neues Kreuzheer unter den Waffen. Heinrich VI., König von Deutschland und römischer Kaiser, welcher dazumal einen Aufstand in Apulien unterdrücken wollte, gab sich den Anschein, an dem Kreuzzuge Theil nehmen zu wollen, bestimmte die Kreuzfahrer, ihren Weg über Apulien zu nehmen, und versprach, ihnen dort die zur Ueberfahrt nach Palästina erforderlichen Schiffe zu liefern. Heinrich erreichte seinen Zweck vollkommen. Er unterdrückte mit Hülfe der Kreuzfahrer Apulien und entließ sie sodann, ohne sie jedoch zu begleiten. Conrad von Würzburg, des Kaisers Kanzler, führte den Oberbefehl. Im Jahre 1197 landete das deutsche Kreuzheer an der asiatischen Küste. Die syrischen Ritter geriethen aber mit den deutschen in Streit. Nach Heinrich's von Champagne Tode (1196) hatte sich dessen Wittwe, Isabella, mit Amalarich von Lusignan, Guido's Bruder, vermählt. Der Graf von Lusignan nannte sich Amalarich II. und er und Isabella nahmen beide den Titel eines Königs von Jerusalem an. Sie besaßen aber nicht die Kraft, eine redliche Zusammenwirkung zwischen dem deutschen Kreuzheere und den in Syrien befindlichen christlichen Streitkräften zu bewirken. Einzelne Erfolge, welche die Deutschen anfangs errangen, wurden von den syrischen Rittern beneidet und insgeheim bekämpft. Die Habgier der Deutschen mochte das Mißtrauen der Syrier nicht ohne Grund rege machen. Als Kaiser Heinrich starb, eilten die deutschen Reichsfürsten, in ihre Heimath zurückzukehren. Amalarich II. wußte sich nur dadurch zu helfen, daß er mit den Mohammedanern einen Waffenstillstand auf drei Jahre abschloß.

§. 9. Der vierte oder lateinische Kreuzzug (1197—1203).

Die Vernunft ist die einzig sichere Schranke gegen den Irrthum, wie gegen das Unrecht. Wo sie unterdrückt ist, werden auch die edelsten Beweggründe leicht in ihr Gegentheil verkehrt, oder wenigstens zu entgegengesetzten Zwecken mißbraucht. Der Zweck der Kreuzzüge war die Befreiung des s. g. heiligen Grabes aus den Händen der Mohammedaner. Eines der bedeutendsten Mittel zu diesem Zwecke bestand in der Schwächung der Macht der Muselmänner. Bei den drei ersten Kreuzzügen wirkten die Leidenschaften ihrer Führer wiederholt störend ein und gefährdeten deren Erfolge. Allein die Fürsten hielten doch an dem Grundgedanken fest, das s. g. heilige Grab den Christen zu erobern, oder zu sichern und folgeweise die Mohammedaner zu bekämpfen. Bei dem vierten, dem s. g. lateinischen Kreuzzuge wurde der eigentliche Zweck und das Ziel des Unternehmens vollständig aufgegeben. Statt Jerusalem, wurden die Städte Zara und Constantinopel erobert, statt der Mohammedaner wurden deren mächtigste und unmittelbarste Feinde, die Griechen, bekämpft. Kein Bollwerk der Mohammedaner, sondern die letzte Vormauer des Abendlandes gegen dieselben, das griechische Reich, wurde von den angeblichen Kreuzfahrern niedergerissen.

Die Ausdauer und die Tapferkeit, welche die Abendländer in dem Kampfe um das s. g. heilige Grab bekundeten, wären einer besseren Sache werth gewesen. Ein Heer nach dem andern ging zu Grunde und immer frische Streitkräfte fanden sich bereit, den Krieg von neuem zu beginnen. Die Thätigkeit der Geistlichen nahm einen größern Aufschwung, als Innocenz III. (1198) den päpstlichen Thron bestieg. Fulko war unermüdlich und der Papst erklärte sogar, ein Zehntheil seiner Einkünfte dem Kreuzzuge widmen zu wollen. Er legte der ganzen Geistlichkeit des Abendlandes eine Steuer von dritthalb Prozent ihres Einkommens auf und schickte seine Legaten aus, aller Orten das Kreuz zu predigen. Auf einer Kapitelversammlung des Cistercienser-Ordens gewann Fulko diese einflußreiche Körperschaft für seine Zwecke; bei einem Turniere in Champagne beredete derselbe sämmtliche anwesenden Fürsten und Herren, darunter die Grafen Thibaut von Champagne, Ludwig

von Blois und Chartres, Simon von Montfort und Rainold von Montmirail, den Bischof von Troyes, Gottfried von Villebardouin und andere, das Kreuz zu nehmen, welche beschlossen, zur See nach Palästina zu ziehen und sechs Ritter nach den italienischen Seestaaten schickten, um einen Vertrag wegen der Ueberfahrt des Kreuzheeres abzuschließen. Diese wandten sich nach Venedig, woselbst Heinrich Dandolo als Doge an der Spitze des Staates stand. Obgleich dieser damals schon drei und neunzig Jahre zählte und, in Folge einer erlittenen Verletzung, fast blind war, ergriff er die Gelegenheit doch mit Eifer, nicht um die Kreuzfahrer zu fördern, wohl aber um die Macht und den Einfluß seines Staates zu heben. Heinrich VI. hatte sich eines Kreuzheeres zu seinen persönlichen Zwecken bedient, dieses aber später nach Palästina verbringen lassen, ohne weitere Vortheile von den Kreuzfahrern zu ziehen. Der venetianische Doge verstand es aber, zuerst 85,000 Mark, acht und ein halb mal so viel, als Robert für das ganze Herzogthum der Normandie erhalten hatte, sich von den Kreuzfahrern versprechen zu lassen. Dann führte er diese nicht nach Palästina, sondern dahin, wo er sie brauchte, nämlich nach Zara in Dalmatien und Constantinopel. Fürwahr Dandolo könnte selbst den Diplomaten unserer Tage als Muster dienen! Die gläubigen Ritter ahnten allerdings die Absichten des Venetianers nicht; Papst Innocenz III. merkte sie aber und ertheilte dem Vertrage seine Bestätigung nur unter der Bedingung, daß das Kreuzheer auf seiner Reise nach dem Osten nicht mit Christen Krieg anfinge. Graf Thibaut von Champagne, der erwählte Oberfeldherr, starb. Der Markgraf Bonifacius von Montferat, welcher an seine Stelle gewählt wurde, traf, auf seiner Reise durch Deutschland, mit Philipp von Schwaben und mit dessen Schwager, dem vertriebenen griechischen Prinzen Alexius, dem Sohne Isack's und dem Neffen des Kaisers Alexius III. zusammen. Diese verblendeten den Markgrafen vollständig durch die glänzenden Versprechungen, welche sie ihm machten für den Fall, daß er Alexius siegreich in Constantinopel einführen würde. Die Sache war ruchbar. Viele der verbündeten Kreuzfahrer zogen auf anderen Wegen in das „gelobte Land". Eine beträchtliche Anzahl derselben, darunter auch viele Deutsche, fand sich jedoch in Venedig ein, um von dort weiter zu segeln. Die Kreuzfahrer brachten mit aller Mühe 51,000 Mark zusammen. Der tückische Dandolo benützte diesen Umstand mit Freuden zu seinen Zwecken. Er erklärte sich bereit, die Zahlungsfrist hinauszuschieben, bis sich die Kreuzfahrer durch eine Eroberung die fehlenden 34,000 Mark verschafft hätten, verlangte aber, daß sie ihm zuvörderst die Stadt Zara in Dalmatien unterwerfen helfen. Die Kreuzfahrer, welche kein Mittel wußten, aus der Schlinge zu kommen, nahmen den Vorschlag des Dogen an. Zara wurde eingenommen, geplündert und mißhandelt, trotz dem Verbote des Papstes, der den Kreuzfahrern sogar mit dem Banne gedroht hatte. Der Winter war eingetreten, die Kreuzfahrer blieben in Dalmatien. Dandolo und der Markgraf Bonifacius von Montferat benützten diese Zeit zu ihren Zwecken. Vergebens untersagte der Papst jeden Angriff auf das griechische Reich, umsonst verlangte er Ersatz für die Bewohner der Stadt Zara. Nur auf wenige, wie z. B. den Grafen Simon von Montfort, wirkte der Bannfluch, mit welchem Innocenz III. drohte. Die große Masse des Kreuzheeres schiffte nach Constantinopel, in dessen Angesichte die Flotte am 23. Juni 1203 erschien. Hier können wir diese Kreuzfahrer ihrem Schicksale überlassen, da sie ihre ursprüngliche Absicht vollständig aufgegeben haben. Bei der Geschichte des oströmischen Reiches werden wir ihnen wieder begegnen.

Mehr als ein Jahrhundert war vergangen, bevor die Kreuzfahrer erkannten, daß der kürzeste und sicherste Weg nach Palästina nicht durch das oströmische Reich und Kleinasien, sondern durch das mittelländische Meer führe. Allein im Laufe dieses Jahrhunderts hatte sich die ursprüngliche Begeisterung schon sehr abgekühlt. So schlau Dandolo auch

war, nimmermehr hätte er es vermocht, das Kreuzheer von seiner Bestimmung gänzlich abzulenken, wenn es mehr Gewissenhaftigkeit und Glauben und weniger Habgier und Herrschsucht gehegt hätte.

§ 10. Der fünfte Kreuzzug (1204—1238).

Während das Kreuzheer, unter Dandolo's Einfluß, die Stadt Zara eroberte und in Dalmatien Quartiere bezog, befand sich Egypten in einem Zustande vollkommener Ermattung, welcher den Christen jede kriegerische Unternehmung im Osten sehr erleichtert haben würde. In den Jahren 1201 und 1202 waren die Nil-Ueberschwemmungen ungewöhnlich schwach, woraus zwei Mißernten entsprangen. Der Krieg zwischen Christen und Mohammedanern und die Feindseligkeiten, welche, unter den Nachfolgern Saladin's selbst, ausgebrochen waren, erschwerten die Zufuhren von Außen her. Es entstand eine der furchtbarsten Hungersnöthe, deren die Geschichte erwähnt. Krankheiten folgten, wie gewöhnlich, und brachten das Elend des Landes zu seinem Gipfelpunkte. Die Christen wußten von diesen für ihre Bestrebungen günstigen Verhältnissen keinen Vortheil zu ziehen. Sie waren namentlich in Syrien und Armenien, unter sich uneiniger, als jemals, ja viele Kreuzfahrer verließen sogar Palästina und Syrien, um an der Beute Theil zu nehmen, welche ihre Genossen, unter Dandolo's Führung, im oströmischen Reiche machten. Im Jahre 1204 schlossen die Christen von Syrien und Palästina mit den Mohammedanern einen neuen Waffenstillstand. Amalarich II., der Gatte Isabellen's und Scheinkönig von Jerusalem, starb 1205. Ihre älteste Tochter Marie wurde als Erbin des Reiches anerkannt und ehelichte (1208) den Grafen Johann von Brienne, welcher zwar Tapferkeit und Körperkraft, allein weder Schätze noch Heere besaß. Er wandte sich an den Papst Innocenz III., welcher das Kreuz predigen und (1215) eine Kirchenversammlung zu Rom halten ließ, auf der ein neuer Zug besprochen wurde. Nach Innocenz's Tode (1216) brachte Honorius III. (1217) wieder einen Kreuzzug zu Stande. Andreas II., König von Ungarn, war die bedeutendste Person desselben. Herzog Leopold VII. von Oesterreich, Herzog Otto von Meran und der Erzbischof von Salzburg standen an der Spitze der deutschen Kreuzfahrer. Aus dem Norden zogen Norweger und Dänen, Friesen, Kölner und Bremer zur See, nach Palästina. Bei den Letzteren befand sich der kölnische Domherr Oliver, welcher eine ausführliche Schrift über diesen Kreuzzug abfaßte. Das Kreuzheer war so zahlreich in Palästina, daß die Mohammedaner nicht wagten, ihm auf offenem Felde entgegen zu treten. Sie hielten sich in ihren befestigten Plätzen und warteten ab, bis die gewöhnlichen Einflüsse die Macht der Christen gebrochen haben würden. Der König von Ungarn kehrte mit dem besten Theile seines Heeres im Anfange des Jahres 1218 nach seiner Heimath zurück. In Acre ergaben sich die Kreuzfahrer der ausgelassensten Schwelgerei. Der Herzog von Oesterreich, welcher vor der Ankunft der Norddeutschen nichts Bedeutendes unternehmen wollte, begnügte sich damit, dem Scheinkönige von Jerusalem, Johann von Brienne, bei der Befestigung Cäsarea's behülflich zu sein. Endlich kamen die Norddeutschen an. Ein Theil derselben hatte unterwegs den Portugiesen in ihrem Kampfe gegen die Mohammedaner beigestanden, während der andere, durch mancherlei Unglücksfälle aufgehalten, nur kurze Zeit vor jenen in Ptolemais angelangt war. Als der Feldzug beginnen sollte, bewirkte der päpstliche Legat, Pelagius, im Interesse der italienischen Seestaaten, daß nicht das „gelobte Land," sondern Egypten angegriffen wurde. Das Kreuzheer belagerte die Seestadt Damiette. Der Beherrscher von Egypten, Saladin's Bruder, Adel, starb im Herbste 1218. Sein Sohn Kamel, welcher mit seinen eigenen Truppen zu kämpfen hatte, erbot sich, das ganze ehemalige Königreich Jerusalem an die

Christen abzutreten, wenn sie die Belagerung Damiette's aufgegeben wollten. Johann welcher auf diese Weise zum erstenmale zu der Hoffnung berechtigt wurde, sein Königreich Jerusalem zu Gesicht zu bekommen, wollte das Anerbieten annehmen. Der päpstliche Legat, welcher aber bei der Eroberung der reichen Stadt mehr zu gewinnen hoffte, als bei der friedlichen Abtretung Jerusalem's und Palästina's, widersetzte sich und erlangte, daß die Unterhandlungen mit den Mohammedanern abgebrochen wurden. Im November 1218 wurde zwar Damiette von den Christen erobert. Die Streitigkeiten zwischen dem päpstlichen Legaten und dem König Johann wurden aber immer bitterer. Der geistliche Herr wollte nicht blos im Rathe, sondern auch in der Schlacht den Oberbefehl führen. Johann verließ das Kreuzheer. Pelagius befehligte dasselbe ohne Nebenbuhler, allein er wagte keine kriegerische Unternehmung. Ein ganzes Jahr lang wartete er nutzlos auf die Ankunft Friedrich's II. Endlich entschloß er sich zum Kriege. Doch das Heer versagte ihm den Gehorsam und verlangte die Zurückberufung des tapfern Johann. Er kam und rückte gegen Mansura. Allein der günstige Zeitpunkt des Kampfes war vorüber. Die Mohammedaner hatten ihre Streitkräfte gesammelt. Der Nil begann seine Ueberschwemmungen. Die Egypter durchstachen die Dämme. Die Christen konnten sich glücklich schätzen, durch einen Friedensvertrag freien Abzug aus Egypten, das s. g. heilige Kreuz (d. h. ein sehr zweifelhaftes, altes Stück Holz) und die Herausgabe der Gefangenen zu erlangen. Jerusalem und fast ganz Palästina blieben in der Gewalt der Mohammedaner. Die Kreuzfahrer zogen ab. Auch dieser Kreuzzug scheiterte an den unbändigen Leidenschaften seines Führers (des päpstlichen Legaten Pelagius), ohne welche Jerusalem und ganz Palästina den Christen übergeben worden wären. Der Sultan Kamel hatte sich sogar erboten, das Geld zum Wiederaufbau der Mauern Jerusalem's herzugeben.

Ungeachtet aller dieser Thatsachen wurde nicht dem päpstlichen Legaten Pelagius, sondern dem römischen Kaiser Friedrich II. die Schuld des Mißlingens dieses Kreuzzugs beigemessen. Friedrich II. hatte, als junger Mann von ein und zwanzig Jahren, gedrängt von dem Papste, Innocenz III., das Kreuz genommen, als er in Aachen gekrönt wurde (1215). Fünf Jahre später wiederholte Friedrich bei seiner Krönung in Rom das Gelübde. Je mehr aber dieser deutsche König an Jahren, Verstand und Einsicht zunahm, desto klarer erkannte er, daß er Unrecht gethan habe, ein solches Versprechen zu geben. Friedrich II. theilte nicht den Aberglauben seiner Zeit. Er war ein aufgeklärter und scharfblickender Despot und stand daher als würdiger Gegner dem Papste Innocenz III. gegenüber. Hätte einer dieser beiden Gewalthaber geherrscht, ohne den andern als Gegner zu finden, so hätte die Welt es bitter gebüßt. Der weltliche Despotismus des Einen fand seine Schranke in der geistlichen Herrschaft des Andern. Das voreilige Versprechen des deutschen Königs war die Kette, an welcher ihn die Päpste sein ganzes Leben hindurch zu führen suchten. Wie wenig Werth diese Kirchenfürsten in damaliger Zeit auf den Erwerb Palästina's und Jerusalem's legten, erhellt am besten daraus, daß der Legat Pelagius die Stadt Damiette dem ganzen Königreiche Jerusalem vorzog. Pelagius handelte nicht im Widerspruche mit den vom Papste empfangenen Verhaltungsmaßregeln; sonst würde er später aus dem Osten mit Schimpf und Schande abberufen worden sein. Im Gegentheile stieg er in der Meinung der Päpste, welche sich seiner später in den wichtigsten Angelegenheiten bedienten. Doch Friedrich II. war für die angeblichen Nachfolger Petri ein sehr unbequemer Nachbar. Sie führten mit ihm, mehr oder weniger verdeckt, einen Krieg auf Tod und Leben. Die Päpste harrten mit Ungeduld des Augenblicks, ihren Feind zu stürzen. Nach mannigfaltigen Mahnungen sagte Friedrich II. im Frühlinge 1223 zu, innerhalb zweier Jahre eine Kreuzfahrt anzutreten, und verlobte sich mit Jolanta, der Tochter des Scheinkönigs Johann und Marien's. Im Jahre 1225 erlangte Friedrich II

vom Papste wieder einen zweijährigen Aufschub, mußte jedoch, für den Fall, daß er nicht Wort hielte, sich selbst des Bannfluches schuldig erkennen. Er vermählte sich darauf mit Jolanta, nahm den Titel eines Königs von Jerusalem an und ließ sich (1226) in Palästina huldigen. Hierüber gerieth er mit seinem Schwiegervater Johann, dem Gemahle Marien's in Streit. Sein Verhältniß zum Papste, Honorius III., ward immer bitterer. Mit dessen Nachfolger, Gregor IX., zerfiel Friedrich durchaus. Zur festgesetzten Zeit, im Sommer 1227, sammelte sich ein Kreuzheer in Apulien. Ein Theil desselben setzte nach Palästina über, ein anderer harrte der Abfahrt Friedrich's II. Dieser zögerte noch immer. Endlich segelte er mit einem Heere von 40,000 Mann ab, kehrte aber schon nach drei Tagen zurück. Seine Freunde schrieben die Umkehr einer schweren Krankheit, seine Feinde absichtlichem und hartnäckigem Ungehorsame gegen den Papst zu. Am 27. September desselben Jahres schleuderte Gregor IX. seinen Bannfluch gegen ihn. Der deutsche Kaiser war in offenen Krieg mit den Lombarden gerathen. Der Papst wiegelte das ganze Abendland gegen ihn auf. Im August 1228 schiffte Friedrich II. sich zum zweitenmale nach Palästina ein und landete am 8. Sept. in der Festung Acre. Friedrich, welcher einen großen Theil seines Lebens in Neapel und Sicilien unter Mohammedanern zugebracht hatte und mannigfaltige Verbindungen mit den Saracenen pflog, besaß unter diesen zahlreiche Freunde und Verehrer. Der Sultan Kamel von Egypten hatte ihn sogar um Hülfe gegen seinen Bruder Moattam angerufen. Letzterer war mittlerweile gestorben. Kamel bedurfte der Hülfe Friedrich's II. nicht mehr. Er nahm den deutschen König aber mit großen Ehrenbezeugungen auf und versicherte ihn seiner Freundschaft. Der Patriarch von Jerusalem, die Johanniter und Templer erkannten Friedrich anfangs als ihren Herrn und Schützer an. Zum erstenmale seit hundert und drei und dreißig Jahren hatten die Christen die gegründete Aussicht in den dauernden Besitz Jerusalem's und Palästina's zu gelangen. Doch wenn nicht gleich anfangs, so war schon seit langer Zeit die Eroberung des s. g. „heiligen" Landes nur Vorwand, die Erhöhung der päpstlichen Macht und die Demüthigung ihrer Gegner der eigentliche Zweck, welchen die anmaßlichen Nachfolger Petri bei den Kreuzzügen verfolgten. Weit entfernt, sich über die endliche Erfüllung des von Friedrich gegebenen Versprechens zu freuen und im Hinblicke auf die Großartigkeit des von ihm begonnenen Krieges die Verspätung zu verzeihen, den früher geschleuderten Bannfluch zurückzunehmen und den Kreuzzug zu fördern, — erneuerte Gregor IX. denselben und trat dem Kaiser auf's gehässigste und feindlichste entgegen. Er schickte ihm zwei Franciscanermönche nach, welche den päpstlichen Fluch in Palästina über Friedrich II. aussprachen. Sobald dieses geschehen war, wandten sich die syrischen und palästinischen Christen von dem Kaiser ab.

Friedrich II. hielt im Frühjahre 1229 seinen feierlichen Einzug in Jerusalem, setzte sich in der Kirche des s. g. heiligen Grabes selbst die Krone auf. Der Patriarch von Jerusalem schloß die Kirche und erklärte dieselbe durch die Anwesenheit des deutschen Königs, Friedrich's II., für entweiht. Die Johanniter und Templer ließen den Sultan Kamel benachrichtigen, daß er den Kaiser bei seinem Ausfluge zum Jordanflusse überraschen und tödten könnte. Dennoch gelang es diesem, mit dem Sultan Kamel einen Waffenstillstand auf zehn Jahre zu schließen, nach welchem die Christen die Stadt Jerusalem und die anderen s. g. „heiligen" Orte von Palästina, Tyrus und Sidon zurück erhalten, dagegen auf die Festungen und auf die Wiedereroberung des ganzen Landes verzichten sollten. Gegen diesen, den Christen höchst günstigen Vertrag, eiferten die Pfaffen und deren Anhänger in derselben und noch gehässigeren Weise, wie früher gegen das Anerbieten Kamel's, ganz Palästina und Jerusalem abtreten zu wollen.

Sie konnten aber das Geschehene nicht ungeschehen machen, selbst Gregor IX. mußte

den Vertrag Friedrich's II. später anerkennen. Das Königreich Jerusalem stand übrigens nach Friedrich's Abreise auf schwachen Füßen. Die Großen des Reiches und die Geistlichen stritten mit dem Stellvertreter des Königs. Nach dem Vertrage sollten die Mohammedaner freie Religionsübung in Jerusalem haben und ihnen die Moscheen des Tempels gehören. Das war den fanatischen Christen ein Gräuel. Dennoch erreichte Jerusalem in der kurzen Zeit des Friedens einen früher nie gekannten Wohlstand. Die Völker, Mohammedaner und Christen, waren des Kampfes müde. Der Papst suchte vergeblich, den Fanatismus des Kreuzes früherer Zeiten wieder zu erwecken. Der Aberglaube der Völker war zu stark ausgebeutet worden. Wie in unseren Tagen mit Revolution und Anarchie, so wurde damals mit Unglauben und Ketzerei der empörendste Mißbrauch getrieben. Nicht blos gegen die Saracenen des Ostens, auch gegen die Mauren Spaniens, gegen die Heiden Liefland's, gegen die Albigenser Frankreich's und gegen die Mitglieder der kaiserlichen Familie wurde das Kreuz gepredigt. Die „Gläubigen" brauchten jetzt nicht mehr nach Palästina zu wandern, um einen vollständigen Ablaß zu gewinnen, und die beutelustigen und ehrgeizigen Ritter konnten mit besseren Aussichten in ihrer Nähe kämpfen. Die Bettelmönche, welche der Papst ausschickte, das Kreuz zu predigen, trieben mit der ihnen ertheilten Vollmacht den empörendsten Mißbrauch. Sie boten den Ablaß, welcher den Kreuzfahrern versprochen wurde, für Geld aus, sprachen Jeden, der das Kreuz genommen hatte, für Geld von dem Gelübde los und brachten dadurch die Kreuzzüge in übeln Ruf. Dennoch ließ sich König Thibaut von Navarra noch zu einem Kreuzzuge bereden, an welchem viele französische Ritter Theil nahmen. Wie gewöhnlich richteten sich die Kreuzfahrer durch ihre Uneinigkeit selbst zu Grunde, ohne den Zweck, dem sie zu dienen vorgaben, die Eroberung Palästina's, im Geringsten zu fördern.

§ 11. Der sechste Kreuzzug (1239—1254).

Seit dem Tode Saladin's nahm die Macht der Ejubiden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ab. Die großen Völkerbewegungen, welche in Nordasien um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stattfanden, wirkten auch auf Syrien, Palästina und Egypten zurück. Die Mongolen warfen sich auf das zwischen dem Aralsee, dem kaspischen Meere und dem Dschihun-Flusse gelegene mohammedanische Reich Chowaresmien. Die türkischen Söldnerschaaren, welche dem chowaresmischen Herrscher dienten, überschwemmten, wie einst die Gothen von den Hunnen getrieben, die südlicheren Gegenden. Hier stießen sie mit den Syrern zusammen. Sie erlitten zwar keine Niederlage, traten aber in den Sold des egyptischen Sultans, Saleh Ejub, nahmen Jerusalem ein (1244), schlugen bei Gaza das christlich-mohammedanische Heer von Syrien und gewannen (1245) die Stadt Damascus, in welche der egyptische Sultan den Sitz seines Reiches verlegte. Die frechen Söldner, welche aus Chowaresmien gekommen waren, wurden zwar bald aufgerieben, allein der Umschwung, welchen sie in den Angelegenheiten Syrien's und Palästina's herbeiführten, hatte dauernde Folgen. Die Egypter eroberten (1247) Tiberias und Ascalon und das christliche Reich in Syrien und Palästina, welches nicht verschmäht hatte, sich mit den Mohammedanern zu verbinden, um den wilden Söldnern des Nordens widerstehen zu können, gerieth an den Rand des Verderbens. Der Fanatismus des Abendlandes war erschöpft. Die Völker fühlten, wenn sie es auch nicht klar erkannten, daß sie von geistlichen und weltlichen Machthabern zu deren persönlichen Zwecken ausgebeutet werden sollten. Vergebens predigten die päpstlichen Bettelmönche, umsonst versprachen sie Ablaß für dieses und jenes Leben. Viele gläubige, Bethörte, oder augenblicklich Begeisterte, zumal Friedrich II., hatten bitter empfunden, daß die Geistlichkeit ein Gelübde zu einer furchtbaren Waffe gegen alle Die-

jenigen zu machen verstehe, welchen ein solches abgedrungen worden war. Die Völker waren, wenn nicht verständig, doch unwillig geworden, den Aufforderungen der Geistlichen Folge zu leisten. Unter den Königen des Abendlandes fand sich aber noch Einer, welcher, wie Don Quixotte hinter dem Ritterthume, so hinter dem Kreuzfanatismus des Mittelalters herging: Ludwig IX., der Sohn der Königin Blanka und, der rechtlichen Vermuthung nach, Ludwig's VIII., Königs von Frankreich. Seine Mutter stand aber mit den Geistlichen ihres Hofes und namentlich mit dem römischen Legaten auf einem so vertrauten Fuße und Ludwig IX. hatte so viel mehr Aehnlichkeit mit dem Geistlichen, als mit seinem Vater, daß starke Zweifel gegen die eheliche Geburt desselben obwalten. Jedenfalls erhielt Ludwig eine durchaus pfäffische Erziehung. Die Religion, nicht in der freien Auffassung des vernünftigen Menschen, sondern in dem beschränkten Sinne des sclavisch gebundenen Mönchs bildete den Beweggrund seines ganzen Lebens. Er zitterte von früher Kindheit an für das Heil seiner Seele und erkannte als einzige Mittel, es zu retten, die von den Pfaffen empfohlenen Aeußerlichkeiten an. Er glaubte den ganzen Unsinn der katholischen Kirche seiner Zeit und ging von dem Grundsatze aus, der Laie solle, wenn er das Christenthum angreifen höre, es nicht anders, als mit dem Degen vertheidigen, diesen solle er aber dem „Ungläubigen" so tief als er gehe, in den Leib stechen. Im Jahre 1244, gerade um die Zeit, als Jerusalem von den Mohammedanern erobert wurde, hatte Ludwig IX. einen heftigen Fieberanfall und in diesem ein Gesicht, welches ihn trieb, das Kreuzgelübde abzulegen. Der Papst, Innocenz IV., benützte diesen Umstand zu seinen Zwecken. Viele französische Bischöfe und Große folgten dem Beispiele ihres Königs, namentlich die drei Brüder Ludwig's: Robert von Artois, Alphons von Poitou und Karl von Anjou. Vier Jahre lang rüstete Ludwig. Im August 1248 segelte das französische Kreuzheer von Aigues Mortes nach Cypern ab. Hier überwinterte es und ward der Beschluß gefaßt, den Angriff nicht auf Palästina, sondern auf Egypten zu machen. Der Sultan dieses Landes, Saleh Ejub, hatte Zeit, seine Vertheidigungsmaßregeln zu treffen. Die Franzosen brauchten nicht weniger, als zehn Monate, um von Aigues Mortes nach Egypten zu kommen. Sie nahmen die Festung Damiette fast ohne auf Widerstand zu stoßen, machten große Beute und besaßen in dieser Stadt einen hochwichtigen Stützpunkt für ihre weiteren kriegerischen Operationen. Sie nützten aber nicht die Gunst des Schicksals. Unthätig, obgleich erwartungsvoll, blieb das Kreuzheer bis zum Herbste in der eroberten Stadt. Erst gegen Ende November's, nachdem Graf Alphons mit neuen Truppen angekommen war, brachen die Kreuzfahrer auf. Ihr Heer zählte 20,000 Ritter und 40,000 Fußsoldaten. Im Laufe zweier Monate vermochten die Franzosen, welche Kairo erobern wollten, nur wenig von der Stelle zu rücken. Der feuchte Boden erschwerte die Bewegung der Bewaffneten. Die zahlreichen Kanäle und Dämme waren eben so leicht zu vertheidigen, als schwer zu gewinnen. Die Reiterei der Egypter und das griechische Feuer, dessen diese sich gegen die Christen bedienten, verursachten den Letzteren bedeutende Verluste. Dennoch langten die Franzosen im Anfange des folgenden Jahres (1250), nach zwei blutigen Schlachten, in Mansura an. Allein der Graf von Artois, welcher die Feinde zu ungestüm verfolgte, fand mit mehreren Hunderten der tapfersten Ritter den Tod. Die Egypter machten mit Erfolg einen Angriff auf die Schiffe der Franzosen und schnitten ihnen dadurch jede Zufuhr ab. Mangel und Krankheiten lichteten schnell die Reihen des Kreuzheeres. Die Franzosen versuchten, sich durchzuschlagen, wurden umzingelt und theils getödtet, theils gefangen. Nur Wenige entkamen durch die Flucht. Viele der Gefangenen wurden niedergehauen oder gingen elend zu Grunde. Endlich ward ein Waffenstillstand abgeschlossen, nach welchem Damiette von den Franzosen geräumt, den Christen die von ihnen besessenen Städte in Palästina gelassen und die Gefangenen gegen ein unermeß-

liches Lösegeld frei gegeben werden sollten (im April 1250). Nachdem Ludwig IX. bei Gelegenheit einer Verschwörung gegen den egyptischen Sultan in größter Lebensgefahr gewesen war, wurde er mit den übrigen Gefangenen frei gelassen. Er kehrte aber nicht nach Frankreich zurück, vielmehr schiffte er nach Acre und blieb drei Jahre lang in Palästina, ohne irgend etwas Erhebliches zu leisten. Am 24. April 1254 reiste der König nach Frankreich ab; von den 60,000 Streitern, welche bei dem Abmarsche aus Damiette noch unter seinen Befehlen gewesen, waren Wenige übrig geblieben. Frankreich hatte den Verlust seiner tapfersten Krieger, der großen Kosten des Zuges und das schwere Lösegeld der Gefangenen schmerzlich zu empfinden

§ 12. Der siebente Kreuzzug und der vollständige Verlust des sogenannten heiligen Landes (1291).

Die Angelegenheiten des Ostens nahmen eine durchaus neue Wendung seit die Mongolen, im Februar 1258, Bagdad erobert, dem Chaliphate ein Ende gemacht und ein mongolisch-türkisches Reich in Persien gegründet hatten. Hulagu erklärte sich unter dem Titel Ilek-Chan zum Beherrscher von Persien. Sobald er sich dieses Landes sicher glaubte, machte er Anstalten, auch Syrien zu unterwerfen. Mosul ergab sich. Aleppo wurde im Sturme genommen und furchtbar verwüstet. Damascus, Hamath und Hems unterwarfen sich; die übrigen Städte des Landes wurden rasch bezwungen. Hulagu, der Mongolenfürst, bestellte Ketboga zum Statthalter von Syrien (1260) und kehrte nach dem Osten zurück. Doch nicht lange konnten sich die Mongolen in Syrien halten. Sie wurden durch die Mamluken, welche aus Egypten kamen, geschlagen. Einer ihrer Feldherren, Bibars, schwang sich an deren Spitze, eroberte (1265) Cäsarea und Arsuf im Kampfe mit den Christen und belagerte darauf Acre, jedoch ohne Erfolg. Dagegen nahm Bibars Antiochia, die Stadt, welche die Christen zuerst in Syrien gewonnen und fast zwei Jahrhunderte behauptet hatten, ohne Widerstand (1266). Siebenzehn Tausend Christen verloren dabei ihr Leben, hundert Tausend ihre Freiheit. Hintereinander fielen die bisher noch von den Christen behaupteten Seestädte Laodicea, Gabala, Berytus, Sidon und Jaffa, die Burgen der Johanniter und Templer. Die Lateiner besaßen nur noch die Festung Acre und einige unbedeutende andere Plätze im Osten. Diese Verluste versetzten das Abendland in große Trauer. Doch die Lehren der Vergangenheit konnten durch die Predigten der Pfaffen nicht verwischt werden. Nur wenige Tollköpfe und Ludwig IX. ließen sich bethören, das Kreuz zu nehmen. Sechszehn Jahre waren vergangen, seit er, nach dem Untergange eines Heeres von mehr als 60,000 Kämpfern, in sein Vaterland zurückgekehrt war. Frankreich hatte sich von den Verlusten, die ihm sein pfäffischer König bereitet hatte, einigermaßen erholt. Zum zweitenmale rüstete Ludwig IX. ein mächtiges Kreuzheer. Es zählte 6000 Reiter und 30,000 Fußgänger. Ihm schlossen sich der Prinz Eduard von England und fünfhundert Friesen an. Ludwig hatte aber nicht Verstand und Umsicht genug, den Ränken seines Bruders Anjou zu entschlüpfen. Wie einst Heinrich VI. und Dandolo sich der Kreuzfahrer zu ihren Zwecken bedienten, so that es jetzt der Herzog von Anjou. Dieser hatte sich seit Kurzem in den Besitz von Unter-Italien und Sicilien gesetzt. Die mohammedanischen Staaten an der Nordküste Afrika's, namentlich Tunis, waren ihm gefährliche Nachbarn. Er machte daher Ludwig IX. glauben, der Beherrscher von Tunis sei geneigt, das Christenthum anzunehmen, auch sei in jener Stadt ein unermeßlicher Schatz, welcher durch deren Eroberung gewonnen werden könne. Der französische König hatte schon früher, natürlich ohne allen Erfolg, gesucht, den Groß-Chan der Mongolen zu bekehren, und hoffte, mehr Glück mit dem Beherrscher

von Tunis zu haben. Seine Truppen waren lüstern, den Schatz zu heben. Der Fürst von Tunis lachte über die Bekehrungsvorschläge des christlichen Königs Ludwig und vertheidigte seine Stadt gegen dessen Heer. Das heiße Klima raffte Tausende von Kreuzfahrern hinweg. Ludwig IX. starb in seinem Zelte (1270). Sein Sohn und Nachfolger, Philipp III., hatte keine Lust, das Schicksal seines Vaters zu theilen. Er gab selbst das Zeichen zur Rückkehr nach dem Vaterlande. Der Rest der Franzosen schiffte sich nach Frankreich ein. Eduard und die Friesen zogen weiter nach Palästina. An der Spitze einer kleinen Schaar entsetzte Prinz Eduard von England die Feste Acre, rückte dann bis Nazareth vor, doch konnte seine Tapferkeit an dem Stande der Verhältnisse nichts Wesentliches ändern. Die Mohammedaner besaßen die Uebermacht im Osten. Die Festung Acre, oder Ptolemais, war, seit Jerusalem in die Hände der Mohammedaner gefallen, die Hauptstadt des christlichen Reiches im Osten geworden. Sie liegt etwa vierzehn Meilen von Jerusalem entfernt, an der Küste des Mittelmeeres. Zahlreiche Paläste schmückten sie. Großartige Aquedukte versahen die Bewohner mit frischem Wasser. Ein künstlicher Hafen bot den Schiffen Schutz gegen die Stürme des Meeres. Eine doppelte Mauer sicherte die Stadt gegen feindliche Angriffe. Zahlreiche Pilger mehrten ihre Bevölkerung, welche einen bedeutenden Handel mit dem Osten und dem Westen trieb. Man sollte glauben, der Mittelpunkt des christlichen Reiches im Osten, die Stadt der Pilgrime und der gläubigen Christen, müßte sich durch die Reinheit ihrer Sitten und die Hochherzigkeit ihrer Bewohner vor allen übrigen der Welt auszeichnen. Dieses war aber keineswegs der Fall, denn nicht der reine Christenglaube, sondern pfäffischer Aberglaube, in Verbindung mit Herrschsucht und Habgier, bildeten die leitenden Beweggründe der Kreuzfahrer. Die Bevölkerung von Acre, die männliche und die weibliche, wird uns als die verworfenste der ganzen damaligen Welt geschildert. Wollust, Genußsucht und Weichlichkeit gingen dort Hand in Hand mit Rohheit und Grausamkeit. Die Laien hatten die Laster der Mönche, die Geistlichen die Fehler der Krieger angenommen. Ein dünner Schleier der Heuchelei und der Scheinheiligkeit deckte den Bruch der Gelübde der Ritter und Geistlichen. In dem Pfuhle der Leidenschaften, welche unter der heißen Sonne Syriens mit ungewöhnlicher Heftigkeit tobten, waren allmälig alle besseren Kräfte, Tugend und Körperstärke, untergegangen. Die Stadt hatte viele Herrscher und keine Ordnung und Gerechtigkeit. Die Könige von Jerusalem und Cyprus, die Prinzen von Antiochia, die Grafen von Tripolis und Sidon, die Großmeister der Johanniter, Templer und deutschen Ritter, die Republiken Venedig, Genua und Pisa, der päpstliche Legat, die Könige von Frankreich und England — maßten sich alle eine unabhängige Stellung und oberste Herrschaft an. Siebenzehn Gerichtshöfe sprachen Recht über Leben und Tod. Der Verbrecher, welchen einer derselben verurtheilt hatte, fand Schutz in den Bezirken der anderen. Die persönliche Eifersucht wurde noch bitterer durch den Gegensatz der Nationen. Der König Hugo III. von Cyprus hatte sich (1269) zum Könige von Jerusalem krönen lassen und suchte mit den schwachen Kräften seiner Insel die Ueberreste seines neuen Reiches zu behaupten. Ihm widerstrebten aber die Venetianer, welche sich mit ihm entzweit hatten. Karl von Anjou, welcher die Hohenstaufen aus Unter-Italien und Sicilien verdrängt hatte, bildete sich ein, auch ihr Erbe in Jerusalem geworden zu sein und schickte (1278) einen Stellvertreter, aber kein Heer, nach Acre, welcher dort seine königlichen Rechte geltend machen sollte. Die Frage, wer der rechtmäßige König von Jerusalem sei, beschäftigte die Bewohner der letzten Stadt dieses Reiches mehr, als die Sorge für deren Vertheidigung. Nur die unter den Mohammedanern obwaltenden Streitigkeiten gaben den Christen in Palästina noch eine kleine Frist. Kalamun, der Sultan von Egypten, begann im Jahre 1289 wieder einen ernstlichen Krieg. Er nahm Tripolis und mehrere andere Festen,

starb jedoch (1290). Sein Sohn und Nachfolger, Aschraf, schloß einen Waffenstillstand. Doch die Christen brachen diesen. Die in Ptolemais herrschende Verwirrung wurde durch einige Schaaren von Kreuzfahrern, welche den päpstlichen Predigten gefolgt waren, noch vermehrt. Diese hielten sich durch den mit den Mohammedanern abgeschlossenen Vertrag nicht für gebunden. Treue und Glaube bestand nicht unter den Christen, noch viel weniger in ihrem Verhältnisse zu den, von ihnen als „Ungläubige" gehaßten und verachteten Mohammedanern. So bedenklich die Lage der Festung Ptolemais auch war, so wenig wußten sich die Christen dieser Stadt in den Schranken der Mäßigung gegenüber den übermächtigen Saracenen zu halten. Die Kreuzfahrer plünderten mehrere mohammedanische Dörfer in der Nachbarschaft; syrische Kaufleute, welche, unter dem Schutze beschworener Verträge, Handel trieben, beraubten und tödteten neunzehn. Das Verbrechen Einzelner fiel auf die ganze Stadt zurück, weil dem Sultan Aschraf, welcher Genugthuung verlangte, diese abgeschlagen wurde. An der Spitze von 60,000 Reitern und 140,000 Fußsoldaten begann der Sultan die Belagerung von Acre (1291). Nach drei und dreißig Tagen erstürmte er die Stadt. Sechszig Tausend Christen wurden theils niedergemacht, theils als Sklaven verkauft. Der König von Jerusalem, der Patriarch und der Großmeister der Johanniter zogen sich an die Küste zurück, bevor die Festung gefallen war. Viele, welche ihrem Beispiele folgen wollten, fanden ihren Tod in den Wellen. Acre wurde von den Mohammedanern gänzlich zerstört. Tyrus ergab sich ohne Schwertstreich. Die wenigen anderen Plätze, welche die Christen noch im Osten besaßen, fielen sämmtlich schnell in die Gewalt der Egypter.

§ 13. Die Kreuzzüge der Kinder.

Das namenlose Elend, welches die Kreuzzüge über Europa und Asien brachten, läßt sich in dem kleinen Raume, der dem Schreiber der Weltgeschichte gestattet ist, nur andeuten, nicht ausführen. Alle Klassen der Gesellschaft, beide Geschlechter, Alt und Jung brachten ihre Opfer auf dem Altare des Aberglaubens dar. Unter den zahlreichen Einzelheiten, welche diesem Abschnitte der Geschichte angehören, mögen jedoch die sogenannten Kreuzzüge der Kinder besonders hervorgehoben werden. Sie brachten klar zu Tage, daß es ebensowohl eine Ansteckung im Gebiete der geistigen, als in demjenigen der körperlichen Krankheiten gibt, d. h. daß irrige Begriffe und verkehrte Leidenschaften sich empfänglichen Gemüthern ebensowohl mittheilen, als verderbliche Stoffe empfänglichen Körpern. Nachdem der Fanatismus der Kreuzzüge ein Jahrhundert hindurch die drei Theile der alten Welt in Bewegung gesetzt hatte, nachdem längere Zeit Massen von Männern und zahlreiche Frauen in den Strudel hineingezogen worden waren, bemächtigte sich dieselbe Verblendung der Unmündigen. In den Jahren 1212 und 1213 sammelten sich in Deutschland und in Frankreich Schaaren von Kindern, beider Geschlechter, welche, getrieben von denselben Beweggründen, wie die Erwachsenen, das Kreuz nahmen und sich auf den Weg nach Palästina machten. Vergeblich widerstrebten ihnen die Eltern und Freunde; umsonst wurden die kühnsten der Kinder eingesperrt. Sie achteten nicht auf die Bitten und Drohungen der Ihrigen, brachen die Bande, in welche sie geschlagen worden waren, und schlossen sich den Zügen an, die sich da und dort bildeten, um nach Palästina zu pilgern. Wenn man sie um den Zweck ihrer Reise befragte, so antworteten sie, daß sie die heiligen Orte besuchen wollten. Als die Kinder in immer zunehmenden Schaaren durch Städte und Dörfer zogen, erregten sie die verschiedenartigsten Gefühle. Die Menschenfreunde bedauerten diese Opfer einer unglückseligen Verblendung, vermochten jedoch nicht, sie zu retten, da Niemand es wagte, ihnen mit Entschiedenheit entgegen zu treten und nur diese im Stande

gewesen wäre, sie zur Besinnung zurückzuführen. Viele Leute, welche den Wahn der Kinder theilten, wurden durch sie angesteckt, verließen ihre Familien und schlossen sich ihnen an. Andere reichten ihnen, mit offenen Händen, die Mittel, ihre Reise fortzusetzen, gaben ihnen Nahrung und Geld, während noch Andere sich bemühten, ihnen nicht nur die Gaben wohlthätiger Fremden, sondern auch die Ausstattung, welche sie von Hause mitgebracht hatten, zu rauben. Die jüngsten der pilgernden Kinder zählten nur zwölf Jahre. Als der Papst Innocenz III. von diesem Kreuzzuge hörte, fühlte er kein Erbarmen für die armen Kinder. Ein Wort von ihm hätte genügt, sie, wenn nicht zur Besinnung, doch zum Gehorsam gegenüber ihren Eltern und Freunden zurück zu bringen. Doch dieser Wütherich blieb sich in allen Lagen seines Lebens gleich. Statt die hülflosen Kinder von dem Zuge abzumahnen, benützte der Papst die Verblendung derselben, um neue Schaaren nach Palästina und in den Tod zu treiben. Seine Gefühle machten sich in den Worten Luft: „Diese Kinder werfen uns vor, daß wir in Schlummer versunken sind, während sie zur Vertheidigung des heiligen Landes eilen." Die Kindee eilten nicht nach Palästina, um dieses Land zu vertheidigen. Sie bildeten sich nicht ein, es zu vermögen. Sie zogen dahin, weil ihre eigenen Triebe zusammen trafen mit äußeren Anregungen, denen sie sich nicht entziehen konnten.

Die deutschen Kinder zogen durch Sachsen über die Alpen. Ein gewisser Nicolaus hatte die dunklen und unklaren Gefühle ihrer Brust zur That gestaltet. Sie glaubten, sie würden bei ihrer Ankunft an den Gestaden des Meeres dieses ausgetrocknet finden und im Stande sein, auf dessen Grund ihre Pilgerfahrt nach Palästina zu Fuße fortzusetzen. Unter mannigfaltigen Gefahren und Beschwerden, denen ein ansehnlicher Theil der Kinder erlag, bevor sie Italien erreichten, gelangte die Schaar, noch 7000 stark, vor Genua. Anfangs gestattete der Senat den Kindern, sechs oder sieben Tage in der Stadt zu bleiben, spätee befahl er ihnen, sich zu entfernen, indem er fürchtete, sie möchten eine Hungersnoth herbeiführen, oder wenigstens die Preise der Lebensmittel bedeutend in die Höhe treiben. Jetzt erst erkannten die armen Wesen, daß sie sich getäuscht hatten. Das Meer war nicht trocken geworden. Es lag in seiner ganzen Ausdehnung und Tiefe vor ihren Blicken. Einzelne Kinder angesehenee und eeicher Eltern fanden zwar freundliche Aufnahme in Genua und erhielten sogar das Bürgerrecht daselbst. Die große Masse mußte aber ihren Rückzug antreten und empfand auf diesem die ganze Bitterkeit getäuschter Hoffnung in Verbindung mit eehöhten Beschwerden und Gefahren. Barfuß und in Lumpen gehüllt, hungernd und dürstend und überdies noch verspottet von den Bewohnern der Städte und Dörfer, durch welche sie, in gelichteten Schaaren, zogen, gingen die meisten der jungen Wesen unter. Viele dee Mädchen wurden geschändet, bevor sie aufgehört hatten, Kinder zu sein. Die Wenigen, welche ihre Heimath wieder erreichten, ergriff der Papst mit eiserner Hand, indem er sie zwang, bei reiferem Alter ihr Gelübde zu lösen, oder sich mit schwerem Gelde frei zu kaufen. So schlimm das Schicksal der deutschen, so war doch dasjenige der feanzösischen Kinder noch härter. Diese hatten sich in der Nähe von Paris gesammelt und waren von da nach Marseille gezogen. Dort bemächtigten sich ihrer einige Sklavenhändler, welche sie glauben machten, sie würden ihnen freie Ueberfahrt nach Syrien gewähren. Hugo Fereeus (der Eisenharte) und Wilhem Porcus (das Schwein) waren die Namen dieser Scheusale. Sie schifften die verlassenen Kinder auf sieben Fahrzeugen ein. Zwei derselben gingen unter im Angesichte der Insel St. Peter, ohne daß ein einziges der Kinder gerettet wurde. Die fünf anderen Schiffe kamen in Bugia und Alexandria an, woselbst die jungen Kreuzfahrer als Sklaven verkauft wurden. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß der Chalif vierzig dieser Kinder, welche schon Priester waren, kaufte.

Von den fünf Schiffsladungen voll blühender Kinder ist, so weit unsere Berichte reichen, nur ein einziger Knabe später nach Europa zurückgekehrt. Alle Anderen starben unter den Mohammedanern denen sie ihr Lebenlang dienen mußten

§ 14. Folgen der Kreuzzüge.

Die unmittelbarste aller Folgen der Kreuzzüge war für Europa der Verlust des größern Theiles seiner waffenfähigen und kriegsgeübten Bevölkerung und unermeßlicher Geldsummen, welche auf die Ausstattung und den Unterhalt der Kreuzheere verwandt wurden. Manche Landstriche, welche früher angebaut worden waren, blieben brach liegen, oder wurden doch wenigstens sehr vernachläßigt. Unzählige Familien starben ganz aus, andere verarmten. Viele Lehensleute und Bauern wurden durch die Erpressungen zu Grunde gerichtet, welche sich ihre Herren erlaubten, um die erforderlichen Mittel zum Kreuzzuge herbeizuschaffen. Schon an der Westgrenze Deutschland's, bei Trier und Koblenz, begannen die empörendsten Schandthaten, Mord, Brandstiftung, Raub und Nothzucht, welche die Kreuzfahrer aller Orten verübten. An Vorwänden für ihre Missethaten fehlte es ihnen nicht. In den Städten der Mosel- und Rheingegenden trieben sie ihr Unwesen, angeblich um die Juden, welche Christum gekreuzigt hätten, zu bestrafen. In Ungarn, Dalmatien und Illyrien raubten sie, weil es ihnen an Nahrungsmitteln fehlte. Das schlechte Beispiel, welches die sogenannten Krieger Gottes gaben, blieb nicht ohne Nachahmung. Je mehr einflußreiche Fürsten und Grafen abgezogen waren, desto schwerer wurde es, den zurückgebliebenen Räubern und Mördern kräftig entgegen zu wirken. Die Verbrechen nahmen von der Zeit an, da sich das erste Kreuzheer an den Grenzen Frankreich's und Deutschland's sammelte, furchtbar überhand. Alle diese Folgen hätten beim Beginne der Kreuzzüge vorher gesehen und, wenn nicht vollständig, doch theilweise, verhindert werden können, wenn die Päpste, welche sich an die Spitze der ganzen Bewegung gestellt hatten, an das Wohl der Völker, statt an die Befriedigung ihrer fluchwürdigen Leidenschaften gedacht hätten. So verderblich diese unmittelbaren Folgen der Kreuzzüge auch waren, so liegt es doch in der ewigen Welteinrichtung, daß sich aus ihnen, wie aus den Leichen abgeschlachteter Menschen und Thiere, neue und frische Saaten erhoben. Unter den Geschlechtern, welche ausstarben, waren viele raubsüchtige und übermüthige Tyrannen, an deren Stelle Menschen von besseren Grundsätzen und Bestrebungen traten. Manche Städte, welche früher von ihren ritterlichen Nachbarn schwer bedroht worden waren, athmeten freier auf, als diese den Gedanken faßten, ihr Glück im Osten zu versuchen. Der Grundbesitz, welcher in andere Hände überging, kam nicht selten aus denjenigen träger und arbeitsscheuer in die Gewalt rühriger und fleißiger Menschen. Ueberhaupt hatten die weltlichen und geistlichen Großen, welche die Triebräder der von den Päpsten gegebenen Anregung waren, zunächst die verderblichen Folgen der Kreuzzüge zu tragen, während Bürger und Bauern, die sich mehr mittelbar, d. h. im Gefolge der Machthaber, als auf eigene Faust daran betheiligten, oft Gelegenheit fanden, in Abwesenheit ihrer Dränger, das auf ihnen lastende Joch zu lockern, ihre Gerechtsamen auszudehnen, oder verlorene Freiheiten wieder an sich zu bringen.

Viele Millionen Christen und Hunderttausende von Mohammedanern verloren ihr Leben. Allein Diejenigen, welche von ihren weiten Zügen gesund und frisch in ihre Heimath zurückkehrten, brachten ihren Mitbürgern mancherlei werthvolle Nachrichten mit. Der Gesichtskreis der Völker, welcher früher so sehr beschränkt gewesen war, wurde erweitert, Kenntnisse über den Osten wurden im Westen und Mittheilungen über das Abendland im Morgenlande verbreitet. Auf den Austausch von tödtlichen Streichen folgte friedliches

Zusammensein, auf die von Haß und Glaubenswuth genährten Beziehungen ein ü Christen und Mohammedaner vortheilhafter Handel und ein beiden Theilen wünschenswerther Verkehr auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft. Eine höchst bedeutungsvolle Thatsache ist namentlich, daß die Kreuzfahrer auf ihren Reisen durch das oströmische Reich mit den Paulicianern in häufige Berührung kamen, von deren Glaubens-Ansichten Kenntniß erhielten und sie in die Heimath brachten. Mit den aus Palästina zurückkehrenden Kreuzfahrern kamen zahlreiche Schaaren von Paulicianern in das Herz Europa's. So wurden die im Dienste des Aberglaubens stehenden Kreuzheere, ohne daß sie es wußten und wollten, die Beförderer eines reineren Glaubens.

Die Päpste und deren Diener, die Geistlichen, waren von Anfang an die eifrigsten Förderer der Kreuzzüge gewesen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß sie die Einzigen waren, welche unmittelbaren Gewinn aus denselben zogen, während die Vortheile, welche allen anderen Theilen der Gesellschaft daraus erwuchsen, sehr mittelbarer Art waren und keineswegs vorhergesehen werden konnten.

Eine der wichtigsten Folgen der Kreuzzüge war die außerordentliche Bereicherung der Kirche und die Erhöhung der päpstlichen Gewalt. Die Kreuzfahrer pflegten vor ihrer Abreise, gleich Sterbenden, über ihre Güter zu verfügen, und bedachten, da sie immer unter dem Einflusse der Pfaffen standen, bei dieser Gelegenheit auf eine oder die andere Weise gewöhnlich Kirchen und Klöster, um sich, wie sie vermeinten, für den Fall des Todes einige Seelenruhe, für den Fall des Lebens Glück und Gesundheit zu sichern. Diejenigen, welche streitige Ansprüche an Kirchen hatten, gaben diese gewöhnlich auf, und Diejenigen, an welche eine Kirche solche machte, befriedigten dieselben. Die Kirchen erhielten oft Güter zurück, welche ihnen vor vielen Jahrzehnten von Vätern und Großvätern reuiger Sünder entrissen worden waren. Selbst gaben sie aber auch die mit dem größten Unrechte erworbenen Güter nicht wieder.

Die größeren Reichthümer, welche die Priester auf solche Weise erhielten, bereiteten ihnen an und für sich schon viele Versuchungen. Da aber häufig die angesehensten Bischöfe und Aebte, die mächtigsten Fürsten und Grafen, welche über Zucht und Ordnung zu wachen pflegten, mit nach Palästina zogen, so verschwanden zugleich auch noch die kräftigsten Dämme, welche früher den Ausschweifungen der Geistlichen Schranken gesetzt hatten. Mönche und Weltgeistliche überließen sich, je unnatürlicher das ihnen durch die Kirchengesetze zugemuthete Leben der Enthaltsamkeit war, desto wilder den Genüssen der Sinne.

Die Kreuzzüge waren Folgen des Aberglaubens und gaben diesem reiche Nahrung. Zu den lateinischen Heiligen wurden noch zahlreiche griechische und syrische hinzugefügt. Die alten Sagen und Wundergeschichten erhielten täglich neuen Zuwachs durch Briefe und Erzählungen rückkehrender Kreuzfahrer, welchen schon aus Rücksicht dafür, daß sie nach Palästina gezogen waren, bereitwillig Glaube geschenkt wurde. Der Reliquiendienst, die unmittelbare Ursache der Kreuzzüge, wurde durch unzählige, natürlich fast immer falsche Reliquien, welche die Kreuzfahrer aus dem Orient zurückbrachten, gehegt. Laien und Geistliche, Bischöfe und selbst Könige trieben damit einen förmlichen Handel, welcher den Betheiligten zu viel Vortheil brachte, als das vernünftige Menschen es hätten, ohne große Gefahr, wagen können, denselben zu bekämpfen.*)

Allein je höher die Macht und die Reichthümer der Geistlichen und insbesondere der Päpste in Folge der Kreuzzüge stiegen, und je weniger die gedankenlose Masse selbst durch deren unglücklichen Ausfall bestimmt wurde, den Urhebern Schuld beizumessen, desto mehr

*) Mosheim Kirchengeschichte Bd. II.

wurde der denkende Theil der christlichen Bevölkerung von gerechter Entrüstung gegen die Menschen erfüllt, welche, indem sie Millionen nach Palästina hetzten, ihre Macht durch deren Tod und ihre Reichthümer durch deren Untergang vermehrten.

Zweiter Abschnitt.

Die nicht-christlichen Völker des Ostens.

§ 15. Das Chalifat von Bagdad.

Die Araber waren für den Osten, was die Deutschen drei Jahrhunderte früher für den Westen gewesen: die Zertrümmerer veralteter und verkümmerter Einrichtungen und die Gründer neuer, lebenskräftiger Staaten. In den Kreuzzügen begegneten sich die erneuten Völker des Ostens und Westens. Der christliche Westen erlitt eine vollständige Niederlage von Seiten des mohammedanischen Ostens. Das christliche oströmische Reich spielte bei diesen Kämpfen eine traurige Rolle. Je bedeutender die Bewegungen waren, welche die Araber in den drei Theilen der alten Welt hervorriefen, je mehr Kräfte sie den übrigen Völkern mittheilten und einverleibten, desto ruhiger und stiller wurde es in dem Mutterlande der Völkerwanderung des Ostens. Mecca und Medina wurden berühmte Wallfahrtsorte, zu welchen die Mohammedaner des atlantischen Oceans, des kaspischen Meeres und des Indus pilgerten. Diese beiden Städte erhielten eine hohe Bedeutung für die mohammedanische Religion, doch das Land, dem sie angehörten, Arabien, kehrte bald unter den Formen des Islam zu den alten Zuständen zurück, in denen es vor Mohammed Jahrtausende hindurch gelebt hatte. Persien, Egypten und Syrien erhielten unter dem Einflusse der Muselmänner eine durchaus neue Gestalt. Auf der Grundlage der Religion Mohammed's entwickelte sich der Staat der Assassinen, welcher den Fanatismus der Mohammedaner veranschaulicht, wie die geistlichen Ritterorden denjenigen der Christen bekunden. Lange Zeit blühte im Norden Asien's der Staat der Chowaresmier, bis er, gegen das Ende unseres Zeitabschnittes, von den Mongolen umgestürzt wurde, diesem Volke, welches zu gleicher Zeit im äußersten Osten Asien's, in China, und in Deutschland Kriege führte.

Zur Zeit der Kreuzzüge waren die nicht-christlichen Völker des Ostens den christlichen Völkern des Westens an Macht bei weitem überlegen. Die Kreuzfahrer wurden ungeachtet des wilden Fanatismus, der sie belebte, endlich vollständig geschlagen. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts rückten die Mongolen siegreich vorwärts, unterwarfen ganz Rußland und bedrohten das Abendland. Doch das Christenthum hatte eine festere Grundlage, als der Islam und das Heidenthum und die germanischen Völker des Abendlandes eine zähere und der Entwickelung fähigere Natur, als die Stämme des fernen Ostens: Chinesen, Mongolen, Indier und Araber. Persien, Egypten, Syrien und der Staat von Iconium, an welchen die Wogen der Kreuzfahrer, wie an Felsen, sich brachen, sind zu unmächtigen Reichen herabgesunken, die ihre Fortdauer nur der unter den christlichen Mächten bestehenden Zwietracht verdanken. Der Staat der Assassinen ist spurlos

vergangen; Chowaresmien wurde von der mongolischen Fluth hinweggespült; die mongolischen Reiche selbst haben sich kaum noch einen Schatten ihrer früheren Größe erhalten. Indien mußte das Joch der Knechtschaft auf sich nehmen. Nur China ist im Laufe der Jahrtausende fast unverändert dasselbe geblieben. Doch während die nicht-christlichen Staaten des Mittelalters stehen blieben, Rückschritte machten, oder untergingen, haben dieselben christlichen Staaten, welche dazumal im Kampfe mit den Völkern des Ostens besiegt wurden, auf allen Gebieten des Lebens: im Staate und in der Kirche, in Kunst und Wissenschaft, in Ackerbau, Gewerben und Handel Riesenschritte vorwärts gemacht. Diese bürgen uns dafür, daß wir nicht demselben Loose verfallen sind, welches die Feinde der Christen des Mittelalters schon erfahren haben, oder dem sie nicht mehr entgehen können.

Die Einheit der mohammedanischen Welt hatte nicht lange gedauert. Die Chalifen zu Bagdad, welche allein mit einigem Scheine von Recht diesen Titel führten, waren seit vielen Jahren, insbesondere aber seit den Zeiten der Seldschuken, nur Figuranten gewesen. Ihren, im Inneren mächtigen, Vezieren gelang es nicht, die zahlreichen übrigen mohammedanischen Staaten ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Die mohammedanischen Staaten in Asien erkannten den Schein-Chalifen zu Bagdad als religiöses Oberhaupt an; die mohammedanischen Beherrscher Nordafrika's und Spanien's erklärten sich selbst für Nachfolger Mohammed's und ließen den Chalifen von Bagdad nicht einmal die Ehre des ersten Ranges. Das Reich dieser Letzteren erstreckte sich, dem Namen nach, von den Grenzen Egypten's und des oströmischen Gebietes bis in die Nähe von Indien, Sibirien und der Mongolei. Allein im Schooße desselben hatten sich zahlreiche Herrscherfamilien mehr oder weniger von den Chalifen unabhängig gemacht. Die Eifersucht, welche zwischen den mohammedanischen Herrschern bestand, schwächte ihre Kraft nach Außen hin, sowohl im Kampfe gegen die christlichen Abendländer, als gegen die heidnischen Mongolen.

Nach dem Tode des dritten Sultans der Seldschuken, Malek Schah's (1092) stritten sich dessen nächste Verwandte um die Erbfolge. Malek Schah hinterließ vier Söhne: Mohammed und Sandschar, welche von Sklavinnen, Mahmud und Barkiarok, welche von Frauen aus dem fürstlichen Blute der türkischen Sultane geboren waren. Außer diesen vier Söhnen strebte aber auch Tutusch, Malek's Bruder, nach der Herrschaft. Zuerst kämpfte Mahmud's Mutter mit Barkiarok, dann dieser mit Tutusch. Im Jahre 1095 verlor Tutusch sein Leben in einer Schlacht gegen Barkiarok. Das Kind Mahmud und dessen Mutter waren kurz zuvor gestorben. Barkiarok behauptete sich in der Hauptstadt Bagdad und im Seldschukenreiche. Doch kaum hatte er den Krieg mit Tutusch glücklich beendet, als sein Halbbruder Mohammed, der Sohn der Sklavin, mit dem später sich auch Sandschar verband, einen blutigen Krieg gegen ihn begann. Nach fünfjährigem Kampfe mußte Barkiarok Mohammed als unabhängigen Beherrscher des westlichen Theils des Reiches anerkennen. Während dieser Streitigkeiten riß sich Chowaresmien los und machte sich Samarkand unabhängig. Nach Barkiarok's Ableben (1104) riß der Sohn der Sklavin das ganze Reich an sich. Doch auch Mohammed konnte, so wenig als Barkiarok, die Nachfolge seinem Sohne sichern. Sandschar that seinem Halbbruder Mohammed, was dieser seinem Halbbruder Barkiarok zugefügt hatte. Er unterwarf wieder Chowaresmien und Samarkand, wurde aber von den tartarischen Horden der Khitanen in Kaschgar (1141) und später (1153) von den Turkmannen geschlagen. Drei Jahre lang schmachtete Sandschar in deren Gefangenschaft. Endlich entrann er, starb aber schon das Jahr darauf (1157).

Während die seldschukischen Fürsten herrschten, führten die Abbasiden noch immer den Titel Chalifen. Achmed V. Mosthader trug ihn von 1094—1118. So erbärmlich die

image
not
available

Fatimiden waren bloße Werkzeuge in den Händen ihrer Vezire, welche selbst nur durch ihre Leidenschaften hervorragten, allein aller schöpferischen Kraft entbehrten. Unter der Scheinregierung des letzten Nachkommen Ali's und der Fatima, Adhed Ledin Allah, machten sich die Vezire Shawer und Dargham die Herrschaft streitig. Im Jahre 1162 wurde Shawer gestürzt und suchte bei Nureddin, Zengbi's tapferem Sohne, Hülfe. Die kurdischen Söldner, welche Nureddin dem Egyptischen Vezir zur Verfügung stellte, befehligten Schirkuh und sein Neffe Saladin. Der Vezir Dargham wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sich dem Könige Amalarich I. von Jerusalem in die Arme warf, und ihm sogar Tribut versprach. Entrüstet über diesen Verrath der Sache der Mohammedaner wurde Dargham von seinen eigenen Truppen getödtet und Shawer wieder zum Vezir von Egypten erhoben. Doch dieser zog sich den Haß seiner Bundesgenossen, der Kurden, zu, indem er ihnen das Versprechen, den dritten Theil der gesammten Einkünfte des Landes abtreten zu wollen, nicht hielt. In seiner schwankenden Stellung inmitten der Egypter und der Kurden wandte sich auch Shawer an Amalarich. Die Kurden mußten (1164) aus Egypten abziehen, allein wie früher Dargham, so zog sich auch jetzt Shawer durch seine Verbindung mit den Christen den Haß aller eifrigen Mohammedaner zu. Der Chalif von Bagdad rief alle Gläubigen zum Kampfe gegen die verrätherischen Egypter auf. Amalarich schützte zwar seine Nachbarn im Kampfe gegen das zahlreiche, von Schirkuh und Saladin geführte mohammedanische Heer; doch die Christen wurden für die Egypter drückendere und lästigere Herren, als die Kurden gewesen waren. Adhed Ledin Allah mußte den Vertrag, der ihn der Willkür Amalarich's unterwarf, in die Hand der christlichen Gesandten beschwören (1167). Shawer versprach einen jährlichen Tribut von 100,000 Goldstücken und gestattete dem Könige von Jerusalem, eine Besatzung in Kairo zu halten und für die dortigen Christen eine besondere Obrigkeit zu ernennen. Von Schritt zu Schritt ging Amalarich immer weiter, bis er endlich den von Balduin I. gefaßten Plan, Egypten zu unterjochen, auszuführen begann. Er griff das Land, dessen Bundesgenosse er bisher zu sein vorgegeben hatte, feindlich an (1168) und brachte es durch die Raubsucht seiner Truppen zur Verzweiflung. Shawer rief seine früheren Feinde zur Hülfe. Schirkuh und Saladin kehrten an der Spitze zahlreicher Heere in das Land zurück, aus dem sie erst vor Kurzem vertrieben worden waren. Amalarich mußte sich vor ihnen zurückziehen. Shawer wurde hingerichtet. Statt seiner herrschte Schirkuh und nach dessen Tode (1169) Saladin. Gleich nach Schirkuh's Tode ließ Saladin den Namen Adhed's aus dem Kirchengebete streichen. Dieser Chalif starb (1171). Von dieser Zeit an herrschte Saladin im Namen der abbasidischen Chalifen. Als eifriger Sunnite verdrängte er die schiitischen Lehr- und Bet-Formen aus Egypten. Die Christen in Palästina erkannten bald, daß Saladin ihnen ein gefährlicher Gegner werden würde. Amalarich reiste, im Jahre 1171, selbst nach Constantinopel, um den Kaiser Manuel zu bestimmen, gemeinschaftlich mit ihm die Mohammedaner zu bekriegen. Doch sie konnten sich nicht einigen. Nureddin's Tod (1173) erleichterte dem strebenden Saladin, ein neues Herrschergeschlecht in Egypten und den Nachbarländern zu gründen. Saladin, welcher mit den Feldherren Nureddin's im innigsten Verhältnisse stand, fügte, mit deren Hülfe, den größten Theil Syrien's seinen Besitzungen hinzu. Im Einverständniß mit denselben kam Saladin (1174) nach Syrien. Damascus und mehrere andere Städte fielen ihm zu. Saladin hatte selbst unter den Großen des Königreichs Jerusalem geheime Freunde. Im Bewußtsein seiner Stärke und der Schwäche der Abbasiden nahm er, nach seinem ersten syrischen Zuge, den Titel eines Sultan's an und vermied, von dieser Zeit an, jeden Schein einer Abhängigkeit von dem Chalifen zu Bagdad. Aleppo griff er dreimal vergeblich an. Glücklicher war Saladin im Kampfe mit den Assassinen, welche einen Mord-

anschlag auf ihnen gemacht hatten. Bei Ramla erlitt er aber eine Niederlage durch die Christen (1177). Mit Mühe entging er selbst der Gefangenschaft. Ungebeugt durch die Wechselfälle des Schicksals, verfolgte Saladin mit Eifer und Ausdauer den Plan, sich an die Spitze des Islam's im Kampfe mit dem Christenthume zu schwingen. Er unterwarf Yemen (das glückliche Arabien), bekriegte die Nachfolger Nureddin's in Aleppo und Mosul, eroberte Aleppo (1183) und gewann das ganze Gebiet am unteren Euphrat und Tigris. Als er noch mit den Fürsten von Mosul Krieg führte, erhielt er die Nachricht, daß Fürst Rainold von Antiochia eine, nach Mecca pilgernde mohammedanische Karawane überfallen, geplündert und die Wallfahrer in Ketten geworfen habe. Schnell schloß er mit seinem mohammedanischen Gegner Frieden und warf seine ganze Kriegsmacht auf die Christen. Am fünften Juli 1187 schlug er diese bei Hittim auf das Haupt. Vier Wochen nachher war er im Besitze der ganzen Küste des Reiches Jerusalem mit alleiniger Ausnahme der Stadt Tyrus. Ascalon wurde ihm gegen das Versprechen übergeben, den König Guido von Lusignan aus der Gefangenschaft zu entlassen. Am 3. Oktober 1187 fiel Jerusalem in die Macht Saladin's. Hoch tönte sein Ruhm unter den Mohammedanern. Auch die Christen konnten dem Sultan das Lob der Mäßigung im Siege, der Ausdauer im Unglücke, der Milde gegen Gefangene und der Leutseligkeit gegen Freund und Feind nicht versagen. Saladin schrieb, im Sinne seiner gläubigen Zeit, alle seine Siege der Gottheit zu. Die größten Feldherren und die schlausten Staatsmänner standen ihm feindlich gegenüber und wurden von ihm auf dem blutigen Felde der Schlacht nicht minder, als auf dem Gebiete der Unterhandlung geschlagen. Saladin besaß nicht die ungestüme persönliche Tapferkeit des löwenherzigen Richard; doch diese gibt im Kampfe der Nationen nicht den Ausschlag. Der Neffe Schirkuh's, des Kurden, verstand seine Zeit abzuwarten und mit kräftiger Faust, wenn es galt, das Glück zu ergreifen. Die beiden Könige von Frankreich und England, Philipp August und Richard, vermochten nichts gegen ihn auszurichten!*) Die Größe Saladin's trat insbesondere hervor nach seinem Tode (1193). Niemand vermochte, die Lücke auszufüllen, welche sein Scheiden im Schooße des gesammten Islam bildete. Das Reich, welches er hinterließ, dehnte sich von den Ufern des Tigris bis nach Tunis und Tripolis aus und erhielt dadurch besondere Bedeutung, daß es die von den Mohammedanern als heilig verehrten Städte Mecca und Medina und das von den Christen heilig gehaltene Land Palästina umfaßte. Saladin's voller Name war: Saladin Ebn Ejub. Von dem letzten dieser drei Namen erhielt die von ihm gegründete Herrscherfamilie die Bezeichnung Ejubiden. Ein allgemeines Wehe-klagen von Seiten der Mohammedaner folgte dem Sultan in die Gruft. Die Christen dagegen jubelten, denn sie hofften, das verlorene Land Palästina wieder gewinnen zu können. Saladin hinterließ Söhne, Brüder und Neffen. Jeder derselben riß von den Städten und Ländern seines Verwandten so viel an sich, als er konnte. Sein ältester Sohn Afdal erhielt Damascus und Jerusalem, Aziz Egypten, ein dritter Sohn, Daher, Aleppo. Sein Bruder Adel und mehrere andere seiner Verwandten setzten sich in den Besitz der Städte und Provinzen am Euphrat. Nach Saladin's Willen sollte der Beherrscher Egypten's die Oberhoheit über alle Fürsten des Reiches haben. Nur selten vermochte dieser jedoch, sein Recht zu behaupten. Die trefflichen Ermahnungen, welche Saladin seinen Erben gegeben hatte, wurden nicht beachtet. Zu dem Unglücke, welches der Tod Saladin's dem Lande Egypten bereitete, kam eine furchtbare Hungersnoth hinzu (1201) und (1202). Ein kleiner Laib Brod ward am Ende mit tausend Goldstücken bezahlt. Die Straßen lagen voll Leichen. Tausende wanderten aus, andere verkauften sich selbst als Sklaven, um ihr Leben zu fristen. Längere Zeit hindurch war Menschen-

*) S. oben §. 8

Fleisch die gewöhnliche Nahrung der Hungernden. Zum Glücke für das schwer bedrängte Land ruhten die Waffen. Adel schloß wiederholte Waffenstillstände mit den Christen ab Die Kreuzfahrer des fünften Zuges belagerten die egyptische Stadt Damiette (1218). Während dieser Zeit starb Adel. Sein Sohn und Nachfolger, Kamel, kam durch innere Unruhen und die Kreuzfahrer in schweres Gedränge. Die Letzteren wußten jedoch davon keinen Gebrauch zu machen. Sie eroberten zwar Damiette (1219), mußten es jedoch bald wieder räumen (im August 1221) und froh sein, freien Abzug aus Egypten zu erhalten.*)

Um diese Zeit (Sommer 1219) kam Franciscus von Assisi, welcher von Thoren heilig genannt wird, nach Egypten, um das Christenthum zu predigen. Er und seine Schüler verkündigten den egyptischen und syrischen Mohammedanern die Lehre Christi und wurden nicht gestört, so lange sie nicht auf Mohammed schimpften. Schwerlich wäre den Lehrern des Islam gleiche Freiheit in christlichen Ländern gestattet worden.

Der Sultan Kamel hatte, nach dem Abzuge der Christen aus Egypten, viele Kämpfe mit seinen Verwandten. Sein Bruder, Moattam, verband sich gegen ihn mit dem Sultan der Chowaresmier, Dschelaleddin, und brachte ihn dadurch in große Gefahr. Kamel, welcher kein starrer Mohammedaner war und mit Friedrich II. in freundlichen Beziehungen stand, lud diesen ein, ihm Hülfe zu bringen (Januar 1228). Der Kreuzzug Friedrich's II. unterschied sich daher von allen früheren und späteren wesentlich dadurch, daß er im Einvernehmen mit dem mächtigsten Herrscher der Mohammedaner unternommen ward. Sultan Kamel, obgleich er der Hülfe Friedrich's nicht mehr bedurfte, weil mittlerweile sein Bruder Moattam gestorben war, empfing doch den Kaiser als Freund. Was Friedrich und die gesammte Christenheit durch Waffengewalt nicht erreicht hätten, bewilligte Sultan Kamel aus freien Stücken seinem Bundesgenossen †).

Nach Moattam's Tod theilten sich Kamel und Aschraf in dessen Erbschaft, hielten unter einander eine Zeit lang Frieden, geriethen dann wieder in Kriege, bis nach Aschraf's Tode (1237) Kamel dessen Reich an sich riß. Im Jahre darauf starb Kamel. Neue Kriege waren die Folgen auch dieses Todesfalles. Endlich (1240) gelang es dem einen Sohne Kamel's, Saleh Ejub, mit Hülfe der verrätherischen Soldaten seines Bruders, sich Egypten zu unterwerfen. Sein Oheim, Saleh Ismael, herrschte in Damascus. Saleh Ejub's Regierung ist insofern merkwürdig, als er der eigentliche Gründer der Mameluken-Herrschaft in Egypten war. Da die Egypter sich sehr wenig für den Kriegsdienst eigneten, kaufte Saleh Ejub Sklaven von ausgezeichneter Körperkraft (Tscherkessen, Mingrelier, Kumanen, Turkomannen und andere), ließ sie kriegerisch einüben und bildete sich aus ihnen eine Leibwache, welche bald die Bedeutung der römischen Prätorianer gewann. Diesen Söldlingen verdankte Saleh Ejub seine Macht. Bald erkannte er die Gefahr, welche sie ihm bereiteten, und entledigte sich ihrer; da er aber ohne Söldner seine Gewalt nicht behaupten konnte, errichtete er eine ähnliche Leibwache unter dem Namen der baharitischen Mameluken, welche bald schon wieder den Einfluß der früheren erlangten. Es war zu Saleh Ejub's Zeiten, daß die Mongolen siegreich nach Osten und Süden vordrangen und daß die türkischen Söldner des chowaresmischen Herrschers in Syrien einbrachen. Saleh nahm sie in seinen Sold und kam durch sie in den Besitz von Jerusalem (1244) und Damascus (1245). Als sich diese raubsüchtigen Krieger später gegen ihn empörten, besiegte und zerstreute er sie, eroberte (1247) Tiberias und Ascalon und vereinigte so ganz Syrien und Palästina wieder mit Egypten. Die Franzosen, welche unter Ludwig IX. (1249) den sechsten Kreuzzug unternahmen, glaubten daher, zuerst Saleh Ejub's Macht stürzen zu müssen, bevor sie festen Fuß in Palästina fassen könnten. Die Nachlässigkeit

*) S. oben §. 10. †) oben §. 10.

des Emir's Fachreddin und die Krankheit Saleh's erleichterten den Franzosen die Einnahme von Damiette.*) Vergeblich wüthete der Sultan gegen die Besatzung, welche diese Festung ohne Schwertstreich geräumt hatte. Damiette war in Feindes Hand — doch nicht auf lange Zeit. Saleh erlebte nicht den Sieg seines Volkes. Er starb, als die Franzosen noch mächtig auf egyptischem Boden standen. Eine seiner Frauen, Schagaraddor, wandte, in Verbindung mit Fachreddin, ihrem Stiefsohne Turanschah die Herrschaft in Egypten zu. Dieser schloß mit den Kreuzfahrern Frieden. Er wurde jedoch bald schon von den Mameluken ermordet, welche die Regierung, dem Namen nach, der Wittwe Saleh's, Schagaraddor, der That nach aber dem Turkmannen Ibek, einem ihrer angesehensten Feldherren, übertrugen. Innere Wirren und Kriege mit den Syriern schwächten das Reich. Die Schagaraddor wurde bald schon wieder abgesetzt und ein Ejubide auf den Thron gehoben. Auch dieser konnte sich nicht halten. Eine Versammlung der Mamelukenführer herrschte eine Zeit lang, später nahm der Mameluke Ibek den Titel Sultan an. Erst im Jahre 1253 kam ein Frieden zu Stande. Dieser war aber nicht von langer Dauer, indem der Mongole Hulagu den größten Theil Syriens eroberte. Sobald er aber wieder abgezogen war, rückte der Mameluken-Sultan Kotuzz von Egypten nach Syrien, schlug die zurückgebliebenen Mongolen und verfolgte sie bis an den Euphrat. In diesen Kämpfen that sich Bibars, der Mameluke, besonders hervor. Er tödtete Kotuzz, der ihm die versprochene Statthalterschaft Aleppo nicht übertrug, und wurde als Sultan anerkannt. Bibars hielt durch schlaue Unterhandlungen die Mongolen von Syrien fern, beschäftigte dieses damals furchtbare Volk am eigenen Heerde und wandte sich nach Hulagu's Tode (1265) mit Macht gegen die Christen. Er eroberte noch im gleichem Jahre Cäsarea und Arsuf, belagerte vergeblich Ptolemais, nahm aber alle kleinen Burgen der Christen und (1265) Antiochia ohne Schwertstreich. Mit dem Prinzen Eduard von England schloß Bibars (1272) einen Waffenstillstand, welcher den Christen den Besitz von Ptolemais, Tripolis und einigen kleineren Orten sicherte. Auf diese wenigen Plätze war damals das Königreich Jerusalem zusammengeschmolzen! Den Frieden mit den Christen benützte der kriegerische Sultan von Egypten zu Kämpfen mit den Mangolen. Mitten in seiner Siegeslaufbahn starb Bibars (1278) an einer Wunde. Ihm folgte nach einer kurzen Zwischenregierung Seif eddin Kelawun.† Er schlug (1281) die Mongolen und benützte die Zeit, da diese unter sich selbst uneins waren, zur Erweiterung und Befestigung seiner Herrschaft in Syrien. Siebentausend Christen verloren ihr Leben beim Falle der Stadt Tripolis, welche Kelawun dem Boden gleich machen ließ. Sein Sohn und Nachfolger Aschraf machte ein Jahr, nachdem er die Herrschaft in Egypten und Syrien angetreten hatte (1290), dem Reiche der Christen in Palästina ein Ende (1291‡).

§ 17. Nordafrika.

Als Moez, der Nachkomme Ali's und der Fatima, die Eroberung Egypten's unternahm||, belohnte er die Verdienste seines Dieners Jussuf mit reichen Geschenken und übergab ihm die Verwaltung seiner Königreiche Tunis und Algier. Jussuf Ebn Zeiri machte sich bald unabhängig von den Fatimiden, obgleich er anfangs noch einen Schein der Unterwerfung beibehielt. Die Nachkommen Jussuf's, die Zeiriden, herrschten, zur Zeit ihrer Blüthe, von Fez bis an die Grenzen Egypten's. Ihnen traten die Morabethen (Eiferer für den Glauben) feindlich entgegen. Mohammed Abdallah, der Sohn Tomrut's, stiftete in der Mitte des elften Jahrhunderts in den die Wüste begrenzenden Ländern eine fana-

*) S. oben §. 10. †) Von den Europäern Kalamun genannt.
‡) S. oben §. 12. ||) S. B. IV. §. 23 S. 59.

tische Secte, welche aus Berbern und Arabern bestand und mit Feuer und Schwert bis zum mittelländischen und atlantischen Meere vordrang. Marocco wurde der Sitz ihres Reiches (1071). Von dort aus führten die Morabethen, welche auch Almoraviden genannt werden, Krieg mit den Zeiriden, deren Macht sie brachen, schifften über die Meerenge nach Spanien zur Zeit ihres Emirs Jussuf Ben Teschfin und erfochten auch dort glänzende Siege.*) In jener glaubenswüthigen Zeit tauchten immer neue Secten unter den Mohammedanern auf. Mohadi Mohammed, angeblich ein Nachkomme Ali's und der Fatima, sammelte um sich „die Anbeter des einigen wahren Gottes" (Mowaheddin). schlug die Morabethen (1120), worauf sein Freund und Nachfolger Abd el Mumen Marocco eroberte und dem Reiche der Morabethen ein Ende machte (1146). Die Gewalt der Mowaheddin, oder Almohaden, reichte noch weiter, als diejenige der Morabethen. Ganz Nordafrika, Sicilien und das arabische Spanien erkannten sie als Herrscher an. Während die Mowaheddin den Grund zu ihrer Macht legten, wurden die längst geschwächten Zeiriden von Roger, dem normännischen Könige von Sicilien besiegt. Dieser eroberte Tripolis und die Hauptstadt der Zeiriden, Mahadia. Hintereinander fielen die Städte Tunis, Safax, Capsia, Bona und ein weiter Küstenstrich in seine Gewalt (1121—1148). Nach Roger's Tode (1152) zerfiel bald die Herrschaft der Normannen in Afrika. Die Almohaden traten in deren Fußtapfen und behaupteten sich ein Jahrhundert als Herrscher von Afrika. Doch allmälig zersplitterte sich ihr Reich in mehrere kleinere Herrschaften. Zuerst gründete Abdol Vahed (1206) in Tunis, dann Abdol Hak (1213) im äußersten Westen, darauf (1248) die Zianiten in Tlemecen unabhängige Reiche. Endlich machte Abdol Hak's Sohn, Abu Jussuf, dem Reiche der Almohaden ein Ende (1269) und befestigte die Macht seiner Familie, welche den Namen der Meriniten führte.

Wie mächtig diese Reiche waren, erhellt schon aus der Thatsache, daß die ganze Heeresmacht des Königs Ludwig's XI. von Frankreich an den Mauern von Tunis abprallte (1270).†).

Die Kämpfe, welche Christen und Mohammedaner in Spanien mit einander führten übten eine mächtige Rückwirkung auf Nordafrika. Seit dem Verluste von Toledo (1085) erkannten die Mohammedaner Spanien's, daß sie ohne fremde Hülfe nicht im Stande seien, sich gegen die Christen zu behaupten und riefen die Almoraviden herbei, welchen später die Almohaden folgten. Beide Herrschergeschlechter opferten ihre besten Kräfte in den Kriegen mit den Christen der pyrenäischen Halbinsel auf, waren jedoch nicht im Stande, mehr zu bewirken, als den Untergang der mohammedanischen Herrschaft in Spanien um einige Jahrhunderte hinauszuschieben. Die Niederlagen, welche die Afrikaner in Europa erlitten, schwächten die Macht der Almoraviden, erleichterten den Almohaden, sich auf den Trümmern derselben emporzuschwingen, brachten aber auch diesen ihren Untergang, indem sie die Kraft verloren, die verschiedenen Theile des Reiches in Afrika zusammenzuhalten, während sie sich vergeblich bemühten, Spanien und Portugal zu unterwerfen

§ 18. Syrien.

Nachdem Sultan Tutusch, der Bruder Malek Schah's, im Kampfe mit seinem Neffen Barkiarok (1095) sein Leben verloren hatte, behauptete sich Baghi Sejan in Antiochia, und huldigte dem Sieger Barkiarok.‡) Ortok's Söhne, Sokman und Ilgazi, blieben Herren von Jerusalem, gleichfalls unter Barkiarok's Oberherrschaft. Aksonkor's

*) S. unten § 67. †) S. oben § 12. ‡) E. B. IV. § 22 S. 57.

des früheren Beherrschers von Aleppo Sohn, Zenghi, mußte dem Sohne des Sultan's Tutusch, Rodwan, weichen, welcher Aleppo besaß, während dessen Bruder, Dokak, in Damascus herrschte. Syrien befand sich demnach in einer für den Krieg sehr wenig günstigen Lage, welche durch gegenseitige Streitigkeiten noch verschlimmert wurde. Zur Zeit, da die Kreuzheere schon aufgebrochen waren, um Jerusalem zu erobern, wurde diese Stadt durch die Egypter belagert und (im August 1096) eingenommen.

Dokak, der Beherrscher von Damascus, war ein schlaffer Mensch, welcher bald schon von Togtekin verdrängt wurde. Antiochia war die erste syrische Stadt, welche (im Juni 1098) in die Gewalt der Christen fiel. Baghi Sejan verlor sie auf immer. Jerusalem war die zweite bedeutende Eroberung, welche (am 15. Juli 1099) die Abendländer in Syrien machten. Die Schicksale dieser beiden, sowie der übrigen syrischen Städte unter der Herrschaft der Christen haben wir weiter oben erzählt*).

Aleppo kam in der Mitte des zwölften Jahrhunderts in den Besitz Nureddin's, des Sohnes Zenghi's, welcher den Christen ein gefährlicher Nachbar war. Er unterwarf sich den größern Theil Syrien's. Nur Damascus blieb in der Gewalt eines Nachkommens Togtekin's, oder vielmehr dessen Vezir's Anar. Vergebens bemühten sich die Christen, die alte Hauptstadt Syrien's, Damascus, zu erobern (im Juli 1148). Ungeachtet Anar und Nureddin sich gegenseitig mit eifersüchtigen Blicken maßen, mußten die Christen doch unverrichteter Dinge abziehen. Im Jahre 1154 eroberte Nureddin Damascus. Nach Nureddin's Tode (1162) wurde Syrien von Egypten abhängig. So lange Saladin mächtig gebot, nahm das Land an dessen Triumphen Theil. Als er zu Damascus starb (1193) wurde er von den Bewohnern dieser Stadt auf das Bitterste beklagt. Sein ältester Sohn, Afdal, erhielt Damascus und Jerusalem und Daher, sein dritter Sohn, Aleppo. Während Syrien zu Saladin's Zeiten, mit Ausnahme der christlichen Besitzungen, nur ein Theil seines großen Reiches gewesen war, zerfiel es jetzt, außer der christlichen, in zwei mohammedanische Herrschaften. Nach dem Willen Saladin's sollte der Sultan von Egypten die Oberhoheit über alle anderen Fürsten seines weiten Reiches, also auch über Syrien, haben. Afdal wurde, da er ein wüstes Leben führte, schon im Jahre 1196 von seinem Bruder Aziz, dem Beherrscher Egypten's, und seinem Oheim Adel aus Damascus vertrieben. Adel riß Damascus an sich und zwang auch seinen Neffen Daher, den Beherrscher von Aleppo, seine Oberhoheit anzuerkennen (1198). Syrien und Egypten standen, nach Aziz's Tode (1198), wieder unter einem Oberhaupte, dem Sultan Adel. Sein Sohn Kamel schloß den berühmten Waffenstillstand mit Friedrich II. (1228) ab, demzufolge die Abendländer Jerusalem, Nazareth und Bethlehem zurück empfingen, dagegen auf die Wiedereroberung von ganz Palästina Verzicht leisteten. Dieser Waffenstillstand verschaffte dem unglücklichen Lande einige Ruhe. Nach Kamel's Tode (1238) entstanden aber wiederum Erbfolgestreitigkeiten. Saleh Ismael, der Bruder Kamel's, riß Damascus an sich und suchte, durch ein Bündniß mit anderen syrischen Fürsten und den Christen von Palästina, sich gegen seinen Neffen Saleh Ejub, Sultan von Egypten, zu behaupten. Er wurde aber (1244) mit Hülfe der aus Chowaresmien hereingebrochenen türkischen Söldnerschaaren geschlagen. Saleh Ejub gelangte in den Besitz von Damascus, Jerusalem und dem größten Theile Syrien's. Er entledigte sich später der türkischen Söldner, das Land hatte aber zuvor unter deren Verheerungen furchtbar gelitten. Damascus wurde wiederum der Sitz des vereinigten Reiches von Egypten und Syrien. Nach dem Tode des Sultan's Saleh Ejub (1250) riefen die Syrier einen Nachkommen Saladin's, der in Aleppo herrschte, Nasir Jussuf, zum Sultan aus. Bedroht von den Mongolen, den Egyptern und den Abendländern hatte der Sultan von Syrien eine sehr

*) S. §§ 4—11.

bedenkliche Stellung. Der Mongole Hulagu nahm Aleppo mit Sturm, zwang Damascus, Hamath und Hems zur Unterwerfung und eroberte nach und nach fast ganz Syrien, doch wurden die Mongolen bald schon von dem mamlukischen Sultan Kotuz von Egypten vertrieben (1260). Von neuem wurde Syrien mit Egypten verbunden, und theilte dessen Schicksale bis zur gänzlichen Vertreibung der Abendländer aus Palästina und Syrien (1291).

Wie Armenien, inmitten des römischen und persischen Reiches, ein Spielball in den Händen der kämpfenden Beherrscher derselben war, so mußte sich Syrien seine Schicksale von den um die Herrschaft streitenden Gewalthabern, christlichen und mohammedanischen Glaubens, bilden lassen. Zwei Jahrhunderte furchtbarer Kriege zogen über das unglückliche Land hinweg und der endliche Erfolg des Blutvergießens war, daß, mit Ausnahme der verbrannten, geplünderten und verwüsteten Städte, der verminderten Bevölkerung und des gestörten Verkehres, in den Besitzverhältnissen Alles beim Alten blieb, d. h. die Christen abzogen, ohne eine Spanne Landes zu behalten. Die Bewohner Syrien's erhielten für die Verheerungen, welche ihr Land durch die Kreuzzüge erlitt, einige Entschädigung in den unermeßlichen Summen, welche die Kreuzfahrer dort auf den Ankauf von s. g. Reliquien verwendeten, und in der reichen Beute, welche sie den Kreuzfahrern abnahmen. Doch blieben sie immer noch in Schaden. Die größten Gewinnste an Geld und Geldes Werth konnten für die Verluste an Menschenleben, für die Angst, den Jammer und die Noth des Krieges, welche sie erlitten, keinen genügenden Ersatz bieten.

§ 19. Die Assassinen.

Das Mittelalter war die Zeit des Fanatismus nicht blos für die Christen, sondern auch für die Mohammedaner. Wir haben im vorigen Buche*) der Charidschiten und im Laufe dieses†) der Morabethen und Mowahedin gelegentlich erwähnt. Eine besondere und ausführliche Schilderung verdienen aber die Assassinen. Sie waren eine der zahlreichen ismaelitischen Secten, welche sich über die ganze mohammedanische Welt verbreitet und welche alle ihre Geheimlehren und mannigfaltigen Organisationen hatten und entwickelten sich aus deren Schooße, zu einer Zeit, da deren Eifer zu erkalten begann. Dem Systeme der Ismaeliten wird von Manchen eine besondere Tiefe der Gedanken zugeschrieben. Wenn wir sie aber nach ihren Thaten und nicht nach den Schriften Einzelner ihrer Anhänger beurtheilen, so können wir das Eigenthümliche ihrer Lehre nicht auf diese oder jene Ansicht, sondern nur auf einen, durch Religion befestigten blinden Gehorsam zurückführen. Die Ismaeliten glaubten, die höchste geistliche Würde unter den Mohammedanern gebühre dem Stifter ihrer Lehre, Ismael, und dessen Nachkommen. Die Schiiten glaubten dasselbe in Betreff Ali's und die Sunniten in Betreff der vier ersten Chalifen. Die Ismaeliten unterschieden sich aber von den Schiiten und Sunniten wesentlich dadurch, daß sie annahmen, der Geist Gottes vererbe sich in der Familie Ismael's, indem er stets aus dem Leibe des gestorbenen Imam's in denjenigen seines Nachfolgers übergebe. Dieser Lehrsatz deutet schon an, daß die Ismaeliten die Folgesätze ihres Glaubens bestimmter und weiter zogen, als die übrigen mohammedanischen Secten. Je weiter in religiösen Dingen Folgerungen gezogen werden, desto vernunftswidriger gestalten sich die Lehrsätze und desto größerer Fanatismus ist erforderlich, dieselben aufrecht zu erhalten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, bei den Ismaeliten einen der Abgeschmacktheit ihrer ersten Unterscheidungslehre entsprechenden Grad von Fanatismus zu finden. Diesen verstand der Stifter der Assassinen von neuem aufzuregen. Hassan ben

*) Siehe Buch IV. § 20. †) Siehe oben § 17.

Sabah, der Sohn eines ismaelitischen Lehrers, ein herrschsüchtiger Mann, welcher zu Malek Schah's*) Zeiten lebte, war der Gründer dieser Secte. Er ließ sich von seinen Anhängern „unser Herr" nennen. Als er (1090) die Bergfestung Alamut im Lande Dilem besetzte und das umliegende Gebirge unterwarf, wurde er der Herr des Gebirges, von den Europäern „der Alte vom Berge" genannt. Er brachte die Lehre vom blinden Gehorsam gewissermaßen zur Vollendung. Natürlich nahm er denselben für sich in Anspruch. Jede Verletzung des Gehorsams bestrafte dieser Tyrann mit dem Tode. Seine eigenen Söhne schonte er nicht, die er beide für die Uebertretung eines Gebotes tödten ließ. Dem Vergnügen, unbedingt und unbeschränkt, wenn auch nur über einen kleinen Kreis von Menschen, zu herrschen, opferte Hassan ben Sabah jede andere Rücksicht auf. Er umgab sich mit dem düstern Schleier des Geheimnisses, war, selbst seinen Anhängern, fast niemals sichtbar, arbeitete aber unausgesetzt an der Erweiterung seiner Macht. Er zog alle Ismaeliten von Persien in die Umgegend von Alamut und flößte ihnen einen blinden Glauben an seine göttliche Sendung ein. Zu dem Fanatismus, welchen Hassan durch Lehre und Zucht seinen Anhängern einflößte, kam noch ein Berauschungsmittel hinzu, das sie aus Hanfkörnern bereiteten (Haschischa) und durch dessen Genuß sie sich in einen an Wahnsinn grenzenden Taumel versetzten. Von diesem erhielten sie den Namen Haschischin, woraus die Abendländer Assassinen machten.

Hassan ben Sabah wurde durch den blinden Gehorsam seiner Anhänger allen seinen Nachbarn furchtbar. Als Malek Schah gegen den „Alten vom Berge" zu Felde zog, gab ein Assassine dessen Vezire, Nezam el Mulk, inmitten seines Heeres den Tod. Malek Schah starb bald darauf. Vergebens stritten gegen Hassan die Nachfolger Malek's. Die Dolche der Assassinen trafen ihre gefährlichsten Gegner und was der Mordstahl nicht vermochte, bewirkte der Betrug. Bevor Hassan ben Sabah starb (1125), ernannte er seinen ältesten und erfahrensten Anhänger, Kia Burzuk, zu seinem Nachfolger. Dessen Nachkommen herrschten in Alamut bis in's folgende Jahrhundert.

Mit der Geschichte des Abendlandes sind die syrischen Assassinen inniger verbunden, als die persischen. Rodwan, der Beherrscher Aleppo's, lud (1105) die Assassinen zu sich ein. Sie ermordeten, auf seinen Befehl, bereitwillig seine Feinde und gründeten in der Stadt Famiah, oder Apamea, einen zweiten Hauptsitz ihres Ordens, woselbst ein zweiter „Alter vom Berge" wohnte. Abu Thaher, der erste der syrischen Assassinenfürsten, wurde von Tancred, welcher Famiah erstürmte, gefangen genommen; die Christen eroberten noch eine zweite Burg der Assassinen, der Chalif verfluchte sogar diese Fanatiker und Rodwan mußte gegen sie in den Krieg ziehen; dennoch breitete sich die Secte immer weiter in Syrien aus. Ihre persischen Glaubensbrüder unterstützten sie unausgesetzt. Die kecken Mordthaten, welche die Assassinen verübten, verbreiteten einen allgemeinen Schrecken. Maudud, der Beherrscher von Mosul, fiel (1113) im Bethause, einer der ersten Großen des Chalifen von Bagdad im Angesichte des ganzen Hofes unter ihren Dolchen. Der Statthalter von Aleppo und seine beiden Söhne, wahrscheinlich auch Afdal, der Vezir von Egypten, und der fatimidische Chalif Amer wurden von ihnen gemordet. In Persien tödtete ein Assassine den Vezir des Sultans Sandschar. Die feinste Verstellungskunst und die Verläugnung jedweden menschlichen Gefühles erleichterte den Assassinen die Erreichung ihrer Zwecke. Keine Maske war so niedrig, die sie nicht bereitwillig angenommen hätten, um ihre Absichten zu verhüllen, keine Gefahr schreckte sie und kein Zeitenlauf lähmte ihren Entschluß.

Togtekin, der sich ihrer häufig bediente, beherbergte ihr Oberhaupt Behram öffentlich bei sich und trat ihnen die Feste Banias ab (1126). Von da dehnten sich die Assassinen

*) S. B. IV. § 22.

immer weiter im Lande aus. Ungeachtet die Assassinen alle ihre Thaten aus religiöser Ueberzeugung verrichteten und sich für durchaus rechtgläubig ausgaben, lebte doch im Schooße der Mohammedaner noch so viel gesundes Gefühl, daß sie diese Fanatiker bekämpften. Es brach ein blutiger Krieg gegen sie aus, in dessen Laufe die Assassinen versuchten, Damascus den Mohammedanern zu entreißen und den Christen zu übergeben. Das Unternehmen mißlang und kostete sechstausend Assassinen das Leben (1127). Die Christen schämten sich nicht, mit dieser verruchten Secte ein Bündniß abzuschließen. Ismael, Behram's Nachfolger, setzte dieselben in den Besitz der Festung Banias und wurde, zum Lohne dafür, sicher aus dem Lande geleitet. Die Assassinen zogen sich in unzugänglichere Gebirgsgegenden zurück, erkauften sich, vier Jahre später, (1131) die Feste Kadinus, gewannen (1136) durch Mord die Burg Masiaf auf dem Antilibanon, und gründeten in Syrien einen zweiten Assassinenstaat, dessen Hauptplatz Masiaf ward.

Ein Jahrhundert hindurch hatten die Assassinen in Persien und in Syrien eine vollständige Organisation, an deren Spitze da und dort der „Alte vom Berge" stand. Der mongolische Fürst, Hulagu, machte endlich dem persischen Assassinenstaate ein Ende (1276.) Roknedin Chorschah war damals „Alter vom Berge." Er wurde gefangen und getödtet; sämmtliche Burgen der Assassinen in Persien erobert und zerstört, ohne daß es jedoch gelungen wäre, die Secte gänzlich zu vertilgen.

Die syrischen Assassinen widerstanden den Mongolen. Doch der Sultan Bibars überwältigte sie um dieselbe Zeit, in welcher ihre Glaubensgenossen in Persien durch Hulagu zerstreut wurden.

In den Assassinen haben die Jesuiten ihr Vorbild gefunden, welches diese schlauen und tückischen Priester aber noch übertroffen haben. Wenn die Assassinen es besser verstanden, mit dem Dolche umzugehen, so wirkten ihre christlichen Nachahmer um so verderblicher durch das Gift, welches sie von der Kanzel herab und im Beichtstuhle vertheilten.

§ 20. Chowaresmien.

Unter den zahlreichen Ländern, welche das durch Togrul Beg, Alp Arslan und Malek Schah gegründete Seldschukenreich umfaßte, befand sich auch die Provinz Chowaresmien. Dieses Land liegt zwischen *) dem Aralsee, dem kaspischen Meere und dem Dschihunflusse und dessen Einkünfte waren zu den Zeiten jener Sultane dazu bestimmt, das Oberschenkenamt würdig auszustatten. Zur Zeit Malek Schah's schwang sich Anuschtekin, der Sklave des Oberschenken, zum Oberschenken auf. Sein Sohn Mohammed I. Kotbeddin folgte ihm im Amte nach und erweiterte seinen Einfluß in der fernen Provinz. Dessen Sohn und Nachfolger Atsiz (1127—1156) fiel von dem Sultan Sandschar ab, behauptete sich, ungeachtet wiederholter Niederlagen, die er erlitt, als unabhängiger Beherrscher seiner Provinz und nahm den Titel eines Schahs an. Während Sandschar mit anderen Feinden zu kämpfen hatte, eroberte Atsiz die benachbarten Länder jenseits des Dschihunflusses und am kaspischen Meere. Atsiz's Sohn Il Arslan riß einen großen Theil von Khorasan an sich. Chowaresmien hatte durch diese Vergrößerungen so sehr an Macht gewonnen, daß es die immer schwächer werdenden Chalifen und deren seldschukische Vezire nicht mehr zu fürchten brauchte. Um so gefährlicher wurden aber für das Land die Kriege, welche nach Il Arslan's Tode (1172) dessen beide Söhne Alaeddin Takasch und Mohammed II. Sultanschah miteinander führten. Endlich machte der Tod des Letzteren Alaeddin Takasch zum Alleinherrscher. Er vernichtete den letzten Sprossen des Hauses Seldschuk im westlichen Persien und eroberte Rei, Ispahan, Hamadan, Aderbidschan und die Stadt Bochara. Sein

*) S. B. IV. §§ 22 S. 57.

Sohn und Stellvertreter Mohammed III. Kotbheddin bekriegte die persischen Assassinen. Dessen Vezir fiel unter dem Dolche dieser Secte. Bevor er sie für diesen Mord bestrafen konnte, starb Alaeddin (1200). Mohammed III. mußte mit einem Neffen, der ihm den Thron streitig machte, Krieg führen. Er schlug seinen Gegner und dieser floh nach dem Osten, wo die Ghoriden an der Grenze von Indien einen mächtigen Staat beherrschten.*) Der Ghoride Schahabeddin hatte (1182) dem Reiche der Ghasnaviden ein Ende gemacht und das Land fast bis zur Grenze von China erobert. Sein Bruder und Obersultan Gajatheddin drang um dieselbe Zeit siegreich bis in die Tartarei vor und nahm die Städte Nischapur, Herat und Meru. Im Kriege mit dem Schah von Chowaresmien, Mohammed III., verlor Gajatheddin (1202) sein Leben, und sein Bruder den größern Theil seines Reiches bis zu den indischen Bergen. Schahabeddin wurde einige Jahre später (1206) von einem Assassinen ermordet. Nach dessen Tode rissen seine türkischen Söldner die meisten seiner Länder, in viele kleine Herrschaften zersplittert, an sich. Den Ueberrest nahm Mohammed III. in Besitz. Doch derselbe Fürst, welcher die Grenzen Chowaresmien's so weit ausgedehnt hatte, legte auch den Keim zum Untergange seines Reiches. Er drang siegreich nach Ghasna vor, gelangte bis nach Indien, kehrte zum Tigris zurück und brachte den Chalifen von Bagdad auf's Aeußerste. Er bekämpfte den wehrlosen Schattenfürsten mit den Waffen des Krieges und der Religion, ließ ihn durch eine Versammlung seiner Gottesgelehrten absetzen und einen angeblichen Sprößling Ali's für den rechtmäßigen Chalifen erklären. Der abbasidische Chalif setzte dem schiitischen Concilium ein sunnitisches entgegen. Da er aber selbst keine Heere hatte, rief er die Mongolen gegen den Schah von Chowaresmien zu Hülfe (1219). Diesen war das Vordringen nach dem Süden dadurch erleichtert worden, daß der kriegerische Stamm der Khitanen im Kampfe mit den Tartaren von Karakitbei sehr geschwächt worden war, was Mohammed III. leicht hätte verhindern können; allein um sich für eine von ihnen erlittene Beleidigung zu rächen, nicht that.

Die Khitanen konnten den Mongolen den Eingang nicht wehren, als diese, vom Chalifen zu Bagdad gerufen, nach dem Süden vorrückten. Das wilde Volk der Steppen machte dem Reiche von Chowaresmien ein blutiges Ende (1231).

§ 21. Die Mongolen.

Seit Jahrtausenden lebten in den Steppen Asiens, welche sich von dem s. g. stillen Weltmeere bis zum Uralgebirge erstrecken, zahlreiche und kriegerische Nomadenvölker. So oft es einem unternehmenden Führer gelang, mehrere derselben unter seiner Herrschaft zu vereinigen und sie mit dem Geiste der Eroberung zu erfüllen, wurden die benachbarten Länder, welche mehr Bildung und größere Schätze besaßen, von ihnen überschwemmt. Einer dieser Hordenführer war Temudschin, welcher später den Ehrentitel Dschingis Khan erhielt. Er war im Jahre 1155 geboren, mußte aber als Knabe von eilf Jahren (1166), nach dem Tode seines Vaters, zu den Karaiten fliehen, deren Hauptort Karakorum war. Hier gelangte er bald zu Ansehen und Macht. Im Jahre 1206 hielt Temudschin in der Mitte des Mongolenlandes ein sogenanntes Kurultai, d. h. eine Versammlung aller mongolischen und türkischen Stammeshäupter und bewirkte, daß er durch dieselbe zum obersten Anführer der verschiedenen Horden ernannt wurde. Auf diese Weise setzte sich Dschingis Khan in den Besitz einer furchtbaren Macht, mit welcher er einen Theil Sibirien's, die mongolischen und türkischen Stämme im Norden der Halbinsel Korea, in der Wüste Kobi, im Westen der chinesischen Mauer und an der Grenze von Tibet unterwarf. Dem lockern Bunde, der durch List und Gewalt zu Stande gebracht worden war, verlieh Dschingis Khan Dauer durch ein

*) S. unten § 22.

allgemeines Gesetzbuch, Yassa, welches er sämmtlichen, unter seinem Scepter vereinigten Völkern ertheilte. Wie alle großen Gesetzgeber der Vorzeit gründete auch Temudschin seinen Staat auf die den Massen einleuchtenden Religionsbegriffe. Allgemeine Wahrheiten aus der ältesten Zeit Asien's, angewandt auf die Zwecke des kühnen Eroberers, dienten dazu, seine Herrschaft zu befestigen. Patriarchalische Einfachheit, kriegerische Strenge und eine Art von Lehensverband waren die Mittel, deren sich Dschingis Khan bediente, sein unermeßliches Reich zusammenzuhalten. Im Kriege mit China zwang er seinen frühern Lehensherrn, ihm eine Tochter aus dessen Hause zur Gattin zu geben und weiter nach dem Süden zu ziehen. Nur das tartarische Reich Karakithai trennte den mächtigen Beherrscher der Mongolen noch von Chowaresmien. Geschwächt durch innere Zwietracht und Kriege mit den Khitanen erlag das tartarische Reich den Mongolen. Der Krieg zwischen Mongolen und Chowaresmiern war unvermeidlich. An Vorwänden dazu fehlte es einem Manne, wie Dschingis Khan, nicht. Indem wurde er von dem Chalifen zu Bagdad um Hülfe angerufen. Die Zahl der Krieger, welche Dschingis Khan in den Kampf führte, war so unermeßlich, daß Mohammed III. die Bewohner seiner Stadt Samarcand, welche neue Gräben zu deren Schutze ziehen wollten, davon abmahnen ließ mit der Bemerkung, der Mongolen seien so viele, daß sie mit ihren Peitschen allein die Gräben füllen könnten. Das Reich von Chowaresmien besaß dazumal viele volkreiche und wohlbefestigte Städte, namentlich Samarcand, Bochara, Otrar und Balk. Es war wohl angebaut und hatte einen Grad von Bildung erreicht, von welchem die Mongolen weit entfernt waren. Mohammed III. hoffte, die wilden Horden dadurch zu besiegen, daß er jede Feldschlacht vermied und den Barbaren Zeit ließ, wenn auch mit reicher Beute, in ihre Steppen zurückzukehren. In dieser Hoffnung täuschte er sich vollkommen. Dschingis Khan hatte es nicht darauf abgesehen, einen Raubzug zu unternehmen, er wollte ein Weltreich gründen, hatte seinen Völkern den Geist der Ordnung eingeflößt und selbst von den Chinesen eine gewisse Staatskunst erlernt, mit deren Hülfe er die auf den Schlachtfeldern errungenen Siege zu dauernden Eroberungen gestaltete. Mohammed III. mußte fliehen, fand weder in Indien, noch im Kaukasus Ruhe und starb so arm, daß er kein Tuch besaß, worin seine Leiche bestattet werden konnte (1221). Vor seinem Tode hatten die Mongolen die Bergfestung genommen, worin Mohammed III. seine Familie und seine Schätze verwahrte. Die meisten seiner Söhne wurden ermordet, seine Töchter unter die Sieger vertheilt. Nur zwei seiner Söhne überlebten den Vater. Mit furchtbarer Grausamkeit wüthete Dschingis Khan gegen die blühendsten Städte Chowaresmien's. Bis zu den Ufern des Indus rückten die siegreichen Mongolen vor. Von da kehrten sie nach Persien um. Während Dschingis Khan's Söhne: Tschagatai und Oktai, in Ghasna und am Indus befehligten, eroberte ihr Bruder Tschutschi Westsibirien bis zur Wolga und zum kaspischen Meere. Dschingis Khan hielt sich mittlerweile meistens in Samarcand auf, woselbst er die großartigsten Feste veranstaltete und sich mit den Gelehrten der von ihm besiegten Völker unterhielt. Dann zog er nach dem fernen Osten an die Nord- und Westgrenze von China. Diese Zeit benützte Dschelaleddin Mankterni, Mohammed's III. Sohn, sein väterliches Reich wieder zu erobern (1225). Er nahm Ispahan, zog bis in die Nähe von Bagdad und besetzte Aderbidschan und Georgien. Dschelaleddin war tapfer, allein nicht staatsklug. Statt sich mit seinen mohammedanischen Glaubensgenossen gegen die heidnischen Mongolen zu verbinden, verwickelte er sich mit denselben in Krieg, indem er die Feste Ichlat in Armenien angriff. Der Sultan Aschraf, der Sohn des Ejubiden Adel, und der Sultan Kai Kobad von Iconium lieferten Dschelaleddin (1230) eine dreitägige Schlacht, in welcher er völlig geschlagen wurde. Vorher schon (1227) war Dschingis Khan in China gestorben, nachdem er in jener Gegend glückliche Kriege geführt hatte. Sein Reich wurde unter seine Nachkommen

vertheilt. Oktai wurde Groß-Khan. Unter seiner Oberherrschaft erhielt Tschutschi's ältester Sohn, Batu, Westsibirien, oder das s. g. Kaptschak; Tschagatai erbte die Länder jenseits des Tschihun und Amu, Tuli, der dritte Sohn Dschingis Khan's, Persien und die eroberten Provinzen Indiens. Bevor die Theilung vollzogen ward, rückten sämmtliche Söhne Dschingis Khan's nach China und nahmen das ganze nördliche Reich mit der Hauptstadt Nanking ein. Mittlerweile hatte Tuli's Sohn, Hulagu, Armenien und Georgien besetzt. Bald darauf verlor Dschelaleddin sein Leben. Mit ihm sank die letzte Stütze des chowaresmischen Reiches. Der Sultan von Rum, Kai Kobad, welcher in Iconium wohnte, huldigte dem mongolischen Groß-Khan, der die ganze Erde mit seinen Heeren bedrohte.

Noch bei Lebzeiten Dschingis Khan's war sein Sohn Tschutschi, nachdem er Westsibirien (die jetzigen Statthalterschaften Astracan und Orenburg) unterworfen hatte, nach Europa vorgedrungen, hatte (1224) die Polowzer*), Komanen und die mit ihnen verbundenen Russen geschlagen und war bis Czernigof gelangt. Als Dschingis Khan aber nach China zog, konnten die Mongolen ihre Eroberungen in Europa nicht fortsetzen, um so weniger, als Tschutschi noch in demselben Jahre gestorben war, in welchem er jenen Sieg errungen hatte. Doch die in Süd-Rußland wohnenden Bulgaren wurden bald darauf von den Mongolen unterworfen. Glücklicherweise für Europa richteten die Mongolen längere Zeit hindurch ihre Angriffe zunächst auf das chinesische Reich. Oktai verlegte seinen Wohnsitz nicht weiter nach dem Westen, vielmehr gründete er zu Karakorum eine Stadt und baute daselbst für sich einen glänzenden Palast. Die Russen benützten nicht die ihnen gelassene Frist, Vertheidigungsmaßregeln gegen die Mongolen zu treffen. Sie wurden daher eine leichte Beute derselben, als diese (1237) unter Batu's Befehl wieder vorrückten. Moskau, Wladimir und mehrere andere Städte fielen hintereinander in die Macht der Mongolen. Der Großfürst Jurij oder Georg II. von Wladimir wagte zwar im folgenden Jahre (1238) noch eine Schlacht, erlitt aber eine zweite Niederlage, in deren Folge Rußland zweihundert und fünfzig Jahre lang unter mongolischer Herrschaft stand. Nowgorod wurde gerettet in Folge eines plötzlichen Thauwetters, welches die Mongolen zwang, umzukehren. Doch bald schon kamen sie wieder (1239), eroberten Kiew und verwüsteten furchtbar das ganze Land (1240). Tausende flohen in die Sümpfe, Wälder und in das benachbarte Ungarland. Mit vier Heeren brachen die Mongolen aus Rußland weiter auf. Die Karpathenpässe, welche nach Ungarn führten, waren nicht bewacht. Das ganze Land wurde eine leichte Beute der Sieger. König Bela IV. floh nach Deutschland und bot Friedrich II. sein Reich als Lehen an. Der Tod des Groß-Khan's Oktai (1242) rettete Ungarn von dauernder Knechtschaft, indem Batu, dessen Nachfolger, seine Truppen nach dem Osten zurückführte.

Diejenige Heeresabtheilung der Mongolen, welche in Polen eingedrungen war, stieß im ganzen Lande auf keinen ernstlichen Widerstand. Sie zog weiter nach Schlesien und traf nach einigen, weniger bedeutenden, aber doch blutigen Gefechten (am 9. April 1241) in der Nähe von Liegnitz auf ein aus Deutschen und Polen bestehendes Heer, welches den Mongolen zwar das Schlachtfeld räumen mußte, ihnen jedoch große Achtung vor der abendländischen Ritterschaft einflößte. Die wilden asiatischen Horden änderten ihre Richtung, wandten sich nach Böhmen und Mähren, erlitten bei Olmütz bedeutende Verluste und erreichten in Ungarn Batu's Heer, mit welchem sie nach dem Osten zurückkehrten.

Oktai, ein roher Wüstling, starb (1241) in Folge seiner Trunksucht. Seine Wittwe, Turakina, verschaffte ihrem Sohne Kajuk die Würde eines Groß-Khans und führte, während dessen Minderjährigkeit, die vormundschaftliche Regierung. Turakina nannte

*) S. B. IV. § 40.

sich eine Christin und darauf bauten die Abendländer mannichfaltige Hoffnungen. Kajuk starb indeß schon im Jahre 1247. Ihm folgte in der Würde eines Groß-Khans Tuli's Sohn, Mangu. Eine Verschwörung, welche Kajuk's Bruder anzettelte, endete mit dessen Tode und der Vernichtung seines ganzen Anhangs. Kudak, der christliche Minister der beiden vorigen Groß-Khane, verlor bei dieser Gelegenheit sein Leben und seit dieser Zeit hörten die Hoffnungen der Christen auf, die Mongolen zu bekehren. Der Groß-Khan Mangu sandte seinen Bruder Hulagu nach dem Westen, seinen Bruder Kublai nach dem Osten. Hulagu rückte über Samarcand dem kaspischen Meere zu, machte den persischen Assassinen ein Ende und stürzte das Reich der abbasidischen Chalifen zu Bagdad. Mujadeddin, der Vezir des Chalifen Mostaasem, verrieth den Herrn, dem er diente, und das Land, dem er angehörte, und erleichterte dadurch den Mongolen den Sieg. Im Februar 1258 eroberten diese Bagdad und verwüsteten die Stadt mit der ihnen eigenen Grausamkeit. Bald darauf starb der Groß-Khan Mangu (1259), welchem sein Bruder Kublai nachfolgte. Dieser war in China auf stärkern Widerstand gestoßen, als Hulagu im Westen. Kublai war von keinem Kurultai zum Groß-Khan ernannt worden und entzweite sich deshalb mit seinem Bruder Artektogha. Er verlegte die Wohnstätte des Groß-Khans nach Pekin in China, während Artektogha seinen Herrschersitz in Karakorum aufschlug. Dieser konnte sich aber nicht lange halten. Nachdem er längere Zeit mit Kublai Krieg geführt hatte, wurde er aus Karakorum vertrieben, flüchtete Zuflucht bei seinem Bruder in China und wurde, auf dessen Befehl, getödtet. Kublai wurde von der ganzen Mongolei und Tartarei als Herrscher anerkannt, bezwang das chinesische Reich (1280) und eroberte selbst Bengalen. China ward unter Kublai's Nachfolgern der Hauptsitz des mongolischen Reiches. Die Mongolen nahmen den Charakter der Chinesen und das Haus des Kublai den Namen Ywen an.

Hulagu gründete in Persien (Iran) ein zweites Mongolenreich auf den Trümmern des Staates von Chowaresmien, des Sultan's von Rum und des Chalifen von Bagdad und schlug seinen Herrschersitz in Tauris auf. Es gelang ihm jedoch nicht, sich dauernd in Syrien festzusetzen. Die Khane von Tschagatai, oder Transoxiana, die Nachkommen Tschagatai's, des Sohnes Dschengiskhan's, herrschten im Osten des kaspischen Meeres und wohnten zu Bischbalig. Die Khane von Kaptschak besaßen das westliche Sibirien, die Küsten des kaspischen Meeres und die Ufer der Wolga, und dehnten von da ihre Macht über Rußland aus. Der Sitz ihrer Regierung war zu Sarai. Das fünfte mongolische Reich gründete Scheibani Khan im mittlern Sibirien, es führte den Namen Turan und wird, im Gegensatz von Iran, mit dem es blutige Kriege führte, oft genannt. So reichte in ununterbrochener Kette die Herrschaft der Mongolen von einem Ende Asien's zum andern bis nach Europa und von Bengalen bis nach Sibirien. Die Mongolen in China beteten Fo an, die Mongolen des Westens wurden Mohammedaner, und sagten sich von ihren heidnischen Brüdern des Ostens los.

Schwerlich würde es den Mongolen gelungen sein, diese Reiche für die Dauer zu behaupten, hätte nicht Dschingis Khan mit den patriarchalischen Ueberlieferungen seines Stammes die Staatskunst der Chinesen verbunden. Ein chinesischer Staatsmann, Yelutschutschai, leitete schon zu Dschingis Khan's Zeit die Verwaltung seines großen Reiches. Die Mutter des Groß-Khans Kajuk, Turakeina, bediente sich der Rathschläge dieses Mannes bis zu dessen Tode (1243). Chinesische Gelehrte und Künstler, Ingenieure und Geographen waren zahlreich in dem Heere Hulagu's. Sobald sich die Mongolen da und dort festgesetzt und die Religion der von ihnen unterworfenen Völker angenommen hatten, vermischten sie sich mit ihnen und die Verschiedenheit zwischen dem herrschenden und den beherrschten Stämmen verlor sich im Laufe der Jahrhunderte.

§ 22. Die Indier.

Die Indier, welche, gleich den Chinesen, zu den ältesten und zahlreichsten Völkern de. Erde gehören, haben insofern einige Aehnlichkeit miteinander, als beide, ungeachtet ihres hohen Alters, des fruchtbaren Landes, das sie bewohnen, und der großartigen Kräfte an Menschen und Naturerzeugnissen, über welche sie gebieten, doch weit hinter jüngeren, weniger zahlreichen und auf minder günstigem Boden ansässigen Nationen zurückgeblieben sind. Im ersten Buche *) theilten wir die älteste Geschichte dieses Volkes mit, führten dieselbe aber in den drei folgenden Büchern nicht fort, weil sie mit den Ereignissen, welche die übrigen Völker betrafen, zu wenig zusammenhingen und nicht Ausbeute genug lieferten, um besondere Erwähnung zu verdienen. Da wir jedoch dieses Volk nicht ganz aus den Augen verlieren wollen, werden wir hier dessen Schicksale weiter erzählen.

Es war um die Zeit des Anfanges des zweiten Abschnittes der alten Geschichte (um 500 vor Christus), daß in Indien ein Mann auftrat, welcher daselbst als Reformator betrachtet wurde, und dessen Lehre sich über zwei Drittheile Asien's verbreitete: Buddha. Keinem Religionsstifter ist es gelungen, so viele Anhänger zu finden, als ihm. Wie es mehr Katholiken, als Protestanten, mehr Mohammedaner, als Christen, so gibt es mehr Buddhisten, als Mohammedaner. Buddha verwarf die s. g. heiligen Bücher der Indier: die Veda's und die späteren Nachträge zu denselben, die Purana's. Namentlich erklärte sich Buddha mit dem größten Nachdrucke gegen die Verschiedenheit der Kasten und lehrte, alle Menschen seien gleich und Brüder; die künftige Seligkeit bestehe darin, daß sich die Seelen der Menschen in die Gottheit auflösten und sei nur dadurch zu erringen, daß der Mensch in diesem Leben Tugend übe, sich in die Betrachtung der Gottheit versenke und seine Sinnlichkeit den höheren geistigen Bestrebungen vollständig unterordne. Diese ursprünglichen Lehren Buddha's wurden aber bald verkehrt und verdorben, so daß in späteren Zeiten Diejenigen, welche sich Buddhisten nannten, eben so weit von Buddha's Lehre abwichen, als Diejenigen, welche sich Christen nennen, von den Grundsätzen des Nazareners. Wie Christus den Schriftgelehrten und Pharisäern der Juden, so trat Buddha den Braminen der Indier entgegen; und wie Christus, so lehrte fünfhundert Jahre vor ihm Buddha, daß alle Menschen gleich und Brüder seien. Im Laufe der Jahrhunderte wurde jedoch die Religion Buddha's, wie diejenige Christi, zu einem vollständigen Götzendienste. Unter seinen angeblichen Anhängern bildeten sich die ersten Männer- und Frauen-Klöster Um fünfhundert Jahre früher, als die Christen, täuschten die Buddhisten sich und Andere, indem sie behaupteten, die Ehelosigkeit sei ein reinerer Stand, als die Ehe, und das Gelübde ablegten, die Triebe, welche die Natur ihnen gegeben hatte, unbenützt lassen zu wollen. Dieselben Verbrechen und Schandthaten, welche das christliche Priestercölibat und das christliche Mönchswesen herbeiführten, traten fünfhundert Jahre früher schon unter den Buddhisten zu Tage; und wie Christus, so wurde auch Buddha, ungeachtet er als Mensch in die äußere Erscheinung trat, von seinen Verehrern später zum Gotte und zum Mitgliede der Dreieinigkeit †) erhoben. Die Aehnlichkeit zwischen dem buddhistischen und römisch-katholischen Gottesdienste und vielen Ansichten der Einen und der Anderen ist so groß, daß katholische Schriftsteller nur dadurch den schlimmen Schein, den sie auf ihre Religion warf, entfernen zu können vermeinten, daß sie erklärten, der Teufel habe sein Spiel dabei, um die Menschen irre zu führen. Die Sache ist übrigens klar. Die Buddhisten, welche fünfhundert Jahre früher, als die Christen, an eine Dreieinigkeit und an die Gottheit ihres Lehrers glaubten, Mönchs- und Nonnen-Klöster und

*) Siehe Buch I. §. 10—13 S. 23 ff. †) Buch III. 44. S. 127.

Priester-Cölibat hatten, dienten den christlichen Pfaffen späterer Jahrhunderte, welche mit der Religion Buddha's vertraut waren, zu Mustern. Aehnliche Leidenschaften, welche die heuchlerischen Pfaffen der Buddhisten und Christen beherrschten, führten da und dort zu ähnlichen Glaubenssätzen und Einrichtungen.

Ungeachtet die buddhistische Religion in Indien entstand, so gelang es doch später den Braminen, sie wieder aus diesem Lande zu verdrängen. In Thibet, China und ganz Ost-Asien ist sie aber bis zum heutigen Tage vorherrschend.

Seit den ältesten Zeiten befaßten sich die Indier viel mit den übersinnlichen (metaphysischen) Fragen der Entstehung der Welt und des Menschengeschlechts, der Natur und der Zukunft des letzten und seinem Verhältnisse zu der Grundursache aller Veränderungen. Fast alle metaphysischen Systeme der Alten sowohl als der Neuen, der Griechen, der Deutschen, Franzosen und Engländer finden sich schon bei den Indiern, welche sie Jahrtausende früher entwickelten, annahmen und wieder verwarfen. Doch nicht blos mit den unlösbaren Fragen der Uebersinnlichkeit, auch mit beweisbaren und unmittelbar in's Leben eingreifenden Wissenschaften, sowie mit manchen nützlichen Künsten beschäftigten sich frühzeitig die Indier. In der Sternkunde waren sie viel weiter, als die Griechen. Sie kannten die Ursachen der Sonnen- und Mondsfinsternisse, und besaßen Tafeln, mit deren Hülfe sie dieselben genau berechneten. Die Drehung der Erde um ihre Achse war mehreren ihrer Astronomen bekannt. Den Durchmesser der Erde hatten sie mit ziemlicher Genauigkeit berechnet. Sie kannten den Unterschied zwischen den in eigenem Lichte strahlenden Fixsternen, und den von fremdem Lichte erleuchteten Wandelsternen und waren in allen diesen Beziehungen den gebildetsten Völkern Europa's um Jahrtausende voraus. Den Indiern verdanken wir das Decimalsystem, nach welchem wir heute noch unsere Zahlen schreiben. Später, als alle übrigen Wissenschaften entwickelten die Indier die Algebra. Erst nach Christi Geburt beschäftigten sie sich ernstlich mit ihr. Manche mathematische Entdeckungen, welche die Europäer im vorigen Jahrhunderte machten, waren den Indiern schon weit früher bekannt. Die Vers- und Sprachkunst der Indier war in den ältesten Zeiten schon groß. Doch die Kunst vermag die mangelnde Kraft der Gefühle und Leuchte des Verstandes nicht zu ersetzen. Die Sanskrit-Sprache zeichnet sich durch ihren Reichthum, ihre Schönheit und ihre Biegsamkeit vor allen anderen aus und bildet die Grundlage der meisten Sprachen der drei alten Erdtheile. Die Zend-Sprache (die Sprache der alten Perser), die griechische, lateinische und deutsche Sprache sind mit ihr auf's Innigste verwandt, was um so merkwürdiger ist, als die Sprachen der Bewohner des Dekan, d. h. des südlichen Indien's, des Dreiecks der indischen Halbinsel, (die Tamul- und Talinga-Sprachen), keine Verwandschaft mit ihr haben. Die eigentlichen Indier, d. h. die Bewohner von Hindostan im engern Sinne des Wortes, welches im Norden von Dekan liegt, stehen übrigen nicht blos der Sprache nach, sondern auch in Gestalt, Haarwuchs und Gesichtsbildung den Persern, Griechen, Römern und Deutschen, mit denen sie zu der kaukasischen Race gehören, näher, als den Bewohnern von Dekan, welche an Körper und Geist den Negern ähnlich sind.

Die in den Fels gehauenen Tempel von Ellora, Salsette und Elephantine, sowie die Pagoden (heiligen Häuser) auf der Küste von Coromandel beweisen, daß die Indier in der Baukunst die Egypter übertrafen, obgleich sie freilich die Griechen bei weitem nicht erreichten.

Frühzeitig trieben sie Schiffahrt, wie die von ihnen angelegten Colonien*) und ihre Gesetze beweisen, welche auf dieselbe Rücksicht nehmen.

Unter den Provinzen, welche der König Darius I. von Persien beherrschte, wird Indien angeführt. Doch es war dieses nur ein Theil des im Westen des Indusflusses belegenen

*) S. Buch I. 96, S. 842.

Indien's. Nachdem Alexander, der Macedonier, das persische Reich gestürzt hatte, wollte er auch Indien unterwerfen. Er zog das Thal des Flusses Cabul hinab, setzte über den Indus, rückte weiter dem Osten zu, wurde jedoch durch sein eigenes Heer gezwungen, umzukehren, bevor er den Ganges erreicht hatte.*) Der indische Fürst Taxilus, welcher ihn unterstützte, und Porus, welcher ihn bekämpfte, sind die hervorragendsten Namen von Indiern, welche uns durch Alexander's Eroberungszug bekannt wurden. Die Nachfolger Alexander's waren zu schwach, dessen Eroberungen in Indien lange zu behaupten. Nachdem sich Bactrien vom syrischen Reiche losgerissen [258 vor Chr.], hatten die Könige von Syrien Mühe, sich der Einfälle der rauhen Bewohner dieses Gebirgslandes zu erwehren. Sie verbanden sich daher gegen die Bactrier mit dem Beherrscher der Prasier, dessen Hauptstadt Palibothra [Pataliputna] am Zusammenfluß des Ganges und des Son lag, dessen Namen Sandracottus [Chandraguptas] war, und dessen Gebiet gleichfalls von jenen wilden Horden heimgesucht wurde. In den Jahrhunderten, welche folgten, wurde Indien durch die Kämpfe zwischen Braminen und Buddhisten erschüttert. Ungeachtet derselben befand es sich in einem blühenden Zustande. Namentlich werden die Fürsten Vicramaditya von Ayodha [Ude] als Beschützer von Künsten und Wissenschaften gerühmt. Sie herrschten bis in die Gegend von Dekan. Am Hofe des ersten Vicramaditya lebte wenige Jahre vor Christus Calidasa, der Dichter der Sacontala. Indien stand fortwährend in lebhaftem Handel mit Persien und Arabien und durch diese Länder mit dem gesammten Westen. Erst durch die Kriege, welche die Entstehung des Islam in seinem Gefolge hatte, wurde Indien wieder aus dem Dunkel hervorgezogen, in welches es Jahrhunderte hindurch gehüllt war. Zur Zeit des Chalifen Welid I. (705—714 nach Chr.) schickte der Statthalter von Bassora seinen Neffen Mohammed Casem mit einem kleinen Heere nach Indien. Dieser rückte durch die Wüste Mecran (Gedrosien) vor die Stadt Dewel, welche er nahm, über den Indus bei Meyun (Hyderabad) und setzte seinen Marsch bis Alor, die Hauptstadt von Sind, fort. Der Fürst des Landes, Dahir, wurde von ihm auf's Haupt geschlagen, und verlor in dem Treffen das Leben. Seine Wittwe hielt die Stadt auf's Aeußerste. Als der Hunger eine weitere Vertheidigung unmöglich machte, verbrannten sich Weiber und Kinder, die Männer machten mit dem Schwerte in der Hand einen Ausfall, und kamen Alle kämpfend um. Nachdem die Indier in einer zweiten Schlacht eine Niederlage erlitten hatten, eroberte Casem das ganze Reich Dahir's, welches sich bis Multan erstreckte. Die Mohammedaner beschränkten nicht die Religionsfreiheit der Indier. Sie gestatteten diesen die im Kriege zerstörten Tempel wieder aufzubauen. Die Ländereien, Schätze und Einkünfte der Pagoden blieben denselben unverändert. Zwei Töchter des Fürsten Dahir wurden als große Schönheiten dem Chalifen von Casem zugesandt. Als sie vor Welid gebracht wurden, brach die ältere derselben in Thränen aus und erklärte, sie sei des Chalifen nicht werth, indem sie von Casem geschändet worden sei. Der Chalif, welcher in die Worte des Mädchens keinen Zweifel setzte, befahl, daß ihm Casem in eine rohe Haut eingenäht geschickt werden solle. Als die Indierin dessen Leiche sah, rief sie frohlockend aus, Casem sei des ihm zur Last gelegten Verbrechens unschuldig gewesen, allein sie habe an ihm den Tod ihres Vaters und den Untergang ihrer Familie rächen wollen.

Die Chalifen behaupteten nicht lange die Eroberungen, welche Casem in Indien gemacht hatte. Schon nach fünfunddreißig Jahren wurden die Mohammedaner wieder aus Indien vertrieben, und mehr als zwei Jahrhunderte vergingen, bevor sie sich wieder daselbst zeigten. Die Abbasiden stürzten die Ommijaden, und als das siegreiche Geschlecht eine Zeit lang mit Kraft geherrscht hatte, erschlaffte es, und unter den zahlreichen Fürstenhäusern, welche Theile ihres Reiches an sich rissen, thaten sich die Samaniden besonders

*) S. Buch II. §. 27 S. 36.

hervor, welche von den nördlichen Ufern des Oxus stammten und einhundertundzwanzig Jahre laug die östlichen Provinzen Persien's beherrschten. Der fünfte Samanide hob seinen türkischen Sklaven Alptegin empor. Der sechste verfolgte ihn. Alptegin entfloh, setzte sich mit einem kleinen Haufen Getreuer in Ghazna fest und gründete von da aus ein Reich, welches sich durch das Thal von Kabul bis an den Indus erstreckte. Sein Eidam und Nachfolger Sabuktegin, Türke und Sklave von Geburt, gleich seinem Schwiegervater, dehnte seine Besitzungen und seine Streifzüge weiter aus. Er zwang den Fürsten (Radschah Dschypal) von Lahore zu einem schimpflichen Rückzuge, schlug die vereinte Macht Dschypal's und seiner Verbündeten in einer blutigen Schlacht und unterwarf sich die ganze Gegend um den Indusfluß. Zum Lohne für die Dienste, welche er den Samaniden in ihren Kriegen gegen die östlichen Tartaren leistete, wurde ihm das Reich, das er und sein Schwiegervater gegründet hatten, bestätigt, und die Provinz Khorasan seinem Sohne Mahmud verliehen. Dieser war einer der tapfersten und rastlosesten Krieger unter den vielen tapferen Männer seines Volkes. Bei dem Tode seines Vaters (997) zählte er erst dreizehn Jahre. Sein jüngerer Bruder Ismael machte ihm die Herrschaft streitig, wurde aber von ihm besiegt und mild behandelt. Mahmud machte sich, im Bewußtsein der Schwäche der Samaniden, bald von diesen unabhängig, nahm, zuerst von allen Mohammedanern, den Titel Sultan an (999) und begann die Eroberung Indien's. Er dehnte sein Reich von den Gegenden im Norden des Oxus bis in die Nähe von Ispahan und vom kaspischen Meere bis zur Mündung des Indus aus. Er nahm die Städte Delhi, Lahor und Multan ein, bestätigte jedoch die indischen Fürsten in ihrer Herrschaft, wogegen ihm diese Gehorsam und Tribut versprachen. Mahmud behandelte den indischen Götzendienst nicht mit derselben Schonung, wie einst der Chalife Welid I. Er zerstörte viele hundert Pagoden und viele tausend Götzenbilder. Die kostbaren Metalle, Edelsteine und Perlen, welche die Tempel füllten, vertheilte er mit freigebigen Händen unter seine Krieger. Eine der berühmtesten dieser Pagoden war diejenige von Sumnat auf dem Vorgebirge von Guzerat. Dieser Tempel besaß die Einnahme von zweitausend Dörfern. Zweitausend Braminen lebten davon in Freuden und wuschen den Götzen jeden Morgen und jeden Abend mit Wasser aus dem fernen Gangesflusse. Dreihundert Musikanten, dreihundert Barbiere und fünfhundert der schönsten Tänzerinnen dienten, dem Namen nach, der Gottheit, in der That den Braminen. Mit seiner eisernen Streitaxt schlug Mahmud, nachdem er die Indier in die Flucht getrieben, das Götzenbild, welches diese anbeteten, in Stücke. Die Braminen hatten ihm vergeblich unermeßliche Summen geboten, um die Zerstörung und Plünderung ihres „Heiligthums" zu verhüten. Die Schätze, welche Mahmud in dem Bauche des Götzen fand, überstiegen bei weitem das Gebot der schlauen Braminen. Mahmud war aber kein blind wüthender Eroberer. Indem er den trügerischen Pfaffen entgegentrat, folgte er den Geboten seiner Religion und dem Beispiele Mohammed's, und die Vertheilung der in den indischen Götzentempeln aufgehäuften Schätze war für Indien kein Verlust und für die ganze übrige Erde ein Gewinn. Wie durch seine kriegerischen Gaben, so that sich Mahmud auch durch seinen Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit unter den Despoten des Orients hervor. Als er einst zu Gerichte saß, trat ein Mann zu ihm und klagte darüber, daß ein türkischer Soldat ihn aus seinem Hause und seinem Bette getrieben habe. Der Sultan erwiederte ihm: „Höre auf zu schreien, gib mir Kunde von seinem nächsten Besuche und ich selbst will den Schuldigen richten und strafen." Mahmud hielt sein Versprechen. Er folgte dem Kläger, ließ dessen Haus umzingeln, die Fackeln auslöschen und sprach das Todesurtheil über den Schuldigen, welcher auf gewaltsamem Ehebruche ertappt wurde. Nachdem das Urtheil vollzogen war und die Fackeln wieder brannten, warf sich Mahmud zum Gebete nieder und als er aufstand, forderte er etwas zu essen, das er mit sichtbarem Heiß-

Hunger verzehrte. Befragt über den Grund seines sonderbaren Benehmens, antwortete Mahmud: „ich hatte Ursache zu fürchten, daß nur einer meiner Söhne es wagen würde, eine solche Schandthat zu begehen; ich löschte die Lichter aus, damit meine Gerechtigkeit blind und unerbittlich wäre. In meinem Gebete danke ich, daß ich mich getäuscht hatte. Meine Angst war so groß gewesen, daß ich drei Tage lang, seit ich die Klage angehört hatte, ohne Nahrung blieb."

Kein Eroberer soll jemals solche Schätze gesammelt haben, als Mahmud, denn er erbeutete die Reichthümer Indien's, welche seit Jahrtausenden aufgespeichert und niemals früher geplündert worden waren. Künste und Wissenschaften unterstützte er, so weit Despoten es vermögen. Er gründete in seiner Hauptstadt, Ghazna, eine Hochschule, welche er reichlich ausstattete und mit einer naturwissenschaftlichen Sammlung und einer Bibliothek versah. Er war es, welcher den persischen Dichter Ferduſi aufforderte, die alte Geschichte Persien's niederzuschreiben, was dieser in seinem Schah Nameh betitelten Gedichte that. Doch war es auch Mahmud, welcher Ferduſi zwang, im fremden Lande Zuflucht zu suchen. Der Sultan schmückte seine Hauptstadt mit großartigen Bauwerken. Die Großen seines Reiches folgten dem gegebenen Beispiele. Nach Mahmud's Tode (1030) herrschten seine Nachfolger noch anderthalb Jahrhunderte zu Ghasna. Sie hatten so viel mit den tartarischen Völkern des Nordens zu kämpfen, daß sie Indien nur wenig Aufmerksamkeit schenken konnten. Lahore blieb jedoch der Sitz ihrer Macht in diesem Lande, und einmal (1098) rückte ein Heer der Ghasnaviden bis über den Ganges vor.

Wie die Ghasnaviden die Samaniden, so stürzten die Ghoriden die Ghasnaviden. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts schwang sich ein Krieger, Husein ben Sam, zum Statthalter des im Norden von Ghasna belegenen Berglandes Gur, oder Gauer, empor. Sein Sohn Hasan, welcher, wegen seiner Grausamkeit, den Beinahmen des Weltverbrenners erhielt, plünderte und zerstörte die Hauptstadt Ghasna, wurde von dem Seldschukken, Sandschar, geschlagen und gefangen genommen, wußte jedoch sich wieder die Freiheit zu verschaffen. Nach Hasan's Tode folgte ihm sein Sohn, und als dieser bald starb, seine beiden Vettern Gajatheddin und Schahabeddin, welche das Reich miteinander theilten, in der Art, daß der Erstere Ober-Sultan blieb (1162). Schahabeddin verfolgte den flüchtigen Ghasnaviden Khusru nach Lahore, woselbst dieser unter den indischen Fürsten Verbündete gefunden hatte, schlug sein Heer, nahm ihn und seine Familie gefangen und machte dadurch dem Reiche der Ghasnaviden ein Ende (1186). Unter den indischen Fürsten herrschte wenig, oder gar keine Einigkeit. Die indischen Krieger waren den kräftigen und entschlossenen Bewohnern der Gegenden jenseits des Oxus, welche die Heere der Ghoriden bildeten, nicht gewachsen. Im Norden von Delhi wurde Schahabeddin (1191) von den Indiern zwar geschlagen. Doch kehrte er schon zwei Jahre später nach Indien zurück (1193), brachte seinen Feinden eine furchtbare Niederlage bei, nahm den Fürsten von Delhi, Pritwi, gefangen, eroberte die Städte Adschmir, Delhi, und im folgenden Jahre (1194) Benares am Ganges. Die Feste Gwalior im Süden von Agra nahm sein Feldherr, Khutbeddin (1195). Im Jahre 1202 wurde Schahabeddin durch den Tod seines Bruders alleiniger Beherrscher des großen Reiches der Ghoriden. Er erdrückte einen Aufstand, welcher in Indien gegen ihn ausgebrochen war, fiel jedoch bald darauf unter dem Dolche der Assassinen, die ihn als Verfolger ihres Glaubens bitter haßten (1206). Sein Neffe Mahmud folgte ihm nach, allein er vermochte es nicht, sein Reich zu behaupten und starb, nachdem er fünf oder sechs Jahre lang den Titel eines Sultan's geführt hatte. Das Reich der Ghoriden zerfiel. Die Länder im Westen des Indus nahmen die Beherrscher von Chowaresmien in Besitz. Des indischen Reiches der Ghoriden bemächtigte sich Khutbeddin, welchem Mahmud noch bei seinen Lebzeiten die königlichen Insignien geschickt hatte. Das Geschlecht, dessen

Gründer Khutbeddin wurde, trägt den Namen der Sklavenkönige, weil er und sein Nachfolger, in dessen Familie die Herrschaft blieb, beide von Geburt Sklaven waren. Eldoz, Khutbeddin's Schwiegervater, welcher sich zum Herrscher von Ghasna aufgeworfen hatte, suchte vergeblich, seinen Eidam aus Indien zu verdrängen. Es gelang ihm dieses aber nicht. Khutbeddin behauptete sich bis zu seinem Tode (1210) in Indien, welches er vier Jahre als selbstständiger Herrscher und sechszehn Jahre im Namen der Ghoriden verwaltet hatte. Sein Sohn Aram, ein Mensch ohne Fähigkeit, wurde schon nach einem Jahre (1211) von Schemseddin Altumsch, dem Gatten seiner Schwester und gleichfalls einem geborenen Türkensclaven, entsetzt. Altumsch behauptete sich im Kampfe gegen seine Nebenbuhler, namentlich auch gegen Eldoz, welcher, nachdem er aus Ghasna durch die Chowaresmier vertrieben worden war, sich in Indien einen Thron zu bereiten wünschte. Es war zu den Zeiten des Sultan's Altumsch, daß Dschingis Khan seinen Eroberungszug durch Asien machte und Dschelaleddin über den Indus verfolgte.*) Die Lawine der Mongolen warf sich jedoch um diese Zeit auf andere Reiche. Altumsch unterwarf sich alle mohammedanischen Häuptlinge Indien's, welche versuchten, sich unabhängig zu machen. Er dehnte sein Reich auch über Malwa aus, welches bis dahin von den Mohammedanern nicht angegriffen worden war, und beherrschte ganz Indien im Norden des Oceans und des Vindya-Gebirges, welches das eigentliche Hindostan von Dekan trennt. Nach einer fünfundzwanzigjährigen glücklichen Herrschaft starb Altumsch (1236). Sein Sohn und Nachfolger, Rukneddin, überließ die Regierung sein Mutter, welche so grausam verfuhr, daß ein Aufstand ausbrach, welcher der Herrschaft Rukneddin's und seinem Leben schon nach sieben Monaten ein Ende machte. Rezia, die älteste Tochter des Sultan's Altumsch, wurde auf den Thron erhoben. Die Regierung einer Frau war unter den Mohammedanern ein so seltenes Ereigniß, daß ganz ungewöhnliche Eigenschaften allein der Schwester des gestürzten Rukneddin die Bahn dazu brechen konnten. Auch wird von ihr gesagt, sie habe jedwede fürstliche Tugend besessen und Diejenigen, welche ihre Handlungen am strengsten prüften, würden in Rezia keinen anderen Fehler finden, als daß sie eine Frau war. Ihr Vater hatte ihre Talente erkannt und gepflegt. Er übergab ihr sogar gewöhnlich, wenn er auf Feldzügen abwesend war, die Zügel der Regierung, indem er sagte: „seine Söhne fröhnten dem Weine, den Weibern, dem Spiele und den Schmeichlern, für ihre Schultern sei die Herrschaft zu schwer, während Rezia, obgleich eine Frau, den Kopf und das Herz eines Mannes besitze und besser als zwanzig solche Söhne sei." Die Sultanin nahm die königlichen Gewänder an, saß jeden Tag öffentlich zu Gerichte, hörte Jedermann an und sprach Recht. Nichtsdestoweniger hatte sie mit den Vorurtheilen, welche manche Große gegen ihr Geschlecht hegten, zu kämpfen. Ein Türke, Namens Altunia, empörte sich. Rezia's Günstling Dschemmel wurde getödtet und sie selbst gefangen genommen. Ihr Bruder Behram wurde auf den Thron gehoben. Rezia vermählte sich mit dem Türken Altunia, der sich wider sie empört hatte, verlor jedoch eine Schlacht und zugleich mit ihrem Gemahle das Leben, im Jahre 1239. Auf Behram folgte Masaud, während dessen Herrschaft die Mongolen von Nordosten her durch durch Thibet einen Einfall nach Bengalen machten (1244). Nasireddin, ein Enkel des Sultan's Altumsch, herrschte von 1246 bis 1266. Er that sich durch die Einfachheit seines Lebens und die Milde, welche seine Worte und Thaten bezeichnete, hervor. Nasireddin hatte keine Beischläferinnen und nur eine einzige Gemahlin, welche den Haushalt führte, betrachtete sich als einen Diener des Staates und hielt sich nicht für berechtigt, diesem zu seiner persönlichen Annehmlichkeit die geringsten Lasten aufzuerlegen. Ihm folgte, da er keine Kinder hinterließ, sein Vezir Ghyaseddin Bulbun nach. Dieser gab strenge Gesetze gegen das Spiel und den Wein, schloß die

*) S. Buch V. §. 20.

Indier von allen Aemtern aus und strafte, im Falle von Aufständen, nicht blos die Rädelsführer sondern auch alle übrigen Theilnehmer. Besonders wurde Bulbun verübelt, daß er allen Verkehr mit Menschen von niederer Geburt vermied und alle Aemter nur Personen von Familie verlieh. Sein Thron erhielt dadurch einen besonderen Glanz, daß er fast der einzige war, welcher in Asien fest stand, während alle übrigen von den Mongolen zertrümmerk wurden. Sein hoffnungsvoller Sohn Mohammed fiel (1285) im Kampfe gegen dieses wilde Volk. Bald darauf starb der achtzigjährige Balbun (1286). Sein Enkel und Nachfolger Kei Kobad, ein Jüngling von achtzehn Jahren, lebte, ungeachtet des Dranges der Zeiten, ganz dem Vergnügen und der Sinnenlust. Nizameddin, sein Vezir, ein herrschsüchtiger und tückischer Mann, überhob ihn der Mühen der Regierung. Der junge Sultan richtete sich durch sein schlechtes Leben zu Grunde und wußte sich seines Vezirs nur dadurch zu entledigen, daß er ihn vergiftete. Die Fürsten des Reiches zerfielen in zwei Parteien: die Türken und Afghanen. Die Letzteren siegten. Kei Kobad wurde ermordet und Dschelaleddin Khildchi (1288) auf den Thron gehoben. Der neue Sultan hatte siebenzig Sommer gesehen, als er zum Beherrscher Indien's erhoben wurde. Milde und Wohlwollen schmückten ihn. Allein ihm fehlte die, in despotischen Staaten einem Herrscher unumgänglich nothwendige Strenge. Die Statthalter wurden säumig in der Erfüllung ihrer Pflichten, die Landstraßen wurden unsicher, die Räuber mehrten sich. Dessenungeachtet wurden unter seiner Regierung die Grenzen des Reiches gegen Dekan erweitert, welches bis dahin von den Mohammedanern nicht angegriffen worden war.*)

§. 23. Die Chinesen.†)

Wir haben im ersten Buche unserer Weltgeschichte ‡) der Chinesen erwähnt, um das hohe Alter dieser Nation anzudeuten. In den folgenden vier Büchern haben wir dieselben nicht mehr besprochen, weil, ungeachtet der großen Landstrecken, welche die Chinesen inne haben, und der hohen Zahl der Menschen, welche sie in sich schließen, doch das geistige Leben dieses Volkes eine so geringe Ausbeute liefert, daß es nothwendig ist, mehrere Abschnitte der Geschichte zusammen zu fassen, um einen Paragraphen der Weltgeschichte würdig füllen zu können. Die Chinesen sind für den denkenden Menschen nur insofern von hoher Bedeutung, als sie ihm anschaulich machen, wie traurig und verächtlich ein Leben ist, welchem die höheren und edleren Bestrebungen fehlen, welches statt der bedeutungsvollen Thatsachen nur die Einbildungen einer abgeschmackten Eitelkeit anerkennt und sich mit den niedrigen Genüssen der Sinne begnügt. Die Chinesen nennen sich selbst die blüthenreiche Nation und bilden sich ein, das erste Volk der Welt zu sein. Nach ihren Begriffen, wie sie seit Jahrtausenden fast unverändert sich erhalten haben, sind außer ihnen, alle übrigen Nationen Barbaren. China ist, nach der Ansicht seiner Philosophen, dem Polarstern des Himmelszeltes zu vergleichen, um welchen das Weltall sich dreht. Es ist gleich der Sonne des Himmels, welche Licht und Wärme der ganzen Erde verleiht. Die Chinesen verehren ihren Kaiser als den Sohn des Himmels, dessen Oberherrlichkeit von allen Völkern der Erde anerkannt werden sollte. Da diese Ansichten den Grund und Boden chinesischer Rechtgläubigkeit bilden, war es durchaus unmöglich, diesem Volke richtige Begriffe über Geschichte und Erdbeschreibung beizubringen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert bewegten sich die Chinesen in dem Kreise dieser Begriffe, pflanzten und ernteten, aßen und tranken, trieben Handel und Gewerbe, erzeugten Kinder und erzogen sie, ohne daß jemals von ihnen jene

*) Gibbon, Geschichte der Abnahme und des Falles des Römischen Reiches. Bd. V. Geschichte Indien's von Thomas Keightly.

†) Gützlaff's Geschichte von China. ‡) S. Buch I. §. 94 Seite 140.

Kämpfe geführt worden wären durch welche auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, des Staates und der Kirche die Völker des Westens sich so hoch über die Bestrebungen des Alltagslebens emporgeschwungen haben. China besitzt und besaß zu allen Zeiten eine Bevölkerung, welche diejenige Europa's, Nordafrika's und Westasien's zusammengenommen an Zahl übertrifft. Ohne Zweifel war die Volkszahl China's fünfhundert Jahre vor Christus geringer, als sie jetzt ist. Allein damals war Europa in noch viel höherem Maße schwächer bevölkert, als China.

Wir haben im ersten Buche die Geschichte der Chinesen bis zum Jahre 500 v. Chr.: zu den Zeiten des Confucius und des Kaiserhauses Tscheu geführt. Als dieses (249 v. Chr.) erlosch, schwang sich das Geschlecht Tsin, von welchem China wahrscheinlich seinen Namen trägt, zur Herrschaft hinan. Die Eingeborenen nennen ihr Reich übrigens nicht China, sondern Dschung=Kwo, das Reich der Mitte, oder Tang=schan, die Berge von Tang. Dieses ist nämlich der Name eines Herrscherhauses, welches sich später hervorthat.

Die Lehre des Confucius stellte das Dasein einer Gottheit keineswegs in Abrede, allein sie verwies ihre Bekenner ausschließlich auf die Bedürfnisse und Bestrebungen dieser Erde. Die Unsterblichkeit der Seele aber wird von den Anhängern des Confucius nicht geglaubt. Im Laufe der Jahrhunderte wurden die Lehren des Confucius zur Staats=religion erhoben. Ihm selbst wurden göttliche Ehren erwiesen. Doch ist es schwer, zu ermitteln, welche Grundsätze von ihm selbst stammen und welche ihm von späteren Anhängern untergeschoben wurden. Ein Zeitgenosse des Confucius, Lau=tsji, oder Lau=keun, gründete die Secte der Tau, welche sich gleichfalls bis auf unsere Tage erhalten hat. Zu ihr gehört die große Masse des Volkes. Die Tau sind Götzenanbeter der gröbsten Art. Bei ihnen finden sich die Begriffe der Dreieinigkeit, der Jungferngeburt und ähnliche Abgeschmacktheiten, welche später zum Theil in das Christenthum übergegangen sind.*) Ihre Priester behaupteten, den Trank der Unsterblichkeit zu besitzen, starben aber, gleich allen übrigen Menschen, und mehrere Kaiser, welche sich verleiten ließen, dieses Gebräu zu sich zu nehmen, starben unmittelbar darauf. Confucius und Lau=tsji verhalten sich zu einander ohngefähr wie die Weltweisheit zur Gottesgelahrtheit. Confucius beschränkte sich darauf, zu lehren, was er wußte, und seine Grundsätze haben ihren Werth bis auf unsere Tage behauptet. Lau=tsji, welcher lehrte, was er nicht wußte, führte sein Volk auf die größten Irrwege. Außer diesen beiden Glaubenslehren erhielt später diejenige Buddha's gleichfalls Eingang in China. Die Buddhisten, welche als den höchsten Grad der Seligkeit das bis zur Vernichtung gesteigerte Hinbrüten der Frommen betrachten, geben uns einen Begriff davon, was die Rosenkranzbeter unter den Christen geworden sind oder noch werden können.

Vergeblich hatte sich Confucius bemüht, China dadurch vor verderblichen inneren Kriegen zu bewahren, daß er das ganze Land unter der Herrschaft eines tugendhaften Kaisers zu vereinigen suchte. Die Tugend findet sich nicht als Gebieterin, sondern höchstens als Dienerin und gewöhnlich als Opfer in Monarchien. Mang=tsji, ein Schüler und Enkel des Confucius, warf den Fürsten ihre Fehler in herben Worten vor, forderte sie auf, keinen Krieg zu führen, für die Alten zu sorgen, die Minister mit Vorsicht auszuwählen, die Bedürfnisse des Volkes durch eine geeignete Verwaltung zu befriedigen und stellte demjenigen Fürsten, welcher alles dieses beobachten würde, die Herrschaft über ganz China in Aussicht. Doch seine Reden waren vergeblich. Das Volk duldete seine Tyrannen mit knechtischer Unterwürfigkeit und die Fürsten ließen ihren Leidenschaften freien Lauf. Nicht der Tugend, sondern der Herrschsucht und den trügerischen Künsten des Fürsten Dschi=huang=ti's gelang es, im Jahre 221 vor Christus, sich ganz China zu unterwerfen. Er führte blutige Kriege mit den Hunnen und erbaute die berühmte chinesische Mauer, welche mehr

*) S. Buch III. §. 39 Seite 110.

als drei hundert deutsche Meilen lang über Berge und Thäler und selbst durch Flüsse hindurch von dem Gebirge Leau-tung bis zum östlichen Meere reicht. Das unermeßliche Werk wurde in fünf Jahren vollendet, indem jeder dritte Mann des Reiches gezwungen wurde, daran zu arbeiten. Die Mauer ist so breit, daß sechs Reiter in einer Reihe darauf reiten können und wurde durch zahlreiche Zinnen, Thürme und andere Werke noch mehr befestigt. Dessenungeachtet setzten die Hunnen ihre verderblichen Einfälle nach China fort. Zur Zeit des Kaisers Wu-ti (140 v. Chr.) verlangten die Tandschu's (die Beherrscher der Hunnen) chinesische Prinzessinnen zu Ehefrauen. Der Kaiser fühlte sich nicht stark genug, ihnen das Verlangen abzuschlagen. Seit jener Zeit mußten die chinesischen Kaiser immer durch ihre Schwestern und Töchter, die sie den rohen Hunnen überließen, den Frieden von ihnen erkaufen, bis endlich, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, dieses wilde Volk, in verschiedenen Abtheilungen, mehr dem Westen zuzog. Zu den Zeiten des Kaisers Hu-ti (89—106 nach Christus) lebte die berühmte Chinesin Pan-hwuy-pan, die Schwester des Geschichtschreibers Panku. Sie stammte von einer altadeligen Familie ab und zeichnete sich, nach den Begriffen ihrer Landsleute, gleichmäßig durch Gelehrsamkeit und Bescheidenheit aus. Im Alter von vierzehn Jahren ehelichte sie einen Schriftgelehrten und erfüllte ihre Pflichten als Frau und Mutter in so ausgezeichneter Weise, daß sie ein Muster für alle Chinesinnen bis auf unsere Zeiten wurde. Als Wittwe half sie ihrem Bruder Panku die Geschichte der Dynastie Han schreiben, und vollendete das Werk, nachdem ihr Bruder in dem Gefängnisse vor Kummer gestorben war. Um das ihrem Bruder angethane Unrecht wieder gut zu machen, wurden ihr Zimmer in dem kaiserlichen Palaste angewiesen. Sie wurde später Lehrerin der Kaiserin und leitender Stern am kaiserlichen Hofe von China. In dieser Stellung schrieb Pan-hwuy-pan Belehrung für die Frauen, worin sie auseinandersetzte, „daß das weibliche Geschlecht das niedrigste der Menschheit sei und daß ihm daher nur die Erfüllung untergeordneter Pflichten obliege." „Früher," so lehrte Pan-hwuy-pan, „wurde eine Tochter, wenn sie geboren war, auf Lumpen an die Erde gelegt, woselbst sie drei Tage lang vergessen und vernachlässigt liegen blieb. Am dritten Tage stellte sie der Vater der Familie vor, während er einige Backsteine, ihr einziges Spielzeug, vor sie legte. "Denket," so fuhr sie fort, „junge Mädchen des herabgewürdigten Zustandes, welchen die Natur Euch angewiesen hat, und erfüllet demgemäß Eure Pflichten! Aber die Tochter bleibt nicht immer Tochter; wenn sie reif geworden ist, wird sie Ehefrau. In diesem Stande hat sie ihrem Herrn den unbedingten Gehorsam zu leisten. Was sie besitzt, gehört ihrem Gatten. Sie hat nichts anzusprechen, ihr gebührt kein Eigenthum, ihr Gatte ist ihr Himmel, ihr Alles! Er genießt die ungebundenste Freiheit. Er mag während des Lebens oder nach dem Tode seiner Frau so viele Weiber ehelichen, als er will, aber für eine Frau ist eine zweite Ehe verbrecherisch. Sie hat den Verwandten ihres Gatten mit frommer Ehrerbietung zu gehorchen und ihnen in jeder Weise Beistand zu leisten. Selbst wenn sie verstoßen und vernachlässigt wird, muß sie ihren Gatten lieben und ihm gehorchen."

Diese Lehren wurden von den Chinesen und den an die Sklaverei gewöhnten Chinesinnen mit dem größten Beifall aufgenommen und als Pan-hwuy-pan, im Alter von siebenzig Jahren, starb, folgte ihr Ruhm und Preis in das Grab nach. Dieses trug sich vor achtzehnhundert Jahren in China zu. Traurig ist es, daß in unseren Tagen und in der civilisirten Welt ähnliche Lehren und ähnliche Beispiele noch Anklang finden.

Es war während der Herrschaft der Han Dynastie, von 207 vor bis 263 nach Christus daß in China die Kunst erfunden wurde, mit Hülfe von Blöcken Bücher zu drucken. Diese Erfindung blieb Jahrhunderte hindurch sehr wenig beachtet. Um das Jahr 935 nach Christus wandte die Regierung der Buchdruckerkunst ihre besondere Aufmerksamkeit zu.

Doch das Volk der Chinesen besaß nicht Lebenskraft genug, durch eine derartige Erfindung gehoben zu werden. Dieselbe Kunst, welche in Europa den großartigsten Aufschwung auf dem Gebiete der Wissenschaft herbeiführte, hatte für China keine andere Folge, als daß die, aller Frische baaren, Werke chinesischer Schriftgelehrten vervielfältigt wurden. Nicht neue, nicht erhebende und erschütternde Wahrheiten, sondern nur Wiederholungen und Bearbeitungen alter Sinnsprüche und alten Unsinns wurden dadurch dem Volke leichter zugänglich. So traurig das Leben der Chinesen war, bietet es doch einzelne Züge, welche verdienen, hervorgehoben zu werden.

Als einst der Kaiser Wu-ti, ein leidenschaftlicher Jäger, gegen Ende des fünften Jahrhunderts nach Christus durch ein in voller Reife stehendes Kornfeld ritt, bemerkte er zu seinen Hofleuten: „Wie schön ist dieses Gefilde!" Einer derselben hatte den Muth, ihm zu antworten: „Ihr habt Recht, aber Ihr gedenkt nicht der Mühe, die es gekostet hat. Wenn ihr erwägen würdet, daß dieses Korn mit dem Schweiße des Volkes befeuchtet wurde und daß es die Folge dreier Jahreszeiten ist, würden Euch Eure Jagden mehr Schmerz, als Freude geben."

Diese freimüthigen Worte reizten nicht den Zorn des Herrschers, vielmehr nahm er sie sich zu Herzen und bändigte seine Leidenschaft. Wie wenige seiner Zeitgenossen im Abendlande würden ein Gleiches gethan haben!

Unter der Regierung der Dynastien Tsin, Sung, Tsi und Liang (420—479), (479—502 und 502—556 v. Chr.) war China in zwei große Reiche, das nördliche und das südliche, zerfallen. Zu dieser Zeit erwarb sich die Heldin Mung-schi unsterblichen Ruhm. Sie war eine der Pan-hwuy-pan durchaus unähnliche Frau, welche jedoch manchen Menschen „u n w e i b l i c h" erscheinen mag. Sie lebte zur Zeit des Kaisers Leung-wu-ti und war die Gattin des Befehlshabers der Stadt Tschau-yang. Dieser mußte die Stadt verlassen, um im Dienste seines Herrschers, des Prinzen von Wei, zu kämpfen. In seiner Abwesenheit erschien der Kaiser vor den Thoren Tschau-yang's. Sobald Mung-schi das feindliche Heer anrücken sah, ergriff sie ein Schwert, stieg auf den Wall und ermahnte die Soldaten, sich auf's Aeußerste zu vertheidigen. Obgleich ein Regen von Pfeilen und Wurfspießen um das kühne Weib herniederfiel, blieb sie unerschüttert. Viele tapfere Streiter sanken leblos zu ihren Füßen nieder, doch Mung-schi kämpfte mit verdoppeltem Muthe, bis ihr Gatte herannahte und die Belagerung aufhob. Hätte Mung-schi den Lehren Pan-hwuy-pan's gehuldigt, so würde sie sich niemals diejenige Kraft, die sie bewährte, zugetraut haben. Im Bewußtsein der untergeordneten Stellung der Frau hätte sie die Stadt ihrem Schicksale überlassen und würde mit dieser zu Grunde gegangen sein. Doch Mung-schi theilte die herabwürdigenden Ansichten Pan-hwuy-pan's nicht. Sie war durchgedrungen von dem Gefühle, daß die Frau dem Manne gleich stehe und daß eben so wohl einzelne Frauen, als einzelne Männer im Stande seien, sich über die Menschen ihrer Zeit zu erheben. Schwerlich besaß Mung-schi die Muskelkraft der Männer, welche unter ihrer Leitung kämpften. Doch wenn der Werth lebender Geschöpfe durch die Stärke des Körpers bestimmt würde, müßten sich Männer und Frauen unter die Befehle der Elephanten und der Tiger stellen. Mung-schi rettete ihre Stadt und wird sich wenig darum bekümmert haben, wenn die Verehrer und Verehrerinnen der Pan-hwuy-pan ihre That für „u n w e i b l i c h" erklärten.

Auf die Dynastie Liang folgte die Tschin-Dynastie (557—589) während deren Herrschaft China noch immer in zwei Reiche getheilt war. Thang-kien, der Gründer der Suy-Dynastie (589—618), stellte gegen Ende des sechsten Jahrhunderts die Einheit des Reiches wieder her. Vom Jahre 618—907 herrschte die Tang-Dynastie, von welcher China den Namen Tang-schan erhielt. Ihr folgte die Hau-Dynastie (907—959) und

dieser die Sung-Dynastie (von 960—1279). Der Gründer dieses Herrscherhauses, Kau-tsu, erwarb sich die besondere Liebe und Verehrung des Volkes. Sein Wahlspruch war: „Mein Haus soll, gleich meinem Herzen, allen meinen Unterthanen offen sein." Die vier Thore seines Palastes wurden nie geschlossen. Er war streng gegen die Mandarinen (die Großen des Reiches), aber mild gegen sein Volk. Im Jahre 1014 veranstaltete der Kaiser Tschin-tsung eine Zählung aller tributpflichtigen Familien, welche die hohe Zahl von 9,955,729 ergab. Wenn wir genau wüßten, welche Familien Tribut zu zahlen hatten und welche nicht, so würde diese Zählung uns einen bestimmten Maßstab der Bevölkerung China's zur damaligen Zeit geben. Da wir dieses nicht wissen, so läßt sich aus dieser Zählung nur entnehmen, daß die Bevölkerung China's, wenn wir die Familie zu fünf Personen berechnen, wenigstens sechszig Millionen betragen haben muß. Wahrscheinlich belief sie sich aber damals schon auf mehr als hundert Millionen. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts rückten die Mongolen, wie im Westen gegen Persien, Rußland und Ungarn, so im Osten gegen China vor. Kublai, den wir im vorigen Paragraphen schon kennen gelernt,*) erließ gegen China folgende Proklamation: „Der Friede, den meine Vorfahren den Chinesen anboten, wurde verworfen. Ich selbst wünschte, ruhig zu bleiben und sandte an den chinesischen Hof einen Botschafter, welcher, gegen das Gesetz der Nationen, dort zurückgehalten wurde. Nun erkläre ich Krieg."

Der mongolische Feldherr Pijin eroberte die Hauptstadt Hang-tschu. Im Jahre 1277 schickten die Mongolen eine Flotte ab, welche Canton in Besitz nahm. Die kaiserliche Flotte wurde geschlagen. Der Admiral warf seine Frau und seine Kinder über Bord, redete den elfjährigen Kaiser von China, Kung-thung, mit den Worten an: „es ist besser, frei zu sterben, als seine Vorfahren durch schimpfliche Gefangenschaft zu entehren," nahm ihn auf den Arm und sprang mit ihm in das Meer. Die Kaiserin Mutter und viele andere Große des Reiches folgten diesem Beispiel. So endete die Dynastie Sung, und es begann die Herrschaft der Mongolen. Kublai wird uns von Marco Polo, welcher sich längere Zeit an seinem Hofe aufhielt, als ein Mann geschildert, welcher mit ausgezeichneten Feldherrngaben großartige staatsmännische Talente verband. Seine Eroberungssucht übertraf diejenige Alexander's, Cäsar's und Napoleon's, welche alle, im Verhältniß zu ihm, kleine Gebiete und wenig zahlreiche Völker beherrschten. Kublai's Reich erstreckte sich von dem Ostende Asien's bis an die äußerste Westspitze dieses Welttheils, über diese hinaus bis tief nach Europa hinein, und von dem Eismeere bis an die Südspitze Hinter-Indien's. Doch das Festland Asien's genügte der Herrschsucht Kublai's nicht. Japan und Java sollten auch seinem Scepter unterworfen werden. Vergeblich schickte er übrigens seine Flotten gegen diese Inselreiche. Das Glück schien ihm nur zu Lande dauernd günstig zu sein. Die Halbinsel Korea, Cochin China und Siam mußten sich aber vor ihm beugen. Während Kublai seine Feldherrn aussandte, um die Grenzen seines Reiches zu erweitern, war er selbst bemüht, seine Herrschaft im Innern zu befestigen. Er übte die strengste Aufsicht über die Mandarinen, setzte auf einmal 669 derselben, welche auf Kosten des Volkes große Reichthümer gesammelt hatten, ab, und zog deren Schätze zum Besten der Gesammtheit ein. Er baute unermeßliche Canäle, durch welche der innere Verkehr China's sehr gefördert wurde, und ließ treffliche astronomische Instrumente verfertigen. In seinen religiösen Ueberzeugungen schloß er sich dem Buddhaismus an, ließ die Bücher der Tau-Secte verbrennen, ohne jedoch dabei Grausamkeiten gegen die Personen ihrer Anhänger zu begehen. Als ihm einst ein Kaufmann kostbare Perlen zum Kaufe anbot, antwortete Kublai: „Diese Juwelen dienen nur dazu, das Herz des Menschen zu verderben, indem sie seine Eitelkeit und seinen Stolz nähren. Ist es nicht besser,

*) Siehe oben Seite 56.

das Geld, welches sie kosten, auf die Bestreitung der Bedürfnisse des Volkes zu verwenden?"

So sprach ein Heide vor sechs Jahrhunderten ganz im Geiste Christi. Allein die Fürsten und hohen Priester, welche vorgeben, Christo zu dienen, schmücken sich noch heute mit Juwelen, tragen sie an Kronen und Degen und verehren sogar s. g. Reliquien, welche in solche eingefaßt sind!

Kublai, der Gründer der mongolischen Herrschaft in China, starb 1294. Europa kann sich Glück wünschen, daß er seine Hauptmacht dem Osten zuwandte. Denn schwerlich würde es im Stande gewesen sein, sich der Mongolen zu erwehren, wenn sich diese, von Kublai geführt, statt auf China, Japan und Java, auf Deutschland, Italien und Frankreich geworfen hätten.

Dritter Abschnitt.

Das oströmische Reich.

(1081—1185).

§. 24. Die Comnenen.

Mehr als sechs Jahrhunderte waren vergangen, seit das weströmische Reich nicht mehr bestand. Das oströmische, obgleich von Feinden rings umgeben und im Innern durch Empörung häufig an den Rand des Verderbens gebracht, setzte sein Dasein noch immer fort. Byzanz zeigt deutlicher, als irgend ein anderes Reich der Welt, was die Kunst im Gegensatze zu den frischen Kräften des Lebens vermag. Das oströmische Reich besaß in seinem Schooße nicht so viel Tapferkeit, als die meisten der Völker des Nordens, welche nach kurzem Wüthen und Toben zu Grunde gingen. Es beherbergte weniger tugendhafte und aufopferungsfähige Bürger, als die meisten Staaten seiner Zeit und überlebte sie doch. Die oströmischen Kaiser erkauften für ihr Gold die Arme der tapfersten Völker. Die Stelle der mangelnden Tugend vertrat die Klugheit. Die günstige Lage Constantinopel's trug auch viel dazu bei, das Leben des oströmischen Reiches zu verlängern. Persien, der Staat, mit welchem die Byzantiner so lange gestritten hatten, war zuerst von den Arabern, dann von den Seldschuken, endlich von den Mongolen überschwemmt worden. Alle diese drei Nationen kamen auch mit Byzanz in Berührung. Die Araber und die Seldschuken rissen einzelne Provinzen vom römischen Reiche los, die Mongolen drangen im Westen noch weit jenseits des byzantinischen Reiches vor, die Kreuzfahrer zogen mitten durch sein Gebiet nach dem Osten, ohne es zu Grunde zu richten, wenn sie auch eine Zeit lang es beherrschten.

Im Westen waren die Normannen furchtbare Gegner; im Norden wurden die Grenzen des Reiches von Petschenegen und Kumanen bedroht; vom Osten her waren die Seldschuken bis nach Nicäa vorgedrungen und drohten, die christliche Religion gänzlich auszurotten.

In dieser Bedrängniß schickte der Kaiser Alexius I., Komnenus, Gesandte nach dem christlichen Abendlande, um dessen Hülfe gegen den gemeinschaftlichen Feind in Anspruch

zu nehmen. Sie erschienen auf der Kirchenversammlung zu Piacenza (1095), stellten vor, daß nur eine enge See Constantinopel von den siegreichen Türken trenne und ermahnten die Christen des Abendlandes, die Barbaren an den Grenzen Asien's zu bekämpfen, um ihnen nicht im Herzen Europa's entgegentreten zu müssen. Bei der Schilderung, welche die griechischen Botschafter von der Noth und den Gefahren des Ostens gaben, brach die Versammlung in Thränen aus. Viele der eifrigsten Ritter erklärten sofort ihre Bereitwilligkeit, den Griechen Hülfe zu leisten. Doch von jeher wurde der gutmüthige Eifer der Schwärmer von schlauen Menschen ausgebeutet, wie in den kleinen, so in den großen Kreisen des Lebens. Den Päpsten, welche dazumal die Geschicke der Christenheit in ihren Händen hielten, war der Glaubenseifer der Massen sehr erwünscht, allein sie gedachten, denselben nicht zum Vortheile der schismatischen Griechen, sondern nur zu dem ihrigen zu verwenden. Sie entließen die Gesandten des oströmischen Kaisers mit der Versicherung baldiger und mächtiger Hülfe, trafen jedoch durchaus keine Einleitungen und Vorbereitungen, welche dem Kaiser Alexius I. die Streitkräfte des Abendlandes nutzbar gemacht hätten. Die Massen der Kreuzfahrer, welche an den Grenzen des oströmischen Reiches ankamen, bereiteten daher den Griechen mehr Sorge und Schrecken, als Freude und Beistand. Diese fühlten sich nicht stark genug, die wilden Schaaren der Abendländer zurückzuweisen und hatten keine Anstalten getroffen, dieselben sicher und ohne Gefährde durch ihr Gebiet in dasjenige der Mohammedaner zu befördern. Hätte Alexius I. einen weitern Blick in die Zukunft besessen, so wäre er im Stande gewesen, die oberste Leitung der Kreuzzüge seiner Zeit selbst zu übernehmen. Es hätte ihm nicht schwer fallen können, mit jeder einzelnen Schaar von Kreuzfahrern, wie sie auf seinem Gebiete anlangte, ein Abkommen zu treffen, welches den Pilgern Lebensmittel und Herberge, dem oströmischen Reiche dagegen deren Freundschaft und guten Willen gesichert hätte. Die Macht der Griechen war groß genug, die treue Vollziehung eines solchen Abkommens erzwingen zu können. Die Kreuzfahrer hatten ihre Einrichtungen nicht so getroffen, daß dem griechischen Reiche aus denselben Gefahr drohte. In verschiedenen Abtheilungen, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gelangten sie an dessen Grenzen. Wäre ihre Absicht den Griechen feindlich gewesen, so hätten sie nicht unter den Mauern Constantinopel's, sondern bevor sie noch das Gebiet des oströmischen Kaisers berührt, sich zu sammeln beschlossen. Alexius I. war den Gefahren seiner Zeit nicht gewachsen. Er besaß Muth an der Spitze seiner Heere, ohne jedoch ein ausgezeichneter Feldherr zu sein, Klugheit und Feinheit in allen Staatsangelegenheiten, doch verstand er weder Vertrauen einzuflößen, noch es am rechten Orte zu schenken. Sein Verhalten gegenüber den Kreuzfahrern läßt sich durchaus nicht rechtfertigen. Mögen diese roh, raubsüchtig und ehrgeizig gewesen sein; die Klugheit des Kaisers, welche ihm nur über die Schwierigkeit des Augenblicks hinweghalf, die Feinheit, durch welche er einzelne Führer für sich gewann, einzelne Vortheile errang und Zusagen zweifelhafter Natur bewirkte, — ersetzten nicht diejenige Hülfe, welche ihm die Abendländer unzweifelhaft geleistet hätten, wenn er ihr treuer Freund und Bundesgenosse gewesen wäre, statt ein argwöhnischer Beobachter und ein gefühlloser Staatskünstler zu sein. Nicht umsonst sagte ihm seine Gattin Irene auf seinem Todtenbette: „Du stirbst, wie Du gelebt hast, —als Heuchler!" Heuchelei war die vorherrschende Eigenschaft des Kaisers Alexius I., alle anderen ordneten sich dieser unter. Hoch auf seinem Throne stumm und unbeweglich saß Alexius, als die Fürsten des Abendlandes ihm huldigten. Er ließ sich von ihnen die Füße küssen und mochte sich über die Erniedrigung dieser gefürchteten Ritter freuen. Allein er hatte durch diese herabwürdigende Ceremonie sich deren Gemüther dauernd entfremdet. Zwar hatte nur der Graf Robert von Paris gewagt, seinen Unmuth über den Empfang auszusprechen, den Alexius den

tapferen Führern des Kreuzheeres bereitete, doch die übrigen empfanden nich. minder den ihnen angethanen Schimpf. Den oströmischen Kaiser Alexius I. trifft nächst den Päbsten vor allen anderen die Schuld des Untergangs so vieler Menschen, welche ihren Tod fanden, bevor sie Syrien und Palästina erreichten. Er verschmähte es nicht, die von den Kreuzfahrern zur Uebergabe gezwungene Stadt Nicäa in Besitz zu nehmen, allein er that nichts, was die kriegerischen Unternehmungen der Kreuzfahrer auf diese Stadt förderte, er leistete ihnen nicht die versprochene kriegerische Hülfe und verschaffte ihnen nicht einmal die erforderlichen Lebensmittel und Wegweiser. Wie sehr dieser Kaiser in religiöser Beziehung befangen war, erhellt aus der Thatsache, daß er auf dem Sophienplatze wiederholt harmlose Menschen unter der Anschuldigung der „Ketzerei" lebendig verbrennen ließ.

Schwerlich würde Alexius I. von späteren Geschichtsschreibern so günstig beurtheilt worden sein, wenn nicht seine Tochter, Anna Komnena, sein Leben beschrieben hätte. So oft sie auch die Wahrheit das einzige Ziel ihrer Lebensbeschreibung nennt, so augenscheinlich ist es, daß Anna Komnena nicht im Stande war, ihre kindlichen Gefühle dieser unterzuordnen.

Dem Kaiser Alexius I. folgte (1118) sein Sohn Johannes, welcher, spottweise, wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe, seiner groben Gesichtszüge und seiner kleinen Gestalt Kalojohannes, oder der schöne Johannes genannt wurde. Er war unstreitig einer der tüchtigsten oströmischen Kaiser. Er mäßigte den Pomp seines Hofes, bemühte sich, die Sitten des Volkes zu reinigen und bewies in einer fünfundzwanzigjährigen Regierung (1118—1143), daß eine kräftige Regierung der Todesstrafen nicht bedürfe. Der einzige Fehler, welcher ihm mit Recht vorgeworfen wird, war seine allzugroße Kriegslust. Mitten in seiner ruhmreichen Laufbahn, als er den Plan faßte, das oströmische Reich in seinen alten Grenzen wieder herzustellen, bis zum Tigris vorzudringen und Syrien und Palästina zu erobern, machte die Spitze eines vergifteten Pfeiles, der aus dem Köcher ihm auf die Hand fiel, seinem Leben ein Ende. Er hinterließ zwei Söhne, Isaak und Manuel. Der jüngere folgte ihm in der Herrschaft nach. Isaak fügte sich dem Wunsche seines Vaters und dem Willen des Heeres und der Bevölkerung Constantinopel's. Wenige Jahre, nachdem Manuel I. die Regierung angetreten, ergoß sich der zweite Kreuzzug über den Osten (1147). Wenn den Kaiser Alexius I. mit Recht der Vorwurf der Treulosigkeit gegenüber den Theilnehmern des ersten Kreuzzuges trifft, so ruht dieser in weit höherem Maße auf Kaiser Manuel I. in seinem Verhältnisse zu den Pilgern des zweiten Kreuzzugs. Auch dieser Kaiser, wie sein Großvater, hatte die Abendländer um ihren Beistand gegen die Mohammedaner gebeten. Er hatte die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts hinter sich und zwei mächtige Könige des Abendlandes, Konrad III. von Deutschland und Ludwig VII. von Frankreich, als Bürgen für die treue Vollziehung der von den Kreuzfahrern ausgesprochenen Absichten. Dennoch gingen die Heere beider Könige fast ausschließlich in Folge der Behandlung zu Grunde, welche die Griechen ihnen zu Theil werden ließen. Diese bewiesen den Abendländern, daß es einen schlimmern Zustand, als denjenigen des offenen Krieges gebe. Wären die Kreuzfahrer als Feinde im oströmischen Reiche eingebrochen, so hätte es ihnen in diesem fruchtbaren und Handel treibenden Lande nicht an Lebensmittel gefehlt. Sie hätten sich gegen treulose Wegweiser vorgesehen, und wären durch solche nicht irre geführt worden. Da sie aber glaubten, in Freundesland zu sein, sie ihre Lebensmittel zu unerschwinglichen Preisen kaufen mußten und den griechischen Wegweisern Vertrauen schenkten, gingen sie elend zu Grunde. Manuel I. war ein persönlich starker und muthiger Krieger, aber kein Feldherr. Er war tapfer in der Schlacht und weichlich im Frieden, mäßig im Lager und ausschweifend in

seinem Palaste. Er galt für den gewandtesten Ritter seiner Zeit, auf dem Turnierplatz und im Felde; doch ritterliche Tugend im edlern Sinne des Wortes: Treue und Glauben, Ehrlichkeit und Biederkeit kannte Manuel nicht. Seine Nichte Theodora war seine Buhlerin. Seine erste Gemahlin Bertha (oder Irene) war eine Deutsche, seine zweite eine Französin, Marie. Würdig stand diesem Kaiser Andronicus, der Sohn Isaak's und Enkel des Kaisers Alexius I., zur Seite, welcher ähnliche, aber noch schroffere Gegensätze, als sein Vetter, Manuel I., in sich vereinigte. Er war kecker und abenteuerlicher, wollüstiger und treuloser, als der Kaiser. Bald diente Andronicus Manuel I., bald stellte er ihm nach dem Leben. Heute stand er an den Stufen des Thrones und galt für dessen kräftigste Stütze, morgen trat er über auf die Seite der Mohammedaner und führte ein Räuberleben im Kampfe mit den Christen. Abwechselungsweise sprach er der Kirche und allen ihren Satzungen Hohn, that dann wieder öffentlich Buße und täuschte mit dieser die leichtgläubige Menge, der es wohl thut, einen Fürsten kriechen zu sehen. Als Manuel I. starb (1180), befand sich Andronicus in der Verbannung zu Oenoe, einer pontischen Stadt. Des Kaisers Sohn und Nachfolger, Alexius II., war ein Knabe von dreizehn Jahren, welche weder Kraft noch Verstand besaß. Seine Mutter, die Französin, und seine Halb-Schwester, beide Marien, stritten sich gegenseitig um die Zügel der Regierung. Andronicus machte diesem Zwiespalt ein Ende, indem er mit einem zahlreichen Gefolge nach Constantinopel zog, wo er auf keinen Widerstand stieß. Die Lateiner, welche sehr zahlreich in der Stadt waren, wurden von den Griechen schonungslos abgeschlachtet. Andronicus warf sich zum Mitregenten und später zum alleinigen Kaiser auf (1183). Alexius II. und seine Mutter wurden beide nacheinander erwürgt. Andronicus war frech genug, diese Mordthaten in die Formen der Rechtspflege kleiden zu lassen. Alle Anhänger des jungen Kaisers und seiner Mutter verloren das Leben. Andronicus herrschte als vollendeter orientalischer Despot. Die empörendsten Grausamkeiten gingen Hand in Hand mit einer gewissen Milde, welche er den unteren Ständen bewies. Bald gab er sich den rohesten Ausschweifungen hin, bald beging er die abergläubischen Ceremonien der griechischen Kirche. Nachdem Andronicus das Blut der kaiserlichen Familie und ihrer Freunde in Strömen vergossen hatte, ließ er sich von dem Patriarchen des dem Kaiser Manuel I. geleisteten Eides entbinden und von aller Schuld der verübten Mordthaten lossprechen. Während Andronicus seinen Leidenschaften freien Lauf ließ, nahm der Ungarnkönig Bela III. den ganzen Landstrich von Nissa bis an die Grenze seines Reiches in Besitz. Der griechische Prinz Isaak, ein Enkel des Bruders des Kaisers Manuel, riß die Insel Cyprus an sich. Die Lateiner plünderten, um Rache für ihre in Constantinopel ermordeten Brüder zu nehmen, die Küsten des griechischen Reiches, und der König Wilhelm II. von Neapel und Sicilien rückte mit einem Heere in Griechenland ein, eroberte Thessalonica, die zweite Stadt des Reiches, unter furchtbaren Grausamkeiten und näherte sich Constantinopel. Schneller als Andronicus gestiegen, war sein Fall.

§ 25. Die Angelus (1185—1204).

Seit den Zeiten des Kaisers Manuel I. war die Familie Angelus sehr angesehen in Constantinopel. Ohne bekannten Grund schickte Andronicus an ein Mitglied derselben, Isaak Angelus, den Henker, um ihn zu tödten. Isaak setzte sich zur Wehre, spaltete den Schergen den Kopf und suchte Zuflucht in einer Kirche. Bald wurde es bekannt, daß Isaak Angelus' Leben von dem Kaiser bedroht sei. Zahlreiche Verwandte und Freunde strömten zu ihm. Die Menge, welche durch die Grausamkeit des Kaisers erbittert und durch die vielen Niederlagen, die Andronicus von auswärtigen Feinden erlitten hatte,

gänzlich umgestimmt war, wogte in derselben Richtung. Während Isaak durch aufreizende Reden die Massen für sich gewann, schwelgte Andronicus auf einem benachbarten Lustschloß. Als er sich endlich aus den Armen der Wollust losriß und am folgenden Morgen in die Stadt zurückkehrte, war der Aufruhr schon allgemein. Isaak Angelus zog, auf einem Staatsrosse, in den kaiserlichen Palast ein, in welchem sich so wenig als in der Stadt auch nur eine Hand für den Kaiser waffnete. Andronicus entfloh, ward eingeholt, mit Ketten belastet und auf Befehl des neuen Kaisers Isaak mit furchtbarer Grausamkeit hingerichtet (1185).

Isaak II. kämpfte mit Glück zu Wasser und zu Land gegen die Sicilianer, wurde aber bei einem Angriffe auf Cypern mit großem Verluste zurückgeschlagen. Durch Unterhandlung brachte er es dahin, daß Bela III. von Ungarn den von ihm in Besitz genommenen Grenzbezirk zurückgab. Um die dem Ungarnkönige versprochene Geldsumme aufzubringen, legte Isaak II. den wallachischen und bulgarischen Völkerschaften am Hämusgebirge Steuern auf, welche diese sich nicht gefallen ließen. Isaak vermochte nicht, sie zu bändigen. Die Bulgaren erklärten sich für unabhängig und wurden, von dieser Zeit an, furchtbare Feinde der Byzantiner. Wie an den Grenzen, so verlor der griechische Kaiser auch im Mittelpunkte seines Reiches, zu Constantinopel, von Jahr zu Jahr mehr an Gewalt und Ansehen. Das Blutbad, welches zur Zeit, da Andronicus gegen die Hauptstadt zog, in deren Straßen angestellt worden war, hielt die Ausländer nicht ab, sich zahlreich daselbst niederzulassen. Die Mohammedaner, welchen die freie Uebung des Gottesdienstes zugesagt war, Italiener, Russen und Bulgaren machten einen, durch Zahl und Reichthümer bedeutenden Theil der Bevölkerung aus, welcher dem griechischen Kaiser und seinem Reiche nicht wohl wollte und durch bestimmte Vorrechte, die er besaß, einen Staat im Staate bildete. Wenige Jahre, nachdem Isaak auf den Thron gehoben worden war (1189), rückte Friedrich I. Barbarossa mit seinem gewaltigen Kreuzheere nach dem Osten. Isaak II. stand an Treulosigkeit nicht hinter Alexius I. oder Manuel I. Was jene gescheut hatten zu thun, verschmähte Isaak nicht. Er bat sich von Saladin türkische Hülfstruppen aus, mit denen er seine Glaubensgenossen, welche gegen ihn durchaus friedlich gesinnt waren, bekämpfte. Friedrich I. vergalt dem falschen griechischen Kaiser nicht Gleiches mit Gleichem. Die Wallachen, Bulgaren und Kumanen boten sich Friedrich I. als Bundesgenossen an; es wäre ihm ein Leichtes gewesen, mit deren Hülfe das schwankende oströmische Reich umzustürzen. Er behielt aber den Zweck seines Zuges im Auge, bahnte sich mit dem Schwerte den Weg durch das Gebiet Isaak's II. und bewies daß eine kleine, gut geführte Schaar im Kriege mehr vermag, als zehnfach größere Massen, welche eines tüchtigen Feldherrn entbehren. Keines der Kreuzheere, welche früher durch Griechenland gezogen waren, hatte so geringe Verluste erlitten, als dasjenige Friedrich's I., welches, der Zahl nach, das kleinste war.

Denselben Verrath, welchen Isaak II. an Friedrich Barbarossa, seinem Bruder im Kaiserreiche, beging, verübte an ihm sein wirklicher Bruder Alexius. Während Isaak auf die Jagd geritten war, brachte sein Bruder eine Verschwörung gegen ihn zu Stande und ließ sich, unter dem Namen Alexius III, zum Kaiser ausrufen (1195). Isaak II. fand in der Gefahr ebensowenig Freunde, als Andronicus in ähnlicher Lage vor zehn Jahren. Sein Bruder ließ ihn auf grausame Weise blenden und in den Kerker werfen.

Alexius III. setzte seine Regierung fort, wie er sie begonnen hatte und machte sich bald allgemein verachtet und verhaßt. Er drückte das Land mit schweren Abgaben, beraubte die Kirchen und die Gräber der Kaiser ihrer Kostbarkeiten und verstand es ebensowenig, im Innern seines Reiches Ordnung zu halten, als dessen Grenzen, äußeren Feinden

gegenüber, zu schützen; namentlich verletzte er muthwillig die Venetianer. Isaak II., den sein Bruder, weil er ihn für ungefährlich hielt, aus der Haft entließ, lechzte nach Rache. Dessen Sohn, Alexius, entzog sich der Gewalt des Kaisers und reiste zu Philipp von Schwaben, welcher mit seiner Schwester vermählt war, nach Deutschland. Durch seines Schwagers Fürsprache und mit Hülfe des venetianischen Dogen, Heinrich Dandolo, bewirkte der Sohn Isaak's, daß das Kreuzheer, welches unter der Führung des Markgrafen Bonifacius von Montferrat im Begriffe stand, sich nach Palästina einzuschiffen, statt dahin nach Constantinopel segelte. Alexius versprach den Kreuzfahrern goldene Berge. Am 23. Juni 1203 langte der Sohn Isaak's mit dem Heere vor Constantinopel an. Die nördlichen Vorstädte Pera und Galata wurden nach wenigen Tagen in Sturm genommen. Die Söldner, denen die Vertheidigung des Thurmes von Galata anvertraut war, räumten diesen nach kurzem Kampfe in feiger Flucht. Die Kette, welche den Eingang in den Hafen versperrte, wurde durch ein venetianisches Segelschiff gesprengt. Am 17. Juli griffen die Venetianer von der Seite des Hafens, die Kreuzfahrer vom Lande her die Hauptstadt an. Sie wurden zwar zurückgeschlagen, jagten jedoch dem nichtswürdigen Kaiser einen solchen Schreck ein, daß er in der folgenden Nacht heimlich aus Byzanz entfloh. Das Volk setzte den geblendeten und gebrochenen Isaak II. wieder auf den Thron. Dieser forderte die Kreuzfahrer auf, mit seinem Sohne als Freunde in Constantinopel einzurücken. Freunde wollten diese aber nur insofern sein, als Isaak die ihnen von seinem Sohne gegebenen Versprechungen genehmigen würde. Gedankenlos, wie der Sohn versprochen hatte, genehmigte der Vater. Die Bedingungen waren durchaus unhaltbar. Das griechische Reich sollte sich dem römischen Stuhle unterwerfen, hunderttausend Mark an die Venetianer und ebensoviel an die Franken zahlen, den Kreuzfahrern ein Jahr hindurch die nöthigen Lebensmittel liefern, ihnen zehntausend Mann auf ein Jahr mitgeben und in Palästina für immer fünfhundert Reiter auf seine Kosten unterhalten. Alexius wurde von seinem Vater zum Mitregenten angenommen. Mit Hülfe der Kreuzfahrer trieb er seinen Oheim, der bis nach Adrianopel vorgerückt war, zurück. Doch alle Verhältnisse waren zu unnatürlich in Constantinopel, als daß sie längere Zeit fortbestehen konnten. Griechen, Abendländer und Mohammedaner vermochten nicht, auf die Dauer friedlich nebeneinander zu leben in einer Stadt, welche keinen oder viele widerstrebende Herrscher hatte. Der erste Ausbruch der wilden Leidenschaften der in Constantinopel zusammengeführten Nationalitäten und Glaubensparteien entstand, als eine Schaar abendländischer Pilger die Moschee der Mohammedaner stürmte. Die Muselmänner vertheidigten sich tapfer, die Griechen standen zu ihnen. Die Kreuzfahrer zündeten Constantinopel an, welches acht Tage lang in Flammen stand. Die Einwohner warfen sich auf die abendländischen Handelsleute, welche dort ansässig waren, und trieben 15,000 derselben zur Stadt hinaus. Sie verlangten mit Ungestüm die Wahl eines neuen Kaisers und den Ausschluß der ganzen Familie Angelus. Nikolaus Kanabus, ein junger Mann ohne alle Bedeutung, wurde gezwungen, die Krone anzunehmen. Alexius Murzuflus, ein entfernter Verwandter des Hauses Angelus, ließ den Sohn Isaak's, Alexius IV., erdrosseln und Kanabus einkerkern. Isaak II. starb in Verzweiflung. Murzuflus suchte die Kreuzfahrer durch Unterhandlungen hinzuhalten, ließ die Mauern Constantinopel's ausbessern und erhöhen und schlug, als die Lateiner einen Sturm wagten, diesen zurück (9. April 1204). Doch am 12. April drangen Venetianer und Franken in Byzanz ein. Mord und Brand wütheten mehrere Tage hindurch ununterbrochen fort. Mit 20,000 Mann hatten die Kreuzfahrer eine wohl befestigte Stadt von viermalhunderttausend Einwohner und einer Besatzung von 76,000 Mann erobert. Der Pabst mißbilligte zwar die verübten Gräuel, gab aber sämmtlichen Betheiligten vollständige Absolution. Die

Beute der Sieger war unermeßlich. Seit sieben und einem halben Jahrhunderte waren in Byzanz die Schätze der halben Erde zusammengeflossen. Nur zwanzigtausend Menschen nahmen an der Beute Theil. Murzuflus floh nach dem Norden des Reiches, wurde von Alexius III. in sein Lager gelockt und geblendet. Er suchte sich nach Asien zu flüchten wurde aber von den Lateinern aufgegriffen und in Constantinopel hingerichtet (1204) Alexius III. schloß nach mannichfaltigen Wechselfällen im Kloster sein schmachvolles Leben.

§. 25. Die fünf lateinischen Kaiser (1204—1261).

Die Schwäche des griechischen Reiches im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erhellt klar aus der Thatsache, daß 20,000 Abenteurer, welche kein Land zu ihrem Stützpunkte hatten, ihm ein Ende machen konnten. Allerdings trug die Erbärmlichkeit der drei Kaiser Angelus: Isaak II., Alexius III. und Alexius IV. viel zum Untergange desselben bei. Allein alle diese drei Kaiser waren die Erwählten des Volkes. Dieses wird daher mit Recht für die Versäumnisse seiner erkorenen Führer verantwortlich gemacht. Constantinopel war die größte, volkreichste und am besten befestigte Stadt Europa's zur damaligen Zeit. Ihre Mauern waren hoch und breit aus Quadersteinen zusammengesetzt. Alle fünfhundert Schritte ragte ein steinerner Thurm, auf welchem ein zweiter hölzerner stand empor. Breite Gräben machten die Mauern unzugänglich. Ein kleiner Theil der in Byzanz aufgehäuften Schätze hätte genügt, entweder den Eifer der Besatzung zu spornen oder ein neues Heer auszurüsten. Doch seit Jahrhunderten fristete das oströmische Reich sein Leben nicht sowohl durch seine eigene Kraft, als mit Hülfe einer feinen Staatskunst. Die Kaiser des Hauses Angelus besaßen diese nicht und das griechische Reich ward die leichte Beute eines Heerzuges, wie deren früher weit furchtbarere wiederholt an den Mauern Constantinopel's unschädlich vorbeigeleitet worden waren.

Sobald sich die Kreuzfahrer im Besitze der Stadt Constantinopel wußten, hielten sie sich für die unstreitbaren Herren des gesammten oströmischen Reiches. Sie verfügten nicht blos über Byzanz und die Länder, in deren Besitze sich die Kaiser der Familie Angelus erhalten hatten, sondern gleichmäßig auch über diejenigen, welche vor fünf und sechs Jahrhunderten schon verloren gegangen waren. Da sie mit einer so kleinen Macht Constantinopel eingenommen hatten, hielten sie sich für unwiderstehlich, dachten aber nicht entfernt daran, sich dasjenige, was sie stark gemacht hatte, die feste Vereinigung ihrer Streitkräfte, zu erhalten.

Der Graf Balduin von Flandern wurde zum Kaiser, der Venetianer Thomas Morosini zum Patriarchen erwählt. Der neue Kaiser sollte den vierten Theil des Reiches zu seiner Ausstattung erhalten. Die drei übrigen Viertheile wurden unter die Venetianer und die Kreuzfahrer zu gleichen Theilen vertheilt. Die Venetianer, welche eine genaue Kenntniß des Landes besaßen, wußten sich den besten Theil zu verschaffen. Das Viertheil, welches dem Kaiser zugeschieden wurde, bestand in der Stadt Constantinopel, mit Ausnahme eines ansehnlichen Bezirkes, welcher den Venetianern zugewiesen wurde, und in dem Lande Romanien. Der Markgraf Bonifacius von Montferrat, der die ersten Ansprüche an die Kaiserwürde hatte, wurde mit der Insel Candia, welche er übrigens bald an die Venetianer verkaufte, und der Provinz Macedonien abgefunden, in deren Besitz er sich ungesäumt setzte. Die den einzelnen Rittern zufallenden Provinzen, Städte, Dörfer oder Burgen wurden durch das Loos oder freie Wahl festgesetzt. Sobald das Land vertheilt war, setzte sich jeder Ritter an der Spitze seiner Getreuen in Bewegung, um seine Herrschaft anzutreten. So

löste sich in kurzer Zeit die ganze Streitmacht der Abendländer auf und ergoß sich in zahlreichen Bruchtheilen über das ganze oströmische Reich. Die lateinischen Ritter führten ihre räuberischen Gewohnheiten in das Land ein, in welchem sie unbeschränkt herrschten. Sie kehrten sich wenig an die in Constantinopel getroffene Theilung, setzten sich in Städten und auf wohl gelegenen Höhen fest, und drückten von da das Volk schwerer, als es jemals zuvor von den Kaisern gedrückt worden war. Jeder Abenteurer, welcher eine Schaar Bewaffneter in seinem Gefolg hatte, machte sich, wenn er es verstand, zum Herren einer Provinz, oder eines Bezirks. Unter den zahlreichen lateinischen Rittern, welche sich in Griechenland niederließen, verdienen Villehardouin, der Geschichtschreiber dieser Ereignisse, und Otto de la Roche genannt zu werden. Der Erstere wurde Herr von Achaj, der Letztere Herzog zu Athen. Nur die Venetianer verfuhren nach einem bestimmten Plane und zogen daher den größten Theil des Gewinnes, wie von der Beute Constantinopel's, so von der Theilung des oströmischen Reiches. Wo sie herrschten, gründeten sie Gemeinden mit republikanischen Formen. Sie gewährten dem Volke so viel Freiheit und so viel Schutz für Person und Eigenthum, als in damaliger Zeit möglich war. Sie förderten den Ackerbau, den Handel und die Gewerbe und suchten sich die ihnen zugefallenen Länder nicht sowohl durch äußere Gewalt, als durch den guten Willen ihrer Bewohner zu sichern.

Als geltendes bürgerliches Recht wurde für das ganze oströmische Reich das Gesetzbuch des Königreich's Jerusalem und als Seerecht das sogenannte Consolato del Mare, welches damals im ganzen Osten galt, angenommen. Die Macht des Kaisers wurde auf's Aeußerste beschränkt. Da er gewählt wurde, war aus diesem Grunde sein Ansehen schon gefährdet. Ein Reichsrath stand ihm zur Seite, dessen Beschlüsse von dem Kaiser nicht umgestoßen werden konnten. Im Falle einer Meinungsverschiedenheit mußte der Kaiser den Spruch eines Schiedsgerichts anerkennen. Die Lehensleute seines Reiches hatten ihm nur vom 24. Juni bis zum 29. September jeden Jahres Heeresfolge zu leisten. Da bei der Theilung mit sehr wenig Verstand und Sachkenntniß verfahren wurde, zeigte sich bald, daß der Antheil des Kaisers kleiner war, als derjenige einzelner seiner Vasallen, welche daher die Befehle ihres minder mächtigen Lehensherrn nicht eifrig vollzogen. In Epirus gründete Michael Comnenus, ein Anverwandter der Kaiserfamilie dieses Namens, ein unabhängiges Reich. Alexius I., ein Enkel des Kaisers Andronicus I., welcher schon zu den Zeiten der Angelus in Trapezunt geherrscht hatte, nahm den Kaisertitel an. Die größten Gefahren bereitete aber den lateinischen Kaisern das Reich, welches Theodor Laskaris in Kleinasien gründete und dessen Hauptstadt Nicäa war. Die Lateiner betrachteten und behandelten die Griechen als eine verächtliche und ketzerliche Menschenklasse und machten ihnen dadurch das immer verhaßte fremde Joch unerträglich. In ihrer Verzweiflung wandten sich die Griechen an Johann I., König der Bulgaren, Wallachen und Kumanen. Dieser überschwemmte Thrazien mit seinen wilden Horden. In der Nähe von Adrianopel kam es zur Schlacht (1205), in welcher Kaiser Balduin gefangen genommen und der größere Theil seines kleinen Heeres aufgerieben wurde. Der alte Dandolo überlebte sie nicht lange. Er starb den 1. Juni 1205 zu Constantinopel. Des Kaisers Bruder Heinrich wurde zum Reichsverweser ernannt. Acht Monate lang verheerten die Kumanen die nördlichen Provinzen und überzeugten in deren Laufe die Griechen, daß ihre schlimmsten Feinde nicht die Lateiner seien. Im August 1206 schlug Heinrich die Kumanen. Der gefangene Kaiser Balduin mußte dafür büßen, indem er von dem Könige der Bulgaren zu Tode gemartert wurde. Sein Bruder Heinrich folgte ihm, gewählt von den Baronen, in der Kaiserwürde nach. Er behandelte die Griechen mit Menschlichkeit und milderte dadurch deren Widerwillen gegen die lateinische Herrschaft. Er nahm sie

gegen den päpstlichen Legaten in Schutz und gewährte ihnen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes. Der Tod nahm den gefährlichsten Feind der Lateiner, den Bulgarenkönig Johann I., hinweg (1207). Dessen Nachfolger schloß Frieden. Auch mit Theodor Laskaris von Nicäa kam (1214) ein solcher zu Stande. Michael Comnenus setzte jedoch, mit einer kleinen Unterbrechung (1209) den Krieg gegen die Lateiner unausgesetzt fort. Sein Halbbruder Theodor trat (1216) in seine Fußtapfen ein und breitete sich in Thessalien und Illyrien aus. Als Heinrich ihm entgegenzog, starb er zu Thessalonich im Sommer des gleichen Jahres. Nach den Begriffen des Mittelalters stand dem Kaiser Heinrich der Gemahl seiner Schwester, Jolantha, Peter von Courtenay, Graf von Namür, am nächsten. Trotz seiner Armuth wurde er von den Baronen zum Kaiser erwählt. Die reichen Ritter des griechischen Landes sandten dem Kaiser ihrer Wahl nicht die Mittel zur Reise, zogen ihm mit keinem Heere entgegen und als er auf seiner Reise nach Constantinopel in die Gefangenschaft Theodor's, des Beherrschers von Epirus, fiel, bekümmerten sich weder die venetianischen Kaufleute, noch die fränkischen Ritter um ihn. Das oströmische Reich blieb thatsächlich fünf Jahre lang ohne Haupt. Die Venetianer setzten sich an den Küsten des schwarzen Meeres, in Kleinasien, Syrien und Egypten immer fester. Von den lateinischen Rittern suchte jeder nur seine Besitzungen zu erweitern; endlich erhielten sie sichere Kunde von dem Tode ihres gefangenen Kaisers und wählten, nachdem dessen ältester Sohn die Ehre abgelehnt hatte, den zweiten, Robert, zum Kaiser. Erst im Jahre 1221 langte dieser in Griechenland an. Mittlerweile hatte Theodor Comnenus so große Fortschritte in Thessalien, Macedonien und Thraclen gemacht, daß er seinen früheren Titel Despotes mit dem großartigeren eines Kaisers von Griechenland vertauschte (1222). Johann Vatazes, welcher seinen Schwiegervater Theodor Laskaris im Reiche Nicäa nachfolgte, machte dem lateinischen Reiche einen gefährlichen Krieg zur See und zu Land Ohne Zweifel wäre damals schon die lateinische Herrschaft in Griechenland zu Grunde gegangen, wenn die zwei mächtigsten Feinde derselben, Theodor Comnenus und Johann Vatazes, nicht unter sich zerfallen wären. Kaiser Robert verstand es nicht, aus dem Zwiespalte seiner Gegner Vortheil zu ziehen. Er machte einem burgundischen Edelmanne seine Braut abspenstig. In seiner Wuth stürmte dieser den kaiserlichen Palast, schnitt seiner ehemaligen Geliebten Nase und Lippen ab, ertränkte ihre Mutter im Meere und der Kaiser besaß nicht die Kraft, diesen Schimpf zu rächen oder die Schuldigen zur Strafe zu ziehen Verdrießlich über die traurige Rolle, welche in Folge seiner, weder durch männliche Tapferkeit, noch durch Klugheit unterstützten, Sittenlosigkeit in Constantinopel spielte, reiste er nach Rom und starb bald darauf (1228), als der Papst ihn auf seinen Posten zurückschickte. Nach den verkehrten Ansichten der damaligen Zeit wurde des Kaisers Peter dritter Sohn, der elfjährige Balduin, zum Kaiser ausgerufen. Der achtzigjährige Kaiser von Jerusalem, Graf Johann von Brienne, wurde ihm, mit dem Titel eines Kaisers, beigegeben (1229) Zwei Jahre vergingen, bevor der alte Kaiser Johann in Constantinopel erschien; zwei weitere Jahre verbrachte er in Unthätigkeit, denn er war nur auf dem Schlachtfelde zu gebrauchen. Im Jahre 1234 kamen die Feinde zur See und zu Land vor Constantinopel. Vatazes von Nicäa hatte sich mit dem Könige Asan von Bulgarien verbunden. Obgleich der Kaiser Johann nur hundert und sechzig Ritter zu seiner Verfügung hatte und die Feinde 100,000 Mann nebst einer Flotte von dreihundert Schiffen zählten, machte der alte Kämpe einen Ausfall und schlug die hundertfach überlegene Macht der Feinde. Im folgenden Jahre errang Johann einen zweiten Sieg. Bald darauf (1237) starb der Kaiser von Griechenland und König von Jerusalem im Gewande eines Franciscaners, welches er sterbend anlegte, um seines Eintritts in das Paradies sicher zu sein. Balduin II. war mittlerweile zum Manne herangereift. Er besaß aber mehr Neigung und Talent zum

Betteln, als zum Regieren oder Kämpfen. Statt in Griechenland sein Reich zu verwalten und seine Feinde zu bekriegen, reiste er an den Höfen der Könige des Abendlandes umher und nahm deren Mitleid in Anspruch. Von den fünfundzwanzig Jahren seiner Regierung brachte er über die Hälfte auf solchen herabwürdigenden Wanderungen zu. Zwei Jahre vergingen nach Johann's Tode, bevor Balduin II. in Griechenland eintraf. Er suchte sich die heidnischen Kumanen zu Freunden zu werben, indem er ihre blutigen Gebräuche mitmachte, und verschmähte es nicht, mit dem Sultan von Iconium ein Bündniß zu schließen und ihm eine seiner Nichten für seinen Harem zu versprechen. Die bedeutendste Leistung, welche ihm nachgerühmt wird, bestand aber in dem Verkaufe der Dornenkrone Christi, welchen er zu Stande brachte. In seiner Abwesenheit hatten sie die Barone von Romanien für 13,134 Goldstücke, im Werthe von etwa 75,000 Gulden rheinisch, verpfändet. Der Kaiser Balduin II. ließ das Pfand für beiläufig 3,500 Mark Silbers auslösen und erhielt dafür von dem Don Quixotte seiner Zeit, Ludwig IX. von Frankreich 10,000 Mark Silbers. Barfuß und im Hemde nahm dieser Pfaffenknecht die angebliche Reliquie, die er für schweres Geld gekauft hatte, zu Paris in Empfang. Ermuthigt durch dieses gute Geschäft verkaufte Balduin II. dem König Ludwig die übrige Ausstattung seiner Kapelle: ein großes Stück des wahren Kreuzes, die Windeln Christi, die Lanze, den Schwamm und die Kette seiner Hinrichtung, den Stab Mosis und ein Stück vom Schädel Johannes des Täufers für 20,000 Mark Silbers. Doch alle diese Summen reichten nicht weit. Als die Reliquien nicht mehr Geld einbrachten, verpfändete er seinen ältesten Sohn Philipp den Venetianern für eine kleine Anleihe.

Während der Kaiser Balduin II. im Westen so traurige Geschäfte machte, wurden die Lateiner in Griechenland von allen Seiten mehr und mehr bedrängt. Batazes vereinigte mit seinem Reiche von Nicäa den Staat Thessalonica. Die Grenzen seines Gebietes erstreckten sich vom Lande der Türken bis zum adriatischen Meere. Michael Paläologus, welcher sich zum Beherrscher des Reiches von Nicäa emporgeschwungen hatte, trieb die Lateiner aus ihren letzten Besitzungen in Thracien. Schon im Jahre 1260 stand er im Begriffe, Byzanz im Einverständniß mit einem verrätherischen Barone zu nehmen. Die Jämmerlichkeit des lateinischen Reiches in Griechenland wird am anschaulichsten in dem Leben, welches dessen Kaiser führte. Mit dem Holz der verlassenen Häuser Constantinopel's wurde im kaiserlichen Palaste während des Winters eingeheizt. Das Blei, welches sich noch in den Kirchen fand, wurde in Ermangelung von Silber und Gold eingeschmolzen, um damit die täglichen Bedürfnisse der kaiserlichen Tafel zu bestreiten. Ein Reich, welches seinen obersten Beamten nicht einmal die nothwendigsten Lebensbedürfnisse in anständiger Form zu bieten vermag, hat keine Lebenskraft. Was im Jahre 1260 dem Kaiser Michael mißlungen war, glückte im folgenden Jahre seinem Feldherrn. Achthundert Reiter, mit welchen Alexius Strategopulus über den Hellespont setzte, reichten hin, der Herrschaft der Lateiner in Griechenland ein Ende zu machen. Um diesen kleinen Kern schaarte sich schnell und ohne daß die in Constantinopel befehligenden Lateiner davon Kenntniß erhielten, ein Heer von 25,000 Mann: Griechen und Kumanen, welches die Eroberung Constantinopel's machte. Die tapfersten fränkischen Ritter waren in einer Richtung, dreißig Galeeren mit dem venetianischen Statthalter in einer anderen ausgerückt. Die unbewachten Mauern wurden von den Feinden erstiegen, ein alter Grieche führte einen Theil des griechischen Heeres durch unterirdische Gänge in sein Haus. Die Sieger wurden mit dem Rufe empfangen: Langes Leben und Sieg den erhabenen Kaisern der Römer Michael und Johannes. Michael hieß der glückliche Feldherr, welcher das Reich von Nicäa beherrschte, Johannes der unglückliche Sohn Theodor's und der Enkel Johann's Batazes, welchen das Erbrecht auf den Thron von Nicäa gerufen hatte

Balduin II., welcher besser gethan hätte, Reliquienkrämer, als Kaiser zu werden, eilte, als er diese Rufe vernahm, nicht in das Getümmel der Schlacht, sondern an die Ufer des Meeres. Venetianische Schiffe brachten ihn zuerst nach Euböa und von da nach Italien. Vergebens setzte er seine Bettelreisen jetzt wieder fort. Das Reich der Lateiner in Griechenland war untergegangen und lebte nicht wieder auf.

§ 27. Das Reich von Nicäa.

In jener Schreckensnacht, als die Lateiner in Constantinopel eingebrochen waren, suchte, nachdem der verrätherische Murzuflus entflohen, Theodor Laskaris, ein Schwiegersohn des Kaisers Alexius III., das fast verlorene griechische Reich noch zu retten. Er bot sich selbst an, das gefährlichste Amt, dasjenige des Kaisers, zu übernehmen, mußte aber, verlassen von allen Stützen des Reiches, nach wenigen Stunden schon selbst die Flucht ergreifen. Er setzte mit wenigen Getreuen nach Kleinasien über. Die Städte Nicäa, Prusa, Philadelphia, Smyrna und Ephesus öffneten ihm ihre Thore. Sein kleines Reich dehnte sich anfangs nur von den Ufern des Mäander bis zur Vorstadt von Nicomedien aus. Den bescheidenen Titel eines Herrn (Despotes) vertauschte Laskaris bald mit dem bedeutungsvollern eines Kaisers, und Nicäa, woselbst er sich niederließ, wurde bald der Sitz eines mächtigen Reiches. So lange Laskaris sich noch schwach fühlte, und er seine gefährlichsten Feinde in den Lateinern sah, nahm er keinen Anstand, sich mit dem Sultan von Iconium zu verbinden. Sein Gefolge, welches in den ersten Zeiten nach dem Falle Constantinopel's kaum 2000 Krieger zählte, vermehrte sich bald durch die muthigsten Söhne des griechischen Reiches, welche das Joch der Lateiner nicht tragen wollten. Theodor Laskaris vereinigte in sich die Gaben des Feldherrn und des Staatsmannes. Er war eben so schlau als tapfer, und verband unermüdliche Ausdauer mit rascher und kühner That. Er begann seine Laufbahn als ein Abenteurer und schloß sie als der Beherrscher eines fest begründeten Staates. Im Laufe von achtzehn Jahren (1204—1222) dehnte er sein Reich über einen großen Theil von Kleinasien aus. Zehn Jahre lang führte er mit den Lateinern einen furchtbaren Krieg. In Verbindung mit dem Könige Johann der Bulgaren brachte er ihre Herrschaft in Griechenland schon in ihren ersten Jahren an den Rand des Verderbens. Später verwickelte ihn sein Schwiegervater Alexius III. in einen Krieg mit dem Sultan von Iconium, wodurch Laskaris Gelegenheit erhielt, sein Gebiet auch gegen diesen zu erweitern. Der türkische Sultan wurde von ihm (1210) auf's Haupt geschlagen. Alexius fiel in die Gewalt seines Schwiegersohnes, welcher ihn bis zu seinem Tode in einem Kloster verwahren ließ. Nachdem Laskaris sich den Türken gegenüber den Rücken gedeckt hatte, konnte er mit um so größerem Nachdruck den Krieg gegen die Lateiner fortsetzen (bis zum Jahre 1214).

Gegen das Ende seines Lebens näherte er sich den lateinischen Kaisern Griechenland's an. Im Jahre 1220 nahm er in zweiter Ehe die Schwester Kaiser Robert's zur Gemahlin, bald darauf verlobte er ihm eine seiner Töchter. Der Gatte seiner ältesten Tochter und Nachfolger im Reiche, Johann Ducas Vatazes, stellte sich auf einen höhern und richtigern Standpunkt. Er erkannte, daß die lateinische Herrschaft in Griechenland keinen Bestand haben könne, und daß das Reich von Nicäa nur im Kampfe mit den Lateinern Griechenland's einen großartigern Aufschwung nehmen könne. Er zerriß die Bande der Familie, welche Theodor Laskaris mit Robert geschlossen hatte, baute sich in wenigen Jahren eine furchtbare Flotte, beunruhigte mit dieser die Küsten des lateinischen Reiches und eroberte mehrere Inseln und Küstenstädte desselben. Während des Krieges vernachlässigte Vatazes aber nicht die Künste des Friedens. Er ermuthigte den Ackerbau.

Seine eigenen Besitzungen verwaltete er auf das trefflichste. Sie wurden unter seiner Leitung zu einem Fruchtgarten und einem Kornfelde, welches die Bewohner des Landes reichlich nährte und noch Ueberschuß zum auswärtigen Handel abwarf. Von dem Ertrage seiner Hühnerhöfe kaufte er seiner Gattin eine Krone von Diamanten und Perlen. Er sorgte für das Nothwendige und bekämpfte unnützen Luxus, namentlich den Gebrauch der kostbaren Seidenstoffe des Ostens und der italienischen Gewebe. Mit den Mohammedanern hielt er Frieden. Bereitwillig kauften sie ihm seinen Ueberfluß an Vieh und Getraide ab.

Schnell hob sich unter dem Schutze eines umsichtigen Fürsten das, früher durch die Menschen vernachlässigte, von der Natur aber mit ihren schönsten Gaben ausgestattete Land. Von den Lateinern nahm Batazes manche gute Einrichtungen, namentlich die Pairsgerichte und die Gesetze des Königsreichs Jerusalem an, oder ließ sie, wo sie eingebürgert waren, bestehen. Im Mittelalter war übrigens Kirche und Staat so untrennbar mit dem Unsinn verbunden, daß auch wohlmeinende Fürsten, wie Batazes, Abgeschmacktheiten kaum vermeiden konnten. So führte dieser umsichtige Kaiser neben vielen guten Gesetzen und Einrichtungen auch die Gottesgerichte in seinem Reiche ein, das sie vor der Zeit der Lateiner nicht gekannt hatte; wie er, ungeachtet seiner Sparsamkeit, seiner Frau eine Krone von Diamanten und Perlen kaufte. Während Batazes den Lateinern in Griechenland den verderblichsten Krieg bereitete, zog er viele tapfere Abendländer, zum Theil selbst aus Griechenland, in seinen Dienst, indem er sie besser bezahlte, als den armen lateinischen Kaisern möglich war. Zweimal (in den Jahren 1234 und 1236) belagerte Batazes Constantinopel. Es gelang im zwar nicht, die Stadt zu nehmen, allein er setzte sich in Thracien fest, eroberte ganz Macedonien und Thessalien und zwang den Beherrscher von Epirus, welcher den Kaisertitel angenommen hatte, diesen abzulegen und ihm zu huldigen. Das Reich des Johann Batazes wurde unter dessen Herrschaft an Gebiet und Volkszahl bedeutender, als das lateinische jemals gewesen war. In noch höherem Grade war es diesem aber an Ordnung und Wohlstand überlegen. Im Reiche von Nicäa war ein bestimmtes Streben, welches alle Bewohner gleichmäßig beseelte: die griechische Religion im Kampfe mit der römischen, das griechische Reich im Kampfe mit dem lateinischen herzustellen. In Nicäa fanden alle griechischen Patrioten Zuflucht und Beschäftigung, während ihnen unter der Herrschaft der lateinischen Kaiser nur Druck und Schmach zu Theil wurde.

Doch im Augenblicke, da das Reich von Nicäa die Kraft gewonnen hatte, der lateinischen Herrschaft durch einen einzigen kräftigen Schlag ein Ende zu bereiten, starb Johann Batazes (1255). Sein Sohn und Nachfolger, Theodor Laskaris II., erntete zwar die Früchte der Thätigkeit seiner beiden Vorfahren, allein er hatte nicht deren ausgezeichnete Gaben geerbt. Grausam und jähzornig, herrisch und gewaltthätig, wie er war, konnten nur kriechende Sklaven, keine zuverlässige freie Menschen in seiner Umgebung leben. Den Logotheten Georg Acropolita, der es wagte, ihm zu widersprechen, ließ Theodor öffentlich prügeln, eine tugendhafte Frau aus der Familie der Paläologen, welche ihre Tochter dem Manne verweigerte, welchen der Kaiser derselben aufdrängen wollte, ließ er mit mehreren Katzen bis zum Halse in einen Sack stecken und die Thiere mit Nadeln stechen, um ihre Wuth gegen das Opfer seines Zornes zu reizen. Vergeblich bewirkte Theodor Laskaris II. daß seine Großen dreimal hintereinander beschworen, seinen letzten Willen vollziehen zu wollen. Georg Muzalo sollte diesem zufolge, in Gemeinschaft mit dem Patriarchen Arsenius, die vormundschaftliche Regierung für seinen neunjährigen Sohn führen. Die Familie Muzalo, welche sich bei Lebzeiten des Kaisers den Haß des Adels zugezogen hatte, wurde von diesem sogleich nach Theodor Laskaris II. Tode (1259) ermordet. Statt

der von dem Kaiser ernannten Vormünder wurde Michael Paläologus zum Vormunde des jungen Königs Johannnes ernannt. Michael hatte schon den Argwohn des Kaisers Johann Batazes, in dessen Dienste er die abendländischen Söldner befehligte, rege gemacht. Während der Regierung Theodor's II. hatte sich Michael vom Hofe ferne gehalten und unter den Türken gelebt, war jedoch gegen das Ende derselben zurückberufen worden und hatte sich durch kühne Waffenthaten hohen Ruhm erworben.

Michael Paläologus besaß mehr Selbstgefühl als Achtung vor dem Erbrechte. Ihm war sein Mündel Johannes ein lästiger und hemmender Genosse. Er duldete ihn neben sich, bis er die Nachricht erhielt, daß sein Feldherr, Alexius Strategopulus, siegreich in Constantinopel eingezogen sei. Diese Kunde beschleunigte das Schicksal des jungen Königs Johannes. Michael Paläologus ließ seinen Nebenbuhler in der Sophienkirche zu Constantinopel nicht zum Kaiser krönen, sondern behielt diese Ehre für sich allein (1261). Johannes wurde geblendet und in einem entfernten Schlosse gefangen gehalten. Zwar schleuderte der Patriarch Arsenius an der Spitze der griechischen Bischöfe den Bannstrahl gegen den Thronräuber, welcher sechs Jahre lang auf seinem Haupte ruhte, doch nach deren Ablauf wurde der Kaiser Michael in die Gemeinschaft der Gläubigen wieder aufgenommen und nur von ihm verlangt, er möge dem gefangenen Johann eine mildere Behandlung zu Theil werden lassen. So fiel das Haus der Laskaris. Die Missethat, welche der Vater Johann's an einer zur Familie der Paläologen gehörigen Frau verübt hatte, wurde an dem Sohne furchtbar durch Michael Paläologus gerächt.

Gewöhnlich ernten die Kinder die Früchte, welche ihre Eltern gepflanzt haben, diese seien bitter oder süß, giftig oder erfrischend.

§ 28. Trapezunt, Epirus und die übrigen Bruchstücke des griechischen Reiches.

Die Schwäche der Lateiner in Griechenland erhellt aus der Thatsache, daß sie, wenn auch Constantinopel und die Umgegend, doch nicht die entfernteren Provinzen in Besitz zu nehmen vermochten. Außer Theodor Laskaris I. behaupteten zwei andere griechische Fürsten, der eine im Osten, der andere im Westen des Reiches selbständige Herrschaften. Zur Zeit des Kaisers Isaak Angelus floh die Gattin Manuel's, des Sohnes des Tyrannen Andronicus, mit ihren Kindern und Schätzen nach den Ufern des Phasis. Dort gründete dieser Zweig der Komnenen ein kleines Reich, welches die Kaiser aus dem Hause Angelus anfangs nicht beachteten und später nicht mehr unterdrücken konnten. Als Constantinopel von den Lateinern erobert wurde, stand Alexius, der Sohn Manuel's, an der Spitze dieser kleinen Herrschaft. Er hatte, als Mitglied der kaiserlichen Familie der Komnenen, immer die Titel Cäsar und Basileus (König) geführt und dadurch kund gethan, daß er sich als den rechtmäßigen Beherrscher des griechischen Reiches betrachte. Sein Staat erhielt eine erhöhte Bedeutung durch zahlreiche und angesehene griechische Flüchtlinge welche bei ihm Schutz suchten. Alexius erhob Trapezunt zum Sitze seiner Regierung und dehnte sein Gebiet von den Ufern des Phasis bis nach Sinope längs der Küste des schwarzen Meeres aus. Dem Alexius folgte sein Schwiegersohn, Andronicus I., welcher gleichfalls der Familie der Komnenen angehörte, und den Beinamen Gidon führte. Von Seiten der lateinischen Kaiser von Griechenland wurden die Fürsten von Trapezunt nicht bedroht; um so gefährlicher waren ihnen die Mongolen und die Türken. Als der chowaresmische Sultan Dschelaleddin gegen den seldschukischen Sultan von Rum Krieg führte *) (1230), fochten die Truppen von Trapezunt im Heere des Ersteren. Mit Dschelaleddin erlitten auch die Trapezunter eine schwere Niederlage und vertauschten nach der Schlacht

*) S. §. 21.

ihren früheren Oberherrn mit dessen Besieger, dem Sultan von Rum, dem sie später Heeresfolge leisten mußten. Die Macht der Kaiser von Trapezunt kann nicht groß gewesen sein, da sie dem Sultan, dessen Oberherrlichkeit sie anerkannten, nur zweihundert Lanzen stellten. Uebrigens erhielt sich das Reich von Trapezunt seine Selbstständigkeit gegenüber den griechischen Kaisern bis zum endlichen Untergange des oströmischen Reiches. Es bestand bis zum Jahre 1461, in welchem Jahre der Kaiser David von dem türkischen Sultan, Mohammed II., geschlagen und nebst seinen Kindern getödtet wurde.

In innigerer Verbindung mit den Angelegenheiten Europa's stand diejenige Herrschaft, welche Michael, ein unehelicher Sohn aus dem Hause der Angelus, in Epirus, Aetolien und Thessalien gründete. Er war dem Markgrafen Bonifacius als Geisel übergeben worden, entfloh aus dessen Lager, ehelichte die Tochter des Statthalters von Durazzo und eröffnete allen unzufriedenen Griechen in jenen gebirgigen und von kriegerischen Stämmen bewohnten Gegenden eine erwünschte Zufluchtsstätte. Die Lateiner vermochten ebensowenig diesen, als ihre beiden anderen griechischen Feinde, in Nicäa und Trapezunt, zu unterwerfen. Zwar brachten sie Michael, im Jahre 1209, sehr in's Gedränge, er half sich jedoch dadurch, daß er dem lateinischen Kaiser huldigte. Doch schon im folgenden Jahre brach er den Frieden, überfiel plötzlich Gottfried von Villehardouin den Aeltern und hundert andere Ritter, ließ Gottfried an's Kreuz schlagen, die Anderen im Gefängnisse quälen und mißhandeln und fiel dann in das Gebiet der Lateiner ein. Durch diese Gräuelthaten, welche Michael beging, machte er jede Annäherung der Lateiner an ihn unmöglich. Ununterbrochen dauerte der Krieg bis zu seinem Tode fort (1216). Sein Halbbruder Theodor folgte ihm in der Regierung nach. Dieser hatte sich unter Laskaris zu einem ausgezeichneten Kriegsmanne herangebildet und begann seine Herrschaft mit glänzenden Eroberungen in Thessalien und Illyrien. Der Kaiser Heinrich, welcher ein seiner würdiger Gegner gewesen wäre, starb, bevor er mit Theodor zusammenstieß. Sein Nachfolger, Peter von Courtenay, ließ sich von den Venetianern verleiten, zu deren Gunsten einen Angriff auf die Stadt Durrazo zu machen. Dieser mißglückte vollständig und als der Kaiser Peter darauf durch die Gebirge von Epirus seinen Weg nach Macedonien und Romanien einschlug, fand er die Pässe befestigt und wohl besetzt. Der Mundvorrath seines Heeres war bald aufgezehrt und die Zufuhren wurden ihm abgeschnitten. Theodor hielt den Kaiser durch trügerische Unterhandlungen hin, und nahm ihn später nebst dem päpstlichen Legaten bei einem Bankette gefangen. Die Truppen, welche Peter angeworben, lösten sich auf. Die Rüstungen eines Jahres und die Kosten, welche Peter mühsam zusammengebettelt und durch Verpfändung seiner Güter erlangt hatte, waren in nichts zerflossen. Die Drohungen des Pabstes bestimmten zwar Theodor, den Legaten frei zu geben. Doch der Kaiser Peter blieb bis zu seinem Tode in der Haft der Griechen. Der Pabst ließ sich sogar später durch die Freigebung des Legaten und das Versprechen Theodor's, er wolle ihm als seinem geistlichen Haupte gehorchen, bestimmen, die Venetianer und den König von Ungarn von Feindseligkeiten gegen den Beherrscher von Epirus abzumahnen. Mehr durch Treulosigkeit, als Muth gewann Theodor Angelus einen entscheidenden Sieg über die Lateiner, in dessen Folge er in das Königreich Thessalonica eindrang und bis nach Adrianopel vorrückte. Sein Uebermuth kannte jetzt keine Grenzen mehr. Er nahm den Kaisertitel an und gerieth dadurch in Streitigkeiten mit Johann Vatazes, welche ihm und seinem Reiche großen Schaden brachten. Der Kaiser von Nicäa besetzte Thessalien und Macedonien, zwang den Theodor Angelus den Kaisertitel abzulegen und seine Oberherrlichkeit anzuerkennen. Theodor begnügte sich dann wieder mit dem Titel eines Herrn (Despotes) von Epirus, den er und sein Vorgänger geführt hatten. Auf die Grenzen von Epirus beschränkt und auf den Titel eines Herrn zurückgeführt, hörte

Theodor Angelus auf, eine höhere Bedeutung zu haben. Sein kleines Land, welches den Namen Despotat führte, verlor sich bald in den Besitzungen des Kaisers Johann Batazes.

Unter den Bruchstücken des griechischen Reiches, welche die Lateiner an sich rissen, verdienen besonders genannt zu werden: das Königreich Thessalonica, das Großherzogthum Athen und das Großherzogthum Korinth.

Das Königreich Thessalonica mit der Hauptstadt gleichen Namens, das alte Macedonien, welches dem Markgrafen Bonifacius von Montferrat zugefallen, war zwölf Tagereisen von Constantinopel entfernt. Als der Markgraf davon Besitz nahm, empfingen ihn die Bewohner mit erkünsteltem Jubel. Von Macedonien zog der neue König weiter nach dem eigentlichen Griechenland. Er hatte keinen Sinn für die Schönheiten der Natur und die Erinnerungen einer großen Vorzeit. Durch das Thal Tempe, den Engpaß der Thermopylen, die Städte Theben, Athen und Argos zog er in Frieden. Korinth und Napoli di Romania (die Hafenstadt des alten Argos) leisteten Widerstand und wurden mit Gewalt genommen. Diese Provinzen gehörten zwar nicht zum Loose des Markgrafen, allein er griff zu und behielt sie, so lange er konnte. Kaiser Balduin fand dagegen nichts einzuwenden. Allein über die Stadt Thessalonica, welche er dem Markgrafen nicht unbedingt zugestehen wollte, wäre es zwischen Beiden fast zu offenem Kriege gekommen. Mit Mühe gelang es dem gewandten Gottfried von Villehardouin, den Streit beizulegen. Der König Bonifacius erfreute sich übrigens nicht lange seines Reiches. Er fiel schon im Jahre 1206 im Kampfe mit den Kumanen. Sein Tod war das Losungswort für alle beutelustigen Ritter der Nachbarschaft, über seinen Nachlaß herzufallen. Leo Sgurus riß Korinth, Argos, Nauplia und Theben an sich. Sein Nachfolger wurde aber (1210) durch Gottfried von Villehardouin und Otto de la Roche verdrängt, von denen der Erstere Korinth und der Letztere Athen an sich riß. In Macedonien und Thessalien folgte zwar Demetrius seinem Vater nach, allein er wurde (1222) durch den Despotes Theodor von Epirus verjagt. Nach einer Zeit von achtzehn Jahren hatte das lateinische Königreich Thessalonica schon sein Ende erreicht.

Der Burgunder Otto de la Roche vererbte das sogenannte Großherzogthum Korinth auf seinen Sohn und zwei Enkel. Es ging dann durch Heirath an die Familie Brienne über, welche später auch das Herzogthum Athen erbte und sich weit in der Umgegend ausbreitete. Sie verlor ihre Besitzungen in Griechenland erst im folgenden Zeitabschnittte im Kampfe mit den sogenannten Catalanen.

§ 29. Die Wiederherstellung des griechischen Reiches.

Die Einnahme von Constantinopel (1261) durch den Feldherrn des Kaisers Michael Paläologus wird gewöhnlich als diejenige Thatsache betrachtet, welche die Wiederherstellung des griechischen Reiches vermittelte. Allerdings wurde durch die Einnahme der alten Hauptstadt des Reiches der Herrschaft der Lateiner in Griechenland der Todesstoß gegeben. Diese konnten nun nicht mehr den Schein annehmen, als beherrschten sie das oströmische Reich. Auch zur Zeit ihres höchsten Glückes hatten sie aber nur einen Theil desselben in ihrer Gewalt gehabt. Unmittelbar vor dem Verluste Constantinopels waren sie schon auf den Besitz dieser Stadt, einiger Inseln und der Provinzen des alten Griechenlands (des Peloponeses und des benachbarten Theiles von Südgriechenland) beschränkt. Die Bulgaren waren bis an die Grenzen Romaniens vorgedrungen, diese Provinz, Macedonien und ein Theil von Kleinasien waren im Besitze der Kaiser von Nicäa, Epirus und Dalmatien, Aetolien und Thessalien wurden von griechischen Fürsten, welche sich Despotä nannten, beherrscht und in Trapezunt thronte der dritte Fürst, der sich den Titel eines oströmischen

Kaisers beilegte. Die Venetianer behaupteten sich auf mehreren Inseln und in zahlreichen und mächtigen Küstenstädten. Der Verlust von Byzanz machte der Regierung der Lateiner auf der Insel Negroponte (Euböa), in Theben, Athen und im Peloponnese noch kein Ende, so wenig als der Herrschaft der Venetianer in den von ihnen besetzten Orten. Was die Griechen durch Constantinopel in Europa gewannen, verloren sie doppelt und dreifach wieder in Kleinasien, woselbst die Türken sich mehr und mehr ausbreiteten, nachdem Nicäa aufgehört hatte, der Sitz des nach dieser Stadt benannten Reiches zu sein. Durch die Eroberung von Constantinopel, welche dem Kaiser Michael Paläologus gelungen war, wurden Erwartungen, Hoffnungen und Ansprüche rege gemacht, welche in keinem Verhältniß standen zu der eigentlichen Bedeutung des gewonnenen Sieges. Mit Constantinopel glaubten die Griechen die ganze alte Herrlichkeit ihres Reiches wieder erlangt zu haben. Die Schmach und der Druck der lateinischen Herrschaft hatte ihre Kräfte auf's Aeußerste gespannt. Ein halbes Jahrhundert hindurch hatten sie sich mit Mühe und Anstrengung emporgearbeitet und einen Sieg nach dem andern erkämpft. Auf die Anspannung der Vergangenheit folgte Abspannung. Die Griechen glaubten, nach langen Jahren der Mühseligkeit und der Noth auf ihren Lorbeeren ausruhen zu können. Statt den Sieg, der ihnen nur die Hoffnung auf die Wiederherstellung ihres Reiches eröffnete, als den Anfangspunkt eines großartigen Kampfes gegen ihre zahlreichen Feinde: Lateiner, Bulgaren und Türken zu betrachten, wiegten die Griechen sich in dem süßen Gedanken, an dem Ziele ihrer Wünsche angelangt zu sein.

Ein Reich besteht nicht bloß aus Land und Leuten. Grundsätze, Ansichten, Sitten und Gewohnheiten sind für einen Staat nicht minder bedeutungsvoll, als sein Gebiet. Das griechische Reich hatte eine Vergangenheit von fünf Jahrhunderten, welche es den Lateinern in politischer und religiöser Beziehung feindlich gegenüberstellte. Es besaß nicht genug Lebenskraft, um neue Grundsätze und Ansichten annehmen zu können. Es mußte entweder auf der alten Grundlage wieder hergestellt werden, oder untergehen.

Michael Paläologus war in früheren Zeiten ein tüchtiger Krieger gewesen. Als Kaiser hörte er auf, dieses zu sein. Zur Verwaltung eines Staates fehlten ihm alle Talente. Ein geistvoller und kräftiger Fürst würde Mühe gehabt haben, das Schiff des griechischen Staates in jener sturmbewegten Zeit an den Klippen und Sandbänken, die es bedrohten, unbeschädigt vorüber zu führen. Michael Paläologus brachte durch seinen grausamen, treulosen und dennoch schwankenden Charakter das griechische Reich in eine weit schlimmere Lage, als diejenige war, in welcher er das Reich von Nicäa angetreten hatte. Zwar vertrieb er die Franken aus mehreren Inseln des Archipelagus, namentlich aus Chios, Lesbos und Rhodus, aus dem östlichen Theile von Morea, von Argos bis zum Vorgebirge Tänarus. Dagegen überschwemmten die Türken die griechischen Besitzungen in Kleinasien. Am schimpflichsten für Michael und sein Reich waren aber die Verhandlungen, welche er mit dem Papste pflog. Urban IV. ließ, uneingedenk des ursprünglichen Zweckes der Kreuzzüge, einen solchen gegen die schismatischen Griechen predigen. Er excommunicirte deren Anhänger und Verbündete und forderte Ludwig IX. von Frankreich auf, zu Gunsten des verjagten lateinischen Kaisers von Griechenland, seines Verwandten, das Schwert zu ziehen. Statt dem drohenden Sturme mannhaft zu begegnen, gab Michael dem Papste zuerst unbestimmte, und als sich der schlaue Priester durch diese nicht täuschen ließ, bestimmte Zusagen der Unterwerfung. Die Vergangenheit hätte den Kaiser Michael Paläologus belehren können, daß der Druck der lateinischen Geistlichen dem griechischen Volke nicht minder schmerzlich gewesen war, als die Gewaltherrschaft der lateinischen Ritter. Wiederholt hatten diese, namentlich Kaiser Heinrich, die Griechen gegen die lateinischen Pfaffen in Schutz genommen. Sollten die Griechen jetzt, nach Vertreibung

der lateinischen Ritter, das Joch der lateinischen Priester, dem sie zur Zeit ihrer höchsten Schmach widerstrebt hatten, freiwillig auf sich nehmen? Sollte die Furcht vor einem möglichen Siege lateinischer Krieger bewirken, was eine mehr als fünfzigjährige Herrschaft derselben nach errungenem Siege nicht zu Stande gebracht hatte?

Der Unterschied im Glauben der Lateiner und der Griechen beschränkte sich auf den Satz, betreffend den Ausgang des heiligen Geistes. Vernünftige Menschen hätten sich über die Frage: ob der heilige Geist vom Vater und dem Sohne, oder von dem Vater allein ausgegangen sei*), so wenig gestritten, als über diejenige, ob Christus die Menschheit gerettet hätte, falls er als Kürbis auf die Welt gekommen wäre, oder ob ein Schwein selig würde, falls es eine geweihte Hostie verschluckte. Allein die Vernunft war im Mittelalter sehr schwach und außer der Glaubensfrage handelte es sich um die weit wichtigere der geistlichen Herrschaft. Die römischen Päpste begnügten sich nicht mit einer scheinbaren Unterwerfung. Sie wollten im Morgenlande mit derselben Schärfe und Unerbittlichkeit, als im Abendlande herrschen. Michael Paläologus war knechtisch genug gesinnt, sich dem Papste unterwerfen zu wollen. Allein weder die griechischen Geistlichen, noch das griechische Volk war zu diesem Schritte zu bewegen. Der Kaiser, sein Sohn Andronicus und fünf und dreißig Erzbischöfe und Metropolitane unterzeichneten zwar mit ihren Synoden die Unterwerfungs-Akte, welche auf der Kirchenversammlung von Lyon dem Papste, Gregor X., feierlich überreicht wurde. Als aber die päpstlichen Gesandten in Constantinopel eintrafen, zeigte es sich bald, daß der Kaiser und seine Erzbischöfe mehr versprochen hatten, als sie halten konnten. Die hartnäckigen Schismatiker wurden durch die Kirche von Alt- und Neu-Rom excommunicirt. Der Kaiser Michael lieh ihren Aussprüchen sein Schwert. Kerker und Verbannung, Geiselung und Verstümmelung waren die Mittel, deren man sich bediente, nachdem Predigten sich als unwirksam erwiesen hatten. Ein Sturm gerechter Entrüstung erhob sich von allen Seiten gegen den Kaiser, welcher mit den alten Feinden gegen sein eigenes Volk ein Bündniß eingegangen hatte. Die zwei griechischen Fürsten, welche in Aetolien, Epirus und Thessalien herrschten, nahmen die flüchtigen Mönche und Bischöfe auf, versammelten sie in Synoden, welche die lateinischen Flüche mit griechischen beantworteten und ihre Gegner nicht bloß „Ketzer," sondern auch „Abtrünnige" nannten. Die lateinischen Fürsten, welche sich mühsam in Negropont, Theben, Athen und Morea behaupteten, benützten mit Vergnügen diese Gelegenheit, den Kaiser Michael anzugreifen. Seine vertrautesten Feldherren und seine nächsten Verwandten verließen und verriethen ihn. Seine Nichte, die Königin Maria von Bulgarien, unterhandelte mit dem Sultan von Egypten, um Michael zu stürzen. Die päpstlichen Gesandten drängten den Kaiser, sein Versprechen zu halten. Er führte sie in die Gefängnisse, in welchen, außer unzähligen anderen Opfern, vier Prinzen seines Hauses schmachteten. Alle die Gewaltthaten, welche Michael verübte, um sein Volk unter das römische Joch zu beugen, genügten nicht den päpstlichen Gesandten. Nächst den Päpsten war der König Karl von Neapel und Sicilien der gefährlichste Feind des griechischen Reiches. Als er im Begriffe stand, mit einem mächtigen Heere Constantinopel zu bedrohen, machte die sicilianische Vesper†) seiner Regierung in dieser Insel ein Ende und beschäftigte ihn in Italien so sehr, daß er den Gedanken an weitere Kriege aufgeben mußte. Michael Paläologus hatte die Erhebung der Sicilianer durch Geldspenden unterstützt. Er konnte sich nicht lange der Niederlage seines Feindes freuen, indem er im selben Jahre, mit den Flüchen zweier Kirchen, der lateinischen und der griechischen, seines Volkes und seiner eigenen Familie, starb (1282), ohne daß es ihm gelungen wäre, die Griechen zu romanisiren, oder die römischen Päpste von seinem guten Willen zu überzeugen.

*) S. Buch IV §. 45. †) S. unten §. 55.

Vierter Abschnitt.

Deutschland.

§. 30. Heinrich V.

Heinrich V. war eben so herrschsüchtig, als sein Vater. Nur die Herrschsucht konnte ihn bestimmen, so rücksichtslos und pflichtvergessen zu handeln, als er that. Doch besaß er weit mehr Umsicht, Ausdauer und Selbstbeherrschung, als Heinrich IV. Unbekümmert um päpstliche Bannflüche belehnte Heinrich V. mehrere Bischöfe mit Ring und Stab und setzte, gegen das Verbot des Papstes, den gebannten Bischof Udo von Hildesheim in sein Bisthum wieder ein. Den Grafen Robert von Flandern, welcher im päpstlichen Auftrage das Bisthum Cambrai besetzt hielt, zwang er, dieses herauszugeben. Polen, Böhmen und Ungarn, welche durch Thronstreitigkeiten zerrüttet waren, ließ er die Macht des deutschen Reiches fühlen. Im September 1110 brach Heinrich V. nach Italien auf. Mit einem Heere von 30,000 Mann konnte er zwar die Mauern von Novara brechen, und Arezzo zerstören, doch nicht die ihm gehässige Stimmung sämmtlicher Städte Oberitaliens verbessern. Die sonst üblichen Leistungen wurden ihm versagt und seine Befehle nur insoweit befolgt, als er ihnen durch seine Kriegsmacht Vollzug sicherte. Dem Papste Paschalis II. setzte Heinrich V. nicht blos Waffengewalt, sondern auch Rechtskenntniß und Geschäftsgewandtheit entgegen. Geschreckt durch Heinrich's kriegerische Haltung und überzeugt, daß der König seine Rechte nicht aufgeben würde, versprach der Papst die Güter, welche die Kirche von dem Könige zu Lehen trage, gänzlich aufzugeben. Heinrich V., welcher einsah, daß die Bischöfe niemals einwilligen würden, ihre königlichen Lehen aufzugeben, nahm das Anerbieten des Papstes unter der Bedingung, daß er die Einwilligung der Bischöfe bewirken würde, an und versprach für diesen Fall, auf sein Recht der Belehnung (Investitur) Verzicht zu leisten. Als am Tage der Krönung der Papst öffentlich kund that, daß er die dem Reiche gehörigen Güter der weltlichen Gewalt zurückgeben wolle, entstand ein furchtbares Getümmel. Die Bischöfe und auch die weltlichen Großen, welche einen ansehnlichen Theil ihres irdischen Vermögens verloren hätten und weit fester an irdischen Gütern, als an geistlichen Rechten hingen, setzten dem Papste einen lauten Widerspruch entgegen. Heinrich V., welcher dies vorhergesehen hatte, erklärte den Vertrag für unausführbar und verlangte, daß mit der Krönung vorgeschritten werden solle. Dessen weigerte sich aber Paschalis II. Heinrich V. ließ hierauf den Papst und die Cardinäle gefangen nehmen. Zwei der Letzteren entkamen und hetzten das Volk auf, welches über die Deutschen herfiel und sie anfangs in die Flucht schlug. Mit Mühe rettete Heinrich sein gefährdetes Leben, griff dann die Römer an und brachte ihnen eine furchtbare Niederlage bei. Nach drei Tagen zogen die Deutschen aus Rom wieder ab, (den 15. Februar 1111) nahmen aber den Papst und die meisten Cardinäle gefangen mit sich fort. Zwei Monate später erkannte der Papst Paschalis II. dem Kaiser das Recht zu, frei gewählte Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab zu belehnen, versprach, den Kaiser niemals in den Bann zu thun und ihn sofort zu krönen. Heinrich V. ließ darauf seine Gefangenen frei und wurde in Rom vom Papste gekrönt (13. April 1111). Der mit Paschalis II. abgeschlossene Vertrag war zwar durch zahlreiche Eide, durch Abendmahl und Hostie bekräftigt worden, wurde aber

dessenungeachtet auf Anstiften der Cardinäle vom Papste gebrochen. Die dem Kaiser eingeräumten Rechte wurden für ungültig erklärt und der Papst Paschalis II. billigte, daß der Erzbischof, Guido von Vienne, auf einer Synode den Kaiser feierlich in den Bann that. So lange ein König oder Kaiser mächtig in seinem Lande gebot, wagten es die Päpste niemals, ihm gehässig entgegenzutreten; wenn sie aber gewahrten, daß er mit Vasallen oder Nachbarn in Krieg und Zwietracht lebte wuchs ihnen der Muth. Die sächsischen Fürsten, unzufrieden, daß Heinrich V. das dem Grafen Lothar von Supplingenburg gegebene Herzogthum Sachsen ihm (1111) wieder entzog, erhoben sich wider ihn, wurden zwar von Heinrich geschlagen, allein die Härte des Kaisers erregte allgemeine Mißstimmung in Deutschland. Heinrich V. mußte sich aus Sachsen zurückziehen und gerieth mit seinem ehemaligen Kanzler, dem Bischofe Adalbert von Mainz, und anderen Prälaten und Herren in Streit. Er setzte dem Bunde der Geistlichen und der Sachsen einen Bund der Weltlichen und der Schwaben entgegen, verlieh seinem Neffen, Konrad von Hohenstaufen, dessen Bruder Friedrich Herzog von Schwaben war, das Herzogthum Ostfranken, sicherte sich dadurch den Süden Deutschland's, und zog dann (im Frühjahr 1116) wieder nach Italien. Die Gräfin Mathilde von Tuscien, die Freundin Gregor's VII. und geschiedene Gemahlin des Grafen Welf V., welche 1115 gestorben war, hatte ihre gesammten Güter der römischen Kirche vermacht. Da dieselben aber, zum größeren Theile, Reichslehen waren, zog der Kaiser Heinrich V. dieselben ein. Paschalis II. vermochte nicht, es zu hindern. Er floh nach Benevent, als Heinrich sich Rom näherte und starb, bevor er in die Siebenhügelstadt zurückkehrte, am 21. Januar 1118. Zwei Päpste, die sich gegenseitig verfluchten, wurden gewählt: Gelasius II. und Gregor VIII. Der erste fluchte im Sinne des geistlichen, der zweite im Geiste des weltlichen Despotismus. Beide gaben dadurch zu erkennen, wie sie die Lehre Christi: „Liebet Eure Feinde", auffaßten. Der Kaiser brachte drei Jahre in Italien zu. In seinem Gefolge befand sich der berühmte Rechtsgelehrte Werner, oder Irnerius, von Bologna, welcher die Rechtsfrage über den streitigen Nachlaß der Gräfin Mathilde nach den Grundsätzen des justinianischen Rechtes auf's Genaueste beleuchtete und dieselbe zu Gunsten Heinrich's entschied. In Deutschland hatten sich mittlerweile der Süden und der Norden bekriegt. Der Erzbischof Adalbert von Mainz hatte es (im Julius 1118) dahin gebracht, daß der größere Theil der Bischöfe gegen den Kaiser und seine Anhänger den Bann aussprach. Auf der Reichsversammlung zu Trebur verständigte sich Heinrich V. mit den Fürsten. Er versprach, alle, mit Unrecht an sich gezogenen Güter zurückzugeben, sich mit den alten Reichsgefällen zu begnügen und Frieden zu halten. Endlich kam, nach dem Tode des Papstes Gelasius II., mit Calixtus II. das berühmte Wormser Concordat zu Stande (1122), welches den Streit über die Belehnung (Investitur) der Bischöfe in folgender Weise entschied: „Der Kaiser gibt die Belehnung mit Ring und Stab auf, gestattet freie Wahlen, welche in Gegenwart des Kaisers, jedoch ohne Bestechung oder Gewalt, geschehen können; der Erwählte wird von dem Kaiser vermittelst des Scepters belehnt und ist in Betreff der Krongüter dem Kaiser und Reich verpflichtet."

Die Päpste hatten sich von der untergeordneten Stellung römischer Bischöfe zu einer Macht emporgeschwungen, welche die gesammte christliche Kirche den weltlichen Herrschern gegenüber vertrat, und diesen schon aus dem Grunde überlegen, weil sie in einer einzigen Person vereinigt war, während die Gewalt der christlichen Kaiser und Könige in viele Theile zerfiel. Es gelang zwar den Päpsten nicht, die weltliche Gewalt sich vollständig unterzuordnen, allein da sie jedem einzelnen Kaiser und König die gesammte Macht der Kirche entgegensetzen konnten, hatte jeder weltliche Fürst ihnen gegenüber eine sehr schwierige Stellung.

Heinrich V. überlebte den Abschluß dieses Friedens nicht lange. Er starb im vierundvierzigsten Jahre seines Lebens ohne Erben (1125). Mit ihm erlosch das fränkische Kaiserhaus, welches einhundert und ein Jahr über Deutschland geherrscht hatte. Es gelang den vier Kaisern dieses Hauses nicht, die königliche Macht auf den Trümmern der Gewalt des Adels und der Geistlichkeit zu befestigen und zu kräftigen. Im Gegentheile waren die kleineren Lehen, die Grafschaften und Herzogthümer, erblich geworden, während die königliche Macht von der Wahl der Fürsten abhängig blieb. Der Kampf zwischen Monarchie und Aristokratie, zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt endigte in Deutschland zum Nachtheil des Königthums. Er hatte mannichfaltige rechtliche Untersuchungen in seinem Gefolge, welche die herrschende Finsterniß einigermaßen erleuchteten. Allerdings war die von den Päpsten vertretene Ideenwelt voll von Lug und Trug, doch müssen wir es als einen Gewinn betrachten, daß die rohe Gewalt des Schwertes durch den Kampf mit den Vertretern der Religion gebrochen wurde. Die drei gefährlichsten Feinde der Menschheit: das Pfaffenthum, der Adel und das Königthum, schwächten sich gegenseitig und machten es den unterdrückten Völkern möglich, das auf ihnen ruhende Joch zu lockern. Das Wormser Concordat und der Tod Heinrich's V. schlossen den Streit eines Jahrhunderts auf eine Zeit lang ab. Die Verfassung Deutschland's befestigte sich und mit ihr der Besitzstand aller Klassen des Volkes. Die meisten deutschen Fürstenhäuser unserer Zeit wurden während der Herrschaft der fränkischen Kaiser gegründet. Der Nutzen gelehrter Kenntnisse hatte sich während der Streitigkeiten dieser Herrscher so klar herausgestellt, daß die Gewalthaber sich Mühe gaben, gelehrte Männer in ihre Dienste zu bekommen. Die Wissenschaften, welche früher ihren Jüngern nur wenig Gewinn gebracht hatten, fingen an, Geld und Ehren in Aussicht zu stellen. Die gelehrten Schulen wurden zahlreicher besucht und auch Diejenigen, welche dazu keine Neigung trugen, bemühten sich, aus zweiter und dritter Hand einige Kenntnisse zu sammeln. Die Ritter sahen ein, daß mit dem Schwerte nicht Alles erobert werden könne und bemühten sich, ihre Abhängigkeit von Rathgebern durch nützliche Kenntnisse zu verringern. Selbst die Mönche, welche vom Aberglauben der Massen lebten, mußten sich mehr wie früher mit den Wissenschaften beschäftigen, um nicht hinter dem Geiste ihrer Zeit zurückzubleiben. Der Stillstand, der schlimmste Feind menschlicher Entwickelung, wurde durch die Kämpfe zwischen Papstthum und Kaiserthum besiegt. Auch die blutigsten und verheerendsten Kriege führen, früher oder später, zu besseren Zuständen; doch die Zeit des Stillstandes ist verloren und bereitet die Verwesung vor. Darum förderten die Streitigkeiten zwischen geistlichem und weltlichem Despotismus, ungeachtet aller Schandthaten, welche in ihrem Gefolge waren, dennoch die Entwickelung des Menschengeschlechts.

§. 31. Lothar II. von Sachsen.

Die kräftigsten Stützen Heinrich's V. waren die Söhne seiner Schwester Agnes, Friedrich und Konrad von Hohenstaufen, gewesen. Der Herzog Konrad hatte Heinrich zum Markgraf von Tuscien und zum Herzog von Ravenna ernannt. Vor seinem Tode empfahl er beide seiner Gemahlin, welche die Reichskleinodien in Verwahrung hatte. Der Wunsch des sterbenden Kaisers war unzweifelhaft, daß ihm einer dieser seiner beiden Neffen in der Königswürde nachfolgen möchte. Der hartnäckigste der Gegner Heinrich's V. war der Herzog Lothar II. von Sachsen, Graf von Supplingenburg, gewesen. Zwar hatte sich dieser dem Könige im Jahre 1114 zu Mainz, im Gewande eines Büßenden, unterworfen, allein schon im folgenden Jahre an dem Aufstande der sächsischen Bischöfe und Großen gegen Heinrich V. Theil genommen. Das Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Herzoge Lothar wurde dadurch besonders bitter, daß dieser Heinrich V. das Her-

zogthum Sachsen verdankte, dessen Verleihung eine der ersten Regierungshandlungen des Kaisers gewesen war. So lange Heinrich lebte, hatte er von dieser Zeit an in dem neugeschaffenen Herzog seinen gefährlichsten Gegner gefunden. Nach seinem Tode wurde Lothar den beiden hohenstaufischen Brüdern vorgezogen und auf dem Reichstage zu Mainz zum Könige von Deutschland erwählt.

Die Herrscher des fränkischen Hauses waren, wenn auch mit verschiedenen Anlagen und Erfolgen, bemüht gewesen, die königlichen Rechte im Kampfe mit den Päpsten zu erhalten. Nach einem hundertjährigen Kampfe war ein Theil derselben in dem Wormser Concordat von den Päpsten anerkannt worden. Lothar gab diese Rechte unbedenklich auf, um seine Wahl durchzusetzen. Das Wormser Concordat wurde in seinen wesentlichen Bestimmungen umgestoßen, indem Lothar zugestand, daß die kirchlichen Wahlen durch die Anwesenheit des Kaisers nicht beschränkt werden, die Belehnung der Prälaten und Bischöfe mit dem Scepter nach, statt vor der Weihe folgen und daß der Belehnte den Lehenseid „mit Vorbehalt seiner kirchlichen Verhältnisse" leisten sollte.

Schimpflich, wie der Anfang seiner Herrschaft, war die ganze Zeit derselben. Friedrich von Hohenstaufen erkannte Lothar II. als König an, obgleich dieser durch schmachvolle Versprechungen seine Wahl erkauft und durch niedrige Ränke sie durchgesetzt hatte. Heinrich V. hatte ihn durch Verleihung des Herzogthums Sachsen groß gemacht. Lothar II. arbeitete mit aller Macht daran, dessen Neffen, die beiden Hohenstaufen, zu Grunde zu richten. Seinen Freunden und Anhängern ließ Lothar alle Lehen, in deren Besitze sie sich fanden. Den hohenstaufischen Brüdern muthete er dagegen zu, die Reichsgüter zurückzugeben, welche das fränkische Kaiserhaus mit seinen Familiengütern vereinigt hatte. Diese Zumuthung widersprach den Ansichten der Unbefangenen, welche durch den dünnen Schleier des Rechtes die wirklichen Absichten Lothar's wohl erkannten. Hochburgund welches nach dem Tode des Grafen Wilhelm's III. heimgefallen war, verlieh der König dem Herzoge Konrad von Zähringen, der aber nur den diesseits des Jura gelegenen Theil dieses Landes in Besitz nehmen konnte, indem der Graf Rainald von Chalons den jenseitigen an sich gerissen hatte. Das welfische Haus verband sich Lothar II., indem er dem Herzoge Heinrich von Baiern das Herzogthum Sachsen und seine einzige Tochter, Gertraud, verlieh. Die Hohenstaufen waren auf diese Weise im Osten, Süden und Norden von feindlichen Geschlechtern umgeben, verloren jedoch nicht den Muth. Konrad, welcher durch eine Mondsfinsterniß erschreckt, das Kreuz genommen hatte, kehrte zu guter Stunde aus dem Osten zurück. Ein zehnjähriger Krieg, dessen Schuld ausschließlich auf dem Könige Lothar II. lastet, war die Folge seiner gehässigen Bestrebungen. Es gelang ihm so wenig, als seinen Vorgängern des fränkischen Hauses, die Macht der Fürsten zu erdrücken. Er vertauschte nur die Rolle, indem er aus einem aufständischen Herzog ein übermüthiger König wurde. Am 30. September 1135 wurde zwischen Lothar II. und den beiden Hohenstaufen Friede geschlossen. Beide Brüder übergaben zum Schein ihre fränkischen Besitzungen und empfingen sie aus den Händen des Königs als Lehen wieder. Konrad, welcher sich die Krone von Italien auf's Haupt gesetzt hatte, verzichtete auf einen Titel, den er ohnedies nicht behaupten konnte. Die Folge des zehnjährigen Kampfes war der Verlust vieler Menschenleben, die Verwüstung von Städten und Dörfern und die Schwächung der deutschen Nation gegenüber ihren auswärtigen Feinden.

In Italien waren die kleineren Städte Novara, Pavia, Piacenza und Brescia mit den Städten Mailand und Parma, welche den Herzog Konrad von Hohenstaufen unter dem Namen eines Königs von Italien zu ihren Zwecken gebrauchten, zerfallen. Sie riefen den König Lothar II. um Hülfe an. In Rom herrschte gleichfalls Zwietracht. Beim Tode des Papstes Honorius II. (1130) erhielt Anaclet II. die meisten Stimmen.

Innocenz II. dem die geringere Zahl zu Theil geworden war, wurde nichtsdestoweniger von den Königen Frankreich's und Deutschland's anerkannt, während Anaclet II. von dem Könige Roger von Sicilien unterstützt wurde. Es ist in der That schwer, die vielen streitigen Papstwahlen mit der katholischen Glaubensansicht, daß der „heilige Geist" den Wählern den Stellvertreter Christi namhaft mache, in Uebereinstimmung zu bringen. Entweder muß der „heilige Geist" seines Amtes sehr mangelhaft warten, oder ist dieser Glaubenssatz der „unfehlbaren" Kirche irrig. Anaclet II. war im Besitze der Krönungskirche. Innocenz II. salbte Lothar II. in der Cathedrale Constantin's (1133). Der Kaiser vermochte nicht, ganz Rom zu gewinnen und zog sich bald nach Oberitalien zurück. Innocenz II. wurde kurz darauf aus Rom vertrieben und in Unteritalien wurden die Vasallen des deutschen Reiches von Roger II. verjagt. Auch in Italien benahm sich Lothar II. erbärmlich. Er würdigte sich zu Innocenz II. Dienstmann herab, und gab zu, daß die Güter der Gräfin Mathilde von Tuscien nach seines und seines Schwiegersohns Heinrich unbeerbtem Tode an die römische Kirche zurückfallen sollten. Heinrich IV. hatte sich selbst geschändet, als er im Schloßhofe von Canossa vor Gregor VII. Buße that. Lothar schändete sich und das deutsche Reich, indem er die Stelle des Lehensherrn mit derjenigen des Vasallen, die Würde des Kaisers mit der untergeordneten Stellung eines Dienstmannes vertauschte.

Es mochte der Eitelkeit Lothar's schmeicheln, daß die Könige von Dänemark und Ungarn ihm huldigten und der Herzog von Polen ihm den seit zwölf Jahren rückständigen Tribut zahlte. Für Deutschland waren diese Huldigungen von keiner Bedeutung. Sie bewiesen nur den traurigen Zustand jener drei Reiche zur damaligen Zeit.

Im Jahre 1136 führte Lothar II. eine weit bedeutendere Kriegsmacht, als zuvor, nach Italien und vertrieb Roger aus Unteritalien. Kaum war er aber nach Deutschland zurückgekehrt, so erneuerte Roger den Krieg in Apulien und der Papst Innocenz nahm die Lehensherrlichkeit über dieses Land in Anspruch. In feiger Unterwürfigkeit ließ sich Lothar II. auch in Betreff Apulien's, wie früher wegen Tuscien's (der Güter der Gräfin Mathilde), aus der Stelle des Lehensherrn in diejenige des Lehensmannes herabdrücken. Er stellte sich auf gleiche Stufe mit dem Fürsten Rainulf von Aversa und empfing gemeinschaftlich mit diesem die Belehnung. Verspottet und verhöhnt von den Italienern trat Lothar seine Rückreise nach Deutschland an, auf welcher er starb (am 3. Dezember 1137).

§ 32. Konrad III. von Hohenstaufen.

Beim Tode Lothar's II. war in Deutschland das aristokratische Element schon so vorherrschend, daß man sich nicht beeilte, den Königsthron zu besetzen, und als auf Pfingsten des folgenden Jahres (1138) die Fürsten zur Wahl zusammentraten, war es nicht der mächtigste unter ihnen, Heinrich der Stolze, das Haupt des welfischen Hauses und der Bewahrer der Reichskleinodien, welcher erkoren wurde, sondern Konrad von Hohenstaufen. Zum ersten Male traten sich bei dieser Gelegenheit die Häuser der Hohenstaufen und der Welfen feindlich gegenüber. Anfangs wollte sich Heinrich der Stolze die Wahl Konrad's nicht gefallen lassen, doch erkannte er bald, daß er besser thue, seinen Groll zu verheimlichen Er unterwarf sich in der Hoffnung, bald Rache nehmen zu können.

Der Kampf, welchen das Haus der Hohenstaufen mehr als ein Jahrhundert hindurch mit den Welfen und mit den Päpsten führte, ist von so hoher Bedeutung, weil in den drei Hauptpersonen des Kampfes die drei vorherrschenden Richtungen des Mittelalters: Monarchie, Aristokratie und Geistlichkeit in den bestimmtesten Umrissen anschaulich werden.

Die Hohenstaufen strebten darnach, die Einherrschaft von den ihr durch die Geistlichkeit und dem Adel gesetzten Schranken zu befreien. Hätten die Welfen die deutsche Königskrone erlangt, so würden sie ohne Zweifel nach demselben Ziele gestrebt haben. Da sie aber das Königthum nicht errangen, wurden sie dessen Gegner und kämpften mit aller Macht, es zu schwächen. Ja, als der Welfe Otto IV. die deutsche Kaiserkrone erhielt, zerfiel er bald mit seinen früheren Verbündeten und focht, wie früher für die Vorrechte des Adels, so für diejenigen des Königthums. Die Welfen konnten nur als Gegner, nicht als Freunde der Hohenstaufen eine bedeutende Rolle spielen. Als Freunde der deutschen Könige wären sie Unterthanen geworden. Als Feinde derselben wurden sie Parteihäupter. Sie stellten sich an die Spitze des Adels und verbanden sich mit den Päpsten gegen das Königthum. Päpste, Könige und Herzoge verfolgten alle, wenn auch mit verschiedenen Mitteln und auf verschiedenen Wegen ein und dasselbe Ziel: dasjenige, welches ihnen ihre Herrschsucht anwies. Religiöse und politische Grundsätze wurden auf allen Seiten nur insofern anerkannt, als sie die Bestrebungen der Herrscher förderten, und verworfen, insofern sie dieselben hemmten. Bannflüche, Gesetze, Aufstände wechselten ab mit Umarmungen, Friedensschlüssen und Waffenstillständen, je nachdem die Verhältnisse des Augenblicks sich änderten. Wer es verstand, die herrschenden Vorurtheile am besten auszubeuten, war des Sieges gewiß. Von einer vernunftgemäßen Staatsregierung war im Mittelalter ebensowenig die Rede, als von einer vernunftgemäßen Religion. Alle Machthaber befanden sich wohl dabei, wenn diejenigen Vorurtheile, auf welche sich ihre Gewalt stützte, befestigt und ausgebreitet wurden. Waren die verschiedenen Gewaltträger miteinander in Frieden, so beschützte jeder den, seinen Verbündeten günstigen Aberglauben, waren sie miteinander im Kriege, so gewährten sie ihren Untergebenen die Freiheit, ihre Feinde anzugreifen. Deutschland besaß keinen Alfred den Großen. Auch unter den Hohenstaufen befand sich kein Fürst, welcher über seiner Zeit gestanden und für künftige Geschlechter segensreich gewirkt hätte.

Herzog Konrad von Franken, welcher, am 22. Februar 1138, zum deutschen Kaiser gewählt und am 6. März gekrönt wurde, war der Bruder jenes Friedrich, welcher bei der Wahl Lothar's II. von Sachsen ein ähnliches Schicksal hatte, als Heinrich der Stolze bei der Wahl Konrad's. Das Haus der Hohenstaufen gehörte nicht zu den alten und berühmten Adelsgeschlechtern der damaligen Zeit. Der erste Hohenstaufe, den die Geschichte kennt, war Ritter Friedrich von Staufen, Herr zu Hohenstaufen, der sich in der Schlacht bei Merseburg, welche Kaiser Heinrich IV. gegen Rudolph von Schwaben schlug (1078), unter den Augen des Kaisers so sehr hervorthat, daß ihn dieser mit dem Herzogthum Schwaben belehnte und zu seinem Eidame erhob. Ihm gebar seine Gattin Agnes zwei Söhne, Friedrich und Konrad. Der erste folgte seinem Vater in Schwaben nach, Konrad erhielt von seinem Oheim, Heinrich V., das neu errichtete Herzogthum Franken.*)

Weit älter war das Fürstengeschlecht der Welfen. Schon im neunten Jahrhundert, zur Zeit Karl's I., machte es sich bemerklich. Während der Herrschaft der fränkischen Könige war die Familie der Welfen in zwei Linien getheilt. Azzo, aus dem italienischen Hause Este, (gestorben 1097), ehelichte die welfische Erbtochter Kunigunde. Sein Sohn Welf I. erhielt das Herzogthum Baiern und vereinigte in seiner Person die Güter der beiden welfischen Linien. Welf's I. ältester Sohn, Heinrich der Schwarze, erheirathete durch Wulfhilde, die Erbtochter des Herzogs Magnus von Sachsen, dessen bedeutende Güter. Heinrich der Stolze, des Schwarzen Sohn, ehelichte die Tochter des Kaisers Lothar II., Gertraud, und erhielt von diesem zu allen seinen Besitzungen noch das Herzogthum Sachsen. Es läßt sich denken, daß Heinrich zu der größten Hausmacht, welche er

*) Siehe §. 30 Seite 86.

unter allen Fürsten Deutschland's besaß, auch den höchsten Titel zu erhalten wünschte und daß der Vorzug, welchen die Fürsten dem Hohenstaufen gaben, seinen Stolz verletzte. Die Wahl Konrad's war in der That keine ordnungsmäßige. Sie fand nicht auf dem anberaumten Wahltage, sondern mehrere Monate zuvor auf einer Versammlung statt, welche die rheinischen Fürsten zu Coblenz abhielten. Der päpstliche Legat war dabei besonders thätig, weil er den Welf für einen Rom gefährlichern Fürsten hielt, als den Hohenstaufen. Auf dem Reichstage zu Bamberg wurde die Vorwahl förmlich bestätigt. Der Krieg gegen die Hohenstaufen war von Lothar II. unter dem Vorwande, daß die heimgefallenen Reichslehen zurückgegeben werden müßten begonnen worden.*) Er wurde jetzt gegen Welf dadurch eingeleitet, daß man die Frage anregte: ob ein Fürst nach der Verfassung zwei Herzogthümer zugleich besitzen könne? Auf dem Reichstage zu Augsburg sollte sie entschieden werden. Herzog Heinrich erschien mit zahlreichem Gefolge am Lech und jagte dem Kaiser Konrad einen solchen Schrecken ein, daß dieser noch in der Nacht die Stadt verließ, und sobald er in Würzburg ankam, die Acht über Heinrich den Stolzen aussprach. Das Herzogthum Sachsen verlieh Konrad dem Markgrafen Albrecht, dem Bären. Der Krieg begann und diente dem Kaiser zum Vorwande, dem Welfen auch sein Herzogthum Baiern abzusprechen, welches er seinem Halbbruder, dem Markgrafen Leopold von Oesterreich ertheilte. Heinrich der Stolze starb (1139) und hinterließ einen zehnjährigen Sohn, welcher später unter dem Namen Heinrich der Löwe bekannt wurde. Der Krieg hörte darum nicht auf, indem Heinrich's Mutter und Großmutter den Muth ihrer Freunde und Anhänger nicht sinken ließen. Es war im Dezember des Jahres 1140, daß Kaiser Konrad III. die welfische Stadt Weinsberg belagerte. Hier erschallte zuerst der Schlachtruf: „Hie Welf!" „Hie Waiblingen!" welcher später Jahrhunderte lang den Völkern Verderben brachte. Waiblingen, welches den Hohenstaufen gehörte, wurde im Munde der Italiener zu der Parteibezeichnung der Gibellinen. Damals begab sich auch jener Vorfall, welchem das Städtchen Weinsberg seine Berühmtheit und seine Burg den Namen Weibertreue verdankt. Nach dem Tode des Herzogs Leopold verlieh Kaiser Konrad das Herzogthum Baiern an dessen Bruder, Heinrich Jasomirgott, welcher Heinrich's des Stolzen Wittwe, Gertraud, zur Gemahlin nahm. Heinrich's des Löwen Oheim, Welf VI., setzte jedoch den Krieg in Baiern fort. Albrecht der Bär wurde von den Sachsen niemals als Herzog anerkannt und entsagte später förmlich dieser Würde.

Durch diese Kämpfe wurde die Thätigkeit des Kaisers fast ausschließlich in Anspruch genommen. In Italien bekümmerte sich Niemand um den deutschen König. Konrad hatte keine Lust, einen Römerzug zu wagen. Dagegen ließ er sich durch Bernhard von Clairvaux bereden, einen Kreuzzug nach Paläſtina zu unternehmen, zu dem er sich verpflichtete, indem er ihn mit den Worten unterbrach, „er erkenne die Wohlthaten Gottes und wolle nicht länger undankbar sein." Diese angebliche Erkenntniß der Wohlthaten Gottes hatte zur Folge, daß mehr als 100,000 Menschen, die sich der Führung Konrad's III. anvertrauten, elend um's Leben kamen, ohne daß irgend bedeutende Streitmacht nach Palästina gelangt wäre. Der Kaiser brachte auch nicht eine einzige Niederlage den Mohammedanern bei, eroberte weder Jerusalem, noch Damascus und kam geschwächt an Körper und Geist mit kleinem Gefolge in sein deutsches Reich zurück (1148).

Während Kaiser Konrad an der Spitze der Krieger des südwestlichen Deutschland's nach Palästina gezogen war, hatten die Nordostdeutschen gegen die heidnischen Sklaven eine Kreuzfahrt unternommen. Gezwungen durch die Uebermacht versprachen diese, die von ihnen gemachten Gefangenen auszuliefern und das Christenthum anzunehmen.

*) Siehe §. 31.

Nach dem Abzuge des Kreuzheeres kehrten sie aber bald zu ihren alten Gewohnheiten zurück.

Die Deutschen des Nordwestens zahlten dem herrschenden Aberglauben ihren Tribut, indem sie auf ihrer Fahrt nach Palästina den Christen halfen, Lissabon den Arabern abzunehmen.

In Konrad's Abwesenheit hatten Fehden, Räubereien und Mordthaten furchtbar überhand genommen.

Welf VI., welcher zugleich mit dem Kaiser in Palästina gewesen, vor diesem nach Deutschland zurückgekehrt war, und unterwegs mit dem Könige Roger von Sicilien und dem Pabste Eugen III. geheime Einverständnisse gepflogen hatte, begann den Krieg von neuem (1150), als Konrad krank zu Speier lag. Unter Vermittlung des Herzogs Friedrich von Schwaben kam endlich ein Abkommen mit Welf VI. zu Stande, indem dieser gegen Verleihung einiger Reichslehen auf das Herzogthum Baiern Verzicht leistete. Nun aber erhob dessen Neffe, Heinrich von Sachsen, Ansprüche auf Baiern. Bevor diese erledigt wurden, starb Konrad III. am 15. Februar 1152. Er hinterließ einen Sohn, welcher erst sieben Jahre zählte, und übergab vor seinem Tode die Reichskleinodien seinem Neffen, dem Herzog Friedrich von Schwaben.

§. 33. Friedrich I., Rothbart.

Schon am siebenzehnten Tage nach dem Tode Konrad's wurde Friedrich, dessen Neffe, einstimmig zum Kaiser gewählt. Er war unstreitig einer der kräftigsten deutschen Herrscher. Während er lebte, waren die drei Theile der alten Welt seines Ruhmes voll, und nach seinem Tode beschäftigten sich deutsche Dichter und Patrioten viel und gern mit dem Kaiser, der ihnen die Größe und die Machtfülle der deutschen Nation mehr, als irgend ein anderer, anschaulich machte, Ja, sieben Jahrhunderte nach seinem Tode denken noch manche Schwärmer des Kaisers Rothbart mit Wehmuth und hoffen die Wiederherstellung deutscher Größe von einem Manne seiner Art und von Verhältnissen, wie sie zu seiner Zeit bestanden.

Friedrich I. war ein tapferer Krieger, ein ausgezeichneter Feldherr, ein schlauer Staatsmann, ein kräftiger, arbeitsamer und unermüdlicher Mensch. Allein er war nicht über seine Zeit erhaben. Er theilte alle Vorurtheile, alle Leidenschaften und den ganzen Aberglauben des zwölften Jahrhunderts. Die Beweggründe, die ihn leiteten, waren die Herrschsucht, die Habgier und der Ehrgeiz, und die Schranken, welche diesen Trieben entgegenstanden, gingen nicht hervor aus seinem Sinne für Gerechtigkeit und seiner Liebe zur Menschheit oder zu den von ihm beherrschten Völkern, sondern theils aus der Macht der äußeren Verhältnisse, die er anerkennen mußte, theils aus der Ueberzeugung, daß er nicht die Kraft besitze sie zu besiegen.

Das Muster, welches ihm vorschwebte, war Karl I. Indem er diesen heilig sprechen ließ, gab er zu erkennen, daß der Charakter des Mannes, in welchem die Rohheit des Kriegers der Schlauheit des Staatsmannes den Rang streitig machte, das Ideal seiner Seele war. In seiner Familie, in seinen Beziehungen zum deutschen Volke, zur Kirche und zum Auslande waren seine Beweggründe immer dieselben. Er opferte unbedenklich seine erste Gattin dem burgundischen Erbe auf, das ihm die zweite zubrachte. Er setzte die Wohlfahrt Deutschland's auf's Spiel, um seine Herrschaft über ganz Italien auszudehnen. Er führte den freiesten und edelsten Mann seiner Zeit, Arnold von Brescia, auf

*) S. oben §. 7.

die Schlachtbank, um dem Papste zu gefallen, und nahm in seinen alten Tagen noch das Kreuz, um für den Vorkämpfer der katholischen Kirche zu gelten.

Als Friedrich zum deutschen Kaiser gewählt wurde, war er dreißig Jahre alt. Bevor er so hoch gestiegen, hatte er sich mit Adela von Vohburg vermählt. Doch seine Herrschsucht war stärker, als seine eheliche Treue. Die Gattin, welche dem Jüngling lieb gewesen war, genügte dem Manne nicht mehr. Adela von Vohburg, welche seine weniger glänzende Lage getheilt hatte, wurde entfernt, weil sie seinen hochstrebenden Plänen im Wege stand. Er ehelichte die Erbtochter des Grafen Rainald von Hochburgund, Beatrix, (im Mai 1156) und wurde durch sie der reichste Grundbesitzer in Burgund. Die Herrschaft der Beatrix reichte von Basel bis an die Isere und hieß die Freigrafschaft, weil sie keinem Herzoge unterworfen war. Beatrix gab ihrem Gemahle fünf Söhne, für deren Versorgung der Vater ganz besonders thätig war. Seinen ältesten Sohn, Heinrich, ließ Friedrich I. frühzeitig zum Könige der Deutschen wählen. Ihm, dem einundzwanzig-jährigen Jünglinge, gab er die einunddreißig-jährige Tochter des Königs Roger von Sicilien, Constanze, zur Gattin, welche ihrem Gemahle eine mit dem Wohle Deutschland's durchaus unvereinbarliche Zukunft bereitete. Dem zweiten Sohne, Friedrich, verlieh der Kaiser das Herzogthum Schwaben; dem dritten, Konrad, die fränkischen Grafschaften und Rotenburg; dem vierten Burgund; den fünften, Philipp, bestimmte er zum Pfaffen, ohne vorauszusehen, daß ein Jahrhundert genügen würde, alle seine Nachkommen zu vertilgen. Uebrigens brach Philipp später das im auferlegte Joch des Cölibates, indem er (1195), Irene, die Tochter des oströmischen Kaisers Isaak Angelus, und Wittwe Roger's, des ältesten Sohnes Tancred's, von Sicilien ehelichte.

Den bitteren Groll Heinrich's des Löwen zog Friedrich I. auf sich, indem er dem alten und verschwenderischen Herzog Welf VI. die Erbschaft abkaufte, welche sein Neffe Heinrich mit Recht erwarten konnte. Dieses Geschäft steht auf gleicher Linie mit demjenigen, welches Jakob nach der Fabel mit seinem Bruder Esau abschloß. Wenn Kaiser Friedrich dem Herzog Welf mehr als ein Linsengericht bot, so war auch die welfische Erbschaft in gleichem Verhältnisse mehr werth, als Isaak's Nachlaß. Es ist ein wahres Sprüchwort: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will dir sagen, wer Du bist." Der Mann, welchem Friedrich I. das größte Zutrauen schenkte, war der Erzbischof Christian von Mainz, des Kaisers Kanzler und Statthalter. Von ihm berichtete die Geschichte, daß die Dirnen und Mauleseln in seinem Gefolge mehr kosteten, als die ganze kaiserliche Hofhaltung. Er konnte sich selbst in den gefährlichsten Kriegszügen von seinen schlechten Weibsbildern nicht trennen, was ihn jedoch nicht abhielt, mit großer Würde die Messe zu lesen und mit seinem Streitkolben in der Schlacht furchtbar um sich zu hauen. Der Erzbischof Rainald, welcher vor Christian der vertrauteste Diener Friedrich's I. war, konnte sich mit den italienischen Geistlichen, was Ränkesucht betrifft, vollkommen messen. Er brachte in Rom zu Stande, was früher päpstliche Legaten in Deutschland mit Eifer betrieben hatten: eine streitige Wahl des Oberhauptes. Der unparteiische Geschichtschreiber kann dieselbe That nicht gut heißen, wenn sie im Auslande verübt wird, die er auf's bitterste tadelt, falls sie im eigenen Vaterlande stattfindet.

Friedrich I., welcher zu einer Zeit lebte, da das päpstliche und das fürstliche Ansehen auf Kosten der kaiserlichen Macht außerordentlich gestiegen war, welcher auf zwei wenig begabte Kaiser folgte, mochte dazumal ganz wohlthätig wirken, indem er das Gleichgewicht zwischen den drei herrschenden Gewalten wieder herstellte. Seit den Tagen Barbarossa's ist aber eine neue Macht auf die Weltbühne getreten: das Volk. Diese hatte zu Friedrich's Zeiten nur einige wenige Vertreter: Arnold von Brescia, welchen Friedrich dem Henker übergab, und die Städte Oberitalien's, welche er auf's grausamste bekriegte

und denen er auch die letzte Spur von Freiheit entzogen haben würde, wenn sie ihn nicht bei Legnano besiegt hätten. Der Deutsche, welcher, unbekümmert um Recht und Freiheit, nur an die Größe und die Macht seiner Nation denkt, mag seine Eitelkeit geschmeichelt fühlen, wenn er bedenkt, daß die deutsche Herrschaft damals bis zur Rhonne und zur Tiber reichte, und das fremde Könige den Vorrang des deutschen Kaisers anerkannten. Man sollte dabei aber nicht vergessen, daß der größere Theil des nordöstlichen Deutschland's: Holstein, Mecklenburg, Pommern und Preußen, sowohl der Sprache, als dem gesellschaftlichen Zustande und der Religion nach zu Deutschland noch nicht gehörten, daß Schlesien, Böhmen und Mähren nur los mit Deutschland verbunden waren und daß die Päpste sich das Recht anmaßten, die Wahl eines deutschen Kaisers zu bestätigen oder zu verwerfen. Es war zur Zeit der gepriesenen Regierung Friedrich's I., daß zu Rom das Bild Lothar's II. aufgestellt war, welches diesen deutschen Kaiser knieend vor dem Papste darstellte und die Unterschrift trug:

„Der König erscheint vor den Thoren,
Und beschwört die Rechte der Stadt.
Dann wird er ein Dienstmann des Papstes,
Von dem er die Krone empfängt.“

Wer derartige Zustände zurückwünscht, in Barbarossa den Wiederhersteller deutscher Größe erkennt, steht um sieben Jahrhunderte hinter unserer Zeit. Wir bedürfen eines Mannes, welcher gegen alle Völker gerecht ist, jedem Aberglauben entgegentritt, die Freiheit in ihrer reinsten Auffassung fördert, die drei Götzen der alten Zeit: das Königthum, den Adel und die Geistlichkeit zertrümmert und an deren Stelle die Völker als alleinige Selbstherrscher stellt.

§ 34. Innere Zustände Deutschland's.

Ein Wahlkönigreich ist die widersinnigste aller Staatsformen, indem es durch die Wahlfreiheit den Grundsatz politischer Befähigung und durch das Königthum denjenigen unbedingter Unterwerfung feststellt. Die Grenzen zwischen den Rechten des erwählten Königs und der Wahlherren bleiben immer unbestimmt. Die Könige sind durch ihre stärksten Gefühle aufgefordert, ihre Würde erblich zu machen, die Wahlherren, dieses nicht zu dulden, vielmehr die königliche Macht zu schwächen. Die Folge dieser widerstrebenden Interessen ist innerer Kampf, Bürgerkrieg und Unordnung. Auch die kräftigsten Männer vermögen unter solchen Verhältnissen das Wohl des Volkes nicht mit Kraft und Nachdruck zu fördern, während unter schwachen Herrschern die größten Gefahren für die Grenzen des Reiches und die innere Ordnung entstehen. Alle Staatsämter von den Herzogthümern und Grafschaften bis zu den kleinsten Lehen herab waren, im Laufe der Jahrhunderte, erblich geworden. Nur die königliche Macht war in Deutschland von der Wahl der Fürsten abhängig geblieben. Der Streit zwischen der Krone und ihren Vasallen war daher die nothwendige Folge der damaligen Zeitverhältnisse. Alle Zwistigkeiten unter den verschiedenen Gewaltträgern des Reiches standen mit der großen Streitfrage: Monarchie oder Aristokratie? in Verbindung. Je nachdem der Freund oder der Feind des Kaisers seine Ansprüche durchsetzte, wurde die Macht des Kaisers gehoben oder geschwächt. Der Kaiser, der oberste Richter seiner Lehensleute, war, mehr oder weniger, bei jeder Streitigkeit persönlich betheiligt. Von Recht und Gerechtigkeit konnte, unter diesen Verhältnissen, nicht die Rede sein. Das Reichsoberhaupt begünstigte seine Freunde, wo möglich, ohne den Formen des Rechtes vollständig Hohn zu sprechen. Wenn es aber anders nicht gehen wollte,

setzte sich der Kaiser häufig auch über diese hinweg, falls er sich stark genug fühlte. Seine Richtersprüche waren immer fertig, bevor die Gerichte zusammentraten. Die Fristen, welche den Parteien gesetzt wurden, deuteten in der Regel nur die Zeit an, deren die Kaiser bedurften, ihre Truppen zu versammeln, um mit deren Hülfe, unter dem Scheine Rechtes, den kaiserlichen Willen zu vollstrecken. Unter den Großen des Reiches standen im Norden Deutschland's Heinrich der Löwe, der Sohn Heinrich's des Stolzen, und Albrecht der Bär obenan. In den Wäldern Deutschland's waren die wilden Thiere im Laufe der Jahrhunderte vermindert worden. Doch in den Burgen und in den Palästen waren sie um so zahlreicher.

Wie diese Bestien die beliebtesten in den Wappen, so waren deren Eigenschaften besonders gepriesen unter den Rittern der damaligen Zeit. Weder Heinrich, noch Albrecht schämten sich ihrer thierischen Beinamen, im Gegentheile waren sie darauf stolz. Den Streit zwischen Löwen und Bär schlichtete Friedrich I. auf den Reichstagen zu Merseburg und Würzburg. Weit ernstlicher war aber derjenige zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich von Oesterreich. Zwar war das Herzogthum Baiern dem Markgrafen von Oesterreich in aller Form Rechtens zu- und Heinrich, des Löwen Vater, in aller Form Rechtens abgesprochen worden. Dieses hielt aber den Kaiser Friedrich nicht ab, dem Heinrich von Oesterreich das Herzogthum Baiern wieder abzusprechen und es Heinrich dem Löwen zuzuerkennen. Wie Heinrich V. daran gearbeitet hatte, seinen gefährlichsten Feind Lothar von Sachsen, so arbeitete jetzt Friedrich I. daran, Heinrich den Löwen groß zu machen. Um Heinrich von Oesterreich zu bestimmen, Baiern abzutreten, wurde die Mark Oesterreich zum Herzogthum erhoben, vergrößert und mit zahlreichen Vorrechten ausgestattet. Auf diese Weise wurde zwar der Friede zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich von Oesterreich wieder hergestellt, allein der Grund zu neuen Kriegen und Zerwürfnissen gelegt. Die Herzoge, welche bis zu dieser Zeit die Führer ihrer verschiedenen Stämme und Reichsbeamte gewesen waren, verloren diesen Charakter ganz und gar. Sie hörten auf, Stammesfürsten zu sein, weil die Stämme zerrissen wurden. Früher war schon zu Gunsten Albrecht's des Bären die Nordmark von Sachsen getrennt worden, jetzt wurde die Mark Oesterreich von dem Herzogthume Baiern losgeschieden. Der neue Herzog von Oesterreich besaß einen Theil des alten baierischen Herzogthums, wie Albrecht der Bär einen Theil des alten Herzogthums Sachsen, dagegen herrschte Heinrich der Löwe über Sachsen und Baiern zugleich. Indem bestimmt wurde, daß das neue Herzogthum Oesterreich in Ermangelung des Mannesstammes auch auf Frauen übergehen solle, wurde das Erbrecht in seiner weitesten Ausdehnung eingeführt und folgeweise der frühere Begriff von Reichsbeamten, welcher mit der Herzogswürde verbunden wurde, aufgegeben und an dessen Stelle derjenige eines erblichen Nutzrechtes gesetzt.

Das Herzogthum Schwaben verlieh Friedrich I. seinem Vetter, dem Sohne Konrad's III., Friedrich von Rotenburg, und die Pfalzgrafschaft am Rhein seinem Bruder Konrad. In Burgund stellte er die erloschenen Reichsrechte wieder her und ertheilte dem Herzoge Berthold von Zähringen die Regentschaft über Arles und die Schutzvogtei über die Hochstifte: Sitten, Genf und Lausanne. Auch bestätigte ihm der Kaiser die Statthalterschaft diesseits des Jura. Berthold von Zähringen führte fortan den Titel eines Herzogs von Kleinburgund.

Heinrich der Löwe benützte seine Uebermacht, um seine Besitzungen nach allen Seiten hin zu vergrößern. Er regte dadurch viele Fürsten und Bischöfe gegen sich auf, da ihn aber der Kaiser schützte, so vermochten sie nichts wider ihn. Im Osten der Elbe machte Heinrich sich mehrere slavische Landestheile zinsbar, und als er 1167 die Tochter des Königs Heinrich III. von England ehelichte, kannte sein Uebermuth keine Schranken mehr.

Im entscheidenden Augenblicke, als es galt, den Kaiser in seinen theuersten Plänen zu unterstützen, wandte ihm Heinrich der Löwe den Rücken. Von dem Standpunkte der Freiheit können wir es nicht beklagen, daß Friedrich I., verlassen von dem mächtigen Herzoge von Sachsen und Baiern, die Schlacht von Legnano verlor. Die lombardischen Städte, welche sie gewannen, stehen dem Manne der Freiheit näher, als die deutschen Kaiser und Herzoge, welche die letzten Spuren volksthümlicher Einrichtungen vernichtet, wenn sie den Sieg errungen hätten.

Heinrich der Löwe, welcher mit allen Feinden des Kaisers geheime Verhandlungen pflog, hatte augenscheinlich darauf gerechnet, Friedrich I. werde im Kampfe mit Italien unterliegen. Er täuschte sich. Der Kaiser schloß Frieden mit den Italienern, kehrte nach Deutschland zurück, erkannte gegen Heinrich den Löwen die Acht und ließ ihm sein Leben absprechen (1179). Um aber die Vollziehung dieses Urtheilsspruches zu sichern, wurde die Beute unter die Fürsten des Reiches vertheilt. Der Sohn des Markgrafen Albrecht, der Graf Bernhard von Anhalt, erhielt die herzogliche Würde von Sachsen, jedoch nicht in ihrem frühern Umfange, indem mehrere Bischöfe, namentlich der Erzbischof Philipp von Köln, Bruchtheile des alten Herzogthums empfingen. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach erhielt Baiern, welches aber wieder um mehrere Lehen und Vogteien zu Gunsten der baierischen Bischöfe verkleinert wurde. Der Kaiser selbst zog Heinrich's des Löwen Allodien (freies Eigenthum) an sich. Gegen die vereinte Macht Friedrich's I. und aller übrigen Fürsten vermochte Heinrich der Löwe nicht aufzukommen. Doch der Kaiser wollte ihn nicht gänzlich vernichten. Nachdem sich der Löwe gedemüthigt hatte, wurde er von der Acht befreit. Er empfing seine Stammgüter Braunschweig und Lüneburg zurück. Doch mußte er sich auf drei Jahre aus Deutschland entfernen.

Wenn wir Heinrich den Löwen mit Friedrich dem Rothbart vergleichen, so müssen wir in jeder Beziehung dem Letzteren den Vorrang einräumen. Heinrich besaß weder die kriegerischen, noch die staatsmännischen Talente Friedrich's I., und seine Leidenschaften waren weit maßloser, als diejenigen des Kaisers. Seine Habsucht, sein Geiz, seine Wortbrüchigkeit und seine Aufgeblasenheit machten ihm so viele Feinde, daß es Friedrich I. nicht schwer wurde, seine Macht zu brechen, was ihm außerdem gewiß nicht gelungen wäre.

Friedrich I. mochte sich seines Triumphes über Heinrich den Löwen freuen. Deutschland litt dabei, wie es früher durch die Vergrößerung der Macht desselben in seinem inneren Gleichgewichte gestört und in seiner alten Verfassung beeinträchtigt worden war. Friedrich ordnete sein ganzes Leben hindurch die deutschen Verhältnisse den italienischen unter. Um sich der Unterstützung der Fürsten zu versichern, war er ihnen in allen Dingen zu Willen, ohne Rücksicht auf die Verfassung des Reiches und die Uebelstände, welche aus deren Verletzung nothwendig folgen mußten. Es war gerade zur Zeit Friedrich's I., daß die Herzogthümer ihre ursprüngliche Bedeutung gänzlich verloren. Die Herzoge waren früher die eigentlichen Vermittler der königlichen Gewalt in Deutschland gewesen. Mit ihnen verloren die Kaiser alle diejenigen Kräfte, welche durch diese ersten Reichsbeamten aufgeboten worden waren. Acht Herzogthümer (Schwaben, Franken, Sachsen, Oberlothringen, Niederlothringen, Baiern, Kärnthen und Oesterreich) hätten, wenn sie ganz Deutschland unter sich gehabt, ein gegliedertes Eingreifen in sämmtliche Theile des Reiches vermitteln können. Der Kaiser hätte darnach streben sollen, entweder ganz Deutschland unter diese acht Herzogthümer zu vertheilen, oder ihnen etwa einige andere noch beizufügen, welche in ihrer Gesammtheit ganz Deutschland umfaßt hätten.

Kaiser Friedrich brachte aber in die schon zu seiner Zeit herrschende Unordnung eine vollständige Verwirrung, indem er, blos um den Verlegenheiten des Augenblicks zu ent-

geben, alte Herzogthümer zerriß und neue schuf, ohne die geringste Rücksicht auf die Verfassung und Bedürfnisse des Landes zu nehmen. Ein ansehnlicher Theil Deutschland's hörte auf, unter Herzogen zu stehen. Wo, dem Namen nach, noch Herzoge waren, besaßen sie nicht mehr die mit dieser Würde verbundene politische Stellung. Mehrere Fürsten, welche durchaus keine herzogliche Rechte besaßen, nahmen den Herzogstitel an, so der Markgraf Ottokar von Steiermark und der Graf Bertbold von Andechs. Letzterer nannte sich Herzog von Meranien. Der alte, wesentlich auf den Herzogthümern beruhende Organismus wurde zertrümmert und kein neuer an dessen Stelle gesetzt. Ein persönlich kräftiger König mochte, ungeachtet der zerrütteten Ordnung des Staates, eine Zeit lang den Schein der Gesetzlichkeit bewahren. Allein da die Grundsäulen des Staates gewichen waren, mußte die Anarchie zu Tage kommen, sobald das Steuerruder in schwache Hände überging.

Nachdem Heinrich der Löwe bezwungen und sein Land vertheilt worden war, trat in Deutschland eine kurze Zeit der Ruhe ein. Sie endigte aber bald schon, als Barbarossa sich bereden ließ, in seinen alten Tagen noch einen Kreuzzug zu unternehmen. Um nicht im Rücken angegriffen zu werden, mußte Heinrich der Löwe, dem der Kaiser noch nicht traute, wieder Deutschland verlassen. Den Kreuzzug Friedrich's haben wir schon oben erzählt.*) Der Papst überlistete den alten Kaiser, indem er ihn bestimmte, das Kreuz zu nehmen.

Nicht minder bedeutungsvoll, als die politischen, waren die kirchlichen Kämpfe Friedrich's I.

§ 35. Die Beziehungen des Kaisers zum Papste.

Friedrich I. stellte sich gleich im Anfange seiner Regierung, unbekümmert um die Zugeständnisse seiner schwachen Vorgänger, dem Papste gegenüber auf den Standpunkt des Wormser Concordats. Er ertheilte den Bischöfen die Belehnung immer vor der Weihe, ohne sich durch die Einsprache der päpstlichen Legaten beirren zu lassen. Seine beiden Vorgänger, Konrad und Lothar, hatten beim Papste die Bestätigung ihrer Wahl nachgesucht. Friedrich begnügte sich damit, dem Papste von seiner Wahl Anzeige zu machen. Der Papst Eugen III., welcher in Italien nicht sehr fest stand, versprach, den König ohne Zögerung zum Kaiser zu krönen, und Friedrich I. sagte ihm zu, die Rechte und Besitzungen der römischen Kirche überhaupt und namentlich auch gegen den König Roger von Sicilien und den oströmischen Kaiser zu vertheidigen. Bevor jedoch Friedrich nach Rom kam, starb Eugen III. (1153). Als der Kaiser im folgenden Jahre nach Italien zog, war der Papst Hadrian IV. von dem römischen Volke bedroht, welches unter dem Einflusse Arnold's von Brescia sich bemühte, nach dem Vorbilde der Städte Oberitalien's der Geistlichkeit die weltliche Regierung zu entziehen. Arnold hatte zwar aus Rom fliehen müssen, jedoch auf den Burgen einiger kampanischer Grafen Schutz gefunden. Der Papst benützte die Annäherung des Kaisers, um durch dessen Kriegsmacht die Auslieferung Arnold's von Brescia zu bewirken. Friedrich I., dessen Sympathien nicht auf Seiten des strebenden Volkes, sondern seiner geistlichen und weltlichen Bedrücker waren, überlieferte den Mann der Freiheit dem Papste, welcher ihn sofort hinrichten ließ. Barbarossa schämte sich augenscheinlich selbst dieser That, denn in dem von ihm geschriebenen Berichte seiner Thaten ist die Auslieferung Arnold's von Brescia mit Stillschweigen übergangen. Wie ein Dieb zog Friedrich I. in der Nacht durch ein kleines Thor in Rom ein und ließ sich am folgenden Tage (18. Juni 1155) vom Papste Hadrian zum Kaiser krönen, nachdem er im Lager bei Viterbo ihm den Steigbügel gehalten hatte. Die

*) Siehe §. 7 Seite 25 ff.

Römer, entrüstet über diese Erschleichung der Kaiserkrönung, griffen die Deutschen an, wurden jedoch nach einem mehrstündigen Kampfe zurückgeschlagen. Da aber Friedrich I. und sein Heer nicht wußten, ob sie das Recht auf ihrer Seite hatten, ließen sie sich durch den Papst von der Blutschuld freisprechen (29. Juli 1155).

So gingen im Mittelalter blutige Thaten Hand in Hand mit dem Aberglauben. Die Päpste waren stets bereit, für jede Schändlichkeit, welche ihnen Vortheil brachte, Ablaß zu ertheilen und alle Bestrebungen, welche ihrer finstern Macht nicht huldigten, zu verfluchen. Die Freundschaft zwischen Hadrian IV. und Friedrich dauerte nicht lange. Der Papst hatte schon, bevor er Friedrich krönte, von ihm verlangt, er solle den König von Sicilien bekriegen. Da der Kaiser dies nicht that, schloß Hadrian IV. mit dem Könige Wilhelm von Sicilien Frieden und ertheilte ihm die Belehnung über Apulien, Sicilien, Capua, Neapel, Salerno, Amalfi und die Mark (Juni 1156). Hierin lag ein offener Bruch des bei der Krönung dem Kaiser ertheilten Versprechens, eine Verletzung der alten kaiserlichen Rechte auf Unteritalien und folgeweise eine Kriegserklärung gegen Friedrich. Seit Jahr und Tag hatte dieser seine erste Gemahlin Adela entfernt und die burgundische Erbin Beatrix geehlicht. So lange Hadrian mit dem Kaiser in gutem Benehmen stand, hatte er diese Angelegenheit mit Stillschweigen übergangen. Wenn er des Kaisers Hülfe bedurft, so hätte er gerne Ablaß ertheilt; da er sich aber mit Friedrich's Feinde verbunden, bot ihm die Auflösung der ersten Ehe Friedrich's einen willkommenen Anlaß, den Kaiser die päpstliche Macht fühlen zu lassen. Ferner beschwerte sich der Papst darüber, daß der Erzbischof Eskyl von Lund in Schweden auf der Rückreise von Rom in Burgund niedergeworfen wurde. Als Friedrich I. (im Oktober 1157) zu Besançon einen Ständetag hielt, wurde das päpstliche Schreiben, welches alle diese Streitpunkte erörterte, verlesen. In diesem gab sich Hadrian IV. das Ansehen, als verdanke der Kaiser ihm seine Krone, indem er von den Beneficien sprach, welche Friedrich aus seiner Hand empfangen hätte. Unter Beneficien verstand man aber dazumal nicht blos überhaupt Wohlthaten, sondern insbesondere auch weltliche Lehen und geistliche Pfründen. Der Cardinal Roland (nachheriger Papst Alexander III.), der Ueberbringer des päpstlichen Schreibens, in dessen Gegenwart es verlesen und verdeutscht wurde, hatte die Frechheit, als er über die Bedeutung des Wortes „Beneficien" befragt wurde, mit der Gegenfrage zu antworten: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" Entrüstet sprang der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach auf und wollte den Cardinal niederhauen. Friedrich I. schickte aber die päpstlichen Gesandten zurück und verbot ihnen, von dem vorgezeichneten Wege abzuweichen. In einem öffentlichen Schreiben sagte Friedrich vom Papste: „Er möchte gerne, statt das Kreuz Christi zu tragen, Kronen vertheilen und den Kaiser spielen, rede von den dummen, zum Gehorsam bestimmten Deutschen, aber das herrliche, unwiderstehliche Volk werde sich nicht vor dem päpstlichen Hofe demüthigen, der in Italien und Rom selbst am meisten verspottet werde."

Die deutschen Bischöfe standen auf des Kaisers Seite. Der Papst ließ daher, im Widerspruche mit dem Cardinale Roland, erklären, er habe unter Beneficien nur Wohlthaten im Sinne der Schrift, nicht aber des Lehensgesetzes, verstanden. Doch die Spannung zwischen Papst und Kaiser dauerte fort. Hadrian IV., welcher mit seinem, im Style des Lehensherrn abgefaßten Schreiben kein Glück gemacht hatte, versuchte den Ton des beleidigten Vaters, redete den Kaiser mit „Du" an, fand jedoch keine Worte väterlicher Liebe, sondern nur bittere Vorwürfe und übermüthige Anschuldigungen. In seiner Antwort sagte Friedrich: „Was die Päpste besitzen, haben sie es nicht als Geschenk der Fürsten? Sollen die Bischöfe, welche für Kinder Gottes gelten wollen, aber unsere königlichen Rechte an sich gezogen, keinen Lehenseid und keine Lehenspflichten leisten, so mögen sie jenen

lagerung, Tortono in einen Schutthaufen. Darauf ließ er sich in Pavia zum Könige von Italien krönen (17. April 1155) und zog nach Rom. Unterwegs kamen Gesandte dieser Stadt, welche unter hochtönenden Redensarten von Friedrich verlangten, daß er ihnen die Erhaltung ihrer alten Rechte und Gewohnheiten eidlich versprechen, und ihren Beamten bei dem Zuruf auf dem Capitol fünfhundert Pfund Silber bezahlen sollte. Arnold's von Brescia, welcher um diese Zeit vom Kaiser dem Papst überliefert ward, welcher den Römern den Gedanken der Freiheit gegeben und ihren Muth gestählt hatte, — — erwähnten sie nicht. Wohl waren die Forderungen der Römer keck und, nach damaligen Begriffen, durchaus unbegründet; doch widerstrebten sie weit weniger dem Rechtsgefühle, als diejenigen, welche der Papst an Friedrich I. richtete, und die der deutsche König bereitwillig erfüllte. Wie später Hadrian IV. ihm gegenüber, so prahlte Friedrich gegenüber den Gesandten der Stadt Rom. „Ihr erhebet," sagte der Kaiser zu ihnen, „die vormalige Herrlichkeit Eurer Stadt; ich erkenne sie, aber wie einer Eurer Schriftsteller sagt: sie ist gewesen! Euer Senat, Eure Consuln, Eure Ritter sind nun bei uns, den Deutschen. Karl und Otto haben Euer Reich erobert. Ich bin der rechtmäßige Besitzer. Die Macht der Franken, oder Deutschen, ist noch ungeschwächt. An Euch ist nicht, Gesetze vorzuschreiben, sondern zu befolgen." Diese hohe Sprache stimmte wenig überein mit der Haltung, welche Friedrich I. annahm. Er wagte es nicht, den Eingang in die Stadt mit Gewalt zu erzwingen. Im Dunkel der Nacht ließ er die Peterskirche besetzen. Zwar schlug er die Römer mit Verlust zurück, doch mußte er bald schon selbst die Stadt räumen. Spoleto, welches sich feindselig zeigte, ließ Friedrich erstürmen, plündern und anzünden. Mit Mühe und unter großen Gefahren kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück. Sein Einfluß in Italien verlor sich sofort. Die Mailänder stellten Tortona wieder her. Pavia mußte sich ihnen unterwerfen und der Markgraf von Montferrat wurde geschlagen. Im Jahre 1158 führte Barbarossa ein Kriegsheer nach Italien, welches mit den lombardischen Hülfstruppen 100,000 Mann zählte. Diesem vermochten die Mailänder nicht zu widerstehen. Sie mußten sich unterwerfen, Como und Lodi frei geben, dem Kaiser den Eid der Treue leisten, ihm einen Palast in Mailand bauen, neuntausend Mark Silbers bezahlen, dreihundert Geiseln stellen, die Bestätigung der von ihnen gewählten Consuln beim Kaiser nachsuchen und diesem alle Hoheitsrechte zurückgeben.

Barbarossa besaß nicht den Edelmuth, der besiegten Stadt irgend eine Demüthigung zu ersparen. Barfuß, die Adeligen mit bloßen Schwertern, die Bürger mit Stricken um den Hals, mußten die Mailänder vor dem kaiserlichen Throne erscheinen und um Gnade bitten. Friedrich I. saß wiederholt öffentlich zu Gericht und ließ folgende Gesetze verkünden: Der Kaiser ernennt, mit Beistimmung des Volkes, die Bürgermeister (podesta), Consuln und andere obrigkeitliche Personen. Sämmtliche Hoheitsrechte gebühren dem Kaiser. Nur wer nachweisen kann, daß ihm ein Hoheitsrecht von den vorigen Kaisern verliehen worden sei, bleibt im Besitz. Die Fehden hören auf. Jedermann soll vor dem Richter das Recht suchen.

Diese Gesetze zu geben, war nicht schwer. Allein es gelang Friedrich I. niemals, sie in Ausführung zu bringen. Er hätte daher besser gethan, sie gar nicht zu erlassen, da nichts das Ansehen eines Machthabers mehr erschüttert, als die Ueberzeugung des Volkes, daß er nicht im Stande sei, seinem Willen Nachdruck zu geben. Mit Genua und Venedig, welche eine unabhängigere Stellung dem Kaiser gegenüber einnahmen, schloß er besondere Verträge ab. Den Herzog Welf VI. belehnte Friedrich wiederholt mit Tuscien, Spoleto, Sardinien und dem ganzen Erbe der Gräfin Mathilde. Doch der Friede in Italien war nicht von Dauer. Die Mailänder ließen sich die fremde Einmischung in ihre städtischen Angelegenheiten nur so lange gefallen, als der Kaiser sie unmittelbar bedrohte. Seine

Abgeordneten wurden vertrieben, als sie die Hoheitsrechte geltend machen wollten. Friedrich glaubte, nur durch Schrecken auf die Italiener wirken zu können und ließ die Acht über Mailand sprechen. Die Güter der Einwohner sollten geplündert, sie selbst zu Leibeigenen gemacht und die Stadt geschleift werden. Kampf auf Leben und Tod wurde die Loosung der Mailänder. Die Stadt Crema fiel nach einer siebenmonatlichen heldenmüthigen Vertheidigung in die Macht des Kaisers (27. Januar 1160). Dann belagerte Friedrich Mailand. Zwei Jahre lang dauerte der Kampf um diese Stadt. Endlich siegte wiederum der Kaiser. Mailand wurde zum zweiten Male gedemüthigt und es erging der Spruch: Mailand solle wüst und leer sein, die Einwohner abziehen und sich in vier getrennten Flecken anbauen. Die Mauern der Stadt, ihre Thore, Thürme und Paläste wurden gebrochen, doch nicht der Muth und die Kraft ihrer Bewohner. Die Gebäude von Holz und Stein konnte Barbarossa in Schutthaufen verwandeln, doch den Groll ihrer früheren Bewohner dadurch nicht besänftigen, sondern nur steigern. Die Lombarden ließen ihren verhaßten König die Krone eine Zeit lang tragen in der Zuversicht, bald werde ein Umschwung eintreten. Von Friedrich mißhandelt, schlossen die lombardischen Städte sich an seinen bittersten Feind, den Papst Alexander III., an, und gründeten unter sich einen mächtigen Bund, welcher nachdem der Kaiser sein Heer (1167) durch Seuchen verloren hatte, ihm vollständig über den Kopf wuchs. Mailand erstand aus seinen Trümmern; zu Ehren Alexander's III. und zur Schmach Friedrich's wurde Alessandria erbaut. Im entscheidenden Kampfe des Jahres 1176 ließ Heinrich der Löwe den Kaiser ohne Hülfe. Friedrich verlor die Schlacht von Legnano und mit ihr zugleich seine Herrschaft in Italien. Die Macht des Kaisers wurde gebrochen. Die lombardischen Städte waren klug genug, im Bewußtsein ihres Sieges, Friedrich I. unnütze Demüthigungen zu ersparen. Nach einem sechsjährigen Waffenstillstande mußte der Kaiser, im Frieden zu Constanz (1183), die zwei ersten der oben erwähnten Gesetze zurücknehmen; das dritte war ohnedies durch den Krieg aufgehoben worden. Den Städten sicherte Friedrich I. innerhalb ihrer Mauern alle Hoheitsrechte, außerhalb derselben alle hergebrachten Gewohnheiten zu, namentlich das Recht der Bündnisse und der Befestigung. Die Unterwerfung, welche die lombardischen Städte dagegen versprachen, hing lediglich von deren gutem Willen ab.

Unter diesen Bedingungen hätte Friedrich sich schon vor dreißig Jahren mit den lombardischen Städten vertragen und dann seine Würde, dem Papste gegenüber, behaupten können. Glücklicher, als auf dem Gebiete des Kampfes, war Friedrich I. auf dem Felde der Unterhandlung. Es gelang ihm, durch die Verbindung seines Sohnes Heinrich mit Constanze, der Tochter des Königs Roger von Sicilien, einen Feind zu versöhnen, welcher lange Zeit ihm sehr unbequem gewesen war. Doch der Friede mit dem Papste war geschlossen. Ein Bündniß mit dem Könige von Sicilien hätte zwanzig Jahre früher Friedrich I. in den Stand gesetzt, Alexander III. Gesetze vorzuschreiben. Jetzt war es für ihn von keinem Werthe mehr, und die Ansprüche, welche sein Sohn Heinrich aus der Ehe mit der sicilischen Erbtochter ableitete, führten das Haus Hohenstaufen seinem Untergange entgegen, und bereiteten der deutschen Nation Demüthigungen und schwere Verluste.

Die Angelegenheiten Italien's nahmen alle Kräfte Friedrich's I. dermaßen in Anspruch, daß er die übrigen, sowohl die innern Deutschland's, als die auswärtigen, vernachlässigte. Schon im ersten Jahre seiner Regierung (1152) wandten sich zwei dänische Prinzen, welche um den Thron stritten, an Friedrich. Ein besonnener Fürst würde entweder die Nebenbuhler abgewiesen, oder, wenn er eine Entscheidung geben wollte, dieselbe auch aufrecht erhalten haben. Barbarossa entschied den Thronstreit dahin, daß Kanut, König Magnus Sohn, der Krone entsagen, dagegen von Sueno, Erich Emund's Sohne, Seeland zum Lehen erhalten solle. Dem Letztern muthete Friedrich zu, sein Reich als

deutsches Lehen anzuerkennen. Zum Scheine unterwarf sich Suena dem deutschen Könige. Sobald er aber nach Dänemark zurückgekehrt war, erklärte er den Vertrag für erzwungen, ertheilte dem Kanut nicht Seeland und brach das Lehensverhältniß zu dem deutschen Reiche ab. Zwar schickte (1158) der König Waldemar von Dänemark eine Gesandtschaft an Friedrich I., durch welche er die Bestätigung seiner Wahl nachsuchte und sich als Lehensmann desselben bekannte. Der Zweck Waldemar's war aber augenscheinlich nur, sich mit Hülfe des deutschen Reiches auf seinem schwankenden Throne zu befestigen. Die Lehenspflicht blieb ein leeres Wort, da die Könige von Dänemark, wenn sie dem deutschen Kaiser auch hie und da einige Ehrendienste thaten, doch niemals eigentlichen Lehensdienst leisteten, d. h. ihm mit ihrer Kriegsmacht, oder auch nur durch Zahlung von Geldsummen beistanden.

Ernstlicher waren die Beziehungen, in welche Barbarossa zu Polen trat. Im Jahre 1157 führte Friedrich I. ein Heer über die Oder gegen Posen. Der Herzog Boleslav unterwarf sich, versprach dem deutschen König 2000, den Fürsten 1000, dem Lehenhofe 200 Mark Silbers und der Kaiserin Beatrix 40 Mark Goldes zu bezahlen. Im Jahre 1173 zog Friedrich I. ein zweites Mal mit einem Heere nach Polen und zwang den Herzog Boleslav, nachdem er 8000 Mark Silbers bezahlt hatte, die drei Söhne seines Bruders Ladislav in das Herzogthum Schlesien, das ihnen der Kaiser (1163) zugesprochen hatte, einzusetzen.

Heinrich IV. hatte dem Herzog Wladislav von Böhmen die Königswürde ertheilt, Barbarossa bestätigte dem Nachfolger desselben, gleichen Namens, diesen Titel. Die Böhmen scheinen darüber unwillig geworden zu sein, denn sie erklärten: ihr Fürst bedürfe dessen nicht.

Mit Frankreich und England fanden, in Betreff der streitigen Papstwahl Alexander's III., Verhandlungen statt, welche übrigens, ungeachtet einiger schmeichelhaften Worte, womit der König von England Friedrich beehrte, damit endeten, daß der deutsche Kaiser den Papst, welchen jene beiden Könige gleich anfangs anerkannt hatten, (Alexander III.) später auch anerkennen mußte.

Die Berührungen, in welche Friedrich I. bei Gelegenheit seines Kreuzzuges mit dem oströmischen Kaiser kam, haben wir weiter oben schon dargestellt.*)

§. 37. Heinrich VI.

Als Friedrich I. seinen Kreuzzug antrat, leitete sein ältester Sohn, Heinrich VI., die Reichsverwaltung. Frühzeitig hatte ihn Barbarossa in die Geschäfte eingeführt. Als Knabe von fünf Jahren war Heinrich zum römischen Könige gewählt worden. In Italien hatte er sich durch seine Grausamkeit und Härte den Haß des Volkes als Jüngling schon zugezogen. Heinrich besaß alle Leidenschaften seines Vaters in noch höherem Grade und gerieth daher auf größere Abwege, als Friedrich I. Barbarossa war durch die Angelegenheiten Oberitalien's abgehalten worden, dem deutschen Vaterlande seine volle Kraft zu widmen. Sein Sohn betrachtete Unteritalien als sein theuerstes Besitzthum. Von dort aus gedachte Heinrich das oströmische Reich und Palästina zu unterwerfen. Doch während seine Gedanken so weit von seinem natürlichen Stützpunkte hinwegschweiften, versäumte er seine nächsten Pflichten und die wichtigsten Interessen seines Hauses.

Kaum hatte Friedrich Barbarossa Deutschland verlassen, als Heinrich der Löwe, unter dem Vorwande, daß seine Güter geplündert worden seien, nach Deutschland zurückkehrte Mehrere mächtige Grafen und Herren, zumal der Erzbischof Hartwig von Bremen, schlossen

*) Siehe §. 7 Seite 21.

sich ihm an. Hamburg und andere Städte öffneten dem Löwen bereitwillig die Thore. Eine seiner ersten Thaten war die Einäscherung der Stadt Bardewick, deren Bewohner ihn früher verletzt hatten. König Heinrich sammelte ein Heer, konnte aber außer der Zerstörung Hannover's, welche er anordnete, um das Schicksal der Stadt Bardewick zu rächen, nichts Erhebliches ausrichten. Als bald darauf die Nachricht eintraf, König Wilhelm II. von Sicilien, der Oheim Constanzens, sei gestorben (1. November 1189), schloß König Heinrich eiligst in Deutschland Frieden, um sich in den Besitz Unteritalien's zu setzen. Der alte Löwe versprach, die Mauern Braunschweig's und Lauenburg's zu brechen, ganz Holstein und die Hälfte von Lübeck dem Grafen Adolph zurückzugeben, wogegen ihm die andere Hälfte Lübecks bleiben sollte. Kaum war König Heinrich nach Italien aufgebrochen, als er die Botschaft von dem Tode seines Vaters erhielt.

Wilhelm II. von Sicilien hatte das Erbrecht seiner Nichte Constanze ausdrücklich anerkannt und die Versammlung des Reiches hatte ihr gehuldigt. Doch waren die Bewohner Unteritalien's und Sicilien's der Herrschaft eines Deutschen abgeneigt. Der Graf Tancred von Lecce, natürlicher Sohn des Herzogs Roger von Apulien und Enkel Königs Roger I., der letzte Sprößling des normannischen Königshauses, fand schnell Anhang im Volke. Der Papst, Clemens III., ertheilte ihm bereitwillig die Belehnung. Es handelte sich also nicht um eine friedliche Besitzergreifung, sondern um die Eroberung des fernen Erbes, im Kampfe mit den Landeseingeborenen, und mit dem Papste. In Oberitalien dauerte die alte Feindschaft der ghibellinischen und guelfischen Städte noch immer fort. In Rom bemühte sich der Papst, eine festere Stellung gegenüber der Bürgerschaft zu gewinnen. Die Römer waren bereit, ihre städtischen Freiheiten aufzuopfern, falls sie ihre Rache gegen die ghibellinische Stadt Tusculum kühlen könnten. Heinrich VI. opferte bereitwillig die ihm ergebene Stadt auf, um seine Krönung durchzusetzen. Die Römer zwangen den Papst Cölestin III., Heinrich zu krönen und zerstörten Tusculum. Doch mußte dieser zuvor die Patricierwürde und die alten kaiserlichen Rechte über Rom aufgeben. Heinrich dachte nur an die Ergreifung des Besitzes von Neapel und Sicilien und ordnete ihr die theuersten Rechte und heiligsten Pflichten unter. Zwar gelang es ihm, anfangs ganz Apulien mit Ausnahme der Stadt Neapel durch Schrecken zur Uebergabe zu bestimmen. Doch bald wandte sich das Glück von ihm ab. Sein Heer schmolz zusammen, Heinrich's des Löwen Sohn, welcher vertragsmäßig in seinem Heere diente, ging zu den Feinden über und kehrte dann nach Deutschland zurück. Die Kaiserin Constanze wurde von Tancred in Salerno gefangen genommen. Heinrich mußte die Belagerung von Neapel aufgeben und nach Deutschland zurückkehren, worauf Tancred fast ganz Apulien in Besitz nahm. Durch Vermittlung des Papstes bewirkte Heinrich die Freilassung seiner Gattin. Drei Jahre vergingen, bevor er nach Italien zurückkehren konnte. Der alte Welf VI. war gestorben, während der Kaiser aus Italien nach Deutschland reiste. Heinrich nahm dessen Nachlaß in Besitz. Das Herzogthum Schwaben, das durch seines Bruders, Friedrich, Tod erledigt war, verlieh er dem nächstfolgenden Bruder, Konrad von Rotenburg. Heinrich der Löwe mochte, wie vor der Schlacht von Legnano, gedacht haben, der Kaiser werde sobald nicht aus Italien zurückkehren. Die Fehden im nördlichen Deutschland dauerten fort. Heinrich der Löwe hatte keine der Friedensbedingungen gehalten. Die Flucht seines Sohnes war, wenn auch nicht von so hoher Bedeutung, doch vom Standpunkte des Lehenrechts ein größeres Verbrechen, als die Verweigerung des Dienstes, welche dem Vater seiner Zeit zur Last fiel. Heinrich der Löwe hatte auf die Hülfe des Königs Kanut von Dänemark, des Slavenfürsten Borewin und des Königs von England gerechnet. Doch sie blieb aus. Richard Löwenherz, welcher im Oktober 1192 von Palästina abgesegelt war, dachte, am sichersten durch Deutschland in sein Reich zurückkehren zu können. Er landete in Dalmatien

und reiste mit großem Gefolge, wenn auch nicht unter seinem Namen. Schon in Dalmatien wurde er zweimal erkannt. Er änderte seinen Reiseplan ab und wandte sich nach Aquileja, zog dann nach der Grafschaft Görz, deren Besitzer ihm nachstellte. Im Salzburglichen wurde Richard Löwenherz gleichfalls verfolgt. Er nahm, um nach Böhmen zu gelangen, einen Umweg, der ihn bis in eine Vorstadt Wien's führte. Hier wurde Richard von einem Manne erkannt, welcher den Herzog Leopold von Oesterreich auf seinem Kreuzzuge begleitet hatte. Ungeachtet der König von England alle deutschen Kreuzfahrer, insbesondere aber den Herzog Leopold von Oesterreich, auf's muthwilligste verletzt hatte, bediente er sich keiner der gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln der Reisenden damaliger Zeit. Er nahm kein Geleite von den Herren, durch deren Länder er kam, erregte durch seine Verschwendung allgemeines Aufsehen und trug sogar ganz offen einen kostbaren Ring am Finger, den er in Palästina zu tragen pflegte. An diesem wurde er zu Wien erkannt. Der Herzog Leopold ließ ihn einkerkern (Dezember 1193). Auf Richard's Reise von Aquileja nach Freisingen waren schon vierzehn Ritter seines Gefolges eingefangen worden. Als der deutsche König von der Gefangennehmung des Königs von England Kenntniß erhielt, ließ er sich denselben von dem Herzoge Leopold ausliefern, und hielt ihn so lange auf der Burg Trifels in Rheinbaiern fest, bis sich Richard dazu bequemte, ein Lösegeld von 150,000 Mark Silbers zu bezahlen. Die Sagen, welche mit der Befreiung Richard's in Verbindung gesetzt werden, sind um so lächerlicher, als Heinrich VI. der Sache eine gewisse Oeffentlichkeit gab, indem er den König von England vor den Reichstag zu Hagenau stellte. Der Kaiser behandelte diese Angelegenheit lediglich als ein Geldgeschäft. Leopold von Oesterreich mochte, nach den damaligen Ansichten, einen Feind, der ihn persönlich gekränkt hatte und der sein Gebiet betrat, fühlen lassen, daß der Uebermuth auch dem mächtigsten und tapfersten Herrscher Schaden bringen könne; allein der deutsche Kaiser hatte nicht den entferntesten Grund, den König von England gefangen zu halten. Er handelte wie ein Räuber, welcher von dem Opfer seines Verbrechens ein Lösegeld erpreßt. Nach den Ansichten des Mittelalters war aber das Unrecht insofern, als es an einem Könige und an einem Kreuzfahrer begangen ward, ein doppelt schweres. Heinrich VI. behielt für sich den bei weitem größeren Theil der Loskaufssumme Richard's. Leopold von Oesterreich wurde mit 20,000 Mark abgefunden. Selbst nachdem zwei Drittheile des Lösegeldes bezahlt waren, zögerte Heinrich noch, den König von England frei zu geben, weil Philipp August von Frankreich und Richard's Bruder Johann ihm eine größere Summe boten, falls er ihn noch festhielt. Nur durch die bitteren Vorwürfe des welfischen Hauses und der Reichsfürsten, welche den mit dem Könige von England abgeschlossenen Vertrag beschworen hatten, wurde der Kaiser Heinrich endlich gezwungen, den gefangenen Richard frei zu geben (im Februar 1194). Die Versöhnung zwischen dem deutschen Kaiser und Heinrich dem Löwen wurde dadurch vorbereitet, daß des Löwen ältester Sohn die Tochter des Pfalzgrafen Konrad, des Bruders Friedrich I., Agnes, zur Gemahlin erkor. Der Friede kam jetzt leicht zu Stande. Des Löwen Sohn wurde mit der Pfalzgrafschaft am Rheine belehnt. Im Uebrigen blieb alles beim Alten.

Heinrich VI. war seit Jahren immer durch Todesfälle begünstigt worden. Im Augenblicke, da er einen neuen Zug nach Italien unternehmen wollte, auf welchem er die von den Engländern erpreßten Summen verwendete (Februar 1194), starb Tancred, sein gefährlichster Gegner. Die Genueser und Pisaner gewann der Kaiser durch großartige Versprechungen, von denen er später keine einzige hielt. Ein mit englischem Gelde bezahltes Landheer und eine durch falsche Vorspiegelungen gewonnene Seemacht waren die Werkzeuge, deren sich Heinrich VI. zur Unterwerfung Neapel's und Sicilien's bediente. In wenigen Monaten bemächtigte er sich des ganzen normannischen Reiches. Mit furcht-

barer Grausamkeit wüthete Heinrich gegen das besiegte Volk. Den jungen Sohn Tancred's ließ er blenden und mit dessen Familie gefangen nach Deutschland bringen. Die martervollsten Todesstrafen wurden täglich verhängt. Die angesehensten Männer des Reiches ließ er spießen, verbrennen, schinden oder lebendig begraben. Den Vorwand zu diesen Schandthaten bot dem Kaiser eine wirkliche oder angebliche Verschwörung. Die unermeßliche Beute, welche Heinrich VI. machte, häufte er in derselben Burg Trifels auf, in welcher früher Richard Löwenherz geschmachtet hatte. Als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte, übergab er die Verwaltung Sicilien's dem Bischofe von Hildesheim. Zum Reichsverweser in Tuscien ernannte er seinen Bruder Philipp, welcher die Wittwe des sicilianischen Roger's, Irene, zur Gemahlin hatte.

In Deutschland angekommen, ging Heinrich mit dem Plane um, das Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln. Durch Geld und mannichfaltige Versprechungen gewann er zwar einige Anhänger, doch mußte er bald davon abstehen und sich damit begnügen, daß sein kaum geborener Sohn, der nachherige Kaiser Friedrich II., zu seinem Nachfolger erwählt wurde (1196). Heinrich der Löwe war das Jahr zuvor gestorben (1195), und hatte seinem ältesten Sohne, Heinrich, Braunschweig, seinem zweiten Sohne, Otto, Haldensleben nebst Zubehör, und seinem dritten, Wilhelm, Lüneburg und Lauenburg hinterlassen. Drei Monate später starb der Pfalzgraf Konrad (am 8. November 1195), dessen Erbe Heinrich der Welfe erhielt. Die Macht des welfischen Hauses wurde, ungeachtet des Zuwachses der Pfalzgrafschaft am Rheine, durch jene Theilung bedeutend geschwächt. Deutschland's glaubte der Kaiser sicher zu sein. Sein Vaterland schätzte er übrigens bei weitem nicht so hoch, als die Reichthümer, welche ihm Italien verliehen hatte, und noch zu geben versprach. Doch die Italiener ertrugen mit Widerwillen das Joch des Tyrannen. Um allen Widerstand der Apulier zu brechen, verstand es der Kaiser, die Begeisterung, welche dazumal für die Eroberung Palästina's herrschte, auszubeuten. Er nahm den Schein an, als wolle er sich dem Kreuzzuge anschließen und bewog dadurch einen ansehnlichen Theil des Kreuzheeres, 60,000 streitbare Männer, ihm nach Italien zu folgen, um, auf den dort bereit gehaltenen Schiffen, nach Palästina zu segeln. Zwar lieferten diese keine Gefechte gegen die Italiener, allein der Schrecken, welcher vor ihnen herging, genügte, in Verbindung mit Heinrich's Kriegsmacht, den Aufstand der Italiener zu erdrücken. Ein zweitesmal ließ der Kaiser seiner Grausamkeit freien Lauf. Statt durch Milde das besiegte Volk für sich zu gewinnen und ihm das fremde Joch erträglich zu machen, stachelte er gewaltsam alle Widerstandskraft desselben gegen sich und sein Haus auf; namentlich erregte die Hinrichtung des Grafen Richard von Acerra, eines Schwagers Tancred's, allgemeine Entrüstung. Heinrich VI. ließ ihn am Schweife eines Pferdes durch die Straßen ziehen und dann an den Füßen aufhängen. Diese Gräuelthaten deuten an, was Deutschland gelitten, wenn Heinrich dort dieselbe Macht, wie in Unter-Italien, besessen hätte. Nichtsdestoweniger wußte sich dieser Kaiser durch das Geld, welches er spendete, und die prahlerische Erklärung, das deutsche Volk zum ersten der Welt erheben zu wollen, in Deutschland einen mächtigen Anhang zu verschaffen, und bis auf die neueste Zeit haben sich Schriftsteller gefunden, welche, aus Rücksicht für diese Zusage, ihn rühmen und preisen. Doch Erhebung, welche auf Lug und Trug, Bestechung und Grausamkeit beruht, ist nicht von Bestand, und dasjenige Volk, welches sie sucht, hat gewöhnlich selbst zuerst deren übele Folgen zu tragen. Inmitten seiner Gewaltherrschaft starb Heinrich VI. zu Messina, am 28. September 1197, im zweiunddreißigsten Jahre seines Lebens. Er hatte zwar durch die Besitznahme von Unteritalien und Sicilien, der reichsten Länder des damaligen Europa's, den Grund zu einer unermeßlichen Macht gelegt, doch zugleich auch

den Keim ihres Verderbens, indem er alle besseren Gefühle der Italiener und selbst diejenigen seiner eigenen Gattin, Constanze, wider sich aufregte.

§. 38. Philipp und Otto IV.

Heinrich's VI. Tod traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Anhänger und Mitglieder des Hauses Hohenstaufen. Doch mag die Frage aufgeworfen werden, ob der Tod des Tyrannen den Interessen seiner Familie nicht mehr zusagte, als die Fortdauer eines Lebens voll von Grausamkeiten und Bedrückungen. Heinrich's Tod machte augenscheinlich, was er hätte vorhersehen können und sollen, die Unvereinbarkeit der deutschen und der sicilianischen Krone.

In des Kaisers Abwesenheit hatte dessen jüngster Bruder Philipp die Reichsverwesung in Deutschland geführt. Er war mit dreihundert Reitern über die Alpen gegangen, um den vierjährigen Friedrich, seinen Neffen, nach Deutschland zu geleiten, und erhielt zu Viterbo die Nachricht von dem Tode Heinrich's VI. Alle Städte und Länder Italien's erhoben sich. Mit Mühe konnte Philipp den Rückweg nach Deutschland finden. Fast ganz Italien war erbittert auf die Hohenstaufen und in Deutschland hatte die welfische Partei in der letzten Zeit an Macht und Einfluß bedeutend gewonnen. Vergebens spendete Philipp mit offenen Händen die in Trifels aufgespeicherten Schätze den Fürsten Deutschland's. Gern hätte der gutmüthige Philipp die deutsche Krone seinem Neffen erhalten, doch, um sie wenigstens der Familie zu bewahren, mußte er, gedrungen von seinen Anhängern, sie selbst ergreifen. Zu Mühlhausen in Thüringen huldigten ihm seine Anhänger, am 5. März 1198. Berthold von Zähringen, welchen die Gegenpartei auf den Kaiserthron erheben wollte, wurde mit Geld abgefunden. Der päpstliche Legat erkannte Philipp an und sprach ihn von dem früher wider ihn ausgesprochenen Banne los. Doch die Welfen ruhten nicht. Heinrich's des Löwen ältester Sohn war auf einem Kreuzzuge in Palästina abwesend, daher wurde dessen Bruder Otto von ihnen erkoren und am 12. Juli 1198 zu Aachen gekrönt. Kurz darauf ließ Philipp sich in Mainz die Krone auf's Haupt setzen. Otto IV. wurde durch König Richard von England mit Geld unterstützt. Philipp August von Frankreich war dem Könige Philipp günstig gestimmt. Innocenz III. hätte für seine hochfahrenden Pläne keine bessere Zeit finden können. Beide deutsche Könige, Otto IV. und Philipp, suchten bei diesem Papste die Bestätigung ihrer Wahl nach. Einer überbot den andern in herabwürdigenden und demüthigenden Zusagen. Heinrich VI. und Philipp hatten, als sie durch die Verhältnisse begünstigt wurden, ganz Mittelitalien bis an die Thore Rom's an sich gezogen. In Rom selbst war zwar das kaiserliche Patriziat abgeschafft worden, allein ein kaiserlicher Stadtpräfect vertrat noch immer die kaiserlichen Rechte. Innocenz III. kehrte jetzt das Spiel um. Er zwang den kaiserlichen Stadtpräfecten, ihm zu huldigen, trieb die kaiserlichen Statthalter nacheinander aus Ancona, Spoleto und anderen Plätzen, nahm das Exarchat von Ravenna, die Güter der Gräfin Mathilde von Tuscien, und Alles in Anspruch, was jemals ein Papst für einen Theil des Vermögens des heiligen Petrus erklärt hatte. Er trieb die Städte Tuscien's an, ein Bündniß unter sich und gegen den Kaiser zu schließen, zwang die Wittwe Heinrich's VI., Constanze, ihm die Vormundschaft über ihren Sohn Friedrich zu hinterlassen, welche er nach Constanzen's Tode, im November 1198, antrat. Den Bann, welchen sein Legat dem Könige Philipp abgenommen hatte, erneuerte Innocenz III., um der Uebermacht desselben ein Gegengewicht entgegenzusetzen. Der Ton, den der angebliche Nachfolger Christi den beiden Königen gegenüber annahm, war ganz ungewöhnlich hoch und frech. „Das Priesterthum," behauptete Innocenz III., „sei

höher, als das Königthum, und von jeder sei die weltliche Macht zerschmettert worden, wenn sie gewagt habe, der Kirche zu widerstehen. Vor den apostolischen Stuhl gehöre die Spaltung im Reiche in erster und letzter Instanz: in erster, weil derselbe das Kaiserthum vom Osten auf den Westen übertragen habe, in letzter, weil er die Kaiserkrone bewillige."

Nachdem der Papst eine Zeit lang gezaudert hatte, erklärte er sich, im Jahre 1200, für Otto IV., mit dem Bemerken, daß der Sohn des Löwen in beiden Linien aus einem gottesfürchtigen, der Kirche gehorsamen Geschlecht abstamme, in welchem sich besonders sein Urgroßvater Lothar II. auszeichne, der zu Ehren des apostolischen Stuhles zweimal nach Apulien gezogen sei.

Am 8. Juni 1201 schwor Otto IV. zu Nuys: „seinem Herrn, dem Papste Innocenz III. und dessen Nachfolgern, alle Besitzungen und Rechte der römischen Kirche zu erhalten, und alles Land von Radicofani bis Ceperano, das Exarchat Ravenna, die fünf Städte Rimini, Pesaro, Fano, Osimo und Ancona, die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, das Land der Gräfin Mathilde, die Grafschaft Bertinoro und alle übrigen dazu gehörigen Lande wieder erwerben zu helfen; auch dem Papste zur Erhaltung und Vertheidigung des sicilischen Reiches beizustehen."

Mittlerweile wüthete der Krieg zwischen den beiden Gegenkönigen in Deutschland. Um den König von Dänemark zum Bundesgenossen zu gewinnen, trat ihm Otto IV. ganz Nordalbinglen ab. Die Böhmen zogen plündernd und verheerend durch die sächsischen und thüringischen Lande. König Philipp suchte den Papst für sich zu gewinnen, indem er versprach, das griechische Reich, wenn es ihm oder seinem Schwager, dem Sohne des Kaisers Isaak Angelus, zufalle, der römischen Kirche zu unterwerfen und seine Tochter einem Neffen des Papstes zur Gattin zu geben. Das gefiel Innocenz III. sehr wohl und er näherte sich daher den Hohenstaufen wiederum an. Im Anfange des Jahres 1205 ließ sich Philipp zu Aachen vom Erzbischofe von Köln krönen, doch der Krieg dauerte noch immer fort, Philipp demüthigte sich mehr und mehr vor dem Papste, doch ohne Erfolg. Der Zwiespalt, welcher anfangs nur in der Königswürde gewesen, ging von da über auf die Erzbisthümer und andere einflußreiche kirchliche und weltliche Stellen. Philipp dehnte aber seine Macht weiter aus, während Otto IV. immer mehr bedrängt wurde.

Im Frühlinge 1208 brachte Philipp den Sonntag vor Johannis des Täufers Tage, den 21. Juni, zu Altenburg, einem Schlosse des Bischof's Elbert von Bamberg, zu. Dahin kam Otto von Wittelsbach, welchem Philipp eine seiner Töchter zur Gemahlin versprochen, aber nicht Wort gehalten, weil Otto, ein jähzorniger, roher Mann, sich durch Mord befleckt hatte. Im Bunde mit dem Bischofe Elbert von Bamberg, dessen Bruder und dem Markgrafen Heinrich von Andechs und Istrien, kam Otto von Wittelsbach mit zehn Bewaffneten in das Schloß, woselbst der Kaiser zur Ader gelassen hatte und auf seinem Ruhebette lag. Bei ihm waren der Bischof Heinrich von Speier, sein Kanzler und der Truchseß Heinrich von Waldburg. Otto klopfte an und wurde eingelassen. Er spielte in frecher Weise mit seinem Schwerte, was ihm der Kaiser mit den Worten verwies: „Dergleichen Scherz gebühre sich nicht vor des Königs Person." Otto von Wittelsbach aber schwang sein Schwert und rief: „Es soll Dir auch kein Scherz sein, Du sollst hier Deine Treulosigkeit büßen." Zugleich hieb er dem König Philipp in den Hals. Der Bischof von Speyer versteckte sich, der Truchseß schrie laut und verschloß die Thüre, Otto hieb ihn in die Wange und entkam zu dem Bischofe von Bamberg.

Philipp erntete so selbst die Frucht seiner allzugroßen Nachsicht, welche ihn abhielt, den Otto von Wittelsbach wegen früher begangener Mordthaten zur Strafe zu ziehen. Eine genaue Untersuchung über die Ermordung des Königs wurde nicht eingeleitet, der

Bischof von Bamberg und seine Genossen nicht sofort verhaftet. Man scheute sich, der Sache schärfer nachzuforschen. Erst auf der Reichsversammlung zu Frankfurt a. M. im November des gleichen Jahres wurde über Otto von Wittelsbach und dessen Mitschuldige die Acht ausgesprochen. Wer aber die Mitschuldigen seien, blieb ununtersucht. Otto von Wittelsbach war von dem Bischofe zu Bamberg an die Donau geflohen. Auf einem Hofe der Mönche von Ebrach fand ihn der Marschall von Kallinthin, dem die Vollziehung der Acht übertragen war. Der Sohn eines von Otto erschlagenen Ritters war dem Marschall zur Seite. Der Marschall tödtete den Geächteten und warf sein abgeschlagenes Haupt in den Fluß. Der Markgraf Heinrich von Andechs und Istrien erhielt nach siebzehn Jahren von Friedrich II. Verzeihung. Auch der Bischof von Bamberg wurde später begnadigt. Die geheimen Fäden der Mordthat blieben verborgen. Der Tod König Philipp's kam den Welfen zu sehr erwünscht und die bekannt gewordenen Verschworenen waren zu einflußreich, als daß man glauben sollte, es habe sich nur um die Privatrache des Wittelsbacher's gehandelt. Weder der Bischof von Bamberg, noch der Markgraf Heinrich von Andechs und Istrien würden dazu die Hand geboten haben. Das Sprüchwort: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kömmt doch noch an die Sonnen," hat sich hier, wie in vielen anderen Fällen, nicht bewährt.

Nicht mehr, als vierundzwanzig Jahre waren verflossen, seit Friedrich I., Barbarossa, auf dem Reichstage zu Mainz mit fünf blühenden Söhnen erschienen war. Von diesen war Philipp der Letztlebende. Nur einer dieser fünf Söhne hatte einen männlichen Sprossen hinterlassen. Dieser wurde fern von Deutschland, in Sicilien, auferzogen. Obgleich als Kind zum Könige von Deutschland erwählt, war Heinrich's VI. einziger Sohn, der letzte Hohenstaufe, von den deutschen Fürsten später aufgegeben und seine Wahl für ungültig erklärt worden.

§ 39. Otto IV. und Friedrich II.

Nach Philipp's Tode wurde Otto IV. bald allgemein als deutscher König anerkannt. Die alten Ansprüche des welfischen Hauses mußte er aber aufgeben. Er ehelichte Beatrix, die Tochter Philipp's, welche übrigens wenige Tage nach der Hochzeit, wahrscheinlich am Gifte, das ihr die Kebsweiber ihres Gatten mischten, starb. Die Freundschaft mit dem Papste hörte auf, sobald Otto IV. seine kaiserlichen Rechte in Italien geltend machte. Im Jahre 1209 zog Otto über die Alpen und wurde am 27. September zu Rom gekrönt. Otto hatte seinen Zweck, als Kaiser gekrönt zu werden, erreicht. Die Zusagen, welche er dem Papste gegeben, waren nur Mittel gewesen, an sein Ziel zu gelangen. Er hielt sich daher nicht verpflichtet, dieselben zu erfüllen und verfügte über mehrere alte Reichslehen, welche er an den Papst abgetreten hatte. Als Innocenz III. ihm vorwarf, dies sei Eidbruch, entgegnete der Kaiser: „Er habe nicht minder bei seiner Krönung geschworen, die Würde des Reiches zu erhalten und alle verlorenen Rechte nach Kräften wieder zu gewinnen, wenn der Papst ein anderes verlange, so müsse er ihn erst von diesem Eide entbinden." Das machte den Papst zornig. „Vergiß nicht," so rief er dem Kaiser zu, „daß die Kirche Dich erhoben; denke des Königs Nebukadnezar, der, auf seine Macht übermüthig, in einen Ochsen verwandelt, Heu fraß, wie ein Thier."

Otto IV. bekümmerte sich wenig um die Redensarten, denn er vertraute seinem Heere. Er fiel in Apulien ein und rückte bis Neapel vor. Der Papst schleuderte aber wider den welfischen Kaiser nicht minder seinen Bannfluch, als früher gegen die Hohenstaufen (November 1210).

Mittlerweile war Heinrich's VI. Sohn herangewachsen. Als er vierzehn Jahre

zählte, wurde er vom Papste für volljährig erklärt und erhielt von ihm die Wittwe des Königs Emmerich von Ungarn, Constantia von Aragonien, zur Gemahlin (1209). Sobald sich Innocenz III. von Otto bedroht sah, setzte er ihm den jungen Hohenstaufen entgegen. Auf seine Verwendung wurde durch eine Versammlung der Stände zu Nürnberg (1211) die frühere Wahl Friedrich's II. wieder hergestellt. Dadurch wurde Otto IV. gezwungen, aus Italien zurückzukehren (1212). Im Sommer dieses Jahres folgte ihm Friedrich nach. Der König Philipp August von Frankreich bewilligte ihm Hülfsgelder, Otto IV. bezog solche aus England. Friedrich verstand es, mit dem Könige Ottokar von Böhmen und dem Könige von Dänemark, welchem Letztern er den Besitz der überelbischen Länder bestätigte, Freundschaft zu schließen. Dem Papste, dessen Oberlehensherrlichkeit über Apulien und Sicilien Friedrich schon früher (Feb. 1211) anerkannt hatte, ertheilte er (12 Juli 1213) dieselben Versprechungen, welche Otto IV. ihm gemacht hatte und sagte ihm überdieß noch Corsica und Sardinien zu. Otto IV. schalt seinen Gegner den „apulischen Jungen" und einen „Pfaffenkönig." Dessenungeachtet breitete Friedrich seine Macht mehr und mehr in Deutschland aus, insbesondere nachdem Otto IV. bei Bovines (am 27. Juli 1214) eine entschiedene Niederlage durch die Franzosen erlitten hatte. Der Zwiespalt in Deutschland rankte fort und Innocenz III. benützte das Elend des Reiches, immer neue Zusicherungen von Friedrich zu erpressen. Bald darauf eroberte Friedrich Aachen und ließ sich daselbst förmlich krönen (am 25. Juli 1215). Zum Danke für alle Zugeständnisse Friedrich's erklärte der Papst Otto IV. des Kaiserthums verlustig und Friedrich II für den rechtmäßigen König der Deutschen. Der Krieg zwischen beiden Gegenkönigen hörte übrigens von selbst auf, da Friedrich II. es für klüger hielt, die hohenstaufische Hausmacht herzustellen, als Otto IV., welcher mit dem Könige von Dänemark kämpfte, anzugreifen. Am 19. Mai 1218 starb Otto und Friedrich wurde nunmehr allgemein als König anerkannt.

Otto IV. fand seinen Tod an den Folgen von s. g. Purgirpillen, welche ihm geschickt worden waren, also in der That an einem Stoffe, welchen er genoß, und der statt wohlthätig, verderblich wirkte. Die Pillen soll Otto von einem Freunde zugeschickt erhalten haben. Wer aber den Freund über die Wirkung derselben täuschte, wer sie ihm für wohlthätig ausgab, während sie den Tod brachten, ist nicht ermittelt worden. Jedenfalls ist es eine merkwürdige Thatsache, daß Heinrich VI., Philipp von Schwaben und Otto IV. unter dem Banne und unter mehr als verdächtigen Nebenumständen starben: Heinrich VI. in der Blüthe frischer Gesundheit, an einem Trunke, den er that; Philipp, ermordet von Otto von Wittelsbach in dem Hause eines Bischofs; Otto IV. an Pillen, die ihm als Heilmittel zugeschickt wurden. Der Aberglaube hat die Strafe Gottes in der Todesart dieser drei vom Papste verfluchten Kaiser erkannt. Wer eine höhere Idee von der Gottheit und eine weniger hohe von dem Papstthume hegt, wird eher geneigt sein, päpstlicher Herrschsucht, als göttlicher Rache diese Todesfälle zuzuschreiben. Mit Friedrich II. trat in mehr als einer Beziehung ein Wendepunkt in dem öffentlichen und in dem kirchlichen Leben Europa's ein. Er war nicht, wie alle deutschen Könige vor ihm, in Deutschland geboren und erzogen worden. Sicilien war seine Wiege, ein Land, in welchem die Mohammedaner damals in großer Zahl wohnten und bedeutenden Einfluß hatten. Mohammedaner waren seine Lehrer, Rathgeber und Begleiter. Strenggläubige Muselmänner würden schwerlich in die Dienste eines Christen getreten sein. Der Zweifel war damals, namentlich in Sicilien, auch in den Islam eingedrungen. Der Zweifel in religiösen Dingen ist ziemlich unabhängig von einem bestimmten Bekenntnisse. Wer in Betreff des Glaubens seiner Eltern zweifelt, erkennt den Glauben Anderer noch weniger, als göttlich an. Es ist daher sehr natürlich, daß Friedrich II. kein blindgläubiger Christ

war, wie alle seine Vorgänger. Daß Friedrich eine gewisse Vorliebe für den Islam hatte, ist unzweifelhaft. Im Widerspruche mit den zu seiner Zeit geltenden Ansichten und Gewohnheiten pflegte er freundliche Verhandlungen mit den mohammedanischen Fürsten seiner Zeit. Er zog einen bedeutenden Theil seiner Streitkräfte aus der Mitte der Mohammedaner und wenn ihm auch mit Unrecht vorgeworfen wird, er habe Moses, Mohammed und Christus für drei Betrüger erklärt, so ist doch gewiß, daß Friedrich II. die mohammedanische Regierung in Kirche und Staat der christlichen vorzog. „O glückliches Asien," rief er einst aus, „o ihr glücklichen Beherrscher der Morgenländer, welche die Waffen ihrer Unterthanen nicht fürchten und von den Erfindungen der Geistlichen und Bischöfe nichts zu besorgen haben!"

Diese Worte, durch welche er seinem gepreßten Herzen Luft machte, beweisen, daß Friedrich das Joch des durch die Pfaffen verbreiteten Aberglaubens schwer empfand. Daß er dadurch statt zu einem Kampfe für die Wahrheit und die Freiheit zu einem Kampfe im Sinne des asiatischen Despotismus getrieben wurde, spricht nicht zu seinen Gunsten.

„Wir Könige," fügte Friedrich hinzu, „wir Bekenner des ächten Glaubens, werden belastet mit allgemeinem Hasse und gerathen in Spaltung mit den Bürgern und mit den Geistlichen. Jene trachten nach dem reizenden Mißbrauch einer verpestenden Freiheit; diese möchten durch heimliche Bemühungen und, wo solche nicht ausreichen, durch offenbare Gewalt unsere Ehren, Würden und Güter verringern."

Friedrich bedachte freilich nicht, daß der Grund, auf welchem seine Ehren, Würden und Güter ruhten, derselbe war, als derjenige, aus welchem seine Gegner, die Geistlichen, ihre Ehren, Würden und Güter ableiteten: die Dummheit und Unselbstständigkeit der Massen, und daß, wenn er in einem Athemzuge den Islam preißt, die Erfindungen der christlichen Geistlichen brandmarkt und sich einen Bekenner des ächten Glaubens nennt, die letztere Behauptung sehr wenig zu den zwei anderen paßt.

Friedrich hatte allerdings, in Folge seiner religiösen und politischen Anschauungsweise, einen sehr schweren Standpunkt gegenüber den Päpsten, deren ganze Gewalt auf dem finstersten Aberglauben beruhte und gegenüber dem deutschen Volke, welches in den Schlingen des Pfaffenthums lag. Er besaß nicht Wahrheitsliebe und Freiheitssinn genug, um mit der Lüge und dem Despotismus in Kampf zu treten. Der Aberglaube, welcher seine Zwecke förderte, war ihm ganz erwünscht; er haßte nur diejenigen, auf dem die Macht seiner Feinde beruhte. Der Despotismus der Päpste erschien ihm unerträglich, allein sein Streben war, an die Stelle des päpstlichen und des abendländisch-christlichen, den vereinigten orientalischen Despotismus zu setzen, wie er in Cairo, Bagdad und Iconium üblich war. Er fühlte sich nicht stark genug, den Kampf gegen die Päpste mit den Waffen zu beginnen und nahm daher zur Lüge und zum Betrug seine Zuflucht. Er heuchelte einen Glauben, den er nicht hegte, eine Unterwerfung, die seiner ganzen Natur von Grund aus widersprach und verstrickte sich daher in eine Reihe von Versprechungen, die er niemals hielt, oder auch nur zu halten gedachte, insofern er nicht später durch die Macht der Verhältnisse dazu gezwungen würde.

Friedrich II. hätte, wenn er einen vollständigen Sieg errungen, die Entwickelung des Abendlandes ebensowenig gefördert, als wenn die Päpste ihre Pläne durchgesetzt hätten. Die beiden schlimmsten Gegner der Freiheit förderten die Entwickelung der Völker dadurch am meisten, daß sie sich gegenseitig auf Tod und Leben bekämpften.

Friedrich II. hatte, außer seinen unehelichen, nicht weniger als vier eheliche Frauen. Seine erste Gattin, welche der Papst ihm verliehen, Constantia von Aragonien, starb frühzeitig, nachdem sie ihm seinen ältesten Sohn, Heinrich, geschenkt; worauf er Jolanta, die Tochter des Königs Johann von Jerusalem, heirathete welche 1228 im Wochenbette

starb, nachdem sie Konrad, Friedrich's zweiten Sohn, geboren hatte. Im Jahre 1235 feierte Friedrich II. mit großer Pracht zu Worms die Hochzeit mit seiner dritten Gattin, der englischen Königstochter Isabella, welche seinem dritten Sohn, Heinrich, das Leben gab. Die vierte Gemahlin Friedrich's war Blanka, des Grafen Bonifacius Lancia Tochter und die Mutter seines Sohnes, Manfred. Seine außer der Ehe geborenen Kinder beweisen, daß eheliche Treue ihn nicht zierte. Doch war Friedrich unzweifelhaft der begabteste unter allen deutschen Kaisern. Er verstand und sprach griechisch, lateinisch, italienisch, deutsch, französisch und arabisch. Er war übrigens mehr Italiener, als Deutscher und bekannte unumwunden, Italien sei sein Vaterland. Er vereinigte auf seinem Haupte sieben Kronen: die kaiserliche, die deutsche, die burgundische, die lombardische, die sicilische, die sardinische, und die Krone von Jerusalem. Allein es bewährte sich an ihm der Spruch, daß Kronen und Schätze den Menschen nicht glücklich machen können. Sein ältester Sohn, König Heinrich, wurde an ihm zum Verräther; sein unehelicher und Lieblingssohn, der schöne und tapfere Enzius, wurde von seinen Feinden gefangen und nicht wieder frei gegeben. Mit dem päpstlichen Fluche beladen, von Verräthern und Giftmischern umgeben, verwickelte ihn jede seiner Kronen in gefährliche Kriege und Zwistigkeiten, welche ihm nur wenige kurze Stunden ungetrübter Ruhe ließen. Da Friedrich's II. ausgezeichnete Gaben nicht unter der Leitung der allgemeinen Menschenliebe, der Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit, sondern unter dem Einflusse der Herrschsucht und des Ehrgeizes standen,— so müssen wir uns freuen, daß er Gegner fand, die ihm Schranken setzten.

§ 40. Innere Zustände Deutschland's (1212—1250).

Friedrich II. brachte von seiner achtunddreißig-jährigen Regierungszeit nur den vierten Theil in Deutschland zu. Die nothwendige Folge davon war, daß die ohnedies schwache königliche Gewalt mehr und mehr in Abnahme kam, daß die Machthaber ungehemmt ihren Leidenschaften fröhnten, alle selbstbewußten freien Menschen darnach strebten, sich gegen die Uebergriffe räuberischer Ritter und fürstlicher Mordbrenner zu sichern und die große Masse des arbeitenden und wehrlosen Volkes in immer tieferes Elend versank.

In demselben Jahre, wie Otto IV., starb auch der Herzog Berthold von Zähringen einer der mächtigsten Gegner der Hohenstaufen. Die von ihm erbauten Städte: Bern und Freiburg übergab er vor seinem Tode an das Reich. Die burgundische Statthalterschaft hatte er niedergelegt, weil er wenig oder keinen Gehorsam fand. Seine Erbgüter zersplitterten sich, indem sie an die gräflichen Häuser: Kiburg, Urach und Teck, fielen. Das Breisgau verlieh Friedrich II. dem Markgrafen Herrmann von Baden. Mehrere Reichslehen des Herzogs von Zähringen und die Statthalterschaft von Burgund vereinigte Friedrich mit dem Herzogthume Schwaben, welches er bis zur Volljährigkeit seines Sohnes unter seiner persönlichen Verwaltung behielt.

Im Jahre 1220 wählten die Fürsten auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. den siebenjährigen Sohn Friedrich's II., Heinrich, zum Könige. Unmittelbar nach der Wahl ertheilte der Kaiser den Bischöfen einen hochwichtigen Freiheitsbrief, ohne Zweifel zum Lohne für die Wahl seines Sohnes. In dieser Urkunde verzichtete Friedrich II. wiederholt auf das Spolienrecht oder die Beerbung der Bischöfe, versprach ihnen unter anderem, daß den Kirchenbann die Reichsacht stets unterstützen und daß kein königlicher Beamter in den bischöflichen Städten Gerichtsbarkeit üben solle.

Drei Jahre nach seiner Wahl wurde der zehnjährige Heinrich zu Aachen gekrönt. Dessenungeachtet blieb Friedrich II. die eigentliche Seele der Verwaltung Deutschland's. Größere Reichslehen vergab Friedrich allein. In minder wichtigen Angelegenheiten hatte

zwar Heinrich eine gewisse Unabhängigkeit, doch wollte sein Vater die oberste Gewalt in Deutschland keineswegs aufgeben. Wer von Friedrich abgewiesen war, wandte sich an dessen Sohn, und wer von Heinrich nichts hoffte, nahm zu dessen Vater die Zuflucht. In der Abwesenheit Friedrich's II. mehrten sich die Fehden und Unruhen aller Orten. Die Pfaffen, welche gegen die Albigenser gewüthet hatten, bemühten sich, auch in Deutschland einen ähnlichen Ketzereifer anzuregen. Die Stedinger, ein kräftiger Zweig des friesischen Volksstammes, welcher sich das Joch des Erzbischofs von Bremen nicht willig gefallen lassen wollte, wurde von verruchten Geistlichen und deren Knechten auf's furchtbarste verfolgt. Seit Jahrhunderten hatten sie sich ihre altfriesische Freiheit erhalten. Nach Entstehung der Stadt und Grafschaft Oldenburg drängten sich einige Junker bei ihnen ein, wollten bei ihnen ihre Raubnester anlegen und fingen damit an, sich gegen die Frauen und Töchter der Bauern Ungebührlichkeiten zu erlauben. Die Stedinger, welche ohne Adel sehr glücklich gewesen waren, vertrieben in blutigen Kämpfen die Eindringlinge (zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts). So wenig als die Anmaßungen des Adels wollten die Stedinger diejenigen der Geistlichkeit tragen. Seit dem zwölften Jahrhunderte hatten sie sich standhaft geweigert, den Zehnten zu leisten. Auf ihren häufigen Seereisen waren sie in mannigfaltige Berührungen mit aufgeklärten Menschen gekommen und hatten gegen die herrschsüchtigen und habgierigen Bestrebungen, welche die Pfaffen in das Gewand des Christenthums kleideten, den tiefsten Abscheu eingesogen. Aller Orten ging der Druck der weltlichen und der geistlichen Tyrannen Hand in Hand. Weil die Stedinger deren Joch nicht willig auf sich nahmen, wurden sie als Ketzer verschrieen. Im Jahre 1232 belegte sie Erzbischof Gerhardt II. von Bremen mit dem Banne. Die wackeren Landleute focht das nicht an, im Gegentheile jagten sie die raubsüchtigen Pfaffen aus ihrem Lande und richteten sich ihren Gottesdienst ohne alle Knechte des Papstes nach ihrer eigenen Anschauungsweise ein. Der Erzbischof von Bremen überzog sie mit Krieg. Sein Bruder, der Graf von der Lippe, stand ihm bei. Die Ritter wurden aber von den Bauern geschlagen. Wüthend über die erlittene Niederlage suchte der Erzbischof Hülfe beim Papste. Dieser erließ Schreiben an die Böschöfe von Lübeck, Minden und Ratzeburg und trug ihnen auf, das Kreuz gegen die freien Männer predigen zu lassen. Der Kaiser Friedrich II. folgte dem Beispiele seines Vorfahrs Friedrich's I., welcher Arnold von Brescia den päpstlichen Henkern überlieferte, und sprach über dessen Gesinnungsgenossen an der Nordsee die Acht aus. Die Stedinger wehrten sich mit einem Muthe, den ihre Feinde nicht erwartet hatten. Im Jahre 1233 erschlugen sie den Grafen von Oldenburg nebst zweihundert Rittern, welche gegen sie zu Felde zogen. Doch die Zahl der raubsüchtigen Kreuzfahrer mehrte sich von Monat zu Monat. Ueber vierzigtausend Streiter rückten unter dem Herzog von Brabant, den Grafen von Cleve, von der Mark und Oldenburg im Jahre 1234 gegen die kleine Schaar der Landleute, an deren Spitze Boleke von Bardenfleet, Tammo von Huntdorpe und Detmar von Damme standen. Elftausend Stedinger nahmen bei Altenesch den Kampf mit dem viermal stärkern Feinde auf. Sie unterlagen zwar, aber verkauften theuer ihr Leben. Der Graf von Oldenburg, mehrere Fürsten und viertausend Reisige bedeckten den Wahlplatz. Den Feinden der Freiheit war das ebene Feld günstig. Die Landleute wurden von allen Seiten umritten, mehr als die Hälfte derselben verlor ihr Leben, die übrigen flohen zu den Rüstringern. Die Pfaffen und die Raubritter theilten sich in das Land des betriebsamen Völkchens, welches nie wieder seine frühere Blüthe erreichte.

Um dieselbe Zeit zog durch das mittlere Deutschland im Auftrag des Papstes Konrad von Marburg hin und her, um Ketzer aufzuspüren. Ein unzüchtiges Weib und ein schurkischer Mann dienten ihm zu seinen Zwecken. Wer angeschuldigt wurde, verlor unter

Qualen und Schimpf das Leben. So lange der päpstliche Bevollmächtigte sich mit Opfern aus den niederen Ständen begnügte, ließ man ihn gewähren. Als er aber auch Edelleute und Grafen vor sein Ketzergericht lud und sie verurtheilte, blieb es nicht länger bei stiller Entrüstung. Ein Graf von Sayn, welchem der freche Ketzerrichter das Haar hatte scheeren lassen, beschwerte sich bei Kaiser und Reich. Das Haar des Grafen galt mehr, als das Blut vieler Bauern und Bürger, welches der päpstliche Henker früher vergossen hatte. Konrad von Marburg wurde der Ungerechtigkeit und Grausamkeit schuldig befunden und kurz darauf (1233) in der Nähe von Marburg durch einige Edelleute erschlagen.

Dem Widerstand des Adels, nicht dem schützenden Arme des Kaisers verdankt es Deutschland, daß dieser erste Versuch, die Inquisition einzuführen, mißlang. In den wichtigsten Beziehungen des Lebens mußte das deutsche Volk immer für sich selbst Sorge tragen. Nur wo seine persönlichen Interessen in Frage standen, griff Friedrich II. ein. Dahin gehörte namentlich sein Verhältniß zu dem deutschen Könige, seinem Sohne Heinrich. Dieses wäre schon im Jahre 1232 fast gebrochen, und wurde von da an immer schroffer Gegen Ende des Jahres 1234 schloß der Sohn einen förmlichen Vertrag mit den Mailändern gegen seinen Vater ab. Friedrich II. kam aus Italien mit einem auserlesenen Gefolge und vielem Gelde nach Deutschland. Heinrich wurde bald genöthigt, sich zu unterwerfen und da er auch dann noch dem Kaiser neuen Verdacht gab, in strengen Gewahrsam genommen, aus dem er erst (12. Febr. 1242) durch seinen Tod erlöst wurde. Eine Zeit lang führte der Kaiser selbst die Reichsverwaltung. Er ordnete die Streitfrage von den welfischen Stammgütern, indem Herzog Otto Braunschweig und Lüneburg mit seinen übrigen Hausgütern von dem Kaiser als Reichslehen mit herzoglicher Gewalt, und auch für Frauen erblich, empfing (1235). Friedrich II. erließ ein, mit dem Reichstage von Mainz berathenes Landfriedensgesetz, dessen Bruch unter Aufhebung des Wehrgeldes mit der Acht bestraft werden sollte. Was helfen aber Gesetze, wenn Derjenige, welcher zunächst berufen ist, sie zu handhaben, theils abwesend, theils durch seine eigenen Streitigkeiten gezwungen ist, von dem Rechte abzuweichen, um die Zahl seiner Gegner nicht zu vermehren? Schon im Jahre 1236 kehrte der Kaiser nach Italien zurück. Früher hatte er gegen den Herzog Friedrich von Oesterreich wegen mannigfaltiger Verletzungen des Reichsfriedens die Acht ausgesprochen. Die mit deren Vollziehung beauftragten Fürsten wurden aber von dem Herzoge geschlagen, welcher die Bischöfe von Passau und Freisingen sogar gefangen nahm. Mitten im Winter desselben Jahres eilte Friedrich II. aus Italien herbei, nahm ganz Oesterreich ein, erklärte Wien zur Reichsstadt, trennte Steiermark von Oesterreich, gab den steierischen Ständen einen Freiheitsbrief und ließ beide Lande durch Statthalter verwalten. Das ganze südliche Deutschland, von Burgund bis an die Grenze Ungarn's, befand sich, mit Ausnahme der Bisthümer und der Herzogthümer Baiern, Kärnthen und Meran-Andechs, im unmittelbaren Besitze des Kaisers. Doch da Friedrich II. nicht in Deutschland blieb und mit den Päpsten und den Lombarden auf Tod und Leben kämpfte, so ging in seiner Abwesenheit bald wieder verloren, was er durch kriegerischen Muth und seine Staatskunst gewonnen hatte. Mit dem Herzog Friedrich von Oesterreich söhnte sich der Kaiser später, am 1. Juni 1245, wieder aus und gab ihm seine Länder zurück. Ein Jahr darauf fiel Herzog Friedrich in einer Schlacht gegen die Ungarn (1246), und mit ihm erlosch das babenbergische Geschlecht. Zwar ließ Friedrich (1237) seinen zweiten Sohn, Konrad, zum römischen Könige wählen, doch dieser war noch ein Kind, und vermochte daher nicht, die königliche Gewalt mit Nachdruck auszuüben.

Auf der Kirchenversammlung zu Lyon wiederholte der Papst Innocenz IV. (30. Januar 1245) den schon früher gegen Friedrich II. ausgesprochenen Bann, erneuerte denselben am 17. Juli gleichen Jahres und schloß alle Anhänger des Kaisers in den Fluch

mit ein. Ungeachtet der großen Gefahr, welche dazumal dem Abendlande von Seiten der Mongolen drohte, wurde der Streit zwischen Papst und Kaiser immer bitterer. Den päpstlichen Ränken gelang es, vom Kaiser die deutschen Bischöfe loszureißen, welche in Verbindung mit wenigen Laien den Landgrafen Heinrich von Thüringen, genannt Raspe, zum deutschen Könige wählten (Mai 1246). Der Bürgerkrieg wurde durch päpstliches Geld genährt. Bei Frankfurt a. M. verlor Konrad (5. August 1246) gegen Heinrich Raspe eine Schlacht. Doch mußte Letzterer von Reutlingen und Ulm, die er belagert hatte, abziehen, wurde von Konrad in einem blutigen Treffen bei Ulm geschlagen und starb verwundet bald nachher auf der Wartburg in Thüringen (am 17. Februar 1247). Der Papst ruhte aber nicht. Er bot die deutsche Krone aus, als wäre er deren unbestrittener Eigenthümer. Nach Heinrich Raspe konnte er keinen deutschen Fürsten mehr finden, der es wagte, mit ihr zugleich den Kampf gegen Friedrich II. aufzunehmen. Endlich ließ sich der junge Graf Wilhelm von Holland dazu bereden. Die drei rheinischen Erzbischöfe und der König Wenzlaw von Böhmen gaben ihm ihre Stimmen. Die sächsischen Fürsten, die süddeutschen und die meisten anderen Bischöfe und Städte blieben dem Kaiser Friedrich und seinem Sohne Konrad treu. Unter solchen Wirren nahmen die Erbfolgestreitigkeiten der Fürsten und die Räubereien der Ritter in dem Maße zu, daß die in ihrem Handelsverkehre gefährdeten Städte gezwungen wurden, sich durch Bündnisse, welche sie untereinander und mit benachbarten Fürsten und Grafen schlossen,*) zu helfen.

Wilhelm von Holland nahm Aachen ein, zog den Rhein hinauf (1248), konnte aber im südlichen Deutschland keinen festen Fuß fassen. Der Entscheidungskampf wurde nicht in Deutschland, sondern in Italien geführt. Im Augenblicke, da Friedrich II. den Papst in seinem Sitze zu Lyon bedrohte, erkrankte er und starb, den 13. Dezember 1250, nach kaum zurückgelegtem sechsundfünfzigsten Lebensjahre.

§. 41. Kaiserthum und Papstthum (1212—1250)

Seit anderthalb Jahrhunderten hatte der Kampf zwischen dem Kaiserthum und dem Papstthum nur selten und auf kurze Zeit geruht. Heinrich IV., welcher zuerst von Gregor VII. angegriffen wurde, war seinem Gegner in keiner Beziehung gewachsen. Friedrich II. konnte sich, was Geistesbildung, Scharfblick, Schlauheit und Ausdauer betrifft, mit allen Päpsten messen, die er bekämpfte. Allein er war unter päpstlicher Vormundschaft herangewachsen. Bevor er zum Manne geworden, hatte es der Papst Innocenz III. verstanden, ihm Ketten anzulegen, welche er im Laufe seines ganzen Lebens nicht brechen konnte. Der Papst bediente sich seiner anfangs nur als Mittel, um den mit ihm in Streit befangenen Kaiser Otto IV. zu stürzen. Unbedenklich versprach der junge Fürst, was der schlaue Papst von ihm verlangte, ohne die ganze Bedeutung seiner Zusagen erkannt zu haben. Schon im Jahre 1211 mußte Friedrich die Oberlehensherrlichkeit des Papstes über das apulische und sicilische Reich anerkennen. Am 12. Juli 1213 sagte er dem Papste Freiheit der Wahlen und der Berufung auf Rom, Verzicht auf den Nachlaß der Bischöfe, Hülfe zur Ausrottung der Ketzer, den Besitz aller von Otto IV. dem Papste zuerkannten Rechte und überdies noch Corsica und Sardinien zu. Im Jahre 1215 versprach Friedrich weiter, alsbald nach Empfang der Kaiserkrone seinem Sohne Heinrich das sicilische Reich abzutreten, nicht mehr den Titel davon zu führen und bis zu dessen Volljährigkeit einen, dem Papste als Oberlehensherrn verantwortlichen Statthalter einzusetzen. In demselben Jahre gelobte er auch, einen Kreuzzug zu unternehmen. Alle diese Zusagen hatte Friedrich gemacht, bevor er das einundzwanzigste Jahr seines Lebens voll-

*) S. unten § 47.

endet hatte. Hätte er Wort gehalten, so wären alle seine hochfliegenden Pläne in ihren ersten Keimen schon untergegangen. Friedrich fühlte sich zu Italien mehr hingezogen, als zu Deutschland. Sicilien und Apulien boten ihm mehr Schätze und höhere Lebensgenüsse, als die rauhen Gegenden im Norden der Alpen. Dort besaß er eine fast unumschränkte Macht, während die königliche Gewalt in Deutschland seit Jahrhunderten immer sehr zweifelhafter Natur gewesen war und nur durch unausgesetzte persönliche Anwesenheit und die besonnenste Thätigkeit gestärkt werden konnte. Friedrich trat Sicilien und Apulien nicht an seinen Sohn Heinrich ab, er hörte nicht auf, den Titel eines Beherrschers dieser Reiche zu führen, und wenn er, statt dessen, Deutschland seinem Sohne Heinrich übergab, stellte er den Papst damit um so weniger zufrieden, als der Vater seinen Einfluß auf den Sohn mit großem Mißtrauen geltend machte. In seinen weiten Reichen hatte Friedrich alle Hände voll zu thun; dennoch versprach er bei seiner Krönung zu Rom (22. Nov. 1220) wiederholt und zwar diesesmal eidlich, im nächsten Frühjahre einen Theil seines Heeres nach Palästina vorauszuschicken und im August zu folgen. Er entband die Inhaber der Güter der Gräfin Mathilde des ihm geleisteten Eides und erließ kaiserliche Gesetze über die Immunität (gerichtliche Unabhängigkeit) der Geistlichkeit, die Verfolgung der Ketzer, Beschützung der Pilger und den Gottesfrieden. Der Kreuzzug im folgenden Jahre wurde nicht ausgeführt, doch verständigte sich Friedrich deßhalb mit dem Papste Honorius III., welcher ihm zwei Jahre Frist gab, die von der Zeit der Verständigung (1223) an gezählt werden sollten. Gegen Ende des Jahres feierte er seine Hochzeit mit Jolanta, der Tochter Johann's von Brienne, und nahm zugleich den Titel eines Königs von Jerusalem an. Seit zwölf Jahren war Friedrich II. deutscher König und noch hatte er nicht die lombardische Krone empfangen. Doch die Zeit drängte. Die letzte Frist, welche Friedrich sich selbst gesetzt hatte, war ihrem Ende nahe. Unverrichteter Dinge kehrte er aus der Lombardei nach Apulien zurück. Zur vorausbestimmten Zeit schiffte sich der Kaiser in Begleitung des Landgrafen Ludwig von Thüringen und zahlreicher Kreuzfahrer zu Brundusium ein. Drei Tage darauf kehrte er aber nach Otranto zurück. Der Landgraf starb. Friedrich begab sich in die Bäder von Puzzuoli. Ob er wirklich oder nur zum Scheine krank war, ist nicht mehr zu ermitteln.

Honorius III. war gestorben. Gregor IX. sprach, ohne sich um die Krankheit des Kaisers zu kümmern, den Bann in den härtesten Worten über ihn aus. Friedrich blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Er sagte ganz offen: „Die Welt solle sich vereinen zur Vernichtung der unerhörten Tyrannei, welche der Papst über die christlichen Staaten verhänge," und nannte den Papst „einen großen Drachen, einen anderen Bileam, einen Fürsten der Finsterniß und einen Anti-Christen." Seine Erwiderung ließ Friedrich II. öffentlich zu Rom verlesen. Gregor IX. hatte in der Stadt selbst zahlreiche Gegner, welche ihn nöthigten (Ostern 1228), aus Rom zu fliehen, nachdem er am grünen Donnerstag den Bannfluch gegen Friedrich wiederholt hatte. Die Päpste kämpften mit Friedrich II. nicht um kirchliche Rechte, sondern um politische Macht. Was die Päpste in Betreff der Glaubenslehren, der kirchlichen Unterordnung und der Ketzerverfolgung verlangten, wurde ihnen von Friedrich bereitwillig zugestanden. An der Eroberung Palästina's war den Päpsten wenig oder nichts gelegen. Um so größeren Werth legten sie aber darauf, ihren gefährlichen Gegner, Friedrich, aus Italien zu entfernen. Als der Kaiser am 28. August 1228 von neuem nach Palästina aufbrach, bestimmte dieses den Papst nicht, den ausgesprochenen Bann zurückzunehmen, im Gegentheile wiederholte er ihn und benützte des Kaisers Abwesenheit, Apulien gegen Friedrich in Aufstand zu versetzen. Der Papst verbot den zurückgebliebenen Kreuzfahrern, dem Kaiser nachzufolgen. Den Sultan Kamel forderte Gregor IX. auf, Jerusalem dem

Kaiser nicht zu überliefern. Mit den Tempelherren und Johannitern ließ er die Verabredung treffen, den Kaiser bei einem Ausfluge nach dem Jordan den Mohammedanern in die Hände zu liefern. Doch trotz aller päpstlichen Ränke bewirkte Friedrich II. durch den Schrecken, welcher vor ihm herging und den Einfluß, den er unter den Mohammedanern besaß, was vor ihm kein Fürst oder Kaiser erringen konnte. Jerusalem und die s. g. heiligen Orte kamen durch Friedrich wieder in den Besitz der Christen.*) Mittlerweile überzog der Papst Apulien mit Krieg. Der Kaiser eilte aus Palästina zurück, schlug die päpstlichen Schlüsselsoldaten (sie trugen nämlich statt des Kreuzes einen Schlüssel) aus Apulien, worauf (am 23. Juli 1230) ein Vertrag zu Stande kam, nach welchem Friedrich II. dem Papste Gregor IX. und seinen Anhängern völlige Vergessenheit zugestand und dagegen vom Banne entbunden wurde. Friedrich II. arbeitete mit aller Macht daran, sich ganz Italien zu unterwerfen. Doch die lombardischen Städte wollten sich von ihm nicht knechten lassen. Der Papst Gregor IX. stand ihnen bei. Friedrich zog Sardinien an sich, worauf Gregor (20. März 1239) von neuem den Bann gegen ihn aussprach. Der Kaiser antwortete mit dem Schwerte, eroberte eine päpstliche Stadt nach der andern und bedrohte Rom. Die deutschen Fürsten, welchen der Papst davon Nachricht gab und das Verbot, dem Kaiser zu gehorchen, hinzufügte, antworteten Gregor IX.: „Er habe kein Recht, einen Kaiser aufzustellen, sondern nur den zu krönen, welchen die Fürsten gewählt hätten." Doch fuhr Gregor fort, in Deutschland Ränke zu spinnen, mit welchem Erfolge, haben wir im vorigen Paragraphen gesehen. Selbst die Gefahr, womit die Mongolen die ganze Christenheit bedrohten, brachte zwischen Papst und Kaiser keinen Frieden zu Stande. Gregor IX. berief eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom. Friedrich's II. unehelicher Sohn, der König Enzius von Sardinien, schlug die genuesische Flotte, welche die abendländischen Bischöfe nach Rom verbringen sollte und nahm diese Letzteren gefangen (3. Mai 1241). Bald darauf (am 21. August) starb Gregor IX. Im folgte, nach Cölestin's IV. Tode, Innocenz IV. Dieser verwarf alle Friedensanträge des Kaisers, floh nach Lyon und wiederholte dort (30. Januar und 17. Juli 1245) den früher gegen Friedrich II. ausgesprochenen Bann. Er nannte den Kaiser einen Meineidigen, Friedensbrecher, Kirchenräuber, Heiligthumsschänder und Ketzer, verhängte den Bann gleichfalls über alle Anhänger Friedrich's II. und schloß mit den lombardischen Städten ein Bündniß gegen den Kaiser. Innocenz IV. hatte seinen Spruch gethan, ohne die Stimmen der versammelten Bischöfe zu hören. Dessenungeachtet blieb die Absetzung Friedrich's in Deutschland nicht ohne Wirkung†). In Italien machte der Kaiser dagegen immer größere Fortschritte. Doch gefährlicher, als offene Feindschaft, ist der Verrath. Es gelang dem Papste, den langjährigen Rathgeber und Freund Friedrich's II., den Großrichter und Kanzler, Peter de Vineis, zu gewinnen. Dessen Arzt mischte dem Kaiser Gift. Friedrich's Geistesgegenwart rettete ihm das Leben; doch nicht auf lange Zeit. Auf's Aeußerste gebracht, entschloß sich Friedrich, den Papst in Lyon aufzusuchen. Dort hatte sich Innocenz IV. durch sein und seiner Begleiter sittenloses Leben den Haß und die Verachtung des Volkes zugezogen. Der Cardinal Hugo, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, sagte von Innocenz IV.: „Bei seiner Ankunft seien in Lyon drei oder vier H....häuser gewesen, jetzt nur eines, die ganze Stadt!" Arles und Avignon huldigten dem Kaiser. Der Papst ließ bei dem Könige von England einen sichern Aufenthalt begehren. In diesem entscheidenden Augenblicke starb Friedrich II. Fünfzehn Tage nach seinem Tode entging König Konrad mit Mühe einem Mordanschlage, welchen der Bischof von Regensburg auf ihn machte. Statt seiner starb der Graf von Eberstein. Friedrich II. soll an der Ruhr gestorben sein. Hätte er den ihm von dem Arzte seines

*) Siehe § 10. †) Siehe § 40

Kanzlers gemischten Trank zu sich genommen, so wäre sein Tod wohl gleichfalls der Ruhr zugeschrieben worden. Die Freude, welche Innocenz IV. zu erkennen gab, als er die Nachricht von dem Tode Friedrich's II. empfing, war so laut und wild und wurde von ihm der Welt mit solchem Frohlocken verkündet, daß sie gerechten Verdacht erweckt. Innocenz IV., welcher Friedrich's Tod der göttlichen Rache zuschrieb, konnte, von seinem Standpunkte aus, die Ermordung des gebannten Kaisers nicht einmal für eine Sünde, oder ein Verbrechen halten. Da der erste, durch Peter de Vineis vermittelte Versuch, den Kaiser zu vergiften, mißglückt war, liegt der Gedanke sehr nahe, der Papst möchte ein zweitesmal mit mehr Erfolg sein Gift gemischt haben.

Mit Friedrich's II. Tode hörte der Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum auf. Es begann aber der weit ernstere zwischen dem Christenthum und dem Papstthum und bereitete den Entscheidungskampf zwischen der Vernunft und dem Papstthum vor.

§ 42. Die auswärtigen Verhältnisse Deutschland's (1212—1250).

Friedrich II. war unstreitig der mächtigste, weltliche Herrscher seiner Zeit. Seine Reiche dehnten sich vor der Südspitze Sicilien's bis zu den Küsten der Ost- und Nordsee und von den Ufern der Rhonne bis an die Grenze von Polen und Ungarn aus. Allein das deutsche Volk hatte von der Macht seines Kaisers nur Schaden, keinen Vortheil. Deutschland wurde von Friedrich II. durchaus stiefmütterlich behandelt. Die Grenzen seiner Besitzungen in Italien lagen ihm mehr am Herzen, als die deutschen Marken. Friedrich rühmte sich, sieben Kronen zu tragen; wie hätte er sieben Reiche gleichmäßig fördern können! Italien allein machte ihm hinreichend zu schaffen. In Apulien und Sicilien setzte er sich so fest, daß die Päpste, trotz allen ihren Bannflüchen, Ränken und kriegerischen Rüstungen, nichts Erhebliches gegen ihn auszurichten vermochten. Zwar erkannte Friedrich wiederholt die päpstliche Oberlehensherrlichkeit über diese Provinzen an, allein es war dieses nur ein Name. Friedrich II. herrschte unumschränkter in Apulien und Sicilien, als in irgend einem andern Reiche, das er besaß. Auf die weltlichen Besitzungen, welche die Päpste in Italien beanspruchten, und welche in ihrer Vereinigung den sogenannten „Kirchenstaat" bilden, leistete Friedrich II. wiederholt Verzicht. Allein mit Recht betrachtete der Kaiser jeden päpstlichen Bannfluch als eine Kriegserklärung, welcher er mit dem Schwerte in der Hand entgegentrat. Die Folge davon war, daß die Päpste ihre weltlichen Besitzungen in Italien an Friedrich verloren, der sie, mit Ausnahme der Stadt Rom, fast vollständig eroberte. Auch Sardinien, welches der Kaiser den Päpsten zugestanden hatte, nahm er in Besitz und verlieh dessen Verwaltung seinem unehelichen Sohne, dem schönen Enzius, welchen er mit Adelasia, der Erbin Sardinien's, vermählte (1238). Die lombardischen Städte setzten aber den Bestrebungen Friedrich's II. unübersteigliche Schranken entgegen. Bis zum Jahre 1225 machte der Kaiser keine ernstlichen Anstalten, sich der Lombardei zu bemächtigen. In jenem Jahre schrieb er aber einen Reichstag nach Cremona aus. Die Lombarden, welche besorgten, der Reichstag möchte ihre Unabhängigkeit gefährden, erneuerten den lombardischen Bund und besetzten die Alpenpässe so stark, daß die deutschen Fürsten nicht nach Italien gelangen konnten. Friedrich mußte sich dieses gefallen lassen, um so mehr, als der Papst auf Seiten der Lombardei stand und der versprochene Kreuzzug seine Kräfte und seine Zeit in Anspruch nahm. Nachdem sich jedoch die lombardischen Städte mit seinem Sohne Heinrich verbunden hatten und dieser zur Strafe dafür abgesetzt und eingekerkert worden war, begann Friedrich einen blutigen Krieg gegen die Lombardei (1237), welcher erst mit seinem Leben endigte. Er eroberte Vicenza und zerstörte diese Stadt. Padua, Treviso, Ferrara und Mantua mußten sich ihm erge-

ben. In der Schlacht bei Cortenuova (27. November 1237) schlug der Kaiser die Lombarden auf's Haupt, nahm den Fahnenwagen der Mailänder und ließ ihren Podesta, einen Sohn des venetianischen Dogen Tiepolo, aufknüpfen. Im Schrecken über diese Niederlage und die grausamen Maßregeln Friedrich's traten mehrere welfische Städte zum Kaiser über. Die Mailänder erklärten sich bereit, Friedrich II. als Herrn anzuerkennen, alles vorräthige Silber und Gold an ihn abzuliefern, ihm ihre Fahnen zu Füßen zu legen und 10,000 Mann zum Kreuzzuge zu stellen, falls er Allen verzeihen und die Stadt erhalten wolle. Verblendet durch Uebermuth und das Bewußtsein errungener Siege bestand Friedrich auf unbedingter Ergebung. Als ihn die Gräfin von Caserta warnend fragte: „Um Gotteswillen, warum stürzt Ihr Euch in diese neue Fehde?" wußte er nichts weiter zu erwidern, als: „Der Ehre halber bin ich so weit vorgeschritten, der Ehre halber kann und will ich nicht mehr zurück." Der Ehre des Kaisers stand die Ehre der Bürger Mailand's gegenüber und diese ruhte auf einem festern Grunde, als die kaiserliche. Sie stützte sich auf den Freiheitsmuth und das edle Selbstgefühl tapferer Männer, während die Ehre des Kaisers nur seine persönlichen Leidenschaften zum Haltpunkte hattte. Die Mailänder beschlossen einstimmig den Kampf auf Tod und Leben. Die Städte Brescia, Bologna und Piacenza verbanden sich mit ihnen. Vergebens belagerte Friedrich drei Monate lang Brescia. Er mußte mit der tapfern Stadt einen Waffenstillstand schließen, was die hohe Meinung von seiner Macht bedeutend herabstimmte. Auch der Bannfluch des Papstes, welcher den Kaiser kurze Zeit darauf (20. März 1239) traf, that ihm Schaden, größern die Schandthaten seiner Helfershelfer, Ezzelino's von Romano und Salinguerra's, von welchen er den Erstern mit allen seinen Verwandten und Freunden schon früher (1232) für unverletzlich erklärt hatte. Dem Ezzelino, einem der abscheulichsten Tyrannen, vermählte Friedrich, im Jahre 1238, eine seiner Töchter. Ezzelino war des Kaisers kräftigste Stütze in Oberitalien. Ein furchtbarer Bürgerkrieg wüthete von einem Jahre zum andern fort, ohne daß entscheidende Schlachten stattfanden. Im Sommer 1247 entrissen die Welfen dem Kaiser Parma. Friedrich II. belagerte die Stadt und erbaute in ihrer Nähe die Siegesstadt Victoria. Sie verwandelte sich aber bald in eine Stadt der Niederlage, indem die Parmesaner sich ihrer bemächtigten, sie niederbrannten und das kaiserliche Heer in wilde Flucht schlugen. Friedrich's Hofrichter, Thaddäus von Suessa, wurde von ihnen gefangen genommen und ungeachtet seiner Wunden auf grausame Weise getödtet. Noch schmerzlicher war für Friedrich der Verlust seines geliebten Sohnes, des tapfern Enzius, welcher (1249) in die Gefangenschaft der Bologneser gerieth. Enzius war damals erst vierundzwanzig Jahre alt. Alle Anerbietungen des Kaisers wurden von den ergrimmten Bolognesern zurückgewiesen. Enzius blieb dreiundzwanzig Jahre, bis zu seinem Tode, im Kerker zu Bologna.

Alle diese Qualen hätte sich Friedrich erspart, wenn er zur rechten Zeit den ihm angebotenen günstigen Frieden abgeschlossen hätte.

Während der Kaiser in Italien kämpfte, gab er Deutschland seinem Schicksale preis. An ihm lag es nicht, daß dem Lande seiner Väter die wichtigsten Provinzen des Nordens und Ostens erhalten wurden. Er trat Nordalbingien willig an den König von Dänemark ab, verzichtete auf die Lehensherrlichkeit, welche Friedrich I. über Dänemark behauptet hatte und ließ nicht blos die Ostsee-Slaven, welche früher dem deutschen Reiche angehörten, sondern auch mehrere deutsche Bezirke und Städte, vom Reiche abreißen. Doch die deutschen Städte, Fürsten und Grafen des Nordens, namentlich der Graf Heinrich von Schwerin, nahmen sich besser der deutschen Grenzen an. Der Letztere machte den König Waldemar II. von Dänemark zu seinem Gefangenen und gab ihn erst frei (1225), nachdem er die überelbischen Länder, mit Ausschluß der Insel Rügen, abgetreten und 45,000

Mark Lösegeld bezahlt hatte. Zwar ließ sich Waldemar von dem Papste seines dem Grafen von Schwerin geleisteten Eides entbinden, auch trat Herzog Otto, genannt das Kind, der Sohn Wilhelm's von Lüneburg und Braunschweig, auf die Seite seines Oheims von Dänemark; allein die Grafen von Holstein und Schwerin, der Herzog Bernhard von Sachsen, der Erzbischof von Bremen und die Stadt Lübeck schlugen die Dänen bei Bornhövet (am 22. Juli 1227) auf das Haupt, worauf Waldemar alle seine Eroberungen im Norden der Elbe wiederholt und eidlich abtrat. Schwerere Gefahren, als vom Norden her, drohten Deutschland vom Westen und vom Osten. Die französischen Könige benützten die ihnen durch die sogenannten Ketzerverfolgungen gebotene Gelegenheit ihr Gebiet zwischen den Pyrenäen und den Alpen, wie auf Kosten mehrerer bisher von ihnen unabhängiger Grafen, so auch zum Schaden Deutschland's auszudehnen. Friedrich II. hätte besser gethan, diese Provinzen zu sichern, als mit Italien blutige Kriege zu führen. Im Osten bedrohten die Mongolen Deutschland. Friedrich zog nicht gegen sie zu Felde. Doch wurden sie bei Wahlstadt so kräftig empfangen (9. April 1241), daß sie nicht weiter vordrangen. Ganz Ungarn aber, welches durch die innigsten Bande mit Deutschland verknüpft war, wurde von den wilden Horden Asien's überschwemmt. König Bela versprach, Ungarn dem deutschen Reiche zu unterwerfen, wenn es durch dessen Hülfe von den Mongolen befreit würde. Das ganze süd-östliche Deutschland schwebte noch immer in der größten Gefahr. Friedrich II. wollte Frieden schließen, doch der Papst gab vor, der Kaiser vergrößere die Mongolengefahr, um eine allgemeine Bewaffnung gegen ihn herbeizuführen. Papst und Kaiser bekämpften sich noch immer mit blinder Wuth, als die Mongolen gegen Ende des Jahres 1241 Oesterreich verwüsteten. Friedrich hatte 4000 Reiter und einiges Fußvolk aus Italien zu dem Reichsaufgebote gesandt, welches König Konrad befehligte. In einer blutigen Schlacht, deren Feld nicht mehr genau bezeichnet werden kann, wichen die Mongolen zurück. Im folgenden Jahre (1242) rückten sie zwar noch einmal, doch mit geringerer Macht, bis Wienerisch-Neustadt vor, von wo sie der Herzog Friedrich von Oesterreich zurücktrieb.

Wenn Friedrich II. wahre Geistesgröße besessen und mehr auf das Wohl der Menschheit und Deutschland's, als auf die Befriedigung seiner Herrschsucht bedacht gewesen wäre, so hätte er lieber die rohen Mongolen, als die gewerbfleißigen und freiheitsliebenden Lombarden bekämpft. Die Siege über die wilden Horden des Ostens würden ihm mehr Ehre gebracht, und seine Stellung auch gegenüber dem Papste mehr befestigt haben, als seine Kämpfe in Oberitalien. Durch einen mit Kraft geführten Kampf gegen die Mongolen hätten Ungarn und Polen mit den festesten Banden der Dankbarkeit an Deutschland geknüpft werden können, während Friedrich's Kriege in Italien dem Hasse dieses Landes gegen Deutschland neue Nahrung boten.

§ 43. Das Zwischenreich (1250—1272).

Friedrich II. hinterließ zahlreiche Söhne und Verwandte, welche seine Bestrebungen hätten fortführen können, wenn sie nicht alle rasch hintereinander gestorben wären. Mehrere derselben sind erwiesenermaßen von ihren Gegnern ermordet worden. In Betreff der übrigen fehlt es an vollständigen Beweisen, allein der Verdacht, daß auch sie als Opfer der Rache ihrer Feinde fielen, liegt unter diesen Umständen sehr nahe. Dem ältesten seiner noch lebenden Söhne, dem erwählten römischen Könige, Konrad IV., hinterließ Friedrich II., (wozu er freilich kein Recht hatte) das römische Kaiserthum. Zwischen Konrad und dessen Halbbruder Manfred theilte Friedrich das sicilische Reich in der Art,

daß der Erstere die königliche Würde haben, der Letztere aber Statthalter mit voller Gewalt in Italien und in Sicilien sein sollte. Die übrigen Verfügungen Friedrich's II. waren von keiner politischen Bedeutung, denn sie berührten nur Titel ohne entsprechende Rechte. Friedrich's zweiter Sohn Heinrich, von der englischen Königstochter Isabella, sollte, nach Konrad's IV. Entscheidung, das Arelat oder Jerusalem, sein Enkel Friedrich, der älteste Sohn des vormaligen römischen Königs Heinrich, Oesterreich und Steiermark besitzen. Doch alle diese Länder fanden sich schon in anderen Händen. Außer diesen vier männlichen Erben hinterließ Friedrich II. noch seinen unehelichen Sohn Enzius, welcher in der Gefangenschaft der Bologneser war, und einen Enkel Heinrich, den zweiten Sohn des vormaligen deutschen Königs dieses Namens, also nicht weniger als sechs männliche Erben, welche sämmtlich dem Alter der Kindheit entwachsen waren. Doch im Laufe eines einzigen Jahres (vom Dezember 1252 bis dahin 1253) starben zuerst die beiden Söhne des vormaligen deutschen Königs Heinrich: Friedrich und Heinrich, und dann Friedrich's II. Sohn Heinrich. Ihr Tod wurde sofort dem Meuchelmorde oder der Vergiftung zugeschrieben. Der Papst klagte Konrad IV. öffentlich als Vergifter Friedrich's an. Mit Recht konnte sich aber Konrad auf sein ganzes Leben berufen, welches den besten Beweis liefere, daß er eines solchen Verbrechens unfähig sei. Das Leben des wüthenden Feindes des Hohenstaufen, Innocenz IV., spricht diesen aber keineswegs von solchem Verdachte frei.

Friedrich II. hatte wiederholt in seinem letzten Willen dem Papste Frieden angeboten, doch dieser setzte den Krieg gegen die Hohenstaufen in seiner ganzen Wuth fort. Er ertheilte den Bettelmönchen den Befehl, auf's neue das Kreuz gegen Konrad IV. zu predigen (1251). Wilhelm von Holland wurde angespornt, mit einem Kriegsheere den Rhein hinauf zu ziehen. Konrad erlitt eine Niederlage bei Oppenheim. Der Papst schrieb um diese Zeit an die schwäbischen Stände: „Ihr sollt wissen, daß Friedrich's II. Nachkommenschaft, die uns und Euch wegen angeerbter Treulosigkeit und Tyrannei billig verdächtig ist, das römische Reich und das Herzogthum Schwaben mit unserem Willen nie erhalten wird." So weit waren in damaliger Zeit die Päpste aus dem Gebiete der Kirche in dasjenige des Staates übergetreten! Das römische Reich und das Herzogthum Schwaben gehörten doch wahrhaftig nicht zu demjenigen Reiche, von dem Christus sprach, als er sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Im Herbste des Jahres 1251 zog Konrad IV. über die Alpen nach Apulien. Auch er wünschte mit dem Papste Frieden zu schließen. Dieser antwortete ihm nicht einmal. Konrad wurde von einer schweren Krankheit befallen und erklärte öffentlich, Innocenz IV. habe ihm einen Gifttrank bescheert. Dennoch vertrieb er die Truppen des Papstes, so daß dieser in große Bedrängniß gerieth. Jetzt ließ Innocenz IV. sich in Unterhandlungen ein. Doch bald schon starb Konrad IV. im sechsundzwanzigsten Jahre seines Lebens (am 21. Mai 1254). Sein Tod wurde allgemein dem Gifte zugeschrieben. Die Ghibellinen beschuldigten den Papst, die Welfen Manfred, es ihm gemischt zu haben. Konrad IV. hatte sich allerdings einige Zeit vor seinem Tode mit seinem Halbbruder Manfred überworfen. Doch mit dem Papste hatte er auf Tod und Leben gekämpft. Der Charakter Manfred's rechtfertigt in keiner Weise die furchtbare Beschuldigung der Welfen. Er konnte nicht hassen, wie Innocenz IV., er hatte immer nur offenen Kampf geführt. Innocenz aber hatte stets Ränke gesponnen und durch Verrath und Treulosigkeit Vortheile über seine Gegner gewonnen. Wenn die Schuld nur zwischen Manfred und Innocenz IV. schwankt, so kann kein Unbefangener den Papst freisprechen und den Sohn Friedrich's II verurtheilen. Dem Hasse des Papstes wird mit Recht die dauernde Gefangenschaft des

unglücklichen Enzius zugeschrieben, ohne dessen Einmischung hätten die Bologneser den Kaisersohn lange frei gegeben.

Nach Konrad's IV. Tode überließ der vom ihm ernannte Vormund seines zweijährigen Sohnes Konradin, Markgraf Bertbold, welcher seine Sellung unhaltbar fand, die Reichsverwesung über Sicilien dem Manfred, der sie, nach einiger Weigerung, auf das Verlangen der Barone annahm und später, im Drange der Verhältnisse, sich selbst zu Palermo krönen ließ. Doch die Päpste ruhten nicht. Sie ließen gegen Manfred das Kreuz predigen und setzten ihm Karl von Anjou entgegen, welcher in der Schlacht von Grandella nahe bei Benevent (1266) Manfred den Thron und das Leben raubte. Konradin, welcher mittlerweile zum Jünglinge herangereift war, wurde durch die Ränke und die Flüche der Päpste, namentlich Clemens IV., von der deutschen Königswürde ausgeschlossen. Eingeladen von vielen ghibellinischen Städten Italien's und von einem Theile der mißvergnügten Sicilianer, zog der Enkel Friedrich's II., Konradin, im Alter von fünfzehn und einem halben Jahre, nach Italien (1267). Er war unter den Augen seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Baiern, und seiner treuen Mutter Elisabeth in Deutschland erzogen worden und wird wegen seiner Schönheit, seiner Freundlichkeit und seines liebenswürdigen Charakters von Zeitgenossen sehr gerühmt. Um die erforderlichen Mittel zu seinem Kriegszuge aufzubringen, mußte er seinem Oheim fast Alles verpfänden, was er noch in Deutschland besaß. Von Verona, woselbst er im Oktober 1267 anlangte, rückte er nach Rom, und wurde dort mit großem Jubel empfangen (im Frühling 1268). Doch die Schlacht bei Scurcola am 23. August 1268 entschied über das Schicksal Konradin's. Karl von Anjou siegte. Konradin eilte mit den Führern seines Heeres, welche ihr Leben gerettet hatten, nach Rom und da er sich dort nicht sicher fühlte, nach Astura, um mit Hülfe der Pisaner Sicilien zu erreichen. Johann von Frangipani, welcher von Friedrich II. den Ritterschlag empfangen hatte, ließ das Schiff, worauf sich Konradin mit den Seinigen befand, zurückbringen und lieferte die Gefangenen ohne Bedingung an Karl von Anjou aus, welcher Konradin, seinen Freund Friedrich von Baden und mehrere andere deutsche und italienische Anhänger der Hohenstaufen öffentlich in Neapel hinrichten ließ (29. Oktober 1268). Noch lebte Enzius, der letzte der Hohenstaufen, um im Kerker das Schicksal seines Hauses zu beklagen. Vier Jahre später (1272) endigte der Tod seine Leiden.

Während die letzten Sprossen der Hohenstaufen in Italien, auf dem Schaffotte und im Kerker, ihren Tod fanden, herrschten in Deutschland Verwirrung, Erbärmlichkeit und Raubsucht. Nachdem Konrad IV. Deutschland verlassen hatte, unterwarf sich der größere Theil des Reiches seinem Gegenkönig Wilhelm. Der Herzog Otto von Baiern behauptete sich mit den letzten Anhängern der Hohenstaufen noch im südlichen Deutschland. Nach Konrad's Tode (1254) zeigte sich aber deutlich, daß Wilhelm's Königthum nur ein Schein war. Er konnte keinen Römerzug zu Stande bringen, die Erzbischöfe, die ihn gewählt hatten, wandten ihm zuerst den Rücken, die Bürger von Coblenz fielen sein Gefolge an und zerstreuten es, der Erzbischof von Cöln drohte, ihn nebst dem päpstlichen Legaten in Nuys zu verbrennen, eine Fehde mit der Gräfin Margaretha von Flandern nahm alle seine Kräfte in Anspruch. Zu spät erkannte Wilhelm, daß er nur „eine von der Hand des Papstes gepflegte Pflanze" sei. Seine königliche Würde hatte ihm keinen Zuwuchs an Macht, sondern nur Verlegenheiten bereitet. Am 28. Januar 1256 wurde er von den Friesen, welche er zu einem jährlichen Tribute zwingen wollte, erschlagen, als er bei Medenblick mit seinem Pferde in einen gefrorenen Sumpf einbrach.

Durch die Auflösung der bedeutendsten Herzogthümer wurde der Einfluß der Geistlichkeit, und namentlich der drei rheinischen Erzbischöfe (von Köln, Mainz und Trier)

bedeutend gehoben. Diese waren noch bereitwilliger, als die weltlichen Fürsten, päpstlichen Ränken zu dienen. Der Papst Alexander IV. verbot diesen drei Erzbischöfen (13. Januar 1257) bei Strafe des Bannes, den Sohn Konrad's IV. zum Könige zu wählen. Die Erzbischöfe, welche durch ihre geistliche Würde schon zur Hälfte ihrem Vaterlande entfremdet waren, und, dem päpstlichen Beispiele folgend, nur an die Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften dachten, wollten von der Königswahl so viel Vortheil, als möglich, ziehen. Der Erzbischof Konrad von Cöln unterhandelte mit dem Grafen Richard von Cornwallis. Dieser bewilligte dem Erzbischofe von Cöln 12,000 und jedem anderen Wahlfürsten 8000 Pfund Sterling. Damit war der Erzbischof Arnold von Trier nicht zufrieden. Er versprach sich mehr von dem Könige Alphons von Castilien, Philipps von Hohenstaufen Enkel durch dessen jüngste Tochter Elise. Um die Wahlfürsten für seinen Candidaten zu gewinnen, versprach Arnold jedem derselben 20,000 Mark Silbers. Die Wahlfürsten wollten aber Sicherheit haben, da ihnen das Versprechen des Erzbischofs nicht genügte. Als die Zeit der Wahl heranrückte, besetzte der Erzbischof von Trier Frankfurt, woselbst sie stattfinden sollte, und ließ den Erzbischof Konrad, als er mit einem starken Gefolge herbeikam, nicht in die Stadt ein. Außerhalb der Thore Frankfurt's setzte Konrad die Wahl seines englischen Thronbewerbers, innerhalb der Stadt der Erzbischof Arnold die Wahl des Castilianers Alphons durch (1. April 1257). Alphons kam nie nach Deutschland, zahlte nicht die erwarteten Gelder und fand daher selbst bei den Fürsten, die ihm ihre Stimmen gegeben hatten, keinen Stützpunkt. Richard sparte seine Schätze nicht. 700,000 Pfund Sterling soll er unter die deutschen Gewalthaber und auf seiner ersten Reise durch Deutschland vertheilt haben; auch war er nicht karg mit Gnadenbriefen. Als aber seine Schatzkammer sich leerte, zogen die habsüchtigen Fürsten und Herren sich von ihm zurück, und als er, am 14. Mai 1264 in dem Treffen bei Lewes, mit seinem Bruder, dem Könige von England, gefangen genommen ward, bekümmerte sich in Deutschland kein Mensch um ihn. Nachdem Richard durch Engländer aus seiner Haft befreit worden war, kam er (1268) wieder, und zwar zum vierten Male, nach Deutschland, vermählte sich mit der Gräfin Beatrix von Falkenstein und kehrte mit seiner Gemahlin nach England zurück, ohne sich wieder in Deutschland zu zeigen. Als Richard nach drei Jahren, am 2. April 1272, starb, war Alphons noch am Leben, doch wurde er nicht mehr als König betrachtet. Die Päpste Alexander IV., Urban IV. und Clemens IV. hatten sich zu Richtern zwischen beiden Gegenkönigen aufgeworfen und ihre Entscheidung noch nicht abgegeben. In deren Ermangelung entschied das deutsche Volk selbst, indem es sich um Alphons ebensowenig kümmerte, als dieser um die Deutschen.

Ueber die Dauer des Zwischenreiches ist unter den Gelehrten viel gestritten worden. Die Frage ob Wilhelm von Holland, Richard von Cornwallis und Alphons von Castilien ordnungsmäßig gewählt worden seien, kann füglich umgangen werden. Wenn diese Könige auch einzelne Regierungshandlungen vorgenommen haben, so befanden sie sich doch niemals im vollen Besitze der königlichen Gewalt und übten diese niemals längere Zeit hindurch ununterbrochen aus. Ihre Regierungshandlungen blieben daher Ausnahmen, die Regel war ein Zustand ohne König, welcher mit Recht, namentlich im Gegensatze zu den Regierungen Friedrich's II. und Rudolph's I., ein Zwischenreich genannt wird.

§. 44. Rudolph von Habsburg (1272—1291).

Dreiundzwanzig Jahre waren, seit dem Tode Friedrich's II., verflossen. Bischöfe, Fürsten, Städte und Volk litten unter der zunehmenden Rechtlosigkeit. Das Bedürfniß, ein kräftiges Haupt an der Spitze des Reiches zu sehen, wurde allgemein empfunden.

Doch nicht das Volk, sondern nur wenige seiner mächtigsten Bischöfe und Fürsten hatten das Recht an sich gebracht, den deutschen König zu wählen. Die drei geistlichen Kurfürsten (Cöln, Mainz und Trier) wollten keinen König, welcher nicht ein Pfaffenknecht war, die vier weltlichen (Böhmen, Baiern, Sachsen und Brandenburg) waren darauf bedacht, daß der zu wählende deutsche König ihnen an Hausmacht nicht überlegen und persönlich wohl gewogen sei. Allen diesen Erfordernissen konnte Rudolph von Habsburg besser genügen als irgend ein anderer Deutscher von Adel. Er hatte einst einem Priester, der zu einem Sterbenden eilte, sein Pferd geliehen und ihm dieses geschenkt mit der Bemerkung, daß, nachdem das Thier den Leib Christi, so nannte Rudolph geknetetes Mehl und Wasser, getragen, es keine gewöhnlichen Dienste mehr thun solle. Solcher Glaube war auch im finstern Mittelalter unerhört und machte, in Verbindung mit dem Geschenke, auf den armen Priester einen unauslöschlichen Eindruck. Dieser wurde später Caplan des Erzbischofs Werner von Mainz und bediente sich seiner Stellung, um die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf den Grafen von Habsburg zu lenken. Der Erzbischof kannte Rudolph, der ihm früher einmal, als er nach Rom reiste, sicheres Geleit über die Alpen gegeben hatte (1262), und war ihm seit jener Zeit freundlich gesinnt. Der Erzbischof von Mainz, welcher als Erzkanzler des Reiches die Königswahl zu leiten hatte, gewann leicht für einen in seinem Sinn so frommen Herrn die Stimmen der beiden anderen Wahl-Bischöfe. Von den weltlichen Kurfürsten waren drei: Pfalzgraf Ludwig, Herzog Albrecht von Sachsen-Wittenberg und Markgraf Otto von Brandenburg unverheirathet und hofften, da Rudolph von Habsburg sechs Töchter hatte, ihre Macht durch einen Ehebund mit einer künftigen Königstochter zu befestigen. Der Pfalzgraf Ludwig von Baiern, welcher seine erste Gattin, Maria, eine Enkelin Philipp's von Hohenstaufen, auf den falschen Verdacht der Untreue hatte köpfen lassen und mehrere Personen selbst niedergestoßen, die er, in seinem Wahne, für Mitschuldige gehalten, war besorgt, diese Blutschuld könne noch an ihm gerächt werden. Rudolph von Habsburg machte dem Pfalzgrafen insgeheim Zusicherung, ihm solle vergeben sein und zum Beweise dessen solle er sein Eidam werden. Nachdem durch geheime Unterhandlungen die weltlichen und geistlichen Wahlfürsten sich gesichert hatten, wurde Rudolph von Habsburg (im September 1273) zu Frankfurt a. M. zum deutschen Könige gewählt. Ottokar von Böhmen, welcher eine Gemahlin hatte, für den daher eine habsburgische Tochter keine Lockspeise war, wurde von der Wahl ausgeschlossen, obgleich er unstreitig berechtigt war, daran Theil zu nehmen. Um die Siebenzahl voll zu machen, wurde nicht blos dem Pfalzgrafen Ludwig, sondern auch dessen Bruder, Heinrich, jedem eine Stimme zuerkannt. Der eine stimmte wegen des pfälzischen Erzamtes, der andere wegen des baierischen Herzogthums. König Ottokar, dessen Rechte augenscheinlich verletzt wurden, erkannte die Wahl Rudolph's nicht an. Rudolph von Habsburg nahm die ihm angetragene Königswürde unbedenklich an.

Zur Zeit, da Friedrich II. lebte, gehörte Rudolph von Habsburg zur hohenstaufischen Partei. Im Besitze eines nur mäßigen Vermögens hatte Rudolph das gewöhnliche Leben eines mittelalterlichen Ritters geführt. Zweimal war er in den päpstlichen Bann gerathen, einmal, als Anhänger Friedrich's II., zur Zeit, da Heinrich Raspe zum Gegenkönige ausgerufen wurde; das andere Mal, als er, in einer Fehde gegen den Bischof von Basel, ein Kloster in der Vorstadt einäscherte (1254). Die drei Waldstädte: Uri, Schwyz und Unterwalden, hatten ihn (1257) zu ihrem obersten Hauptmann und Schirmherrn erwählt. Später (1264) ernannte ihn die Stadt Zürich zu ihrem Hauptmann. Rudolph's Verdienste um die Welt waren sehr klein, als er zum König der Deutschen gewählt wurde; seine sechs Töchter und das Pferd, welches er einem Priester geschenkt, wogen am schwersten in der Wagschaale, welche die Kurfürsten in Händen hielten.

Die Schmeichler des österreichischen Kaiserhauses führen den Stamm der Habsburger in's graue Alterthum zurück, bis auf Herzog Ethiko, der noch in heidnischen Zeiten im Elsaß herrschte (660). Gewiß ist, das Rudolph im siebenten Gliede von dem Grafen Ratbod abstammte, welcher in den ersten Jahren der salischen Kaiser mit seinem Bruder, dem Bischofe Werner von Straßburg, die Habichtsburg im Aargau erbaute, wovon seine Familie den abgekürzten Namen Habsburg führte. Rudolph's Vater war (1243) auf einer Kreuzfahrt zu Akkon gestorben. Friedrich II. hatte Rudolph über die Taufe gehoben. In seinem achtzehnten Jahre war ihm der junge Graf nach Italien gefolgt, wo er den Ritterschlag empfing. Als Konradin in den Städten am Bodensee wohnte, pflegte er mit Rudolph von Habsburg freundliche Beziehungen, und gab (11. Januar 1267) zu Engen die Versicherung, sobald er zum römischen Könige erwählt sein würde, diesem die Reichsleben zu verleihen, welche der jüngere Graf Hartmann von Kyburg besessen. Ungeachtet aller dieser Beziehungen zu den Hohenstaufen berichtet die Geschichte weder von Heldenthaten, welche er verübt, noch von Opfern, welche Rudolph in dem großen Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstthum gebracht hätte. Dennoch galt er, nach seiner ganzen Vergangenheit, für einen Anhänger der Hohenstaufen. Den Grundsätzen und den Bestrebungen dieses Herrschergeschlechtes blieb Rudolph von Habsburg aber nicht treu. Wie er früher in einem kleinern Kreise nur dahin gestrebt hatte, den Wohlstand und das Ansehen seines Hauses zu vermehren, so verfolgte er dasselbe Ziel jetzt auf einem weiteren Felde. Die beiden Kurfürsten: Ludwig von der Rheinpfalz und Albrecht von Sachsen, empfingen zum Lohn für ihre Stimmen aus der Hand des Königs seine Töchter Mechtilde und Agnes zu Gemahlinnen. Dem Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, welcher ihm in Betreff der weltlichen Wahlfürsten dieselben Dienste geleistet hatte, wie Werner von Mainz gegenüber den geistlichen, verlieh Rudolph die Burggrafschaft Nürnberg als ein gemischtes Lehen. Dem Erzbischofe Werner von Mainz und allen anderen Bischöfen bestätigte er die Besitzungen und Vorrechte, welche sie von den vorigen Kaisern erhalten hatten. Seine pfäffische Gesinnung that er am Tage seiner Krönung (am 28. Oktober 1273) schon kund, als er, da das Reichsscepter nicht zur Hand war, ein Kruzifix vom Altar nahm, es küßte und sprach: „Dieses Zeichen, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, wird wohl auch die Stelle des Scepters vertreten." Bisher war das Kruzifix nur ein Zeichen der geistlichen Herrschaft gewesen. Doch willig ordnete sich Rudolph der geistlichen Macht, ohne Widerstreben das Kaiserthum dem Papstthume unter. Vor ihm hatten Otto IV. und Friedrich II., als sie sich feindlich gegenüberstanden und das Reich gespalten war, dem Papste bedeutende Versprechungen gemacht, um sich seines Beistandes zu versichern. Rudolph von Habsburg hatte keinen Gegenkönig, welche ihm Besorgnisse einflößen konnte. Dessenungeachtet wiederholte er nicht nur alle jene übertriebenen Zusagen, welche der welfische und der hohenstaufische König als unverträglich mit ihrer königlichen Würde selbst wieder umgestoßen hatten, sondern ging noch über dieselben hinaus, indem er schwor, nicht nur die Güter der römischen Kirche, sondern auch die Güter ihrer Vasallen, selbst wenn diese sich ihm freiwillig unterwerfen wollten, (wie die Städte in der Mark Ancona und im Herzogthum Spoleto zum Theil schon gethan) nicht einzunehmen und ohne Erlaubniß des Papstes, auch wenn sie ihm angeboten werden sollte, keine Würde im Kirchenstaate, oder in Rom anzunehmen. In seiner kriechenden Unterwürfigkeit ertheilte er seinen Gesandten volle Gewalt, dem Papste alles zu versprechen, nicht nur was seine Vorfahren geleistet, sondern auch anderes, "was der heilige Vater ohne Zerstückelung des Reiches von Gott und Rechtswegen für nützlich erachten werde." Dem Wunsche des Papstes zufolge hielt Rudolph nicht blos Frieden mit Karl von Anjou, dem

Mörder Konradin's, sondern er gab auch dessen Sohne Karl Martell seine jüngste Tochter, Clementia, zur Gattin.

Wir machen dem Kaiser Rudolph von Habsburg keinen Vorwurf daraus, das er von den sieben Kronen seines Vorgängers, Friedrich's II., fünf (die römische, die lombardische, die sicilische, die sardinische und die Krone von Jerusalem) thatsächlich aufgab. Die Geschichte hatte den Beweis geführt, daß dieselben nicht sicher auf dem Haupte eines deutschen Königs ruhen könnten. Allein daß Rudolph zu allen diesen Opfern noch dasjenige der Selbstständigkeit des deutschen Reiches hinzufügte, daß er sich in den kriechendsten Formen dem Papste unterwarf, daß er allen Grundsätzen der Partei, zu der er sich bekannte, der Hohenstaufen, Hohn sprach und der Vergrößerung seiner Hausmacht jede andere Rücksicht unterordnete, — dieses beweist, daß Rudolph von Habsburg, wenn wir ihn mit den Hohenstaufen vergleichen, eine erbärmliche Person war. Herrschsucht und Habgier waren ebensowohl die leitenden Beweggründe Rudolph's I., als der Hohenstaufen. Rudolph opferte seinen Bestrebungen auf, was, nach den Ansichten seiner Zeit, die unbestrittenen Rechte des römischen Kaiserthums und der deutschen Nation waren. Er brachte dieses Opfer nur, um seine persönlichen Zwecke, die Vergrößerung seiner Hausmacht, ungestörter verfolgen zu können. Der Kampf der Hohenstaufen mit den Päpsten hatte, weil er auf beiden Seiten mit Aufwand großer Kräfte geführt wurde, die wichtige Folge, die ganze Menschheit auf die Schrecknisse des weltlichen und des geistlichen Despotismus aufmerksam zu machen. Der eine und der andere wurden dadurch, so weit die Christenheit reichte, erschüttert. Die Hohenstaufen fühlten, gleich allen besseren Naturen ihrer Zeit, den unerhörten Druck, den das Pfaffenthum ausübte, und widerstrebten ihm. Rudolph von Habsburg empfand ihn nicht, weil er ein Pfaffenknecht war. Wenn die leitenden Beweggründe der Hohenstaufen auch nicht menschenfreundlich, sondern selbstisch waren, so hatte doch wenigstens Friedrich II. das Gewebe der pfäffischen Umtriebe klar erkannt. Rudolph von Habsburg, welcher sich zum Knecht der Kirche herabwürdigte, und selbst schriftlich „die seligen Füße des Papstes küßte", war entweder ein vollendeter Heuchler, oder eine Sclavenseele, indem er den Kampf aufgab, den seine Vorfahren auf dem kaiserlichen Throne geführt hatten, und das Joch des Papstthumes auf sich nahm. An ihm bewährte sich am sprechendsten die geschmeidige Staatskunst der Päpste. Friedrich II., ihr mannhafter Gegner, wurde in die Acht erklärt, weil er um kurze Zeit zu spät den gelobten Kreuzzug nach Palästina unternahm. Rudolph von Habsburg versprach nicht minder, als Friedrich II., nach Palästina zu ziehen, und that es im Laufe einer achtzehnjährigen Regierung nicht. Die Gründe, welche Friedrich II. abhielten, den Kreuzzug in den ersten Jahren seiner Regierung anzutreten, waren wenigstens ebenso dringend, als diejenigen, welche Rudolph I. verhinderten. Dieser wurde aber nicht in den Bann gethan, ja die Päpste vergaßen freundlicherweise ganz und gar denjenigen Bann, welchen sich Rudolph wegen Einäscherung eines Klosters in der Vorstadt von Basel zugezogen hatte. Dieser Bann wurde niemals zurückgenommen. Nach päpstlichem Rechte war daher Rudolph von Habsburg unfähig, zum deutschen Kaiser erwählt zu werden, und unfähig, Heerscherrechte auszuüben. Doch die Päpste hatten immer ein verschiedenes Recht für ihre Freunde und ihre Feinde.

Die erste Sorge, welche Rudolph von Habsburg hatte, und welcher er den größten Theil seiner Kraft widmete, war die Gründung einer bedeutenden Hausmacht. Vorwand und Gelegenheit dazu bot ihm die Widerspenstigkeit des Königs Ottokar von Böhmen, mit welchem sich der Herzog Heinrich von Baiern verbunden hatte. Der Herzog schloß, als er sich von zwei Seiten angegriffen sah, am 29. Mai 1276 Frieden. Rudolph verlobte dessen Sohne Otto seine Tochter, Katharina, und versprach dieser Oberösterreich

zum Brautschatz. Der König Ottokar, welcher auf baierische Hülfe gerechnet hatte, unterwarf seine Ansprüche einem Schiedsgerichte, demzufolge er Oesterreich, Steier, Kärnthen, Krain, die windische Mark, Eger und Portenau an das Reich zurückgab, dagegen mit Böhmen und Mähren belehnt wurde. Bald änderte jedoch Ottokar seinen Sinn. Der Kampf mit Rudolph brach von neuem aus. Am 26. August 1278 entschied die Schlacht auf dem Marchfelde den Streit zwischen beiden Fürsten. Ottokar wurde geschlagen und blieb auf dem Felde. Mit seinen Erben kam der Friede leicht zu Stande. Eine dreifache Ehe sollte den früher geschlossenen Vertrag besiegeln. Rudolph's Tochter, Juta, sollte seiner Zeit den jetzt erst achtjährigen König Wenzlaw, dessen Schwester Agnes Rudolph's zweiten Sohn, gleichen Namens, endlich Hedwig, die letzte der sechs Töchter Rudolph's, des Markgrafen Otto von Brandenburg, des Vormundes über Wenzlaw, Bruder, Otto den Kleinen, ehelichen. Zwei Kurfürsten waren Rudolph's Schwiegersöhne, der dritte der Bruder eines Schwiegersohns. Drei andere mächtige Fürsten Deutschland's waren gleichfalls durch seine Töchter an Rudolph gebunden. Die Bischöfe hatte er von vornherein für sich gehabt. Es trat ihm daher kein Widerstand entgegen, als er auf der Reichsversammlung von Augsburg (1282) verlangte, daß Oesterreich, Kärnthen, Steiermark, Krain und die windische Mark seinen Söhnen Albrecht und Rudolph zugesprochen würden. Das Herzogthum Kärnthen verlieh Rudolph, mit Bewilligung seiner Söhne, dem Grafen Mainhard von Görz und Tyrol, dessen Gemahlin eine Enkelin des Bruders des letzten Herzogs vom babenbergischen Hause war, und in den Besitz der anderen Ottokar'schen Lande trat Albrecht, Rudolph's älterer Sohn, ein.

Nachdem Rudolph von Habsburg die wichtigste Bestrebung seines Lebens, die Gründung einer bedeutenden Hausmacht, verwirklicht hatte, suchte er den vielen Fehden ein Ziel zu setzen, durch welche Deutschland verwüstet wurde. In Schwaben und Burgund, in den Niederlanden, in Thüringen und Sachsen wirkte Rudolph mit Kraft und Nachdruck für die Wiederherstellung des Landfriedens und die Befestigung der kaiserlichen Macht. Doch vergaß er niemals seinen Hauptgedanken. Im letzten Jahre vor seinem Tode (1290) suchte er, das Königreich Ungarn an seine Familie zu bringen. Er erklärte dieses Land für ein erledigtes Reichsleben und verlieh es seinem Sohne Albrecht. Des Königs Bela von Ungarn Oheim, Andreas, bemächtigte sich jedoch des Reiches und vereitelte die habsburgischen Ansprüche, sowie diejenigen, welche der Papst auf Ungarn machte. Auch die Wahl seines Sohnes Albrecht zum deutschen Kaiser vermochte Rudolph von Habsburg nicht durchzusetzen.

Als Greis von vierundsechzig Jahren (1284) vermählte sich Rudolph mit der vierzehnjährigen Isabella von Burgund. Zwei seiner Söhne, Rudolph und Hartmann, gingen ihm voran; am 15. Juli 1291 starb der Vater. Außer seinem ehelichen Sohne Albrecht hinterließ er einen unehlichen Sohn, Albrecht von Schenkenberg

Rudolph I. von Habsburg kann als der Gründer zweier Monarchien bezeichnet werden. Die Päpste verdanken ihm den Kirchenstaat, welcher vor diesem Kaiser niemals feste Grenzen und innere Selbstständigkeit gehabt hatte. Das Haus Habsburg erkennt in ihm den Stifter der österreichischen Herrschaft. Die zwei festesten Stützen des Despotismus sind das Werk Rudolph's I. Dessenungeachtet wird Rudolph von Habsburg von vielen Geschichtschreibern, welche dem Fortschritte zu huldigen vermeinen, als ein Herrscher geschildert, der sich große Verdienste um die Menschheit, die Christenheit und insbesondere Deutschland erworben habe. An den Früchten erkennt man den Baum. Die Früchte, welche an Rudolph's I. Lebensbaume wuchsen, haben sich erhalten bis auf unsere Tage. Wir sehen sie zu Wien und zu Rom.

§. 45. Deutsche Verfassung und Gesetzgebung.

Im Laufe der zwei Jahrhunderte, an deren Geschichte wir stehen, setzte sich die Verfassung des deutschen Reiches auf ein halbes Jahrtausend hinaus in ihren Grundzügen fest. Es gelang weder den fränkischen, noch den hohenstaufischen Kaisern, die Monarchie in Deutschland erblich zu machen. Unser Vaterland blieb ein Wahlreich und in Folge dessen erlangte das aristokratische Element ein immer steigendes Uebergewicht über das monarchische. Während des Kampfes zwischen den Kaisern und den Ständen wuchsen allmälig die Städte heran, welche die erste volksthümliche Kraft in das deutsche Verfassungsleben einführten. Die Regierung des deutschen Reiches beruhte am Ende unseres Zeitabschnittes wesentlich auf drei Trägern: dem Staatsoberhaupte, den Fürsten und den Städten. Das Staatsoberhaupt wurde von sieben Wahlfürsten, oder Kurfürsten, gewählt. Während des Kampfes zwischen den Kaisern und den Päpsten war es zweifelhaft, ob die deutschen Fürsten, oder der Papst das Recht hätten, über die römische Kaiserkrone zu verfügen. Die Einen behaupteten, die Kaiserkrönung sei nur eine Ceremonie, welche der Papst keinem rechtmäßig gewählten deutschen Könige verweigern dürfe, indem die römische Kaiserkrone mit dem deutschen Reiche verbunden sei. Die Päpste bestritten den deutschen Fürsten nicht das Recht, einen König zu wählen, behaupteten aber, frei und unbeschränkt über die römische Kaiserkrone verfügen, dieselbe gewähren, oder verweigern zu können. Allmälig machten sie noch höhere Ansprüche geltend, sie behaupteten, ungeeignete Fürsten von der Wahl ausschließen, ungehorsame Könige und Kaiser absetzen und, falls die Wahlfürsten ihre Schuldigkeit nicht thun sollten, selbst für die Besetzung des Kaiserthrones Sorge tragen zu dürfen. Der Streit zwischen Päpsten und Kaisern bezog sich übrigens mehr auf den Titel, als auf die Würde. Jeder rechtmäßig gewählte deutsche König nahm sofort auch den Titel eines römischen Königs an und es war dann nur die Frage, ob er stark genug war, die Kaiserkrönung zu erzwingen. Stand ihm ein mächtiges Heer zur Seite, so setzte er immer die Kaiserkrönung zu Rom durch, wo nicht, so blieb er in Deutschland, konnte von dem mit der römischen Kaiserkrone verbundenen Rechte wenig oder nichts geltend machen und nannte sich nur römischen König deutscher Nation. In Betreff der inneren Verhältnisse Deutschland's war die Kaiserkrönung nur insofern von Bedeutung, als dieselbe gewöhnlich den deutschen König abhielt, sich mit den deutschen Angelegenheiten zu befassen. Ohne Zweifel wäre es auch den deutschen, gleich den meisten anderen europäischen Königen, gelungen, die Monarchie erblich zu machen, wenn die Römerzüge nicht deren beste Kraft verzehrt hätten.

Nachdem Rudolph I. den Kampf mit den Päpsten aufgegeben und es versäumt hatte, sich in Rom krönen zu lassen, hatten sich die deutschen Fürsten schon so sehr in ihren Ländern, Lehen, Würden und Aemtern festgesetzt, daß es bis auf Karl V. keinem deutschen Könige mehr einfiel, die deutsche Königswürde erblich und unumschränkt zu machen. Das deutsche Staatsoberhaupt konnte, ohne die Stände, keine bleibenden und entscheidenden Verfügungen treffen. Alle Gesetze konnten nur von Kaiser und Reich ausgehen. Rudolph I. wagte nicht, die dem Könige Ottokar von Böhmen abgenommenen Reichslehen, ohne Zustimmung der Stände, zu vergeben. In des Königs Namen wurde zwar Recht gesprochen, allein da alle Fürsten und freien Städte für die innerhalb ihrer Bezirke vorkommenden Rechtsfälle selbst Richter aufstellten, und die Kaiser nur selten persönlich zu Gerichte saßen, so war ihre richterliche Gewalt von keiner besonders hohen Bedeutung. Dagegen umfaßte die königliche Würde die gesammte vollziehende Gewalt, welche in den

Händen eines kräftigen und kriegerischen Herrschers immer den Ausschlag geben konnte. Mit großer Eifersucht wachten aber die Fürsten über ihre Rechte. Die Reichsstände wurden in die geistlichen und weltlichen eingetheilt. Zur Zeit Rudolph's von Habsburg zählte man über hundert geistliche Stände: sechs Erzbischöfe, darunter drei Kurfürsten, etwa vierzig Bischöfe, ohngefähr siebzig Prälaten und Aebtissinnen, und drei geistliche Ordensmeister. Ungefähr in gleicher Stärke waren die weltlichen Reichsstände, nämlich vier Kurfürsten (ein König, ein Herzog, ein Pfalzgraf und ein Markgraf), sechs Herzoge (Baiern, Oesterreich, Kärnthen, Braunschweig, Lothringen, Brabant-Limburg), dreißig gefürstete Grafen und beiläufig sechzig Reichsstädte.

Diese Verfassung war mehr das Werk des Zufalls und der Gewalt, als der Absicht und des Rechtes. In früheren Zeiten standen unmittelbar neben dem Könige die Herzoge, von welcher jeder seinen Stamm vertrat. Die fünf Hauptvölker waren zur Zeit der sächsischen Könige: die Lothringer, Franken, Schwaben, Baiern und Sachsen. Zur Wahl zogen die Herzoge an der Spitze der auserlesenen Mannschaften ihrer Stämme, welchen der Erkorene vorgestellt wurde. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich dieses sehr verändert. Die Wahlstimmen wurden nicht mehr mit den Hauptstämmen der deutschen Nation, sondern mit den Erzämtern des Reiches in Verbindung gebracht. Nach mannichfaltigen Wechseln wurde der König von Böhmen Erzschenk, der Herzog von Sachsen Kämmerer, der Pfalzgraf am Rheine Erzmarschall und der Markgraf von Brandenburg Truchseß. Der Erzbischof von Mainz übte, als Erzkanzler Deutschland's, der Erzbischof von Trier als Erzkanzler Lothringen's und der von Cöln als Erzkanzler der Lombardei seine Wahlstimme. Als die Lombardei und Lothringen sich mehr und mehr vom deutschen Reiche losmachten, hatten sich die Erzbischöfe schon in den festen Besitz ihres Wahlrechts gesetzt, so daß es niemand mehr ihnen streitig machte.

Diese Verfassung war allerdings sehr mangelhaft. Sie räumte der Geistlichkeit, welche bemüht war, alle Lasten von sich abzuwälzen, ein allzu großes Gewicht ein und ließ die große Masse des Volkes, die meisten Städte und die ganze ländliche Bevölkerung unvertreten. Allein sie gestattete doch dem Volke eine Entwickelung, wie sie in den unumschränkten Monarchien nicht möglich war. Die schlimmste Seite dieser Staatsform war der geringe Schutz, den sie der Nation auswärtigen Feinden gegenüber gewährte.

Während die Päpste sich bemühten, das von ihnen gesammelte kanonische Recht über die ganze Christenheit zu verbreiten, beförderten die deutschen Kaiser die Einführung des römischen Rechtes. Zwar gelang es ihnen nicht, die staatsrechtlichen Grundsätze desselben in Deutschland einzubürgern, allein das Strafrecht, das bürgerliche Recht und das Rechtsverfahren der Römer setzte sich in Deutschland von Jahrhundert zu Jahrhundert immer fester und übte einen der Freiheit höchst nachtheiligen Einfluß auf das deutsche Volksleben. Neben dem römischen Rechte bestand das deutsche unausgesetzt fort und es wurde namentlich im Laufe dieses Zeitabschnittes besonderer Fleiß der Aufzeichnung deutscher Rechtsgewohnheiten gewidmet. Im dreizehnten Jahrhundert entstanden die unter dem Namen des „Sachsenspiegels," „Schwabenspiegels," „Richtsteig des Landrechts und Lehenrechts" bekannten Sammlungen.

Es läßt sich denken, daß, während die deutschen Kaiser auf Leben und Tod mit den Päpsten kämpften, sie für die Gesetzgebung Deutschland's nicht viel zu leisten vermochten. Sie erkannten, daß zuerst der Selbsthülfe ein Ende gemacht sein müsse, bevor Gesetze wohlthätig wirken könnten. Die Aufrechthaltung des Landfriedens blieb aber ein frommer Wunsch, so lange die deutschen Kaiser den Bischöfen und Fürsten schmeicheln mußten, um die erforderlichen Hülfstruppen für ihre Römerzüge zu erhalten, und, wenn sie diese erlangt hatten, oft Jahre lang außer Landes blieben, oder, unter der Wucht des päpst-

lichen Bannes, mit den Ränken der Geistlichen und dem Aberglauben des Volkes zu kämpfen hatten. Doch verdient das Landfriedensgesetz, welches Friedrich II. auf dem Reichstage zu Worms (unterm 22. August 1235) erließ, besonders erwähnt zu werden. Die Selbsthülfe wurde zwar im allgemeinen darin auf's strengste verboten, allein sie blieb, außer dem Falle der Nothwehr, auch in denjenigen des nicht erlangten Rechtes mit Beobachtung der gesetzlichen Ansage und der befreiten Tage erlaubt. Der Fall nicht erlangten Rechtes kam so häufig vor und war von so schwankender Bedeutung, daß die meisten Fehden durch diese Bestimmung des Gesetzes geschützt werden konnten. Die Einrichtung des Wehrgeldes erreichte übrigens durch dieses Gesetz ihr Ende, indem jeder erwiesene Landfriedensbruch mit der Acht, der Todschlag mit Strafe an Leib und Ehre bedroht wurde. Es war dieses ein Schritt in der Richtung besserer Ordnung, allein nur ein kleiner. Nicht dem Mangel an Gesetzen, sondern der schwachen Vollziehung derselben war die herrschende Verwirrung in Deutschland zuzuschreiben. Inmitten dieser Wirren entstanden die s. g. Femgerichte. Fem ist in altdeutscher Mundart gleichbedeutend mit Strafe. Unter Femgerichten versteht man aber jene Gerichte, welche in Westphalen während des dreizehnten Jahrhunderts entstanden, sich bald über einen großen Theil Deutschland's ausbreiteten, sich selbst Freigerichte nannten und unabhängig von Kaiser und Reich, wie von einzelnen Landesherren, richteten. An der Spitze des Femgerichtes stand der Stuhlherr, welcher gewöhnlich ein Fürst oder Graf war. Unter ihm standen mehrere Freigrafen in verschiedenen Sprengeln, welche unter Zuziehung von Beisitzern (Freischöffen) Gericht (Freiding) hielten. Die Zahl der Freischöffen soll in den verschiedenen Theilen Deutschland's 100,000 erreicht haben. Sie hatten gewisse Zeichen und Losungen, woran sie sich erkannten, und weil nur sie diese wußten, wurden sie die „Wissenden" genannt. Jeder Freischöffe schwor: „die heilige Feme halten zu helfen und zu verhehlen vor Frau und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was die Sonne bescheint, der Regen netzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist."

Obgleich die Femgerichte sich ohne Zuthun der Kaiser gebildet hatten, erkannten sie den Kaiser als ihr Oberhaupt an und machten ihn gewöhnlich bei seiner Krönung in Aachen zum Mitwissenden. Die Sitzungen der Femgerichte wurden heimlich, im Dunkel der Nacht, im Dickicht des Waldes, oder in verborgenen Höhlen gehalten. Doch fanden bisweilen auch öffentliche „Freidinge" statt. Die Femgerichte beschäftigten sich mit Ketzerei, Zauberei, Nothzucht, Diebstahl, Raub und Mord. Daß unter diesen Verbrechen Ketzerei und Zauberei voran standen, beweist deutlich die Beschränktheit und den Aberglauben der Leute, welche sich Freischöffen, Freigrafen und Stuhlherren nannten. Jeder Freischöffe konnte Anklage erheben. Auf seinen Eid wurde der Angeklagte dreimal vor das heimliche Gericht gefordert. Der Ankläger blieb unbekannt und lieferte keine Beweise. Wenn der Angeklagte auf die dritte und vierte Ladung nicht erschien, wurde er verfemt, d. h. den Freischöffen preisgegeben. Der erste Freischöffe, der ihm begegnete, mußte ihn aufknüpfen, und zwar zum Zeichen, daß das Urtheil eines Femgerichtes vollzogen worden sei, an einem Baume, und nicht an einem Galgen. Setzte sich der Verfehmte zur Wehre, so mußten die Freischöffen ihn niederstechen und zum Zeichen, daß kein gewöhnlicher Mord, sondern eine femgerichtliche Strafe vollzogen worden sei, legten sie ihre Messer neben die Leiche.

Bei einer solchen Gerichtsverfassung mußten sich nothwendig bald die abscheulichsten Mißbräuche einschleichen. Unter dem Deckmantel des Geheimnisses konnte Jeder, der einen Meineid nicht scheute, seine Feinde verfolgen. Die Aufnahme in das heimliche Gerichte war nicht schwer zu erlangen, denn die Zahl der Freischöffen war groß Wer der

Ketzerei oder der Zauberei angeklagt wurde, war seiner Verurtheilung sicher. Aber auch die Anklagen, welche wirkliche und nicht blos eingebildete Verbrechen zu ihrem Gegenstande hatten, waren immer sehr gefährlich, weil der Angeschuldigte, welcher weder seinen Ankläger, noch die Gründe des Verdachtes kannte, nicht im Stande war, sich mit Nachdruck zu vertheidigen. Doch zu den Klöstern, den Bannflüchen, den Ketzerverfolgungen und den Inquisitionen paßten die Femgerichte vortrefflich. Wir wünschten, daß Alle, welche das Mittelalter rühmen und preisen, hintereinander diese seine Früchte zu genießen bekämen. Sie würden dann wahrscheinlich ihre Ansichten ändern.

§. 46. Die deutschen Länder und Fürsten.

In der alten heidnischen Zeit entschied fast aller Orten das Schwert und nur ausnahmsweise machten List und Betrug ihm den Sieg streitig. Im Mittelalter that sich das religiöse Bedürfniß der Menschen mehr hervor, die Geistlichen, namentlich die christlichen, bemächtigten sich desselben und beuteten es nicht blos zu geistlichen, sondern auch zu weltlichen Zwecken aus. Die Hälfte der deutschen Reichsstände waren Geistliche. Den vier weltlichen, standen drei geistliche Kurfürsten zur Seite. Der Bischöfe waren mehr als der Fürsten, und der Prälaten mehr als der Reichsstädte. Die größere Hälfte Deutschland's gehörte Pfaffen an. Zwar stand an der Spitze des Reiches ein weltlicher Fürst, der Kaiser. Doch ihm hielt der Papst, bei dem Rudolph von Habsburg demüthig um Bestätigung seiner Würde nachsuchte, die Wage. Die hundert geistlichen Stände begnügten sich keineswegs mit dem jenseitigen Reiche Christi, mit der Sorge für das „ewige Seelenheil" des Volkes, vielmehr machten sie, innerhalb ihrer Gebiete, auf alle Rechte weltlicher Herrscher Anspruch. Sie ließen, so gut als die Herzoge, Markgrafen und Fürsten, Steuern erheben, Zollstätten errichten, Münzen schlagen, und Verbrecher hinrichten. Die angeblichen Nachfolger Christi waren zu weltlichen Herrschern geworden, verbanden aber mit ihren weltlichen Rechten ihre geistlichen Würden, welche ihre Macht um ein Bedeutendes hoben. Das arme deutsche Volk war aller Orten unter zwei Herrschaften: der geistlichen und der weltlichen, mußte beiden dienen, beiden gehorchen und beiden Abgaben entrichten. In den geistlichen Ländern hatten die Unterthanen außer den Bedürfnissen der Bischöfe und Prälaten auch für diejenigen der zahlreichen Kebsweiber und Kinder derselben zu sorgen, von denen die Ersteren unter dem Namen heiliger Schwestern, die Letzteren unter demjenigen von Neffen und Nichten in den Palästen der geistlichen Würdenträger zu wohnen pflegten. In den weltlichen Ländern mußten die arbeitenden Klassen die Mittel zur standesmäßigen Unterkunft der herrschenden Familien herbeischaffen. Als die Herzogthümer ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, und die Kaiser kaum noch ein Oberaufsichtsrecht über die Länder der Reichsstände besaßen, nahm die Zahl der Herren, welche sich keiner Zucht und keiner Ordnung fügen wollten, außerordentlich zu. Die Ritter machten aus dem Raube ein förmliches Gewerbe und manche Fürsten sitzen heutzutage auf goldenen Thronen, oder werden doch den souveränen Herrschern ihrer Geburt nach gleich geachtet, deren Vorfahren im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts das Gewerbe eines baierischen Hiesels oder schwarzen Peters mit Erfolg betrieben hatten. Was die Ritter im kleinen, pflegten die Grafen, Fürsten und Herzoge im größern Maßstabe zu thun. Die Beweggründe waren da und dort dieselben. Gewalt war das Mittel und deren Ausdehnung der Zweck, nach dem sie strebten. Auf gleicher Höhe mit den weltlichen Herrschern standen die geistlichen. Auch sie verschmähten es nicht, mit dem Schwerte drein zu schlagen, wenn sie hofften, durch dieses ihr Gebiet zu erweitern. Ergiebiger und ungefährlicher war aber für sie das Feld des Aberglaubens, das sie trefflich

zu bestellen verstanden. Zwei große Mächte, wie Oesterreich und Preußen in unseren Tagen, standen sich damals noch nicht gegenüber. Vor Rudolph von Habsburg war Ottokar von Böhmen der mächtigste Fürst in Deutschland. Nachdem Rudolph I. ihm Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und die windische Mark abgenommen hatte, war seine Uebermacht gebrochen und die sieben Kurfürsten standen sich an politischer Bedeutung ziemlich gleich. Die zahlreichen übrigen Reichsstände besaßen wiederum ansehnliche Landstrecken und bedeutende Streitkräfte, so daß immer derjenige, welcher die meisten Verbündeten hatte, der mächtigste Fürst in Deutschland war.

Das jetzt so große Oesterreich war gegen Ende unseres Zeitabschnittes erst in der Bildung begriffen. Preußen gehörte nur theilweise zu Deutschland. Die Länder an der Ostsee waren von Slaven bewohnt. Deutsche, dänische und polnische Fürsten suchten, sie zu gewinnen. Außer dem Schwerte wirkten Missionen und Handelsbeziehungen, sie mit Deutschland zu verbinden. Deutsche Pflanzer setzten sich da und dort fest und verbreiteten deutsche Bildung um sich her. Sachsen und Friesen schifften sich zu Lübeck ein und gründeten an der Düna Riga. Der deutsche Orden der Schwertbrüder setzte sich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in Liefland fest, von wo aus er sich, mit Hülfe deutscher Kreuzfahrer, über Esthland verbreitete. Papst Cölestin II. ließ (1218), wie früher gegen die Liefländer, so gegen die Preußen das Kreuz predigen. Dauernde Fortschritte wurden jedoch erst gemacht, als der deutsche Orden unter der Führung seines Hochmeisters, Hermann von Salza, mit Genehmigung Friedrich's II., die Unterwerfung und Bekehrung der Ostseeländer unternahm. Die Städte Thorn und Culm wurden gegründet. Nach ihm fochten der Hochmeister Konrad, Landgraf von Thüringen, und der Herzog Otto von Braunschweig, genannt das Kind, gegen die Preußen. In Folge eines entscheidenden über die Preußen und die Pommern errungenen Sieges schloß der Hochmeister, Heinrich von Hohenlohe, einen Frieden (1249), in welchem die Preußen das Heidenthum, die Vielweiberei, den Kauf der Frauen, das Verkaufen und Aussetzen der Kinder abschworen und das Christenthum anzunehmen versprachen. Doch wurde noch vierundzwanzig Jahre lang gekämpft, bevor Preußen gänzlich unterworfen wurde. Zweimal (1253 und 1254) zog König Ottokar von Böhmen gegen die Preußen; doch erst im Jahre 1273 wurden sie zu Paaren getrieben. Zuletzt (1284) ergaben sich die Sudauer. Nach dem Aussterben des ostpommer'schen Hauses, dessen Sitz zu Danzig war, eignete sich der deutsche Orden den größten Theil des Landes zwischen der Weichsel und der Netze zu (1295). So wurden in derselben Zeit, da Rudolph von Habsburg im Süden und Westen alle Errungenschaften vergangener Zeiten aufgab, ohne sein Zuthun im Norden und Osten dauernde und bedeutungsvolle Erwerbungen gemacht. Wenn der zehnte Theil derjenigen Kräfte, welche im Kampfe mit den gebildeten Italienern vergeudet wurden, auf die Bildung und die Unterwerfung der rohen Völker des Nordostens angewendet worden wäre, so reichte jetzt deutsche Kultur und das deutsche Gebiet bis an die äußersten Enden der Ostsee. Diese Landesstrecken waren in früheren Zeiten von deutschen Völkern bewohnt und erst später von slavischen Stämmen besetzt worden. Die Deutschen hatten also doppelten Grund, in dieser Richtung zu streben. Doch die Leidenschaften sind zu allen Zeiten blind gewesen. Während die Hohenstaufen in Italien kämpften, hätte Deutschland fast seine wichtigsten Provinzen im Norden der Elbe an Dänemark verloren. Nicht die sogenannten „Mehrer des Reiches“ (die deutschen Kaiser) waren es, welche den Norden Deutschland's gewannen, im Gegentheile suchten Otto IV. und Friedrich II. die Freundschaft der Dänen durch Abtretung Nord-Albingiens zu gewinnen; den kleineren Fürsten und Grafen des nördlichen Deutschland's und insbesondere auch der Stadt Lübeck verdankt unser Vater-

land die Erhaltung Nord-Albingiens. Uebrigens blieb Mecklenburg und Rügen bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts unter dänischer Lehensherrlichkeit.

Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts erstreckte sich das deutsche Gebiet von den Alpen bis zur Ost- und Nordsee und von den Ardennen bis nach Esthland. Dänemark, Polen und Ungarn, welchen die deutschen Kaiser keinen lehensherrlichen Schutz angedeihen ließen, hatten sich von Deutschland losgerissen. Von Italien blieben nur kleine Ueberreste bei Deutschland. Burgund hätte erhalten werden können, wenn Rudolph I. mehr auf die Wahrung der deutschen Grenzen, als auf die Gründung einer Hausmacht bedacht gewesen wäre. Eine Herrschaft nach der andern kam im burgundischen Reiche aus deutschen in französische Hände. Die Hohenstaufen, welche mit den Päpsten kämpften, mochten entschuldigt werden, wenn sie bei ihren großartigen Bestrebungen die deutschen Grenzen zu wahren versäumten. Rudolph von Habsburg, welcher die kaiserlichen Rechte gegenüber dem Papste und die Kronen der Lombardei, Sicilien, Sardinien und Jerusalem aufgab, während er stillschweigend auf die römische Kaiserkrone verzichtete, er, welcher Deutschland niemals verließ und keinen Gegenkönig hatte, zog sich gerechten Vorwurf zu, daß er nicht wenigstens Burgund unvermindert dem deutschen Reiche bewahrte.

Es war ein schlimmes Zeichen, daß von der Markgrafschaft Verona, welche der Herzog Berthold von Zähringen inne gehabt hatte, der Markgrafentitel auf das Haus Baden überging. Bald nachher zogen sich die Marken Deutschland's von der Südseite auf die Nordseite der Alpen zurück. Ueber die Grenzen des deutschen Vaterlandes, wie über diejenigen seiner einzelnen Bruchtheile entschieden, außer dem Schwerte, Käufe, mannichfaltige Verträge und der Erbgang der Familien. Der König Wilhelm verpfändete z. B. für 10,000 Mark Silbers die sämmtlichen Einkünfte des burgundischen Reiches an den Grafen Hugo von Chalons und legte damit selbst den Grund zu einer Hausmacht, welche die deutschen Grenzen in jener Gegend mehr und mehr einengte. Mit Friedrich, dem Sohne Leopold's von Oesterreich, starb im Jahre 1246 die babenbergische Familie aus, deren Länder nach einigen Wechselfällen an Ottokar von Böhmen übergingen, welchem sie Rudolph I. entriß.

Unter den deutschen Herrscherfamilien schwang sich die habsburgische bald auf die höchste Stufe irdischer Macht und weltlichen Glanzes. Um dieselbe Zeit, da Rudolph I. auf den deutschen Königsthron erhoben wurde, wanderte ein anderes Glied der habsburgischen Familie, Gottfried, der Sohn des Grafen Rudolph von Habsburg-Laufenburg und Neffe des deutschen Königs, nach England. Während die Nachkommen des eines Bruders (Habsburg-Laufenburg) in England in die Reihen des Volkes eintraten und den Namen Fielding annahmen, stiegen die Enkel des andern Bruders (Habsburg) auf die höchsten Stufen der Macht. Nur zu oft werden wir im Laufe unserer Geschichte die Schandthaten dieser verruchten Familie zu berichten haben. Der englische Zweig der Habsburger hat doch wenigstens einen Dichter hervorgebracht (Heinrich Fielding, geb. 1707, gest. 1754), der deutsche nur Tyrannen mit größeren oder geringeren Talenten, mehr oder weniger wilden Leidenschaften. Es war ein Hohenzoller, der Burggraf von Nürnberg, welcher die geheimen Unterhandlungen Rudolph's von Habsburg mit den weltlichen Kurfürsten führte, und welchem dieser, nächst dem Erzbischofe von Mainz und dessen Caplane, die deutsche Königskröne verdankte. Schwerlich hätte der Hohenzoller dem Habsburger diesen Dienst geleistet, wenn er die außerordentliche Geschicklichkeit der Habsburger in der Kunst des Ländererwerbs geahnt. Die Hohenzollern standen hierin den Habsburgern nicht gleich und konnten sie, im Laufe von sechs Jahrhunderten, nicht einholen. Das dritte unter den deutschen Fürstengeschlechtern unserer Tage stammt von jenen Wittelsbachern ab, deren

einer seinen Kaiser,*) der andere seine Gemahlin ermordete.†) Gewöhnliche Menschen würden sich solcher Stammväter schämen, doch beim Adel ist das Alter wichtiger, als Verdienste und Reinheit des Lebenswandels. Wäre der Gattenmörder Ludwig von Baiern nicht ein Pfalzgraf gewesen, so hätte er ohne Zweifel auf dem Schaffotte geendigt, doch Rudolph I. machte ihn zu seinem Schwiegersohne und sagte ihm Verzeihung zu, um seine Wahl durchzusetzen. Otto von Wittelsbach, der Mörder Kaiser Philipp's, büßte zwar sein Verbrechen mit dem Leben, allein feile Schmeichler haben sich seit Jahrhunderten bemüht, die Frevelthat Otto's in ein weniger gehässiges Licht zu setzen. Philipp von Schwaben, welcher dem, mit Blute besudelten Wittelsbacher wegen seiner Rohheit und seiner Mordthaten die Tochter, Beatrix, die er ihm früher zugesagt hatte, verweigerte, handelte als Vater und als König edel und recht, während Rudolph von Habsburg, welcher dem Gattenmörder Ludwig von Baiern, ungeachtet ihm dessen Mordthat bekannt war, seine Tochter Mechtilde zusagte, allen besseren Gefühlen Hohn sprach. Wer den frechen und rohen Wittelsbacher damit entschuldigen will, daß König Philipp ihm Beatrix verweigerte, beweist nur, daß er die Pflichten eines Vaters nicht kennt. Uebrigens war Otto von Wittelsbach, als er Philipp ermordete, ohne Zweifel von ganz anderen Beweggründen getrieben, als dem Unmuthe weger seiner getäuschten Hoffnung. — Von dem deutschen Stamme des Hauses Este leiten die Könige von Hannover, von England und die Herzoge von Braunschweig ihren Ursprung ab. Die berühmtesten Mitglieder dieser Familie waren Heinrich der Löwe, welcher gegen den deutschen Kaiser Friedrich I. Rothbart sich schwer verging, dessen Sohn Otto IV., welcher dem Könige von Dänemark ganz Nordalbingien abtrat, um ihn für sich zu gewinnen, und Otto das Kind, welcher bei dem Kampfe der deutschen Fürsten um Nordalbingien auf die Seite der Dänen trat und das ganze Gewicht seiner Streitkräfte in die Wagschaale des Königs Waldemar legte.

Auf den Trümmern der Besitzungen, welche Heinrich der Löwe besessen hatte, entwickelten sich außer dem Herzogthum Braunschweig-Lüneburg verschiedene andere Hausmächte. Schon zur Zeit Konrad's III. hatte Albrecht der Bär, als er das Herzogthum Sachsen zurückgeben mußte, erlangt, daß seine Erbgüter in der Mark zu einer, von dem Herzogthume unabhängigen gefürsteten Markgrafschaft erhoben wurden. Albrecht, der Sohn Otto's von Ballenstädt und Aschersleben und der Eilike, Tochter des letzten bilungischen Herzogs von Sachsen, hatte von seiner Mutter die bilungischen Allodien Soltwedel und Brandenburg ererbt. Aus dieser Mark entwickelte sich nach und nach die Markgrafschaft Brandenburg und das Königreich Preußen. Zu derselben Zeit, als der erste Herzog von Oesterreich, Leopold, Graf von Babenberg, in der Nähe des alten Vindobana den Grund zu Wien, legte der erste unabhängige Markgraf von Brandenburg, Albrecht der Bär, denjenigen von Berlin (1162) und baute Heinrich der Löwe München. Albrecht's des Bären erstgeborener Sohn, Otto, verwaltete die Mark. Dessen zweitem Sohne, Bernhard, verlieh Friedrich I. Barbarossa das Herzogthum Sachsen, welches übrigens dermaßen beschnitten wurde, daß es wenig mehr, als den um Wittenberg belegenen Kurkreis und die Ebene jenseits der braunschweig-lüneburgischen Lande um Lauenburg begriff. Durch Theilungen wurden aber bald die alten anhaltischen Stammlande, das Herzogthum Sachsen und Lauenburg getrennt. Wie im nördlichen Deutschland der Fall der Welfen, so brachte im südlichen der Sturz der Hohenstaufen mehrere, früher unmächtige, Herrschergeschlechter empor, indem diese, was sie irgend konnten, an sich rissen. Unter ihnen verdienen die Markgrafen von Baden und die Grafen von Würtemberg besonders genannt zu werden. Der Markgraf Rudolph von Baden wurde wegen seiner raubritterlichen Unternehmungen (1275) zu Freiburg im Breisgau durch königliche Truppen

*) Siehe §. 38 Seite 108. †) Siehe §. 44 Seite 124.

belagert. Fünfzehn schwäbische Grafen, welche die in der vergangenen dunkelen Zeit geraubten Reichsrechte nicht herausgeben wollten, verbanden sich unter Leitung des Markgrafen und der Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg mit dem Herzoge Heinrich von Baiern und traten durch diesen mit dem Könige Ottokar von Böhmen in freundliche Beziehung. Rudolph von Habsburg hielt zwar zu Straßburg und Kempten Versammlungen ab, vermochte jedoch nichts Entscheidendes gegen die schwäbischen Grafen auszurichten. Sie leisteten ihm keinen Zuzug, als er gegen Böhmen aufbrach und bekümmerten sich überhaupt wenig oder nichts um König und Reich. Während Rudolph I im Osten Deutschland's beschäftigt war, trieben die zahlreichen Grafen und Ritter des südwestlichen Deutschland's das größte Unwesen. Zwar zerstörte Rudolph I. (1284) mehrere Raubschlösser in Schwaben, doch war dieser Kaiser zu sehr mit den Angelegenheiten seiner Hausmacht beschäftigt, um gründlich aufräumen zu können. Die Grafen von Würtemberg standen an der Spitze der Unruhestifter. Ihr Haus stammte aus dem elften Jahrhundert. Bis zu der Zeit, da Innocenz IV. den Bann über Friedrich II. sprach, waren sie auf der Seite der Hohenstaufen gestanden. Dann aber hängten sie den Mantel nach dem Winde und gingen zu den Welfen über. Im Jahre 1286 schloß Rudolph I. zu Ulm mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg und seinem Bundesgenossen, dem Grafen Ulrich von Helfenstein, Frieden. Dieser wurde aber bald gebrochen, worauf König Rudolph den Eberhard in Stuttgart belagerte. Nach zwei Monaten mußte er sich zwar unterwerfen, erneuerte aber bald schon wieder die Fehden, in Verbindung mit dem Markgrafen Hermann von Baden. Graf Eberhard's Wahlspruch war: „Gottes Freund aller Welt Feind." Zwar schwor er später (10. Nov. 1286), „dem Reiche getreu zu sein und demselben wieder zu erstatten, was er gegen dasselbige gethan und des Reiches Bürgern, Christen und Juden, ihre Forderungen nach dem Ausspruche der Schiedsrichter zu geben." Allein da in Schwaben kein Herzogthum mehr bestand und König Rudolph anderweitig viel beschäftigt war, so trieben die kleinen Grafen und Ritter des südwestlichen Deutschland's ihren Unfug ziemlich ungestört weiter fort. Sie raubten, führten Fehden, schlossen Heiraths- und Erbverträge ab und brachten es am Ende dahin, daß sie ihr früheres Gewerbe als Raubritter auf einem größern Fuße und unter den schützenden Formen des Rechtes betreiben konnten. Die Grafen von Würtemberg, welchen dazumal die Stadt Eßlingen noch die Spitze zu bieten vermochte, sind Könige, die Markgrafen von Baden, welche ihren Nachbarn von Würtemberg an Macht ohngefähr gleich standen, Großherzoge geworden. Durch das Schwert haben sich alle deutschen Fürsten ihre Kronen erobert. Nur mit dem Schwerte können sie ihnen wieder abgenommen, nur mit dem Schwerte können die Ketten zerhauen werden, mit welchen sie seit Jahrhunderten ihre Völker geschlossen halten.

§ 47. Die deutschen Städte.

Nach alter deutscher Sitte hatten nur die freien Männer im Staate und in den Gemeinden ein Wort mitzusprechen. Die Handwerker, obgleich sie in den Städten nicht als Leibeigene oder Sklaven betrachtet werden konnten, wurden doch von den herrschenden Geschlechtern als Menschen niederer Art verachtet, und als Hörige, d. h. nicht selbstständige und rechtsfähige Menschen behandelt. Die freien Städte Deutschland's wurden ausschließlich durch Beamte verwaltet, welche von den bevorzugten Geschlechtern gewählt wurden. Zu den bevorzugten Geschlechtern gehörten theils solche Familien, welche ihre ritterlichen Gewohnheiten beibehielten, theils solche, welche es für nützlicher erachteten, das Schwert mit der Feder, die Tourniere mit dem Rathhause und das Kriegshandwerk mit

friedlichen Arbeiten zu vertauschen. Die Einen, wie die Anderen trieben keine bürgerlichen Gewerbe. Die Folge der Vorurtheile des städtischen Adels und ihrer Lebensgewohnheiten war, daß er auf rechtliche Weise nichts erwerben konnte, bedeutende Ausgaben hatte und daher durch seine verkehrte Stellung gedrängt wurde, sei es die Bürger, in deren Mitte er lebte, oder das Landvolk und andere schutzlose Personen in der Nachbarschaft zu drücken und zu berauben. Fleißige Handwerker und gewandte Kaufleute erwarben aber durch die Künste des Friedens oft mehr als die Patrizier durch das Kriegshandwerk, und erlangten mit Hülfe ihrer Reichthümer einen Grad von Bildung und Bedeutung, welcher bald zu einem Zustande der Berechtigung führte. Bis zu den Zeiten Kaiser Heinrich's V. galten die gemeinen Bürger der Städte für Hörige und waren den Bedrückungen aller Mächtigen fast schutzlos preisgegeben. Wenn ein kaiserlicher oder bischöflicher Beamter, Gesandter oder Diener reiste, hatte er, in Folge der Verordnungen Karl's I., das Recht, von Metzgern, Bäckern und anderen Bürgern zu nehmen, was er bedurfte. Daß Mancher das Maß seiner Bedürfnisse über die Gebühr erweiterte, versteht sich von selbst. Heinrich V. hob zuerst die Hörigkeit der Handwerker in der Stadt Speier auf und verfügte im Allgemeinen, daß sie Bürger und freie Leute sein, gleiche Rechte genießen und gleiche Lasten tragen sollten. In anderen Städten errangen Handwerker und Kaufleute dieselben Rechte, welche sie in Speier durch Kaiser Heinrich V. zugetheilt erhalten hatten. Allmälig hörte die Hörigkeit der nicht adeligen Städtebewohner auf, allein die Patrizier erhielten sich noch bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts in alleinigem Besitze der städtischen Aemter.

Im Kampfe mit Bischöfen, Fürsten, Grafen und Rittern schwangen sich die Städte während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu immer höherer Macht und größeren Reichthümern empor. Der Zwiespalt zwischen den Trägern der höchsten Gewalt in Staat und Kirche zog deren Aufmerksamkeit von dem stillen Wachsthum der Städte ab. So oft die geistlichen und weltlichen Machthaber später der Städte gedachten, war es nur, um sie unter ihr Joch zu beugen. Die Zeit der wildesten Kriege zwischen Päpsten und Kaisern war diejenige, da die Städte am kräftigsten gediehen. Ungeachtet aller Bestrebungen der Ritter und Grafen, welche unter mannichfaltigen Vorwänden die Flüsse und die Heerstraßen unsicher machten, breitete sich der Handel der deutschen Städte aus und den zahlreichen Fehden mit Bischöfen und Fürsten zum Trotze bewahrten sie sich ihre Unabhängigkeit. Der Grimm des Land-Adels, welcher mit Verachtung auf den Bürger herabsah, that sich bei jeder Gelegenheit kund. Als er erkannte, daß er mit den Waffen nicht viel gegen die Städte auszurichten vermöge, versuchte er, sie durch die Gesetzgebung zu unterdrücken. Auf dem Reichstage zu Worms im Jahr 1231 wurde die Frage aufgeworfen: ob eine Stadt aus eigener Macht Innungen, Gilden, Eidgenossenschaften und dgl. Verbindungen errichten könne? Diese Frage verneinten die Fürsten und erklärten, daß auch der König nicht ohne Bewilligung des Grundherrn und dieser nicht ohne Zustimmung des Königs die Erlaubniß dazu geben könne. König Heinrich, welcher dazumal damit umging, sich gegen seinen Vater, Friedrich II., zu empören, und welcher daher um die Gunst der Fürsten buhlte, bestätigte diesen Spruch und stellte darüber dem Bischofe von Worms eine besondere Urkunde aus. Da die Bahn zum Nachtheil der Städte gebrochen war, ging derselbe Reichstag noch weiter und beschloß ferner: 1) die Pfahlbürger sollen abgeschafft, 2) den Fürsten, Edlen, Ministerialen und Kirchen sollen ihre Güter und Lehen, welche die Reichsstädte in Besitz genommen, zurückgegeben werden; 3) das Geleite, welches Fürsten in ihrem Lande vom Reiche zu Lehen hätten, solle ihnen nicht geschmälert werden; 4) in den Reichsstädten solle kein Schädlicher, kein Verurtheilter oder Geächteter wissentlich auf-

genommen werden ; 5) die Reichsstädte sollen ihre Gerichtsbarkeit nicht über die dazu gehörigen Gebiete ausdehnen.

Durch diese Bestimmungen wurden die deutschen Städte in ihren wichtigsten Interessen angegriffen. Die Pfahlbürger, d. h. die außerhalb der Mauern der Städte ansässigen Bürger, waren für die Vergrößerung der Städte unentbehrlich, denn deren Mauern konnten erst erweitert werden, wenn eine hinreichende Anzahl von Pfahlbürgern, oder Vorstädtern, die Kosten eines solchen Werkes deckte. In manchen Städten war die Zahl der Pfahlbürger sehr bedeutend ; durch deren Abschaffung würde daher die Volkszahl und der Reichthum derselben sehr gelitten haben.

Wenn die Fürsten, Edlen, Ministerialen und Kirchen verpflichtet worden wären, alles ungerechte Gut an die Beraubten zurückzugeben, so hätten die Städte auch ein Gleiches thun können. Die ärgeren Räuber waren jedenfalls die Fürsten, Edlen, Ministerialen und Kirchen. Allein daß nur die Städte zurückgeben sollten, was sie mit Unrecht besäßen, während von einer Rückgabe von Seiten der Ritter, Grafen und Fürsten nicht die Rede, war durchaus unbillig. Das Geleite, welches den Fürsten zu Lehen gegeben worden, war seit langer Zeit zu einer drückenden Abgabe ohne allen Nutzen geworden. Indem der Reichstag diesen Unfug bestätigte, zeigte er deutlich, daß er die Partei der Fürsten gegen die Städte vertrat, nicht aber als Richter zwischen Fürsten und Städten entschied. Diese letzteren hatten dadurch, daß alle Verfolgten und Mißhandelten in ihrer Mitte eine Zufluchtsstätte fanden, an Volkszahl und Macht außerordentlich zugenommen. Täglich wurden von herrschsüchtigen Fürsten und Pfaffen die tüchtigsten Menschen, welche ihnen widerstrebten, verfolgt. Selbst Ritter suchten, wenn sie in ihren Fehden unterlegen waren, den Umständen nach, in den Städten Schutz. Dadurch allein wurde das in Deutschland herrschende Unrecht erträglich, daß man sich ihm noch da und dort entziehen konnte, indem man in einer freien Stadt Zuflucht suchte. Auch dieser letzte Nothbehelf der Freiheit sollte aufhören. Eine Stadt kann nicht blühen, wenn sie auf ihre Mauern eingeschränkt ist. Sie bedarf eines gewissen Gebietes zu ihrem Bestande, und ist fremder Willkür preisgegeben, wenn sie auf ihrem Gebiete außerhalb ihrer Mauern einen fremden Gerichtsherrn anerkennen muß. Alle diese fünf Bestimmungen des Wormser Reichstages waren daher für die Blüthe der Städte durchaus verderblich. Dessenungeachtet ertheilte auch der Kaiser Friedrich II. ihnen seine Bestätigung, weil er ebenso sehr, wie sein Sohn Heinrich, die Fürsten für sich zu gewinnen wünschte, und überdies wegen des Widerstandes der lombardischen Städte der freien Entwickelung des Städtewesens überhaupt nicht wohl wollte.

Von den Beschlüssen des Reichstages ging übrigens nur so viel in das Leben über, als die Fürsten, Edlen und Bischöfe mit Gewalt durchzusetzen vermochten. Eine Stadt, welche sich kräftig genug fühlte, schaffte wegen eines Reichsgesetzes ihre Pfahlbürger nicht ab, gab ihre Güter nicht heraus, zahlte kein ungebührliches Geleite, trieb die Hülfe und Schutz suchenden Verfolgten, trotz des Widerspruches von Fürsten, nicht aus ihren Thoren, sondern nahm sie als Bürger bei sich auf, und behauptete ihre Gerichtsbarkeit auch auf ihrem außerhalb der Mauern gelegenen Gebiete. Allein sehr häufig waren die Städte schwächer, als die in ihrer Nähe wohnenden Bischöfe, Prälaten und Ritter und mußten sich dann gefallen lassen, daß diese verderblichen Reichstagsgesetze gegen sie zur Ausführung gebracht wurden. Da übrigens die Ritter und Bischöfe untereinander in zahlreichen Fehden verflochten waren, wodurch sie sich gegenseitig schwächten, während die Städte durch Handel und Gewerbe sich mehr und mehr ausbreiteten, so konnte das Wormser Reichsgesetz ihren Aufschwung nicht lähmen.

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts kam namentlich in Folge der Bemühungen

Kaiser Friedrich's II. und Rudolph's I., die lateinische Sprache mehr und mehr in dem Geschäftsleben ab. Die Gelehrten hörten auf, bei der Verwaltung der Städte unentbehrlich zu sein, der Bürger war jetzt nicht mehr schon wegen seines Mangels an Gelehrsamkeit von der städtischen Verwaltung ausgeschlossen und fühlte sich berufen, sie in die Hand zu nehmen. Bald schon fingen die Bürger verschiedener Gemeinwesen an, sich untereinander zu verbinden. Besondere Erwähnung verdienen der rheinische Bund und die Hansa. Im Jahre 1226 hatten sich sieben Städte unter der Leitung von Mainz gegen den Erzbischof dieser Stadt verbündet. König Heinrich löste aber den Bund wieder auf. Später (1247) brachte ein Mainzer Bürger, Namens Walbod, einen größern Bund von Städten zu Stande, der übrigens aus dem Grunde von keiner tief eingreifenden Bedeutung sein konnte, weil auch Fürsten und Herren in denselben aufgenommen wurden, welche ganz andere Bestrebungen, als die Städte, hegten. Im Jahre 1255 wurde dieser Bund, der sich den rheinischen nannte, durch den König Wilhelm bestätigt. Er umfaßte die Städte Basel, Freiburg i. B., Colmar, Speier, Worms, Oppenheim, Mainz, Boppard, Bonn, Cöln, Trier, Metz, Fulda, Frankfurt a. M., Gelnhausen, die Herzoge und Grafen von Baiern, Würtemberg, der Pfalz, Thüringen und mehrere andere Städte und Herren. Mit König Wilhelm's Erlaubniß stellte der rheinische Bund ein gemeinschaftliches Bundesheer auf, ernannte Befehlshaber und hielt Bundestage ab. Doch dauerte er kaum neun Jahre lang. Auf die Dauer konnten sich die Fürsten und Herren mit den Bürgern nicht vertragen. Sie hielten es für drückend, daß sie die Städte und deren Handelsgüter nicht länger sollten berauben dürfen, auch schien es ihnen schimpflich, daß Kaufleute mit Rittern gleiche Rechte haben und, den Umständen nach, über sie zu Gerichte sitzen sollten. Das Zwischenreich bot ihnen zu viele angenehme Gelegenheiten zum Rauben. Bevor durch Rudolph von Habsburg wieder einige Ordnung in Deutschland hergestellt worden, war der rheinische Bund schon zerfallen.

Weit dauernder und wichtiger wurde die Hansa, oder der hanseatische Bund. Dieser ging von den Vereinen deutscher Kaufleute aus, welche in der Fremde Handel trieben. Wie das Land, so war auch das Meer gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts voll von Räubern. Im Jahre 1239 schlossen die Hamburger mit den Ditmarsen und den Hadelern einen Bund zur Beschützung ihrer Schifffahrt auf der Elbe. Kurz darauf (1241) vereinigte sich Hamburg mit Lübeck zu einem Bündnisse, wodurch diese beiden Städte sich gegenseitig zum Beistande gegen alle Angriffe verpflichteten. Die dritte Stadt im Bunde wurde Braunschweig (1247). Bald mehrten sich die Glieder des Bundes. Lübeck wurde dessen Haupt. Dort wurden von drei zu drei Jahren die Bundesversammlungen gehalten. Der Name Hansa, den der Bund später annahm, bedeutet in der altdeutschen Sprache einen zur wechselseitigen Beihülfe geschlossenen Verein. Die Zahl der Hansestädte, welche zu verschiedenen Zeiten wechselte, stieg auf fünfundachtzig. Sie waren in vier Bezirke eingetheilt, von denen jeder eine Haupt- oder Quartierstadt hatte. Lübeck war das Haupt der wendischen und überelbischen, Cöln die Quartierstadt der clevischen, märkischen, westphälischen und der benachbarten, Braunschweig das Haupt der sächsischen und brandenburgischen und Danzig das Haupt der preußischen und liefländischen Städte. Vier große Waaren-Niederlagen wurden zu London (1250), zu Brügge (1252), zu Nowogorod (1272) und zu Bergen in Norwegen (1278) begründet. Schon im Jahre 1284 trat dieser Städtebund als europäische Macht auf, indem er mit dem Könige Erich von Norwegen Krieg führte, und ihn zwang, die von ihm deutschen Kaufleuten weggenommenen Schiffe herauszugeben, Schadensersatz zu leisten, und die Handelsrechte der verbündeten Städte zu erweitern. In dem Vertrage von Calmar (1285) wurde sogar die Bestimmung getroffen, daß der Städtebund alle Streitigkeiten

Dänemark's und Norwegen's schiedsrichterlich entscheiden solle. Doch erst im vierzehnten Jahrhundert erlangte die Hansa ihre ganze politische Bedeutung.

Lübeck, das Haupt der Hansa, war, nach Zerstörung der Stadt Bucu vom Grafen Adolph II. von Holstein-Schaumburg (1144) auf deren Trümmern erbaut worden. Als Heinrich der Löwe Bardewick, damals die bedeutendste Handelsstadt im Norden Deutschland's, verheerte, flohen viele Kaufleute nach Lübeck und brachten dahin Schätze und Betriebsamkeit. Heinrich der Löwe verbot zwar der Stadt, etwas anderes als Lebensmittel zu verkaufen, später brannte sie sogar ab. Doch erhob sie sich bald wieder und wurde endlich, nach mancherlei Wechselfällen, (1226) unabhängig von dem Könige von Dänemark und den Grafen von Holstein. Unter dem Schutze der Freiheit wurde Lübeck bald die Beherrscherin der Ostsee.

Hamburg soll schon im Anfange des neunten Jahrhunderts von Karl I. gegründet worden sein. Als Handelsplatz wurde es jedoch erst im zwölften Jahrhundert von Bedeutung. Um 1150 trieb diese Stadt schon Handel mit den Arabern. Ihre günstige Lage an der Elbe machte sie bald zu einem der bedeutendsten Handelsplätze des nördlichen Deutschland's. Was Lübeck für die Ostsee, wurde Hamburg für die Nordsee.

Braunschweig wird zuerst um das Jahr 1031 in Urkunden erwähnt. Als Heinrich der Löwe zur Regierung gelangte, lag diese Stadt ohne Mauern unter dem Schutze des Schlosses Dankwerderode. Zur Zeit, da Heinrich der Löwe hart bedrängt wurde, vertheidigten sich die Bürger Braunschweig's mannhaft gegen dessen Feinde und erwarben sich dadurch die Zuneigung des Herzogs, welcher ihnen mehrere werthvolle Rechte und Freiheiten einräumte. Eine der Bedingungen des Friedens, welchen Heinrich der Löwe mit Friedrich I. Barbarossa abschloß (1190), war, daß die Mauern Braunschweigs an vier Stellen niedergerissen werden sollten. Heinrich erfüllte jedoch diese Bedingung nicht. Die Stadt, welche sich ebenso sehr durch die Betriebsamkeit, als die Tapferkeit ihrer Bürger auszeichnete, stieg bald so hoch empor, daß sie sich Lübeck und Hamburg an die Seite reihen konnte.

Unter den zahlreichen anderen blühenden Hansestädten nennen wir noch Bremen, Dorpat, Krakau, Reval, Riga, Thoren, Venlo, Warberg in Schweden und Wisby auf Gothland. Im nächsten Buche werden wir mehr von den deutschen Städten zu berichten haben.

Fünfter Abschnitt.

Italien.

§ 48. Vorbemerkung.

Von dem Ende des elften bis zum Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts war der Osten, Palästina und Jerusalem, das Ziel, nach welchem die Päpste die ganze Christenheit des Abendlandes trieben, um in ihrem Kampfe mit den weltlichen Machthabern freieres Spiel zu gewinnen. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß, während von den Päpsten die ganze Bewegung der Kreuzzüge ausging, und ein Papst (Gregor VII.) der erste einflußreiche Mann des Abendlandes war, welcher öffentlich einen Kreuzzug zu unternehmen versprach, auch nicht ein Papst wirklich das Kreuz nahm. Aus Schottland und Irland, aus

dem fernen Scandinavien, aus allen Theilen der christlichen Welt wurden die Menschen nach dem s. g. heiligen Lande aufgeboten. Allein die Päpste, welche ohne große Gefahren und mit geringem Zeitverlust zur See nach Palästina hätten kommen können, blieben wohlweislich zu Hause. Sie theilten nicht die von ihnen angeregte Begeisterung, ebensowenig als den von ihnen gepredigten Aberglauben. Die Päpste waren es, welche der Geschichte Italien's ihren bezeichnenden Charakter gaben. Ihr Kampf mit den weltlichen Machthabern und insbesondere mit deutschen Kaisern ist der leitende Faden, welcher durch sie hindurch geht. Die Päpste übten den mächtigsten Einfluß auf die Geschicke Europa's aus, indem sie an der Spitze der geistlichen Gewalt standen, und die christliche Kirche des Abendlandes, welche unter ihrer Herrschaft eine Anstalt der herabwürdigendsten Knechtschaft geworden war, beherrschten. Doch in die Geschichte Italien's gehören die Päpste nur als weltliche Fürsten, als Besitzer des Kirchenstaates und als mächtige Verbündete der lombardischen Städte, der Apulier und Sicilianer in ihrem Kampfe gegen die Deutschen. Die Beherrscher der römisch-katholischen Kirche griffen gleichmäßig in die Schicksale der gesammten katholischen Christenheit bestimmend ein*). Daß die Päpste in Rom ihren Sitz hatten, und gewöhnlich Italiener waren, übte auf die Kirchenregierung einen ebenso großen Einfluß, als die Thatsache, daß die römischen Kaiser des Abendlandes in Deutschland wohnten und, mit Ausnahme der traurigen Figuranten des Zwischenreiches, alle deutschen Ursprungs waren. Die Italiener fühlten die ganze Schwere des Druckes, welchen fremde weltliche Herrscher ihnen auferlegten, allein sie hatten keine Ahnung von derjenigen Tyrannei, welche ihre Landsleute, die Päpste, über die gesammte Christenheit verhängen. Wenn der Mann der Freiheit die lombardischen Städte, die Römer, die Apulier und die Sicilianer rechtfertigt, daß sie das Joch fremder Gebieter abzuwerfen strebten, so muß er sie tadeln, insofern die Päpste nur durch ihre Beihülfe und ihre Unterwerfung in den Stand gesetzt wurden, die ganze Christenheit in Ketten und Banden zu schlagen. Die Italiener, welche ihrem Landsmanne, dem Papste, im Kampfe gegen ausländische Fürsten, und zumal die deutschen Kaiser, Hülfe leisteten, standen auf gleicher Höhe mit den Deutschen, welche ihren Kaisern Schwerter und Fäuste liehen, um deren weltliche Herrschaft über Italien auszudehnen.

Palästina, das Land, wohin die Kreuzfahrer wallten, Deutschland, der Sitz der römischen Kaiser, und Italien, das Gebiet der Päpste, waren die drei Länder, von derer Kämpfen und Bestrebungen das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert ihren Charakter erhielten. Die italienischen Päpste drangen auf die Einheit der Kirche, und setzten diese mehr und mehr durch; allein nicht im Sinne der Freiheit, sondern im Geiste des schrankenlosesten Despotismus. Es mochte den Italienern wohl thun, die ihnen verhaßten deutschen Kaiser die Dienste von Stallknechten ihrer Päpste verrichten zu sehen. Allein sie bedachten nicht daß dasselbe geistliche Joch, welches die Päpste den Ausländern auferlegten, zu gleicher Zeit auch auf ihre Schultern geladen wurde. Die Päpste waren größtentheils Italiener und zogen daher die italienischen Interessen den ausländischen vor; allein sie waren mehr Geistliche und mehr Tyrannen, als Italiener. Die Einheit der Kirche war ihnen wichtiger, als die Einheit Italien's. Mit der größten Grausamkeit bekämpften die Päpste die Freiheitsbewegungen der Bürger Rom's. Wenn sie die lombardischen Städte in ihrem Kampfe gegen die deutschen Kaiser förderten, so thaten sie dieses nicht im Interesse der Freiheit, sondern lediglich, weil ihnen die Kaiser furchtbarere Gegner waren, als die italienischen Städte. Die Päpste gingen aus ihrem Kampfe als Sieger hervor, die Frucht ihres Sieges war aber für alle weltlichen Machthaber, die italienischen mit eingeschlossen, ein schmählicher Druck und für Italien insbesondere eine innere Zerrissenheit, wie sie seit anderthalb Jahrtausenden nicht so schlimm bestanden hatte. Italien wurde das Land der

*) S. §§ 83, 84 unten.

schroffsten Gegensätze. Der päpstliche Despotismus, die herabwürdigendste aller Tyranneien und städtische Freiheit, die schönste Blüthe des Mittelalters, entwickelten sich nebeneinander auf dem fruchtbaren Boden Italien's. Innocenz IV., der Papst, dessen Leben von Gift und Blut, von allen Lastern und Verbrechen besudelt war, und Arnold von Brescia, der begeisterte Freiheitskämpfer entsprossen in einem Jahrhundert seinem Schooße. Italien gab der gesammten Christenheit die päpstliche Herrschaft. Dafür zerrissen Deutsche, Franzosen und Spanier das unglückliche Land um die Wette und beherrschten mit eiserner Faust dessen zerstückelte Glieder. So rächt sich jede Gewaltthat an Allen, die daran Theil nehmen. Die Italiener gaben auf geistlichem Gebiete das Unrecht zurück, das ihnen auf weltlichem geboten wurde. Wer Gewalt nicht mit Gewalt vertreiben kann, setzt ihr den Trug entgegen und wer keine anderen Waffen hat, erstickt den übermächtigen Feind im Genusse.

§ 49. Rom.

Seit Rom aufgehört, die Hauptstadt weltbeherrschender Kaiser zu sein, hatte es unter gothischen, griechischen und longobardischen Einflüßen mannichfaltige, oft sehr herabwürdigende, Schicksale erlebt. Der Mann der Freiheit muß es für die größte Demüthigung erkennen, daß diese, einst von so tapferen Männern bewohnte Stadt der Sitz der fluchwürdigsten Despoten der Erde wurde. Oft sind muthige Bürger von übermächtigen Siegern mit dem Schwerte in der Hand überwunden worden und mußten dann deren Joch auf sich nehmen; doch die römischen Päpste konnten mit dem Eisen keine bedeutenden Siege erfechten, ihre Stärke bestand nicht in kriegerischer Tapferkeit, sondern in der Kunst des Betruges. Sie errangen ihre Siege nicht über die Feigheit, sondern über die Dummheit der Menschen. Seit das römische Kaiserthum im Abendlande wieder hergestellt war, stritten sich Volk, Adel, Kaiser und Papst um den vorherrschenden Einfluß in Rom. Wenn ein gewaltiger römischer Kaiser mit zahlreichem Heere in die Stadt rückte, huldigte ihm gewöhnlich das römische Volk und der Adel. Doch seine Macht zog meistentheils zugleich mit den Bannern seines Heeres aus Rom ab. Volk, Adel und Päpste stritten dann wieder um die Wette. Das Talent eines Führers, die Gunst des Schicksals und mannichfaltige Verhältnisse gaben bald diesem, bald jenem das Uebergewicht. Im Anfange des zwölften Jahrhunderts galt Rom als die Hauptstadt des Abendlandes. Die Krönung der Kaiser und die Wahl der Päpste waren Feierlichkeiten, welche nicht blos für die Stadt, sondern auch für die ganze übrige Christenheit von hoher Bedeutung waren. Wenn der gewählte römische König an der Spitze seines Heeres sich der Stadt näherte, zog ihm Volk und Geistlichkeit mit Palmstengeln und Kreuzen entgegen. Der König leistete dreimal: an der Tiberbrücke, dem Thore und der Treppe des Vaticans den Eid, die Freiheiten Rom's aufrecht erhalten zu wollen. In der Peterskirche fand die Krönung statt, welcher das Volk durch den Zuruf: „Langes Leben und Sieg unserem Herren, dem Papste! Langes Leben und Sieg unserem Herrn, dem Kaiser! Langes Leben und Sieg den römischen und deutschen Heeren!" seine Zustimmung zu geben pflegte. Doch häufig wurde die Krönung durch Volksaufstände gestört oder unterbrochen, und gewöhnlich fand sie erst statt, nachdem der Papst den deutschen König bestimmt hatte, ihm Versprechungen zu machen, welche mit der Würde seiner Stellung unvereinbar waren. Obgleich die Römer häufig in bitteren Kämpfen mit den Päpsten befangen waren, standen diese ihnen doch näher, als die deutschen Kaiser, denen es, mit alleiniger Ausnahme Friedrich's II., niemals gelang, den italienischen Volkscharakter richtig aufzufassen. Die Parteien der Kaiser (Ghibellinen) und der Päpste (Welfen) bildeten den großen Gegensatz, welcher ganz Italien in zwei feindliche

Lager zertheilte. Wie die Päpste ihre mächtigsten Verbündeten im Herzen Deutschland's, so hatten auch die Kaiser die ihrigen in Italien. In jeder Provinz, in jeder Stadt fanden sich die feindlichen Parteien wieder. Nicht blos in der Lombardei und in Unteritalien, auch im Herzen Rom's hatten die Kaiser zahlreiche Anhänger und die Päpste eifrige Gegner. Als der Papst Paschalis II. am Gründonnerstag (1118) vor dem Altare stand, drang das Volk gewaltsam in die Kirche ein, verlangte von ihm die Bestätigung des erwählten Bürgermeisters, und als er ihrem Ungestüm Stillschweigen entgegensetzte, wurde er mit Flüchen und Drohungen überladen. Am folgenden Ostertage wurde der Papst an der Spitze der Prozession, als er mit der Geistlichkeit barfuß die angeblichen Gräber der Märtyrer besuchte, zweimal, bei der Brücke von St. Angelo und vor dem Capitole, angegriffen. Mit Mühe enzog er sich der Gefahr durch die Flucht. Er führte mit den Römern Krieg bis zu seinem Tode. Seinem Nachfolger, Gelasius II., ging es noch schlimmer. Cencio Frangipani drang in die Versammlung der Kardinäle ein, packte den Papst am Halse, mißhandelte ihn mit seinen Fäusten und seinen Sporen und legte ihn in Ketten. Zwar wurde Gelasius bald befreit, doch schon wenige Tage darauf wieder und zwar am Altare angegriffen. In seinen priesterlichen Kleidern entfloh er aus der Stadt, deren Bürger in ihm nicht zugleich ein weltliches und geistliches Oberhaupt anerkennen wollten. Rom bot im Anfange des zwölften Jahrhunderts das Bild einer Mehrzahl sich gegenseitig bekämpfender Gemeinwesen. Die Kirchen und Paläste waren befestigt. Die geistlichen und die weltlichen Großen pochten auf die Gewalt des Schwertes. Bernhard von Clairvaux gibt von dem römischen Volke seiner Zeit in einem Briefe an den Papst Eugenius III. folgende Beschreibung: „Wer kennt nicht die Eitelkeit und die Anmaßung der Römer, jenes aufrührischen und halsstarrigen Volkes, welches nur dann gehorcht, wenn es sich zu schwach zum Widerstande fühlt? Wenn sie versprechen, zu dienen, streben sie nach der Herrschaft; wenn sie Gehorsam schwören, suchen sie die Gelegenheit, abzufallen. Sie lassen ihrer Unzufriedenheit in lautem Geschrei freien Lauf, wenn Eure Thore oder Eure Entschlüsse ihnen verschlossen sind. Sie sind geschickt im Uebelthun, aber haben nie gelernt, das Gute zu üben. Dem Himmel und der Erde sind sie verhaßt ohne Ehrfurcht vor Gott, ohne Ordnung untereinander, neidisch auf ihre Nachbarn, unmenschlich gegen Fremde, lieben sie Niemanden und werden von Niemanden geliebt, und während sie wünschen, Furcht einzuflößen, leben sie in niedriger und fortgesetzter Angst. Sie wollen sich nicht fügen und verstehen es nicht, zu herrschen; treulos gegen ihre Vorgesetzten, unverträglich mit ihres Gleichen, undankbar gegen ihre Wohlthäter, sind sie gleich unverschämt in dem was sie fordern und was sie verweigern. Hochtrabend sind sie in ihren Versprechungen, ärmlich in deren Ausführung. Schmeichelei und Verläumdung, Treulosigkeit und Verrath sind die gewöhnlichen Mittel ihrer Staatskunst."

In dieser Schilderung des Mönches Bernhard liegt einige Wahrheit. Sie paßt aber weit besser auf die römischen Päpste, als auf die römischen Bürger. Zu Rom, das hatte Bernhard von Clairvaux nicht bedacht, wurden die meisten Päpste, wenn nicht geboren, so doch entwickelt und gebildet. Rom war nicht blos die Wiege des römischen Volkes, sondern auch der römischen Geistlichkeit und des römischen Glaubens. Ohne es zu wollen, hat der Mönch von Clairvaux ein getreues Bild der Menschen entworfen, welche im Laufe der Jahrhunderte aus der Religion der Liebe ein System der Knechtschaft, der Verdummung und der Verfolgung, und aus der Kirche Christi eine Mördergrube und eine Diebshöhle machten.

Die Römer hatten die Einfachheit, die ruhige Kraft, den Muth und die Ausdauer früherer Zeiten verloren, allein sie rangen doch nach besseren Zuständen. Sie empfanden das Joch, welches die Päpste ihnen auferlegten und, wenn sie auch nicht aufgeklärt genug

waren, das Netz der geistlichen Herrschaft zu zerreißen, in welchem die Päpste sie gefangen hielten, so bemühten sie sich doch, in ihren städtischen Angelegenheiten die verlorene Selbstständigkeit wieder zu gewinnen. Arnold von Brescia, ein Schüler Abälard's, fachte den glimmenden Funken der Freiheit zur lodernden Flamme an. Er erinnerte die Römer daran, daß Christus ausdrücklich erklärt habe: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.' Die geschichtliche Wahrheit dieser Erklärung Christi wagten die Päpste nicht anzugreifen, denn sie stand klar und deutlich in dem Buche, welches sie für göttlich erklärt hatten, in der Bibel. Gestützt auf jenen Bibelspruch behauptete Arnold von Brescia kühn: das Schwert und das Scepter seien den bürgerlichen Beamten, die zeitlichen Ehren und Besitzthümer den weltlichen Gewalthabern zugewiesen. Die Aebte, die Bischöfe und selbst der Papst müßten entweder auf ihre irdischen Reichthümer oder ihr ewiges Seelenheil Verzicht leisten. Falls sie ihre Schätze und ihre Einkünfte aufgeben, würden die freiwilligen Zehnten und Gaben der Gläubigen zwar nicht die Bedürfnisse ihrer Ueppigkeit und ihres Geizes, wohl aber diejenigen eines einfachen, den geistlichen Arbeiten gewidmeten Lebens, befriedigen. Arnold von Brescia hatte die römische Kirche nicht in ihrer ganzen Schlechtigkeit erkannt. Er wußte nicht, daß seit langer Zeit das Christenthum nur eine Larve gewesen war, unter welcher die Päpste ihre Herrschsucht und Habgier versteckt hatten; er bedachte nicht, daß die Päpste, nachdem sie sich an die Spitze der abendländischen Kirche hinangeschwungen hatten, dahin trachteten, mit ihrer unumschränkten geistlichen Herrschaft eine möglichst ausgedehnte weltliche Gewalt zu verbinden. Gerade zur Zeit Arnold's von Brescia stritten sich die Päpste um die Güter der Gräfin Mathilde von Tuscien, um ihre oberlehensherrlichen Rechte in Apulien und Sicilien und um ihre weltliche Gewalt in der Stadt Rom. Der ganze Streit, welchen sie, seit Heinrich IV., mit den deutschen Kaisern führten, bezog sich nur auf die weltlichen Rechte, auf die sogenannten „Temporalien" der Geistlichen. Die römischen Priester des zwölften Jahrhunderts wollten gleich denjenigen des neunzehnten, weit lieber Christum, Gott und jedwede Religion, als ihren Mammon lassen. Sie dienten dem letztern und nicht Gott, und sahen daher in Arnold von Brescia nicht einen wohlmeinenden Freund, welcher die ursprüngliche Reinheit des Christenthums wiederherstellen, sondern ihren bittersten Feind, der ihnen ihr Theuerstes, den Mammon, rauben wollte. Doch das römische Volk hörte auf Arnold's Reden und wurde durch ihn, freilich nur auf kurze Zeit, zu einem höhern Streben angetrieben. Im Jahre 1144 wurde der Senat Rom's wieder hergestellt, eine neue Verfassung eingeführt der Stand der Ritter und die Volkstribunen aus den Gräbern der Vergangenheit emporbeschworen. Durch einige Worte und Formen der republikanischen Vorzeit konnte aber der unbändige Freiheitsmuth der alten Römer nicht ersetzt werden. Zwar stand noch der kapitolinische Hügel, allein die Tempel Jupiter's und der alten Götter Rom's waren in Trümmer zerfallen, aus welchen die Römer nichts besseres, als Klöster und elende Häuser zu erbauen gewußt hatten. Von den Kunstwerken der alten Weltstadt waren nur wenige übrig geblieben. Das römische Volk war in die Einwohnerschaft einer Stadt zusammengeschrumpft, hatte seine heidnischen mit christlichen Göttern vertauscht, besaß aber weder die Kraft der ursprünglichen Römer, noch die Begeisterung der ersten Christen. Allein sie strebten nach Freiheit. Sie befestigten das Kapitol, um, von da aus, durch Rathsversammlungen und, wenn es sein müßte, durch Gewalt, ihre Selbstherrlichkeit geltend zu machen. Der römische Senat ließ wieder Münzen schlagen, doch es war von übler Vorbedeutung, daß auf einer derselben Peter einem knieenden Senator das Banner reichte. So zweifelhaft die Verbindung zwischen den römischen Päpsten und dem Apostel Petrus auch war, sie stand, jedenfalls in der Meinung des Volkes, fester, als die Verbindung zwischen ihm und dem römischen Senate. Der kaiserliche Präfect hatte bis dahin die

oberste Gerichtsbarkeit in bürgerlichen und Strafsachen gehandhabt. Er wurde abgesetzt, und an seine Stelle trat ein Erwählter des Volkes. Die Päpste mußten der Gewalt weichen und diesen Neuerungen ihre Zustimmung geben. Im Stillen arbeiteten sie aber daran, ihre Macht wieder herzustellen und an ihren Feinden Rache zu nehmen. Mehr als zehn Jahre lang war Arnold von Brescia mächtig in Rom, während zwei Päpste, Innocenz II. und Anastasius IV., im Vaticane zitterten, oder in den benachbarten Städten als Flüchtlinge umherirrten. Der Papst Lucius II. (1144 und 1145) wurde, als er mit Waffengewalt das Kapitol angriff, von einem Steine getroffen und starb. Hadrian IV. ergriff die Gelegenheit eines Volksaufstandes (1154), Rom mit dem Interdicte zu belegen. Die Römer waren so tief im Aberglauben versunken, daß sie die gewohnten Ceremonien nicht länger, als von Weihnachten 1154 bis Ostern 1155 entbehren konnten. Sie erhielten erst Ablaß, nachdem sie ihren Befreier, Arnold von Brescia, verbannt hatten!

Hadrian IV. ruhte aber nicht, bis Arnold ermordet war. Friedrich I., der Rothbart, reichte dem Papste dazu willig seine Hand. Er zwang die Grafen von Campania, welche den Apostel der Freiheit bei sich aufgenommen hatten, ihn auszuliefern. Dasselbe römische Volk, welches so oft ihm Beifall zugejauchzt hatte und welches noch immer stolz auf die durch ihn begründete Wiederherstellung der republikanischen Formen Rom's — dieses Volk sah ihn lebendig verbrennen und seine Asche in die Tiber werfen (1155)!

Nachdem die Römer Zeugen dieses empörenden Schauspiels gewesen waren, schickten sie eine Gesandtschaft an den deutschen König, welcher sein Lager zu Sutri hatte, aus deren Vortrage wir folgende Worte entnehmen: „Neige dein Ohr," so redete der Sprecher der Gesandtschaft den deutschen Kaiser an, „der Königin der Städte zu; nähere Dich mit friedlichem und freundlichem Gemüthe den Ringmauern Rom's, welches das Joch der Geistlichkeit abgeworfen hat, und ungeduldig ist, seinen gesetzmäßigen Kaiser zu krönen. Du weißt, daß in früheren Zeiten Rom, durch die Weisheit des Senates und die Tapferkeit und Zucht des Ritterstandes, seine siegreichen Waffen über den Osten und Westen, jenseits der Alpen, und über die Inseln des Oceans ausdehnte. Unsere Sünden haben, in Abwesenheit unserer Fürsten, die edle Einrichtung des Senates in Vergessenheit gebracht; und mit unserer Klugheit hat auch unsere Stärke abgenommen. Wir haben den Senat und den Ritterstand wieder hergestellt. Die Rathschläge des Einen und die Waffen des Anderen sind Deiner Person und dem Dienste des Reiches gewidmet. Hörst Du nicht die Sprache der römischen Mutter? Du warst ein Gast und ich habe Dich als einen Bürger angenommen, ein Fremder von jenseits der Alpen, und ich habe Dich zu meinem Fürsten auserkoren und Dir mich und alles das Meinige gegeben. Deine erste und heiligste Pflicht ist, zu schwören und zu unterschreiben, daß Du Dein Blut für die Republik vergießen willst, daß Du in Frieden und Gerechtigkeit die Gesetze der Stadt und die Freibriefe Deiner Vorfahren aufrecht erhalten willst und daß Du mit 5000 Pfund Silber die getreuen Senatoren belohnen willst, welche Deine Titel auf dem Kapitole verkünden werden. Mit dem Titel nehme die Herrschaft des Augustus an!"

Diese Anrede bezeichnet am sprechendsten die Gesinnungen der damaligen Bürger Rom's. Sie glaubten, dem deutschen Könige durch hochtönende Redensarten ein Geschenk von 5000 Pfund Silber abdringen zu können und täuschten sich darin vollkommen. Friedrich I. hätte, ohne Zweifel, den Römern nachgeben müssen, wenn sie noch vom Geiste Arnold's von Brescia beseelt gewesen wären, denn dann wären sie im Stande gewesen, ihm den Einzug in Rom zu verwehren. Friedrich I., welcher wußte, daß die Römer ihren Führer aufgeopfert, und welcher ihn selbst dem Henker überliefert hatte, antwortete den Gesandten in derben Worten und zog in Rom, allerdings heimlich und im Stillen, ein, ohne ihre Bedingungen erfüllt zu haben. Die Römer konnten die Kaiserkrönung nicht verhin-

dern. Friedrich I. vermochte aber nicht, seine kaiserlichen Rechte in Rom geltend zu machen. Zwölf Jahre später (1167) rückte Friedrich I. ein zweites Mal gegen Rom, ohne jedoch die Stadt einzunehmen. Die Streitigkeiten zwischen der Bürgerschaft und den Päpsten dauerten, mit geringen Unterbrechungen, fort. Zur Zeit des Papstes Lucius III. (1181—1185) nahmen die Römer mehrere Geistliche bei einem Volksaufstande gefangen, blendeten sie, krönten sie mit nachgemachten Bischofsmützen, setzten sie, mit dem Gesichte gegen den Schwanz gerichtet, auf Esel und zwangen sie zu schwören, sich in diesem Zustande dem Papste zum warnenden Beispiel zu zeigen. Nur Einem ließen sie das Augenlicht, um seine Gefährten zu führen. Den Römern kamen die Streitigkeiten zwischen Päpsten und Kaisern zu statten. Die Ersteren schonten sie um nicht zwischen zwei Feuer zu kommen. Als Innocenz IV. Italien verließ und seinen Sitz in Lyon aufschlug (1244), mußten die Bürger Rom's ihre städtischen Angelegenheiten selbst besorgen. Friedrich II. hatte seit langer Zeit eine bedeutende Partei in dieser Stadt gehabt, mit deren Hülfe er es verstand, die Päpste in Schrecken zu versetzen. Republikanische Tugend fand sich aber so wenig in Rom, daß die Bürger, um den Einfluß zahlreicher Verwandten und Anhänger zu vermeiden, das Auskunftsmittel ergriffen, das Haupt ihrer Verwaltung, den Podesta (Bürgermeister), im Schooße einer anderen Stadt zu wählen. Einer der berühmtesten dieser Bürgermeister Rom's war der Bologneser Brancaleone (1252—1258), welcher übrigens, ohne die Hülfe seiner Vaterstadt, schon in der ersten Zeit seiner Herrschaft das Leben verloren hätte weil er den rankenden Mißbräuchen kräftig entgegentrat. Hintereinander sahen die Römer Karl von Anjou und Konradin von Schwaben durch ihre Stadt nach dem Süden ziehen. Beiden jauchzten sie zu. Doch als der junge Konradin nach verlorener Schlacht bei ihnen Zuflucht suchte, fand er sie nicht. Dem herrschsüchtigen Karl von Anjou verliehen sie die Würde eines Senators (1281). Auch der Papst, Martin IV., erhielt dieselbe, nicht in seiner Eigenschaft als Papst, sondern in derjenigen des „edlen und getreuen Martinus", mit dem Rechte, dieselbe durch Abgesandte versehen zu lassen.

Alle diese Thatsachen beweisen, wie wenig die Römer vom Geiste der Freiheit beseelt waren. Freie Männer hätten niemals, aus eigenem Antrieb, einem Tyrannen, wie Karl von Anjou, oder einem Papste, ein obrigkeitliches Amt anvertraut. Doch sie hatten Arnold von Brescia, ihren größten Wohlthäter, verbannt warum sollten sie nicht Leuten von entgegengesetzter Geistesrichtung Vertrauen schenken?

§ 50. Der Kirchenstaat.

Wo die Päpste am besten gekannt waren, zu Rom, besaßen sie, im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, am wenigsten Macht. Während sie Könige und Kaiser in Deutschland, Frankreich und England absetzten, wurden sie selbst aus ihrer gebietenden Stellung in der Hauptstadt der Christenheit verdrängt. Doch auch zu der Zeit, da der römische Boden unter ihren Füßen wankte, gaben die angeblichen Nachfolger Christi ihre weitumfassenden Pläne nicht auf. Sie erhoben ein großes Geschrei gegen die Eingriffe der weltlichen Gewalt in das Gebiet der Kirche, waren aber selbst keineswegs mit den ihnen nach und nach eingeräumten geistlichen Rechten zufrieden. Wie die Bischöfe und Aebte da und dort großen Grundbesitz und mannigfaltige landesherrliche Befugnisse an sich brachten, so arbeiteten die Päpste mit unermüdlichem Eifer daran, zu der geistlichen Herrschaft, die sie errungen hatten, auch noch eine entsprechende weltliche hinzuzufügen. Die christliche Lehre hatte längst aufgehört, die Grundlage der päpstlichen Gewalt zu sein. Der ausdrückliche Ausspruch Christi, sein Reich sei nicht von dieser Welt, hielt daher dessen

anmaßliche Nachfolger nicht ab, ein **irdisches** Reich zu gründen, mit Land und Leuten, Burgen und Schlössern, Reisigen und Fußknechten, ganz gerade so wie die übrigen weltlichen Gewalthaber damaliger Zeit ihre Herrschaften besaßen. Es klingt wie bitterer Hohn, daß die Päpste dieses, ihr weltliches Reich, das Erbvermögen Peter's (patrimonium Petri) nannten, da doch Jedermann weiß, daß der Apostel dieses Namens ein armer Fischer war Ungeachtet der gefälschten Schenkung Constantins*) und der Schenkungen Pipin's und Karl's I. war es den Päpsten im Anfange des zwölften Jahrhunderts noch nicht gelungen, einen eigentlichen Kirchenstaat zu bilden. Die Schenkung der Markgräfin Mathilde von Tuscien wurde von den römischen Kaisern nicht anerkannt, und, wenn es auch den Welfen gelang, den Kaisern die Mathildischen Besitzungen streitig zu machen, so thaten sie dieses doch nicht zu Gunsten der Päpste, sondern zu ihrem eigenen Vortheile. Die mannichfaltigen Verträge, welche Päpste und Kaiser über ihre gegenseitigen Rechtsverhältnisse abschlossen, die Kriege, welche sie mit geringen Unterbrechungen fast zwei Jahrhunderte mit einander führten, hatten, seit dem Wormser Concordate, weit mehr die weltlichen, als die geistlichen Rechte der Päpste zu ihrem Gegenstande. Durch den Wormser Vertrag hatten die Päpste auf geistlichem Gebiete alles erlangt, was sie nur wünschen konnten. Die Hohenstaufen dachten nicht daran, in das geistliche Gebiet einzugreifen. Die Päpste traten ihnen nicht aus geistlichen, sondern aus sehr weltlichen Gründen feindlich entgegen. Die angeblichen Stellvertreter Christi auf Erden erkannten wohl, daß sie niemals eine bedeutende weltliche Macht in Italien gründen könnten, so lange die römischen Kaiser Herren des Landes waren. Sie bekämpften daher gleichmäßig den Welfen, Otto IV., und die Hohenstaufen, welche ihre weltliche Herrschaft in Italien den angeblichen Nachfolgern Christi nicht aufopfern wollten, und schlossen erst mit Rudolph von Habsburg einen dauernden Frieden, welcher die Rechte der deutschen Nation auf Unteritalien und Sicilien gänzlich aufgab und die Mark Ancona, die Romagna (das alte Exarchat von Ravenna) und alle anderen Lehen der Gräfin Mathilde an die Päpste abtrat (1278). Rudolph I. ist daher der eigentliche Begründer des Kirchenstaates. Vor seiner Zeit hatten die Päpste niemals ein zusammenhängendes und abgerundetes Gebiet, zugleich Besitz und Recht in unbestrittener Anerkennung. Rudolph von Habsburg, welcher die Gründung einer Hausmacht als die wichtigste Angelegenheit seines Lebens betrachtete, erkannte ohne Mühe den eigentlichen Zweck aller päpstlichen Bestrebungen zur Zeit der Hohenstaufen. Er, und nach ihm sein ganzes Haus, war stets bereit, seine persönlichen Zwecke durch Opfer, die er der deutschen Nation auferlegte, zu erkaufen. Er wollte keinen Krieg mit den Päpsten und hatte von seinem Standpunkte durchaus keinen Grund, denselben feindlich entgegenzutreten. Den Gedanken einer Weltherrschaft des Kaisers, welche in gleicher Reihe stünde mit der geistlichen Herrschaft des Papstes, faßte Rudolph nicht. Ihm genügte es, sein, mit Gütern nur schwach ausgestattetes, gräfliches Haus zu einer mächtigen deutschen Fürstenfamilie zu erheben. Die Freundschaft der Päpste konnte Rudolph I., welcher sich nicht im Süden, sondern nur im Norden der Alpen ausdehnen wollte, dabei von großem Nutzen sein. Die Päpste nahmen die Länder, welche ihnen Rudolph abtrat, willig an, wurden dadurch zu mächtigen weltlichen Herrschern, aber gaben darum ihre geistlichen Pläne keineswegs auf. Die Menschen des Mittelalters waren in so tiefe Unwissenheit und in so finstern Aberglauben versunken, daß sie, ungeachtet aller der bitteren Vorwürfe, welche die römischen Kaiser öffentlich den Päpsten gemacht hatten, nicht einsahen, daß diesen das Christenthum nur ein Mittel zur Befriedigung ihrer maßlosen Herrschsucht und Habgier sei. Der Widerspruch zwischen Papstthum und Christenthum, zwischen den Beherrschern der christlichen Kirche und Christus mußte noch schlagender werden, als er schon war, um die Christen

*) Siehe Buch IV. §. 46 Seite 144.

endlich auf den Gedanken zu bringen, die Päpste seien nicht Nachfolger Christi, sondern die von ihm so deutlich bezeichneten Pharisäer, Schriftgelehrten und weltlichen Großen, welche Alle seiner Lehre so eifrig widerstrebten. Der Kirchenstaat ist unzweifelhaft der beste Beweis, daß der Papst, welcher ihn beherrscht, kein Nachfolger Christi und kein Stellvertreter Peter's ist.

§ 51. Toscana

Im Anfange unseres Zeitabschnittes (1095) stand Toscana unter der Regierung der Markgräfin Mathilde, der innigen Freundin Gregor's VII. Sie war eine Tochter des Markgrafen Bonifacius, geboren im Jahre 1046, und Nichte des Königs Heinrich III. von Deutschland. In erster Ehe stand sie mit Gottfried dem Buckeligen, dem Sohne des Herzogs von Lothringen, zog aber die Gesellschaft Gregor's VII. derjenigen ihres Mannes vor. Im Alter von dreißig Jahren wurde Mathilde Wittwe. Sie überließ sich jetzt ihrer Neigung zu dem Papste Gregor VII. noch schrankenloser, als zuvor. Hatte sie früher alle ihre Pflichten gegenüber ihrem Gatten mit Füßen getreten, indem sie nicht einmal die Wohnung mit ihm theilte, so brach sie später ihre Pflichten gegenüber ihrem Lehensherrn, dem römischen Kaiser, und ihren Unterthanen, indem sie (1077 oder 1079) der römischen Kirche ihre gesammten Güter und Besitzungen vermachte. Diese bestanden in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einem Theile von Umbrien, dem Herzogthum Spoleto, Verona, Viterbo, Orvieto und einem Theile der Mark Ancona. Durch dieses Vermächtniß brachte sie unsägliches Elend über Deutschland und Italien. Ihr zweiter Gatte, der achtzehnjährige Welf V., trennte sich wieder von ihr (1095), weil diese Schenkung ihm natürlich nicht angenehm sein konnte. Sehr bezeichnend ist es übrigens, daß Mathilde erst nach ihres Freundes, Gregor's VII., Tode, im dreiundvierzigsten Jahre ihres Lebens (1089) zu ihrer zweiten Ehe schritt und kurz nach dem Tode ihres ersten Gemahls, während sie mit Gregor zusammen lebte, der römischen Kirche ihren Nachlaß vermachte. Nach Mathilden's Tode (1115) wurde mehr als anderthalb Jahrhunderte über ihren letzten Willen gestritten. Weder der Kaiser, noch der Papst, vermochten es, sich in den Besitz aller Länder zu setzen. Ein bedeutender Theil derselben fiel an den Papst und bildet bis zum heutigen Tage den Kirchenstaat. Andere Gebiete erkämpften sich, während des Streites zwischen Päpsten und Kaisern ihre Unabhängigkeit. Dahin gehören namentlich Pisa, Pistoja, Florenz, Sienna und andere blühende Städte. In den Kriegen Friedrich's I. standen Sienna, Lucca und der ländliche Adel Toscana's auf Seiten des Reiches, Florenz und Pisa auf derjenigen der Kirche. Unter allen Städten Toscana's hatte Pisa sich zuerst durch Macht und Reichthum hervorgethan. Schon vor dem Ende des zehnten Jahrhunderts war sie eine bedeutende Handelsstadt. Ihre Galeeren wagten zuerst, den saracenischen Corsaren, welche die westlichen Küsten Italien's verheerten, einen offenen Krieg zu machen. Sie entriß nach einem langen Kampfe Sardinien den Arabern, welche diese fruchtbare Insel erobert hatten (1050), und zertheilte sie in vier große Lehen, welche den bei dem Kampfe besonders betheiligten Adeligen ihrer Stadt gegeben wurden. Im Jahre 1115 eroberten die Pisaner sogar die balearischen Inseln, welche sie übrigens nicht lange behaupten konnten. Pisa, Genua und Venedig waren längere Zeit die großen Seemächte, welche namentlich zur Zeit der Kreuzzüge dadurch eine so hohe Bedeutung gewannen, daß nur sie im Stande waren, ansehnliche Truppenmassen nach Palästina überzuschiffen, und den Verkehr zwischen dem Osten und dem Westen aufrecht zu erhalten. Die Eifersucht, welche die Verhältnisse dieser drei Städte störte, übte auch auf die Bestrebungen der Kreuzfahrer einen sehr nachtheiligen

Einfluß. Schon bei dem ersten Kreuzzug fochten zweihundert Schiffe der Venetianer gegen die Flotte der Pisaner, ungeachtet beide denselben Zweck hatten: die Unternehmungen der Kreuzfahrer zu fördern. Bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts stand Pisa auf Seiten der Welfen. Im Jahre 1192 gelang es dem Kaiser Heinrich VI., durch großartige Versprechungen die Stadt für die Hohenstaufen zu gewinnen. Im Jahre 1197 brachte der Papst, Innocenz III., einen Bund der toscanischen Freistädte zu Stande, an welchem Pisa jedoch keinen Theil nahm. Der angebliche Zweck desselben war: die Erhaltung ihrer Rechte. Darauf kam es aber dem Papste gar nicht an, vielmehr war es ihm nur darum zu thun, seine eigene Macht zu vergrößern und diejenige des Kaisers zu schwächen. Innocenz III. wurde an die Spitze dieses Bundes gestellt, die Städte verpflichteten sich, die Kirche zu schützen und keinen Kaiser ohne Zustimmung des Papstes anzuerkennen. Später als Pisa schwang sich Florenz empor. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts machte diese letztere Stadt sich von der kaiserlichen Lehensherrschaft frei und in dessen zweiten Hälfte brachte sie die Adeligen der Umgegend unter ihre Oberherrschaft. Florenz war die Hauptstadt des toscanischen Bundes. Natur und Kunst eiferten um die Wette, sie mit ihren schönsten Gaben zu schmücken. Zuerst zeichnete sich Florenz durch seine trefflichen Tuchfabriken, später durch seinen Handel mit Seidenzeugen aus. Bis zum Anfange des dreizehnten Jahrhunderts stand Florenz unter frei gewählten Consuln und einem Senate, bis dahin hatte sie wenig Theil genommen an den Kämpfen zwischen Welfen und Ghibellinen. Im Jahre 1215 brachte ein Streit zwischen den adeligen Häusern Buondelmonti und Uberti die ganze Stadt in Bewegung. Das erstere gehörte der welfischen, das zweite der ghibellinischen Partei an. Nach dreiunddreißig-jährigem Kampfe gewannen die Ghibellinen einen vorübergehenden Sieg (1248), doch schon zwei Jahre später wurde der ghibellinische Bürgermeister abgesetzt und statt seiner ein Volkshauptmann erwählt. Die ganze Stadt wurde in zwanzig Miliz-Compagnien getheilt und die höchste Gewalt einem, aus zwölf Mitgliedern zusammengesetzten, frei gewählten Rathe der Alten anvertraut. Kurz darauf starb Kaiser Friedrich II., wodurch die Niederlage der Ghibellinen in ganz Toscana vollendet wurde. Pisa mußte um Frieden bitten (1255). Um diese Zeit schlug Florenz zuerst Guldenstücke, welche von der Stadt den Namen florin trugen. Mit Hülfe einer Reiterabtheilung, welche Manfred ihnen zuschickte, gewannen die Ghibellinen wieder die Oberhand in Florenz (1260). Die Stadt kam damals in große Gefahr, vollständig zerstört zu werden. Die flüchtigen Welfen schlossen sich der Fahne Karl's von Anjou an und trugen vieles zu seinem Siege in der Schlacht von Grandella bei (1266). In Florenz gewannen die Welfen dauernd die Oberhand. Die Gewerbe wurden zu politischen Körperschaften vereinigt und die Adeligen, welche zum größten Theile ghibellinisch gesinnt waren, von aller Theilnahme an der Gewalt ausgeschlossen. Die Güter der Ghillellinen wurden eingezogen. Pisa konnte den Kampf gegen die vereinte Macht Karl's von Anjou und der Toscaner nicht fortsetzen. Es erkaufte den Frieden durch Zurückberufung ihrer welfischen Verbannten (1276), welche der Stadt neue Kräfte und neue Schätze zuführten. Pisa besaß dazumal reiche Colonien in Constantinopel und Ptolemais (Acre). Sardinien. Elba und ein großer Theil von Corsica standen unter seiner Botmäßigkeit. Prachtvolle Bauwerke zierten die Stadt und ihre Reichthümer gründeten sich zugleich auf großen Landbesitz, Gewerbe, Handel und Schifffahrt. Der Krieg mit Genua, in welchen sich dieser blühende Freistaat ohne alle genügende Veranlassung einließ, stürzte ihn schnell von seiner Höhe herab. Die Seeschlacht bei Meloria (1284) entschied über das Schicksal Pisa's. Seine Macht wurde gebrochen. Um deren Trümmer zu retten, ernannten die Pisaner den Grafen Ugolino zu ihrem Dictator (1285). Durch schwere Opfer erkaufte diese zwar den Frieden mit den verbündeten welfischen Städten, welche nach

jener unglücklichen Schlacht über Pisa herfielen; doch Ugolino warf sich nun selbst zum Tyrannen der Stadt auf. Nach drei Jahren (1288) wurde er aber, nebst seinen zwei jüngsten Söhnen und zwei Enkeln, in den Thurm geworfen, welcher den Namen Hungerthurm erhielt, nachdem Ugolino und die Seinigen den Hungertod darin erlitten hatten.

In Florenz herrschte mittlerweile ein unausgesetzter Kampf zwischen den von der Herrschaft ausgeschlossenen, aber dennoch mächtigen, Adeligen und der Bürgerschaft. Die Gerichte besaßen keine hinreichende Gewalt, um die Ritter, welche täglich, von ihren befestigten Wohnungen aus, Raub, Mord und Verbrechen jeder Art begingen, zur Strafe zu ziehen. Endlich gelang es dem wackern Giano della Bella, der Bürgerschaft kriegerischen Geist und Ordnung einzuflößen und den widerspenstigen Adel zu bändigen. Siebenunddreißig der bedeutendsten adeligen Familien wurden aus Florenz vertrieben (1292). Doch auch der Freund des Volkes, auch Giano della Bella, hatte dasselbe Schicksal. Schon nach zwei Jahren einer ausgezeichneten Wirksamkeit wurde auch er in die Verbannung getrieben, worin er starb (1294). Mit ihm verlor das Volk seine festeste Stütze. Die Regierung ging in die Hände der Reichen über, welche den Staat zu ihrem Vortheile ausbeuteten.

§. 52. Die lombardischen Städte.

Den Kampf der lombardischen Städte mit den römischen Kaisern haben wir bereits oben *) bei der deutschen Geschichte geschildert. Doch es wäre irrig, anzunehmen, das die Kriege der Lombarden gegen die Deutschen den einzig wichtigen Theil ihrer Geschichte bildeten. Die Städte der Lombarden führten Kriege untereinander und entwickelten sich während des Kamfes und im Frieden zu einem Zustande der Blüthe, welcher, außerhalb Italien's, in damaliger Zeit nicht wieder vorkam. Die Thaten der Lombarden, die Entwickelung ihrer Verfassung und ihre Geschicke verdienen um so mehr beherzigt zu werden, als sie, nach einer tausendjährigen Zeit der Knechtschaft, zuerst wieder der Freiheit eine feste Stütze bereiteten. Unstreitig waren Friedrich I. und Friedrich II. die mächtigsten christlichen Herrscher des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Doch waren sie den lombardischen Städten nicht gewachsen. Friedrich I. wurde von ihnen vollständig aus dem Felde geschlagen, Friedrich II. kämpfte mit ihnen vergebens. Wenn er auch von ihnen nicht, wie sein Großvater bei Legnano, aufs Haupt geschlagen, so wurde er von ihnen doch dermaßen in die Enge getrieben, daß sein Tod hinreichte, den Einfluß der Hohenstaufen in Oberitalien auf immer zu brechen. Wiederholt hat man die Freistaaten Oberitalien's mit denjenigen des alten Griechenland's verglichen; doch dieser Vergleich bietet sehr wenige Haltpunkte. Die Lombarden waren keine Griechen und die Deutschen keine Perser. Friedrich I. und Friedrich II. standen eben so hoch über Darius und Xerxes, als die lombardischen Feldherren unter Miltiades und Themistocles. Deutschen Ursprungs waren die besten Kräfte der Lombarden. Doch ungeachtet aller dieser Verschiedenheiten trafen die lombardischen Gemeinwesen des Mittelalters mit den griechischen der Vorzeit darin zusammen, daß beide republikanische Verfassungen hatten, untereinander sehr uneinig waren, dessenungeachtet aber übermächtigen Feinden gegenüber außerordentliche Erfolge errangen. Die Griechen erkannten weder Papst noch Kaiser über sich. Sie kämpften um vollständige Freiheit. Die Lombarden bestritten weder das kaiserliche, noch das päpstliche Joch überhaupt, trugen das letztere willig und kämpften nur gegen die allzugroße Härte des erstern. Der Streit zwischen Päpsten und Kaisern war für die lombardischen

*) Siehe §§. 36. 42 Seite 101 ff. 119 ff.

Städte eine gute Gelegenheit, sich von der königlichen Herrschaft unabhängig zu machen und sich den, innerhalb ihrer Gebiete wohnenden Adel zu unterwerfen. Bevor Heinrich V. durch das Wormser Concordat (1122) die erste Abtheilung des Kampfes mit den Päpsten abschloß, hatten sich die lombardischen Städte schon ihre freien Verfassungen gebildet. Die ganze Lombardei zerfiel in eine Mehrzahl von Städten, welchen das um sie herliegende Land gehorchte. Der Adel mußte einen Theil des Jahres innerhalb der Ringmauern der Städte, deren Bürgerrecht er gewonnen hatte, zubringen, und setzte seinen Ehrgeiz darein, die höchsten Würden der Städte, denen er angehörte, zu erwerben. Die oberste Verwaltung der lombardischen Freistädte war gewöhnlich zweien, bisweilen mehreren, Consuln anvertraut, welche jährlich gewählt wurden und im Frieden Richter, im Kriege Heerführer waren. Ihnen zur Seite stand ein geheimer Rath und ein Senat, während in wichtigen Fällen Volksversammlungen berufen wurden. Alle Bürger mußten sich in den Waffen üben und auf den Ruf der Consuln unter die Fahnen treten. Die Consuln ernannten die höheren, die Bürger die niederen Offiziere. Die Städte zerfielen gewöhnlich in eben so viele Quartiere, als sie Thore hatten. An der Spitze jedes Quartiers stand der Bannerträger (gonfaloniere). Die Handwerker dienten zu Fuß, der Adel zu Pferde. Eine wichtige Stelle in dem Kriegswesen der Lombarden nahm der s. g. Bannerwagen ein. In dessen Mitte erhob sich ein Mast mit einer goldenen Kugel, von welchem herab das Banner des Freistaats wallte. Vor dem Maste standen die Vertheidiger des Banners, auf dem hinteren Theile des Wagens eine Musikbande. Vier Ochsenpaare zogen den vierräderigen, schweren Karren. Um ihn schaarten sich die Kämpfer. Er ersetzte häufig die Befehle der Vorgesetzten und die mangelnde Kriegszucht, indem sich auf ihn die Fliehenden zurückzogen, und zu seiner Rettung, wenn er bedrängt war, die frischen Streitkräfte sich drängten. Diesen Bannerwagen in die Macht der Feinde fallen zu lassen, war für alle Bürger eine furchtbare Schmach.

Pavia und Mailand waren lange Zeit die mächtigsten Städte der Lombardei. Außer ihnen blühten Cremona, Lodi, Crema, Como, Tortona, Brescia, Novara, Bergamo, Modena, Parma, Verona, Reggio, Placenzia, Ferrara und Bologna. Doch lebten diese Städte nicht friedlich miteinander. Keine gemeinschaftliche Organisation vereinigte ihre Streitkräfte gegen äußere Feinde, kein Richter schlichtete friedlich die zwischen ihnen ausbrechenden Streitigkeiten. Die Gewalt gab den Ausschlag. Nur die Noth brachte vorübergehende Bündnisse zwischen ihnen herbei, welche niemals sämmtliche Städte umfaßten. Im Anfange des zwölften Jahrhunderts ließ Mailand die minder mächtigen Nachbarn seine Hand schwer empfinden. Die übermüthige Stadt zerstörte nach einem vierjährigen Kriege Lodi und zertheilte dessen Bewohner in sechs offene Dörfer (1111). Nicht viel später unterjochten die Mailänder Como (1128). Früher schon (1099) hatte Cremona Crema, und einige Jahre später Pavia Tortono unterworfen. Die besiegten Städte trugen mit Unwillen die auferlegte Herrschaft. Crema fand an den Mailändern Verbündete, welche ihm gegen Cremona beistanden, während Pavia, Placenzia, Novara und Brescia auf der entgegengesetzten Seite standen. Konrad von Franken ließ sich zwar (1128) die italienische Krone aufsetzen, konnte sie aber nicht behaupten, so wenig als sein Gegner Lothar II.

Die Kämpfe, welche die lombardischen Städte mit den Hohenstaufen führten, haben wir schon oben geschildert. Der Friede von Constanz sicherte den Lombarden Alles zu, was sie, von Anfang an, verlangt hatten. Allein die Lombarden waren weit entfernt von jenen Tugenden, welche die festesten Stützen der Staaten sind. Die Bürger hegten gegeneinander finstern Argwohn und hatten häufig nur zu guten Grund dazu. Daher kam bei ihnen die Sitte auf, an die Spitze ihrer Gemeinwesen keinen Mitbürger, sondern

den Bewohner einer anderen italienischen Stadt zu setzen, welcher dadurch von Begehung aller Ungerechtigkeiten abgehalten werden sollte, daß er von der geselligen Verbindung mit den Bürgern der von ihm beherrschten Stadt abgeschnitten wurde. Diese Schranke gegen die Tyrannei war sehr schwach. Nur zu schnell wurde sie gebrochen. Als die Gefahr von Außen her aufhörte, ließ der heldenmüthige Aufschwung und der Freiheitssinn der Bürger nach. Während diese den mächtigen Kaisern einen unüberwindlichen Damm entgegengesetzt hatten, unterwarfen sie sich später selbstgewählten Tyrannen. Im Jahre 1257 schwang sich, auf den Schultern des Volkes, Martino della Torre an die Spitze der Stadt Mailand. Hintereinander folgten ihm fünf Glieder seiner Familie in der Herrschaft. Lodi, Novara, Como, Vercelli und Bergamo ahmten das von den Mailändern gegebene Beispiel nach und stellten sich unter die Gewalt einzelner Adeliger, welche ihrerseits wieder von den Beherrschern Mailand's abhängig waren. Der Markgraf von Pelavicino war Herr von Cremona, von wo aus er seine Macht über alle, von Mailand nicht unterworfenen Städte der Lombardei ausdehnte. Die Familie della Torre wurden Welfen, die Pelavicino's Ghibellinen genannt, doch diese beiden Parteien hatten mit dem Tode Friedrich's II. ihre Bedeutung verloren. Ein grundsätzlicher Unterschied hatte eigentlich niemals zwischen Ghibellinen und Welfen stattgefunden. Die Einen hatten nur Vorliebe für die Deutschen und für die kaiserliche Herrschaft, die Anderen für die Italiener und den päpstlichen Despotismus. Nachdem der Kampf zwischen Päpsten und Kaisern, zwischen Italienern und Deutschen aufgehört hatte, bildete auch jene Vorliebe kein unterscheidendes Merkmal der Parteien mehr. Dessenungeachtet erhielten sich diese Gegensätze schon aus dem Grunde, weil sie herrschsüchtigen Menschen Gelegenheit boten, die Leidenschaften der Massen rege zu machen und sich auf deren Fittigen an die Spitze der Bethörten zu schwingen.

In Mailand hielt sich die Familie della Torre bis zum Jahre 1277, und wurde dann durch Otto Visconti, einen mailändischen Domherrn, den der Papst zum Erzbischofe ernannt hatte, gestürzt. Der „fromme" Erzbischof ließ seinen Gegner Napoleon della Torre und fünf seiner Anhänger in eiserne Käfige sperren und sie in Como dem Volke öffentlich zeigen. Im Jahre 1287 gesellte sich Otto Visconti seinem Neffen, Mathäus Visconti, bei und erhob dadurch sein Geschlecht an die Spitze Mailand's.

Es ist häufig die Frage aufgeworfen worden, welches die Ursachen des so schnellen Verfalles der lombardischen Freiheit gewesen sei? Einige Geschichtschreiber haben sie in den Veränderungen zu finden geglaubt, welche die Kriegskunst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erlitt, indem die schwerbewaffnete Reiterei um diese Zeit immer bedeutender wurde, während die Stärke der Bürgerheere auf dem Fußvolke beruhte. Diese Annahme ist jedoch durchaus unbegründet. Um dieselbe Zeit, in welcher die lombardischen Städte ihre Freiheit verloren, gründeten die Hansestädte die ihrige. Wenn die lombardischen Bürger gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch dieselbe Aufopferungsfähigkeit und denselben Freiheitsmuth besessen hätten, der sie in ihren Kämpfen mit Friedrich I. und Friedrich II. auszeichnete, so wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, in ihrer Mitte schwerbewaffnete Reiter zu finden. Warum sollte ein Bürgerlicher nicht eben so wohl im Stande gewesen sein, ein Panzerhemd zu tragen, eine Lanze zu schwingen und ein mit Eisen geschütztes Roß zu tummeln? An Geld fehlte es ihnen dazu ebensowenig, als an Körperstärke. Doch die Bürger gingen lieber in ihre Werkstätten, ihre Geschäftszimmer und auf ihre Börsen, sie wollten lieber Geld verdienen, als sich in den Waffen üben, lieber genießen als kämpfen. Der Adel, welcher kein anderes Geschäft kannte, als das Kriegshandwerk, gewann bald das Uebergewicht, da die Bürger unkriegerisch wurden. Nur der Starke kann seine Freiheit behaupten. Die Freiheit der lombardischen Städte ging aus denselben Gründen unter, aus welchen die Griechen, die Römer und alle übrigen Völker der Erde

ihre Freiheit verloren: weil die sittliche Kraft und mit ihr die kriegerische Stärke ihrer Bürger abnahm. Auf dieser Erde ist alles wandelbar. Gewöhnlich treffen die anregendsten äußeren Verhältnisse mit dem Höhepunkt innerer Kraft zusammen. Auf die äußerste Anstrengung folgt Erschlaffung, auf Anspannung Abspannung. Den Höhepunkt der lombardischen Städte bildeten die Kriege mit den deutschen Kaisern, wie der Höhepunkt der griechischen der Kampf mit Persien gewesen war. In demselben Maße, als der Aufschwung der Griechen denjenigen der Lombarden an innerer Kraft, übertraf er ihn auch an Dauer.

§. 53. Die Städte der Mark Treviso.

Während des zwölften Jahrhunderts wurde in den Ebenen der Lombardei der Adel allmälig von den Städten besiegt, und in ein Verhältniß bürgerlicher Unterordnung gebracht. In den gebirgigen Gegenden der Mark Treviso behauptete er dagegen weit länger eine gebietende Stellung. In der Umgegend der Städte Verona, Padua, Vicenza und Treviso wurden die Burgen der Ritter nicht gebrochen, im Gegentheile erbauten sich die Adeligen dieser Bezirke Schlösser in den Städten selbst und verbanden mit dem ungesetzlichen Raubritterthum der Landstraßen das gesetzliche Raubritterthum der städtischen Aemter. Feste Mauern umschlossen die städtischen Wohnungen des Adels. Eiserne Gitter und mit Eisen beschlagene Thore schlossen jede Oeffnung nach Außen hin ab. In der Mitte des befestigten Raumes erhob sich ein hoher Thurm, welcher noch vertheidigt werden konnte, wenn die Außenwerke schon genommen waren. Zahlreiche Bewaffnete hielten jeden Ausgang besetzt. Selten wagten es die Gerichte, mit den Rittern dieser Burgen anzubinden, noch seltener gelang es ihnen, den Opfern ihrer Verbrechen Sühne zu verschaffen. Unter dem Adel der Mark von Treviso zeichneten sich, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, die Geschlechter Romano und Este besonders aus. Die ersteren stammten von Ezzelino, einem deutschem Ritter, ab, welcher den Kaiser Konrad II. nach Italien begleitet und von diesem die Lehen Romano und Onaro erhalten hatte. Mit Hülfe der dem Ritterthume damaliger Zeit eigenen Künste vergrößerten die Romano's schnell ihre Besitzungen. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts war Ezzelino I., mit dem Beinamen der Stammler, an der Spitze des Hauses Romano. Ihm vertraute sein Freund Tisolino von Campo San Pietro, daß er seinen Sohn mit Cäcilia, der Erbin von Manfred Ricco Herrn von Abano, zu verheirathen gedenke. Ezzelino wünschte das Erbe in Abana sich zuzueignen, brachte die Braut des Sohnes seines Freundes in seine Gewalt und verehelichte sie mit seinem Sohne Ezzelino II. Die Familie Campo San Pietro rächte sich zwar, indem Gerard, Tisolino's Sohn, die ihm bestimmte Braut Cäcilia raubte und schändete (1190). Doch die Familie Romano behielt die Besitzungen der unglücklichen Cäcilia. Ezzelino II. ließ sich von ihr scheiden, heirathete eine zweite reiche Erbin und vermehrte auf diese Weise die Reichthümer seines Hauses. Doch eine blutige Fehde mit der Familie Campo San Pietro, welche in Padua wohnte, setzte, mehrere Menschenalter hindurch, die ganze Umgegend in Blut und Flammen.

Das Haus Este hatte ausgedehnte Besitzungen in der Gegend von Padua, Verona, Vicenza und Ferrara. Eine Heirath, welche der Markgraf Obizzo von Este mit einer reichen Erbtochter von Ferrara schloß, brachte ihn an die Spitze einer der Parteien der Stadt (1180). Auch diese Ehe, wie diejenige Ezzelino's II., war durch Verrath und Schandthat zu Stande gebracht worden und hatte daher langjährige, verderbliche Fehden in ihrem Gefolge. Doch die Macht der Markgrafen von Este nahm immer zu, so daß, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, ihr Haus und dasjenige der Romano die mäch-

tigsten der Mark von Treviso waren. Die Romano standen vermöge ihrer Abkunft und ihrer Familienverhältnisse auf der Seite der Ghibellinen, die Este aus gleichen Gründen auf derjenigen der Welfen. Im Jahre 1208 wählte die Stadt Ferrara, oder vielmehr die welfische Partei derselben, den Markgrafen Azzo VI. von Este zum Herrn ihrer Republik. Die entgegengesetzte Partei erkor in Verona Ezzelino III. von Romano, unter dem Titel eines Volkhauptmannes, zu dem ihrigen. Bald darauf fiel Padua in die Gewalt Ezzelino's, welchen Friedrich II. zu seinem Stellvertreter ernannte. Mit furchtbarer Grausamkeit wüthete dieser Tyrann, so weit seine Gewalt reichte. Die angesehensten Bürger, selbst der ghibellinischen Partei, warf er in seine Kerker. Die Häuser Derjenigen, welche ihm entflohen, ließ er zerstören. Der entfernteste Verdacht der Anhänglichkeit an seine Feinde genügte schon dem kaiserlichen Stellvertreter und Eidam, ein Todesurtheil auszusprechen. Ezzelino's III. Bruder, Alberich, herrschte in ähnlicher Weise über Treviso, und Vicenza verlor gleichfalls seine Freiheit, indem es von kaiserlichen Truppen besetzt wurde. So ging die Freiheit der Mark von Treviso zu Grabe. Nach Friedrich's II. Tode herrschte Ezzelino III. über Verona, Padua und andere Städte der Mark von Treviso mit unumschränkter Machtvollkommenheit. Männer und Frauen, Erwachsene und Kinder litten gleichmäßig unter seiner, zur Wuth gesteigerten Grausamkeit. Der Papst Alexander IV. ließ (1255) gegen ihn das Kreuz predigen. Unter dem Befehle des päpstlichen Legaten verbanden die welfischen Städte von Nord- und Mittel-Italien ihre Streitkräfte mit denjenigen des Markgrafen von Este und andere Ritter der Mark von Treviso. Die Flüchtlinge von Padua hauchten ihnen die gerechte Entrüstung ein, von der sie beseelt waren. Die Kriegsmacht, welche ihrem Tyrannen gegenüberstand, gab den Bewohnern Padua's neuen Muth. In Abwesenheit Ezzelino's erbrachen sie die Gefängnisse. Der Anblick der verstümmelten und abgehärmten Opfer dieses fluchwürdigen Tyrannen, zumal zahlreicher Kinder, welche er hatte blenden lassen, erfüllte das Volk mit solchem Abscheu, daß es sich endlich gegen Ezzelino erhob. Elftausend Paduaner, welche in des Tyrannen Heere dienten, büßten dafür. Das Schwert des Henkers und der Hunger ließ nur zweihundert derselben übrig. Alle Anderen opferte Ezzelino seiner Rache. Ungeachtet des Verlustes von Padua vertheidigte er sich noch zwei Jahre hindurch und trieb sogar das Kreuzheer auseinander (1258). Brescia öffnete ihm seine Thore. Doch er hatte seine eigene Partei, die Ghibellinen, so furchtbar mißhandelt, daß sie sich endlich von ihm abwandte. Mehrere ghibellinische Ritter, welche ihm bis dahin gehorcht hatten, verbanden sich mit den Welfen zu seiner Vernichtung. Bei Cassano wurde Ezzelino geschlagen, verwundet und gefangen genommen. Er wies die Hülfe der Aerzte zurück, riß den Verband seiner Wunde ab und starb, nachdem er vierundzwanzig Jahre lang in der Mark Treviso gewüthet hatte (1259). Sein Bruder, Alberich, dessen Gattin, sechs Söhne und zwei Töchter starben alle unter dem Henkerbeile. Die Tyrannen aus dem Hause Romano endeten auf diese Weise. Doch die Tyrannei kann nur verdrängt werden, wenn an die Stelle der getödteten Tyrannen freiheitsliebende Bürger treten. Der Freiheitsmuth der Trevisaner war, gleich demjenigen der Lombarden, gebrochen. Wo früher das Geschlecht Romano seinen blutigen Scepter geschwungen hatte, herrschten später die Häuser Este und Della Scala, von denen das eine zu Ferrara, das andere zu Verona seinen Sitz hatte.

§. 54. Venedig und Genua.

Schon in den ältesten Zeiten waren die Inseln im Norden der Etsch-Mündung bewohnt. Eine höhere Bedeutung erhielten sie jedoch erst, als zahlreiche Flüchtlinge das

italienische Festland aus Furcht vor Alarich dem Gothen verließen und (421) die kleine Stadt Rialto, den Mittelpunkt des heutigen Venedig, bauten. Dreißig Jahre später wurden Aquileja und andere benachbarte Städte von den Hunnen verwüstet. Nur die Inseln gewährten eine sichere Zuflucht. Immer wachsende Massen strömten ihnen zu, und es entstanden auf den Inseln um Rialto die Städte Grado, Caorlo, Palestrina und Malamocco. Die verschiedenen Gemeinwesen verbanden sich bald untereinander. Die Bewohner jeder Insel wählten je einen Tribunen als obersten Beamten. Die sämmtlichen Tribunen bildeten die oberste Regierung der verbündeten Inseln. Allmälig traten sie sich näher, und behaupteten ihre Freiheit, obgleich sie abwechselungsweise den Ostgothen, den Griechen, den Lombarden und den römisch-deutschen Kaisern vorübergehend huldigen mußten. Frühzeitig hatten die Venetianer mit den Sclavoniern, welche sich in Dalmatien niederließen, und von da aus das adriatische Meer unsicher machten, Kriege zu führen. Um denselben mehr Nachdruck geben zu können, wurde (697) der erste Doge (Dux, zu deutsch Herzog) auf Lebenszeit erwählt. Paolo Luca Anafesto war sein Name. Er schlug die Sclavonier und zwang die Longobarden, die Unabhängigkeit Venedig's anzuerkennen. Im Kriege mit Karl I. (809) wurde die fränkische Flotte, welche des Kaisers Sohn, Pipin, befehligte, vollständig geschlagen. Angelo Participazio, dessen Muthe und Tapferkeit die Venetianer hauptsächlich ihren Sieg verdankten, wurde zum Lohne dafür zum Dogen erhoben. Während seiner achtzehnjährigen Herrschaft wurde Rialto der Sitz der gemeinschaftlichen Regierung. Sechszig Inseln wurden durch Brücken mit dem Hauptorte verbunden und mit neuen Wohnungen bedeckt. Der herzogliche Palast erstand auf derselben Stelle, die er jetzt noch einnimmt, und die gesammte Stadt erhielt den Namen Venedig. Kämpfe mit den dalmatischen Seeräubern und den Saracenen wechselten ab mit den friedlichen Bestrebungen des Handels und der Schifffahrt und kräftigen Volkserhebungen, durch welche tyrannische Dogen von ihren Herrschersitzen herabgestürzt wurden. In Folge eines Versuchs, welchen ein Mitglied der Familie Urseolo machte, sich der Herrschaft zu bemächtigen, wurde (1032) den Dogen verboten, jemals einem Sohne Theil an der Regierung einzuräumen. Zugleich wurde der oberste Beamte der Republik in allen wichtigen Angelegenheiten an die Zustimmung der einflußreichsten Bürger, und immer an die Bewilligung zweier ihm beigegebener Räthe gebunden. Jahrhunderte hindurch ruhte die höchste Gewalt in der Versammlung sämmtlicher Bürger, welche ihre Diener, und namentlich den Dogen, wählten. Später (1172) wurde an die Stelle der Volksversammlung ein aus 480 Mitgliedern bestehender, von den Tribunen der sechs Bezirke Venedig's erwählter Rath gesetzt. Aus diesem ging der kleinere Rath von sechs Männern, welchen, unter der Leitung des Dogen, die Verwaltung des Staates zunächst oblag, und der Senat, eine von dem großen Rathe gewählte und sechszig Glieder zählende Behörde hervor. Durch diese Veränderungen der Verfassung wurde das volksthümliche Element, welches früher überwiegend gewesen war, vollständig durch das aristokratische beseitigt.

Bei Gelegenheit der Geschichte der Kreuzzüge haben wir bereits erwähnt, wie die Republik Venedig, im Bunde mit den Kreuzfahrern, Constantinopel eroberte und einen ansehnlichen Theil (drei Achtel) des oströmischen Reiches an sich brachte.*) Alle Inseln des jonischen und die meisten des ägeischen Meeres, ein großer Theil der Küsten Griechenland's, mehrere Häfen der Propontis, die Stadt Adrianopel und der vierte Theil von Constantinopel wurden Venedig zugewiesen. Die Insel Candia kaufte dieser Freistaat von dem Markgrafen von Montferrat. Der Staat übernahm jedoch auf seine Rechnung nur den ihm zugewiesenen Theil von Constantinopel, die Inseln des ägeischen Meeres und Candia, während er die übrigen Ländereien den großen Familien der Lagunenstadt über-

*) Siehe oben §. 10 Seite 31 ff. §. 26 Seite 75 ff.

ließ, welche durch Lehenspflicht an die Republik gebunden wurden. Mit den Angelegenheiten Italien's befaßte sich Venedig nur wenig. Um so großartiger waren dagegen seine Beziehungen zum Osten. Sein Handel nahm durch die glückliche Unternehmung Heinrich Dandolo's einen außerordentlichen Aufschwung. Eine fortlaufende Kette von Seeplätzen verband Venedig mit den Küsten des schwarzen Meeres. Candia erleichterte seine Verbindungen mit Egypten und Syrien. Die Republik traf ihre Maßregeln so wohl, daß die Wiederherstellung des griechischen Reiches (1261) ihr keinen wesentlichen Schaden brachte. Die Venetianer verloren zwar einige Inseln des ägeischen Meeres, behielten jedoch ihre Vorrechte in Constantinopel, woselbst ihnen, gleich den Genuesern und Pisanern, ein besonderes Stadt-Quartier eingeräumt wurde, welches unter ihren eigenen Beamten stand, und die meisten der ihnen bei der Theilung des oströmischen Reiches zugewiesenen Besitzungen, während die Kreuzfahrer, mit deren Hülfe sie diese Erfolge gewannen, vollständig aus dem Osten vertrieben wurden.

Von allen Städten Italien's stand Genua, was Handel und Schifffahrt, Kriegsmacht und friedliche Gewerbe betraf, Venedig am nächsten. Wie die eine die Westküste, so beherrschte die andere die Ostküste Italien's. Doch Genua wurde mehr, als Venedig, in die Angelegenheiten des Festlandes verwickelt. Die Lombarden und die Franken ketteten Genua fester an ihr Reich, als Venedig. Dennoch wußte die Stadt die Gunst der Zeiten zu benützen und das ausländische Joch allmälig abzuwerfen. Früher, als Venedig, trieb Genua Handel im Osten. Auch hatte Genua früher, als Venedig, bedeutende Besitzungen auf dem Festlande an sich gebracht. Im Jahre 1174 besaß Genua Montferrat, Monaco, Nizza, Marseille, fast die ganze Küste der Provence und die Insel Corsica. Dieselben Feinde der Freiheit, welche die Städte der Lombardei und der Mark Treviso zu Grunde richteten, die Adeligen, brachten auch Genua an den Rand des Abgrunds. Dadurch, daß sie sich in acht Gesellschaften, oder Compagnien, theilten, gewannen sie allmälig einen überwiegenden Einfluß im Staate. Sie bildeten einen besondern Rath, welcher unter der scheinbaren Leitung eines auswärtigen Bürgermeisters [Podesta] alle Gewalt an sich riß und alle städtischen Aemter ausschließlich mit Adeligen besetze. Die Familien Doria, Spinola, Fiesko und Grimaldi beherrschten den Adel, wie dieser die Bürgschaft. Bisweilen brach das Volk das Joch der Aristokraten, allein die Führer, welche es befreit hatten, legten ihm gewöhnlich ein schwereres auf, so Guilelmo Boccanegra, welcher fünf Jahre lang (1257—1262) Genua beherrschte. Ungeachtet dieser inneren Kämpfe nahm Genua zu an Reichthümern und Kriegsmacht. Seine Kriege mit Pisa haben wir oben schon geschildert.*) Bedeutungsvoller waren seine Kriege mit Venedig. Als Constantinopel von den Kreuzfahrern und den Venetianern eingenommen wurde, suchten auch die Genueser, einen Theil der Beute an sich zu reißen, namentlich hatten sie es auf die Inseln des ägeischen Meeres abgesehen. Doch eine Niederlage, welche der Admiral Trevisani ihrer Flotte beibrachte (1205), zwang die Genueser, diese Bestrebungen aufzugeben. Der Grimm darüber rankte im Stillen fort, gab sich in der Feste Acre (Ptolemais) und Constantinopel bei manchen Gelegenheiten zu erkennen, und brach endlich (1258) in einen blutigen Krieg aus. Elf Jahre lang erlitt Genua unausgesetzt schwere Niederlagen, ohne daß ein Friede dem unnützen Blutvergießen ein Ziel gesetzt hätte. Ludwig IX., welcher zu seinem Kreuzzuge der Flotten beider Seestädte bedurfte, brachte endlich (1269) den Frieden zu Stande, welcher abgeschlossen ward, ohne daß einer der beiden streitenden Theile irgend einen Vortheil erlangte. Venedig hatte zwar das Bewußtsein, viele Siege errungen zu haben, doch zahlte es dasselbe theuer mit Menschenleben, Schiffen und Schätzen, die es verloren. Genua hatte, außer größeren Verlusten, die demüthigende Erinnerung an erlittene Niederlagen.

*) Siehe oben §. 51.

Wenn wir die beiden nebenbuhlerischen Seestädte Italien's mit den Idealen freier Staaten vergleichen, an denen wir uns unter dem Drucke von Despoten so gerne aufrichten, bleiben sie allerdings hinter diesen weit zurück. Doch übertrafen sie, gleich ihren Schwesterstädten der Lombardei, bei weitem alle gleichzeitigen Königreiche, wie an Wohlstand und Bildung, so auch an Freiheit und, im Verhältnisse zu ihrer Volkszahl, an Macht und politischem Einflusse. Wir dürfen, wenn wir gerecht sein wollen, keine zu großen Ansprüche machen an die Menschen einer Zeit, da der finsterste Aberglauben auf allen Gebieten des Lebens, in Kirche, Staat und Wissenschaft waltete. Trotz allen Mängeln waren die freien Städte Italien's die funkelnden Sterne, welche fast allein das Dunkel des Mittelalters erhellten.

55. Unteritalien und Sicilien.

Ungeachtet der Völkerwanderung und aller Stürme des Mittelalters blieb die große Masse der Bewohner Italien's romanischen Ursprungs. In Oberitalien waren die fremden Bestandtheile der Nation am stärksten. Gothen, Lombarden und Franken führten den Provinzen am Fuße der Alpen sehr bedeutende neue Kräfte zu und dieser Theil des Landes war es auch, welcher in jener unglücklichen Zeit die schönsten Triumphe der Freiheit feierte. In Mittelitalien war die Beimischung fremder Nationalitäten weit geringer. Dort gelangten die Republiken des Mittelalters niemals zu gleicher Stärke, als im Norden. Nach Unteritalien waren zwar auch die Gothen und die Longobarden vorgedrungen, allein sie konnten sich daselbst niemals so festsetzen, als in den oberen Theilen der Halbinsel. Das germanische Element war in keiner Gegend Italien's so schwach vertreten, als in Unteritalien und auf den Inseln. Die Saracenen, welche sich hier niederließen, vermochten den Italienern nicht dieselben frischen Lebenssäfte und nicht denselben Freiheitsmuth einzuimpfen, welchen die germanischen Völker den anderen Theilen Italien's zuführten. Corsica und Sardinien schwangen sich daher nicht zu selbstständigen Reichen empor, sondern wurden die Beute kräftiger Gemeinwesen (der Städte Pisa und Genua). In Unteritalien und Sicilien schlug die republikanische Staatsform keine festen Wurzeln. Diese, von der Natur so reich begabten Provinzen vermochten nicht, ehre eigenen Angelegenheiten zu führen. Abwechselungsweise herrschten dort die Griechen, Saracenen, Normänner, Hohenstaufen und die Häuser Anjou und Aragonien. Nationalunabhängigkeit und Freiheit waren zwei Güter, welche in Unteritalien und Sicilien wenig geschätzt wurden.

Nach dem Tode Robert Guiscard's (1085) stritten sich dessen Söhne, Bohemund und Roger, um die Herrschaft der von ihm besessenen Länder, bis Bohemund, wie wir oben erzählt, *) Italien verließ, um in Palästina unter dem Vorwande einer Kreuzfahrt sich eine neue Herrschaft zu gründen. Nach Bohemund's Abzug blieb Roger im unbestrittenen Besitze Unteritalien's. Auf Roger folgte dessen Sohn Wilhelm, mit welchem (1127) die directe Linie Robert Guiscard's auf dem Festlande Italien's ausstarb. Robert Guiscard's jüngerer Bruder, Roger, welcher sich ganz Sicilien unterworfen hatte, vererbte diese Insel auf seinen Sohn Roger II., welcher nach Wilhelm's Tode Calabrien und Apulien mit Sicilien unter seinem Scepter vereinigte. Roger II. machte den Republiken, die sich bis zu seiner Zeit in Campanien erhalten hatten, ein Ende. Amalfi, Neapel und Gaeta verloren die Ueberreste ihrer Freiheit. Zwar trieb der Kaiser Lothar (1137) Roger II. von Neapel, das er belagerte, hinweg, doch gleich nach dem Abzuge Lothar's aus Italien (1138) unterwarf sich die Stadt, welcher Roger nur die Formen ihrer Verfassung ließ, aber für immer ihrer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit beraubte. Im

*) Siehe oben § 3.

Jahre darauf nahm Roger den Papst, Leo IX., gefangen, welcher ihm den Königstitel, den ihm früher der Gegenpapst Anaklet gewährt hatte, unter der Bedingung bestätigte, das Königreich beider Sicilien als ein päpstliches Lehen anzunehmen. Roger II. hinterließ bei seinem Tode (1153) nur einen Sohn, Wilhelm, der ihm nachfolgte, und eine Tochter, Constanze, welche nach des Vaters Tode zur Welt kam. Wilhelm erhielt den Beinamen des „Bösen," sein Sohn, Wilhelm II., denjenigen des „Guten." Constanze, welche Friedrich's I. Sohn, Heinrich (den nachmaligen VI.)., ehelichte, brachte Neapel und Sicilien (1189) an das Haus der Hohenstaufen. Bei Gelegenheit der deutschen Geschichte haben wir bereits die auswärtigen Beziehungen des Königsreichs der beiden Sicilien besprochen.*) Seit dem Tode Wilhelm's des „Bösen" hatte der Bürgerkrieg in Apulien nnd Calabrien nicht aufgehört. Jeder Adelige, welcher eine Stadt oder eine Burg beherrschte, suchte sich von der königlichen Gewalt unabhängig zu machen, Wilhelm der „Böse" hatte allgemeine Unzufriedenheit durch seine Herrschsucht erregt, der „Gute" besaß nicht die Kraft, den widerspenstigen Adel in Ordnung zu halten. Heinrich VI. regte durch seine Grausamkeit alle Stände gegen sich auf. Doch Friedrich II. gelang es, durch List und Gewalt, die Ruhe auf beiden Seiten der Meerenge von Messina wieder herzustellen. In Sicilien machten ihm eine Zeit lang die Saracenen zu schaffen, welche von ihren Brüdern in Afrika Unterstützung erhielten. Doch Friedrich II. besiegte sie in mehreren Treffen, schwächte sie dadurch, daß er einen Theil derselben in der Provinz Neapel, in dem lieblichen Thale von Nocera, ansiedelte, beruhigte sie, indem er ihnen volle Glaubensfreiheit gestattete, verstand es, sie für sich zu gewinnen und aus ihrer Mitte die zuverlässigsten Truppen seines Heeres zu ziehen. Friedrich II. führte zuerst eine systematische Verwaltung in Neapel und Sicilien ein. Zu einer Zeit, da die Völker noch nirgends bedeutende Abgaben an die Könige entrichteten, wußte er den Neapolitanern und Sicilianern unermeßliche Summen regelmäßig abzupressen. Neapel wurde durch Friedrich II. zu einer bedeutenden Hauptstadt erhoben. Er baute daselbst einen prachtvollen Palast und gründete eine Universität, welche er derjenigen von Bologna entgegensetzte, indem er auf ihr die Grundsätze des weltlichen Despotismus lehren ließ, während dort der kirchliche Despotismus vertheidigt wurde. Nach Friedrich's II. Tode (1250) und seines Sohnes, Konrad's IV., Ableben (1254) hielt Manfred die Zügel der Regierung in fester Hand, bis er in der Schlacht von Grandella von Karl von Anjou geschlagen, Krone und Leben verlor (1266). Zwei Jahre später (1268) endete der sechszehnjährige Jüngling Konradin von Hohenstaufen sein Leben auf dem Schaffotte zu Neapel.†)

Die Päpste hatten das Haus der Hohenstaufen gestürzt und Karl von Anjou auf den Thron beider Sicilien gehoben. Von allen Verwandten der Hohenstaufen konnte nur Constanze, Manfred's Tochter, welche an den König Peter von Aragonien vermählt war, dem französischem Beherrscher beider Sicilien die Krone streitig machen. Doch Karl's Macht nahm von Jahr zu Jahr zu. Er dehnte seinen Einfluß über einen großen Theil Mittelitalien's aus und bereitete sogar einen Kriegszug gegen das oströmische Reich vor, da ihm seine Eroberungen in Italien noch nicht genügten. Bald wurde Karl von Anjou den Päpsten nicht minder verhaßt, als es früher die Hohenstaufen gewesen waren. Doch im Augenblicke, da sein gefährlichster Gegner, der Papst Gregor X., anfing, gegen ihn zu wirken, starb dieser (1276). Es gelang dem listigen Tyrannen, eines seiner Geschöpfe, Martin IV., auf den päpstlichen Thron zu erheben (1280). Nun glaubte Anjou, seine großartigen Pläne ungestört vollziehen zu können. Doch während er immer weiter zu greifen bemüht war, wurde der Boden unter seinen Füßen ausgehöhlt. Johann von Procida, ein neapolitanischer Adeliger, treuer Anhänger und vertrauter Freund Frie-

*) Siehe oben §§. 37. 42. †) Siehe oben §. 43

drich's II. und Manfred's, welcher auch Konradin seinen Beistand geleistet hatte, war nach dessen Hinrichtung aus Italien entflohen und hatte bei Constanzen und ihrem Gemahle Peter von Aragonien freundliche Aufnahme gefunden. Diese überhäuften ihn mit Beweisen ihrer Zuneigung und Achtung. Doch Procida war nicht ein Mensch des Genusses, sondern ein Mann der That. Er verband mit seltener Klugheit einen Muth und eine Ausdauer sonder Gleichen. Unter allen Verschwörern der Weltgeschichte nimmt Procida die erste Stelle ein. Mit Recht kann er nicht als Mann der Freiheit dargestellt werden. Friedrich II. und Manfred waren, so wenig als Peter von Aragonien, Vertreter der Freiheit. Ihnen allen diente Procida ohne Widerstreben. Ein Mann der Freiheit würde bei den Päpsten und den Königen seiner Zeit kein Gehör gefunden haben. Procida verabredete seine Pläne mit Peter von Aragonien, dem Papste Nikolaus III. und dem griechischen Kaiser Michael Paläologus. Der König von Aragonien stellte ihm eine Flotte in Aussicht, der griechische Herrscher gab ihm eine Beisteuer von 25,000 Unzen Goldes, und der Papst übertrug die Belehnung des Königreiches beider Sicilien, auf Procida's Ansuchen, insgeheim, von Karl von Anjou auf Peter von Aragonien. In dem Gewande eines Franciscaners war Johann von Procida selbst in das Land seines Todfeindes Karl gereist (1279) und hatte sich überzeugt, daß, wenn auch in Neapel dessen Macht fest begründet sei, sie in Sicilien wanke. Nur in den Städten und an den Küsten der Insel übten die Franzosen eine wirkliche Herrschaft aus, welche das Volk mit Widerstreben trug. Im Innern aber hatten sich Adelige und Bauern ihre Unabhängigkeit vom französischen Joche erhalten. Procida, welcher zahlreiche und mächtige Freunde auf der Insel hatte, ermuthigte sie und versprach ihnen, für den Fall eines Aufstandes, auswärtige Hülfe. Unter seiner Leitung breitete sich eine furchtbare Verschwörung über ganz Sicilien aus. Mehr als zwei Jahre lang, während welcher Procida von Sicilien nach Constantinopel, von da nach Rom und Aragonien, dann wieder zurück nach Rom und Constantinopel reiste, wurde das Geheimniß bewahrt. Weder die Schwankungen Peter's von Aragonien, noch die Unentschiedenheit des griechischen Kaisers, weder der Tod des Papstes Nikolaus III., noch die Feindschaft, welche zwischen dessen Nachfolger, Martin IV., und dem griechischen Kaiser ausgebrochen war, erschütterten Procida's Entschluß. Mit dem griechischen Gelde rüstete Peter von Aragonien ein Heer von 10,000 Mann und eine Flotte aus, welche nach der afrikanischen Küste unter dem Vorwande eines Feldzuges gegen die Saracenen segelte und sich bereit hielt, den Sicilianern zu Hülfe zu kommen.

Am Ostermontage 1282 brach endlich die lang gehegte Verschwörung in offenen Flammen aus. An jenem Tage wurde, als die Bewohner von Palermo in die Kirche von Montreal zogen, um den Abendgottesdienst zu feiern, ein junges Mädchen von einem französischen Soldaten mißhandelt. Dieser wurde sofort niedergestochen. Die wenigen Landsleute desselben, welche in der Nähe waren, hatten ein gleiches Schicksal. Wuthentflammt stürzte das Volk in die Stadt zurück und fiel über alle Franzosen her. Viertausend derselben wurden am gleichen Tage ermordet. Nicht ein Franzose kam lebend aus Palermo. Alle Städte der Insel folgten dem Beispiele der Hauptstadt. Achttausend Franzosen verloren ihr Leben, die übrigen wurden vertrieben. Johann von Procida und seine Genossen bemächtigten sich der Bewegung und luden Peter von Aragonien ein, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Doch die fremde Hülfe kam nicht so schnell, als die ungeduldigen Sicilianer gehofft hatten. Erschreckt über ihre eigene That flehten sie Karl von Anjou um Gnade an, und erboten sich, unter seine Herrschaft zurückzukehren, falls er ihnen Verzeihung und die Aufrechterhaltung ihrer s. g. „Freiheiten" zusagen wollte. Der Tyrann kannte aber keine Milde. Rache war seine Losung. Die Streitkräfte, welche er zu seinem Zuge nach Constantinopel gesammelt hatte, warf er auf Sicilien. Peter von Ara-

gonien zögerte, bis er seines Sieges gewiß zu sein glaubte. Als er erkannte, daß die Sicilianer zu einem Kampfe auf Tod und Leben entschlossen seien und während Messina den Franzosen einen muthigen Widerstand entgegensetzte, ließ er seine Flotte nach Sicilien segeln. Karl wagte nicht, den Kampf mit ihr aufzunehmen. Bevor er jedoch seinen Rückzug ausführen konnte, überfiel ihn Roger di Loria, welcher die aragonische Flotte befehligte, und, gleich Procida, ein neapolitanischer Flüchtling war, nahm den Franzosen neunundzwanzig Galeeren ab, verfolgte die übrigen bis an die Küste von Calabrien und verbrannte sie vor den Augen des Tyrannen. Dieser Sieg vernichtete auf immer die Herrschaft Karl's von Anjou in Sicilien. An dessen Stelle trat Peter von Arragonien. Die Sicilianer gewannen nicht viel bei dem Wechsel. Doch ein Tyrann hatte wieder eine Lehre empfangen. Nachdem Karl von Anjou Sicilien verloren hatte, wurde sein ältester Sohn von Roger di Loria gefangen genommen, und bevor er neuen Muth und frische Kräfte gesammelt hatte, starb der einst so stolze und freche Mörder Konradin's (1285).

Sechster Abschnitt.

Frankreich.

§ 56. Philipp I., Ludwig VI. und Ludwig VII.

Während in Deutschland und Italien zwischen Kaisern und Päpsten Kämpfe geführt wurden, die das Schicksal der ganzen Christenheit auf Jahrhunderte hinaus feststellten, beschränkten sich die Könige von Frankreich darauf, ihre Gewalt im Innern zu befestigen und nach Außen hin zu erweitern. Wenn die Päpste mit ihnen anbanden, so pflegten sie den Streit sich weit weniger zu Herzen zu nehmen, als die deutschen Könige. Philipp I. wurde vom Papste Urban II. (1094) zuerst in den kleinen Bann gethan, weil er, statt mit seiner Gemahlin Bertha, mit der Frau des Grafen Fulko von Anjou, Bertrade, lebte. Um den Papst zu versöhnen, versprach ihm Philipp I., sich von Bertraden zu trennen, hielt aber nicht Wort, wurde zwar (1095) in den großen Bann gethan, bewirkte jedoch, daß er schon im folgenden Jahre (1096) auf der Kirchenversammlung zu Tours losgesprochen ward. Nach wie vor lebte er mit Bertraden. Der Papst that ihn hierauf, im Jahre 1100, wieder in den Bann, sprach ihn indeß (1105), nachdem sich der König gedemüthigt und viel Geld gezahlt hatte, wieder frei. Nach Bertha's Tode ehelichte Philipp I., im schreiendsten Widerspruche mit dem Kirchenrechte, welches die Ehe zwischen einem Ehebrecher und dem andern verbietet, dieselbe Frau, mit welcher er viele Jahre lang die Ehe gebrochen hatte. Bertrade war ein ränkevolles und herrschsüchtiges Weib, welches sogar dem ältesten Sohne Philipp's, Ludwig, Gift beibrachte, um ihren Kindern die Bahn zum Throne zu brechen. Mit Mühe wurde Ludwig gerettet. Bis an seines Lebens Ende (1108) blieb Philipp I. aber in den Netzen Bertraden's. Wäre es den Päpsten, wie sie vorgaben, darum zu thun gewesen, die Kirchengesetze aufrecht zu erhalten, so hätten sie Philipp's Zusammenleben mit der Gräfin Bertrade von Anjou ebensowenig nachgesehen, als vor Bertha's

Tode dulden dürfen. Allein diesen herrschsüchtigen Priestern waren die von ihnen selbst gegebenen Gesetze, gleich den Lehren Christi, nur Mittel, ihren Leidenschaften zu fröhnen. Das anstößige Leben Philipp's I., seine Trägheit und seine Ausschweifungen schwächten das, ohnedies geringe, Ansehen des Königthums in Frankreich noch mehr. Das Herzogthum Burgund weigerte nach Philipp's Tode den Gehorsam. Die Normandie und die Bretagne standen unter den Königen von England. Die Herzoge von Aquitanien und die Grafen von Poitou und von Toulouse hatten sich, innerhalb ihrer ausgedehnten Gebiete, ganz unabhängig gemacht. Die Dauphine und die Provence, die Länder von der Saone bis nach Montpellier standen theils unter selbstständigen Herren, theils unter dem deutschen Reiche. Frankreich war damals auf sehr enge Grenzen beschränkt. Die Länder Artois, Picardie, Isle de France, Champagne, Orleanais, Touraine, Berry, Nivernois, Bourbonnais, Auvergne, und die Grafschaften Maine und Anjou waren die einzigen Provinzen, in welchen die Könige ihr Ansehen behaupteten; und diese beiden letzteren Grafschaften gingen, unter Philipp's I. zweitem Nachfolger, auch noch an England verloren. Philipp's I. ältester Sohn, Ludwig VI., der Dicke, welcher in der letzten Zeit seines Vaters Mitregent gewesen war, fand das Land in einer sehr traurigen Lage. In Heinrich I. von England hatte er einen gefährlichen Gegner, dessen Besitzungen, diesseits und jenseits des Canales, eine zusammenhängende Ländermasse bildeten, in welcher er gleichmäßige Herrscherrechte ausübte. Ludwig VI. konnte nur über die Gebiete von Paris, Orleans, Etampes, Compiegne, Melun und Bourges, welche ihm eigenthümlich gehörten, vollständig gebieten. Diese Bezirke waren jedoch durch die Herrschaften mehrerer Adeliger unterbrochen, welche nicht blos unter sich oft in Fehden begriffen waren, sondern auch häufig eine feindliche Stellung den Königen gegenüber einnahmen. Die Unordnung hatte unter Philipp I. ihren Höhepunkt erreicht. Alle Vernünftigen erkannten, daß das Reich zu Grunde gehen müsse, falls die königliche Macht noch weiter geschwächt würde. Das Landvolk und die Geistlichkeit, welche am meisten unter den Kriegen mit dem Auslande und den inneren Fehden litten, sahen in dem Königthume ihre einzige Stütze gegen auswärtige und innere Feinde. Der Wahnsinn der Kreuzfahrer schwächte die Macht des Adels, indem viele der tapfersten Ritter aus dem Lande zogen und nicht wieder zurückkehrten. Manche Lehen fielen an die Krone zurück, außerdem konnte sie, zu niederen Preisen viele werthvolle Besitzungen an sich bringen. Die Städte, welche zu jener Zeit in Frankreich, wie in Deutschland und Italien, eine erhöhte Bedeutung gewannen, schlossen sich inniger an die entfernt wohnenden Könige an, weil sie von diesen weniger zu befürchten hatten, als von den benachbarten Raubrittern. Besondere Vortheile zogen aber die Könige von Frankreich aus der Verfolgung der unglücklichen Albigenser, von welchen wir in einem besonderen Paragraphen sprechen werden. Im Kampfe mit dem widerspenstigen Adel, welcher von dem Könige von England aufgewiegelt und unterstützt wurde, war Ludwig VI. glücklich. Zwar wurde er (1119) in der Ebene von Brenneville von den Engländern geschlagen, doch hatte das Gefecht keine weiteren nachtheiligen Folgen für ihn, indem der Tod der zwei Söhne Heinrich's I., welche bald darauf ertranken, die Unternehmungen der Engländer lähmte.

Zur Zeit Ludwig's VI. kam das berühmte Banner Frankreich's, die Oriflamme, zuerst zum Vorscheine. Es war eine rothe Fahne an vergoldeter Lanze, welche den Mönchen von St. Denis gehörte, die sich ihrer bei feierlichen Umzügen bedienten. Ludwig VI., als er einen Einfall der Deutschen unter Heinrich V. befürchtete, ließ sich, um den Beistand des s. g. „heiligen Dionysius" zu gewinnen, diese Fahne vorantragen. Die späteren Könige folgten seinem Beispiele, und so gelangte die Fahne der Mönche von St. Denis zu der Ehre, neben dem Banner von Frankreich (banniere de France) zu wehen, bis

sie von den Motten verzehrt wurde. In den letzten Jahren Ludwig's VI. stand ihm der Abt Suger von St. Denis als Rathgeber zur Seite, ein Mann von großer Klugheit und Arbeitskraft, welcher vieles zur Stärkung der königlichen Macht in Frankreich und zur Ordnung des Staatshaushaltes beitrug. Der s. g. „heilige“ Bernhard, von dem wir später*) ausführlicher berichten werden, war mit Suger nicht zufrieden, und warf ihm vor, daß er sich zu viel mit weltlichen Dingen beschäftigte. Der s. g. „Heilige“ glaubte für den Himmel zu wirken, indem er Hunderttausende, diesseits und jenseits des Rheines, beredete, nach Palästina zu ziehen, woselbst die Meisten ihren Tod fanden. Treu dem Plane, den Adel zu schwächen, um die königliche Macht zu stärken, begünstigte Suger die Städte und befreite den Bauernstand, so weit es in seiner Macht war, d. h. auf den königlichen Gütern, von der Leibeigenschaft, welchem Beispiele viele Große des Reiches folgten. Abt Suger brachte die Ehe zwischen Ludwig's VI. ältestem Sohne, dem späteren Könige Ludwig VII., mit Eleonoren, der Tochter und Erbin von Guienne, oder Aquitanien, zu Stande, in der Hoffnung, dadurch diese Provinz und die Grafschaften Poitou und Saint Onge, welche der Herzog gleichfalls besaß, mit der französischen Krone zu vereinigen. Kurz darauf starb Ludwig VI. (1137). Unter der Regierung Ludwig's VII. wurde Suger noch einflußreicher, als er früher gewesen war. Künste und Wissenschaften fingen, nachdem sie Jahrhunderte unter dem Drucke heidnischer Barbaren und christlicher Pfaffen geschlummert hatten, wieder zu erwachen an. Abälard lehrte, Heloise liebte und Bernhard, der s. g. „Heilige,“ trieb seinen Pfaffenspuk. Suger, obgleich ein Mönch, gab doch den Päpsten nicht in allen Beziehungen nach. Innocenz II. bestätigte einen Erzbischof von Bourges, Peter de la Chartres, welchen Ludwig VII. verworfen hatte. Darüber geriethen Papst und König in Streit. Das arme Land wurde mit dem Interdicte belegt, d. h. der ihm zur Gewohnheit gewordenen und für das „Seelenheil“ für nothwendig erachteten Ceremonien beraubt. Drei Jahre lang währte dieser Zustand. Hätten die Menschen damaliger Zeit einigen Verstand besessen, so müßten sie erkannt haben, daß sie auch ohne Pfaffen glücklich sein könnten. Allein der Aberglaube war stärker, als die Vernunft, die Knechtschaft des Geistes war den Menschen zur Gewohnheit geworden, so daß, wenn ihnen die Gunst des Augenblickes einige Freiheit gewährte, sie in dieser das größte Unglück sahen. König Ludwig verlor auch bald den Muth, setzte Peter de la Chartres in das Erzbisthum Bourges ein, d. h. gab dem Papste in dem einzigen Streitpunkte, den sie miteinander hatten, nach, worauf er Verzeihung erhielt und das Interdict dem Lande wieder abgenommen ward. Später nahm Ludwig sogar, aus übel verstandener Reue über die von seinen Leuten in einer Fehde mit dem Grafen von Champagne begangenen Gräuelthaten, das Kreuz, welches Bernhard von Clairvaux, der s. g. „Heilige,“ predigte. Vergebens widerstrebte Suger, welcher der Ansicht war, ein König habe die heiligsten Pflichten gegenüber seinem Volke. Bernhard verpfändete die Heiligkeit seiner Sitten und seines Amtes für den guten Erfolg seines Kreuzzugs und bewies dadurch am besten deren Unheiligkeit, indem, wie wir oben bereits sahen,†) der Kreuzzug Ludwig's VII., gleich allen übrigen, mit Jammer, Elend und dem Tod der meisten Theilnehmer endigte. Zwar suchte sich Bernhard später dadurch zu rechtfertigen, daß er den Sünden der Kreuzfahrer die Schuld an ihrem unglücklichen Feldzuge beimaß. Allein wenn der s. g. „Heilige“ die Prophetengabe, deren er sich rühmte, besessen, hätte er auch diese Sünden vorher sehen müssen.

Schlimmere Folgen, als der verfehlte Kreuzzug, hatte der Zwiespalt, welcher, im Laufe desselben, den König von seiner jungen Gemahlin trennte. Eleonore war mit ihrem Gatten nach Palästina gezogen. Ludwig glaubte überzeugt zu sein, daß sie ihm die

*) S. unten § 60. †) S. § 7.

Ehe gebrochen habe und drang auf Scheidung. Eleonore, welche Ludwig VII. unumwunden einen Mönch nannte, war damit gern einverstanden, und da beide Theile mit der Geistlichkeit auf gutem Fuße standen, fand diese in der Blutsverwandschaft, welche bei Eingehung der Ehe durchaus kein Hinderniß gewesen war, einen genügenden Grund zur Aufhebung des angeblichen „Sakramentes" der Ehe (1152). Mit der Gattin mußte übrigens Ludwig VII. auch alle Güter derselben herausgeben, welche, da Eleonore kurz darauf den Herzog der Normandie, Heinrich Plantagenet (den spätern Heinrich II.,) ehelichte, durch diesen an die Krone England's kamen. Ludwig führte Kriege mit dem Gemahle seiner früheren Frau, konnte jedoch nichts gegen ihn ausrichten, bevor Heinrich König von England geworden (1155), und auch später nicht, nachdem er von dem Papste in die Acht erklärt war, obgleich sich Ludwig mit dessen Söhnen gegen ihn verband. Um so glücklicher war Ludwig bei dem Kampfe zwischen Friedrich I. Barbarossa und den Päpsten, welcher ihm Gelegenheit bot, im Trüben zu fischen und mehrere Bezirke, welche bis dahin zu Deutschland gehört hatten, an sich zu reißen. Der deutsche Kaiser konnte es nicht hindern, da er in Italien über seine Kräfte beschäftigt war.

Im Jahre 1162 hielt der Papst eine Kirchenversammlung zu Tours, bei welcher die Könige von England und Frankreich ihm Stalldienste leisteten, indem jeder von ihnen einen Steigbügel an seinem Pferde hielt, während der anmaßliche „Nachfolger Christi" mit unterdrücktem Hohngelächter nach einem prachtvollen Zelte trabte, das für ihn in dem französischen Lager errichtet worden war.

Mit den Königen, welche sich selbst so tief erniedrigten, können wir kein Mitgefühl hegen, aber die Völker müssen wir beklagen, welche durch das Beispiel ihrer weltlichen Herrscher veranlaßt wurden, den größten Betrügern der Erde göttliche Ehren zu erweisen und den Unsinn, den sie als Wahrheit verkündigten, zu glauben. Dieselben Könige, Ludwig VIII. und Heinrich II., der Gemahl Eleonoren's, welche in Tours sich gleichmäßig herabwürdigten, wurden durch ihre Religion nicht abgehalten, sich gegenseitig auf's blutigste zu bekämpfen. Im Jahre 1174 kam endlich ein Friede zu Stande, nicht sowohl, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, als um demselben eine andere Richtung zu geben. Die Pfaffen waren nämlich der Ansicht, daß Engländer und Franzosen, zum größern Ruhme der Kirche, in Palästina abgeschlachtet werden könnten. Nach geschlossenem Frieden übernahmen beide Könige zu Nonancourt die förmliche Verpflichtung, nach Palästina zu ziehen. Ludwig VII. und Heinrich II. fanden übrigens zu Hause so viel zu thun, daß sie ihr Gelübde nicht zur Ausführung brachten. Ludwig VII. starb 1180, sein Gegner, Heinrich II., 1189.

§ 57. Die Könige Philipp II. (August) und Ludwig VIII. (1180—1226.

Philipp II., der Sohn und Nachfolger Ludwig's VII., welchen feile Schmeichler Gottesgabe (dieu-donné), großmüthig, sieghaft und August (Erhabener) genannt haben, begann seine Regierung damit, daß er alle Schalksnarren und Possenreißer von seinem Hofe und die Juden, angeblich wegen ihres Wuchers, aus Frankreich verwies. Da Philipp der größte Schalksnarr und Schauspieler seiner Zeit war, und sich auch auf den Wucher gar wohl verstand, ist diese Maßregel sehr erklärlich. Wer in irgend einer Kunst die Meisterschaft besitzt, schaut gewöhnlich mit Unwillen auf seine minder begabten Genossen herab. Philipp ließ den Juden alles Gold und Silber abnehmen und sprach ihre Schuldner von der Verbindlichkeit, sie zu bezahlen, los. Daß sich der König dadurch bei allen Schuldenmachern und bei dem gedankenlosen Volke in große Achtung setzte, versteht sich von

selbst. Philipp II. war mehr, als irgend einer seiner Vorgänger, darauf bedacht, um jeden Preis, nur nicht um denjenigen der Beschränkung seiner Lieblingsleidenschaften, die königliche Gewalt in Frankreich zu vergrößern Er besaß dazu alle Eigenschaften. Er war durchaus gewissenlos, listig und geschäftig und wußte den Aberglauben seiner Zeit trefflich zu seinem Vortheile auszubeuten. Den Päpsten gegenüber spielte er die Rolle eines Gläubigen, und um die dummen Massen für sich zu gewinnen, erklärte er sogar einmal, er wolle Mönch in Clügny werden. Seine Vorgänger hatten ihre abgelegten Kleider den Comödianten geschenkt. Er spielte Comödie, indem er sie den Armen geben ließ. Fürwahr, es klingt wie bitterer Hohn, wenn ein König den Armen, welche des Brodes und einfacher Kleider bedürfen, seine königlichen Gewänder schenken läßt. Aber freilich wird durch eine solche Gabe die ganze Welt auf den Schenker aufmerksam gemacht. Philipp's eifrigstes Bestreben war, den Königen von England die Provinzen zu nehmen, welche dieselben in Frankreich besaßen. Zu diesem Behufe pflog er geheime Verhandlungen mit den Söhnen Heinrich's II. und mit verschiedenen englischen Großen. Um seinem Feinde einen Schrecken einzujagen, machte sich Philipp II. kein Gewissen daraus, ihm sogar das Verzeichniß seiner englischen Bundesgenossen, an deren Spitze der Name des Sohnes Heinrich's II., Johann, stand, zu zeigen. Aus Kummer über diese That, welche Philipp für einen glänzenden Beweis seiner Freundschaft ausgab, starb der alte König von England. Dessen Sohn und Nachfolger, Richard, war dem Könige der Franzosen ebenso sehr an kriegerischer Tapferkeit, als dieser ihm an Schlauheit überlegen. Philipp II. glaubte unter solchen Umständen am besten zu thun, mit Richard einen gemeinschaftlichen Kreuzzug zu verabreden. Er entfernte dadurch seinen gefährlichen Gegner aus Europa und war um Ausflüchte nicht verlegen, selbst bald wieder zurückzukehren und dann den Krieg gegen England unter den günstigsten Verhältnissen fortzusetzen. Den Kreuzzug beider Könige haben wir bereits beschrieben.*) Auf dem Rückwege von Palästina bemühte sich Philipp vergebens, bei dem Papste Cölestin III. die Lossprechung von seinem Gelübde zu bewirken. In Frankreich streute er das Gerücht aus, Richard habe Assassinen gedungen, ihn zu ermorden. Wenn Philipp August, während der Abwesenheit Richard's, Frieden mit England gehalten hätte, so könnte ihm mit Recht kein Vorwurf über seine Rückkehr gemacht werden. Allein Philipp II. benützte seines Gegners Abwesenheit zu einem Angriffe auf die Normandie (1193), bot sogar dem Kaiser Heinrich VI. von Deutschland eine große Geldsumme, falls er Richard's Gefangenschaft verlängern würde, und ließ sich, wie früher gegen den englischen König Heinrich II., so jetzt auch gegen dessen Sohn Richard, in treulose Verbindungen mit englischen Großen, namentlich mit Richard's Bruder, Johann, ein. Unter diesen Umständen wurde es dem „großmüthigen" Philipp nicht schwer, die ganze Normandie, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Rouen, an sich zu bringen. Richard lebte nach seiner Loskaufung nicht lange genug, den König Philipp für seinen Treubruch zu züchtigen. Im Innern seines Landes drückte Philipp das Volk durch schwere Abgaben und Lasten, die er ihm auferlegte, und um darüber keinen Zweifel zu lassen, daß er die Juden nur vertrieben habe, um Geld von ihnen zu erpressen, gestattete er ihnen, für eine hohe Geldsumme, später die Rückkehr. In seinen Familienverhältnissen war Philipp August ebenso gewissenlos, als in seiner Staatsverwaltung und seinen Kriegen. Seine erste Gattin war Isabella von Artois, welche ihm bedeutende Ländereien als Brautschatz zubrachte. Sie starb, während Philipp August auf dem Kreuzzuge war. In zweiter Ehe vermählte er sich mit Ingelburge, der Tochter des dänischen Königs Waldemar (1192), welche er schon am Tage nach der Hochzeit, ohne allen Grund, da sie eine schöne und liebenswürdige Frau gewesen sein soll, verstieß. Er ließ sie in ein Schloß

*) Siehe oben §. 8.

sperren und heirathete (1196) Agnes, die Tochter des Herzogs Berthold IV. von Meranien. Der König von Dänemark, Ingelburgen's Bruder, beschwerte sich deßhalb beim Papste, welcher, da Philipp II. Agnes nicht aufgeben wollte, das Land mit dem Interdicte belegte (1200). Auf der Kirchenversammlung zu Soissons kam diese Angelegenheit noch einmal zur Sprache. Da Philipp II. aber merkte, daß er seinen Willen nicht durchsetzen könnte, nahm er Ingelburge aus dem Kloster, in welchem sie zuletzt gehalten worden war, setzte sie hinter sich auf sein Pferd und führte sie als seine Gemahlin nach Paris. Agnes starb vor Gram. Der Kirchenversammlung ließ Philipp melden, ihre weitere Untersuchung sei unnöthig

Nach Richard's Löwenherz Tode stand dem französischen Könige sein früherer Bundesgenosse, der erbärmliche Johann, gegenüber. Diesem nahm Philipp II. die Stadt Rouen ohne Mühe ab (1204), und eroberte gleich darauf den größten Theil von Anjou, Touraine und Poitou. Als ächter Comödiant ließ er aber zuvor seinen Feind des Hochverraths schuldig und seiner Besitzungen in Frankreich verlustig erklären. Mit derselben Frechheit verfuhr Philipp auch gegen die Großen seines eigenen Landes. Sein Meisterstück der Schändlichkeit machte er bei Gelegenheit des Albigenserkrieges, dessen Scheußlichkeiten er ruhig zuließ, um sich am Ende des ganzen Raubes bemächtigen zu können.*) Als der König Johann von England (1211) von dem Papste in Bann gethan wurde, ließ sich Philipp II. mit Vergnügen von Innocenz III. mit der Urtheilsvollstreckung gegen ihn beauftragen. Der feige Johann schloß aber seinen Frieden mit dem Papste. Philipp II. mußte den Plan, England zu erobern, aufgeben, um so mehr, als seine Nachbarn durch seine Herrschsucht mehr und mehr gegen ihn aufgebracht wurden. Die Grafen von Flandern, Boulogne und Namür, die Herzoge von Limburg, Brabant und Lothringen, und viele andere deutsche Fürsten unter Kaiser Otto's IV. Befehl trafen mit Philipp II. bei Bouvines zusammen (1214), mußten ihm jedoch das Feld räumen. Die Engländer, welche mit ihrem Könige Johann im höchsten Grade unzufrieden waren, boten Philipp's Sohn, Ludwig, die englische Krone an (1215). Philipp II. hatte aber unter päpstlicher Vermittelung dem Könige Johann von England, gegen Zahlung von sechszigtausend französischen Pfunden, einen fünfjährigen Waffenstillstand bewilligt. Er behalf sich diesesmal, wie sonst in seinem Leben so häufig, durch eine Comödie, die er aufführte. Im Beisein des päpstlichen Legaten mußte Ludwig erklären, wegen seiner französischen Besitzungen sei er allerdings seines Vaters Lehensmann, aber, setzte er hinzu, indem er seinen Vater anredete: „über England können Sie nicht befehlen, und ich bin entschlossen, dieses Erbtheil meiner Gemahlin bis in den Tod zu vertheidigen.“ Umsonst verbot der Legat, welcher dieses Possenspiel durchschaute, Vater und Sohn ihre Unternehmungen gegen England. Philipp II. lieh seinem Sohne eine Flotte und ein Heer, mit welchem Ludwig (1216) in Kent landete. Der französische Prinz benahm sich jedoch so ungeschickt in England, daß er nichts ausrichten konnte und noch im selben Jahre nach Frankreich zurückkehren mußte. Mittlerweile waren Vater und Sohn vom Papste in den Bann gethan worden. Philipp II. spielte wieder eine Comödie, indem er sich weigerte, seinen Sohn öffentlich vor sich zu lassen. Ludwig ließ sich dadurch nicht abhalten, im folgenden Jahre (1217) wieder nach England zu schiffen, mußte aber bald Frieden machen, seine Ansprüche auf England dem Urtheile der Kirche unterwerfen und versprechen, die Normandie, sobald er König in Frankreich sein würde, dem Könige von England zurückzugeben. Darauf thaten Ludwig und alle seine Anhänger Buße und wurden von dem Banne wieder losgesprochen. Die letzte Zeit seines Lebens beschäftigte sich Philipp II. hauptsächlich mit den Angelegenheiten der Albigenser. Er starb, nachdem er viel unschuldiges Blut vergossen,

*) Siehe §. 59.

viel gelogen und betrogen hatte, als getreuer Sohn der Kirche im 59. Jahre seines Lebens und dem 44. seiner Regierung (den 14. Juli 1223).

Ludwig VIII., der Sohn Philipp's und Isabellen's von Artois, war seines Vaters würdig. Er setzte fort, was Philipp begonnen hatte. Der Vertrag, welchen er mit England abgeschlossen, wurde von ihm gleich beim Antritte seiner Regierung gebrochen, indem er nicht blos erklärte, denselben nicht halten zu wollen, sondern auch einen Einfall in die englischen Besitzungen diesseits des Canales machte. Der Krieg mit den Albigensern rief ihn nach dem Süden, woselbst er in einem baldigen Tode den wohlverdienten Lohn seiner Frevel fand (1226).

§. 58. Ludwig IX. und Philipp III. (1226—1285).

Ludwig's VIII. Sohn und Nachfolger, Ludwig IX., welcher, gleich den übrigen großen Narren oder Knechten der Kirche für „heilig" erklärt wurde, haben wir schon weiter oben *) kennen gelernt. Er war anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter, Blanca von Castilien, welche ihrerseits unter dem Einfluße ihres Freundes, des Cardinals Romanus von St. Angelus, stand. Die Bischöfe von Sens, Chartres und Beauvois leisteten einen, ohne Zweifel falschen Eid, daß der verstorbene König auf dem Todbette seine Gemahlin zur Vormünderin und Regentin bestellt habe. Blanca ergriff sofort die Zügel der Regierung und bekämpfte die Großen, welche an ihrem Verhältnisse zu dem Cardinale Romanus Anstoß nahmen, und sich die Herrschaft dieses Paares nicht gefallen lassen wollten. An Blanca's Festigkeit und ihres Rathgebers Schlauheit scheiterten alle Pläne ihrer Gegner. Im Jahre 1236 wurde Ludwig IX. zwar volljährig, blieb jedoch auch später in der Gewalt seiner Mutter und des Cardinals. Blanca war so abergläubisch, daß sie z. B., da einst ein Nagel von dem s. g. heiligen Kreuze verloren ging, Maßregeln traf, als wenn das Wohl des Reiches auf dem Spiele stehe, während doch jedes alte Stück Eisen dieselben Dienste geleistet hätte und es überdies ein Leichtes gewesen wäre, von den vielen Tausend Nägeln, welche dem Kreuze zugeschrieben wurden, Dutzende zu erlangen. Blanca war übrigens nicht minder eifrig, wenn ihr irdischer Vortheil in Frage stand, als wenn sie vermeinte, für ihr Seelenheil Sorge zu tragen. Ludwig IX. wird gewöhnlich nicht blos von Pfaffenknechten heilig sondern auch von aufgeklärten Schriftstellern fromm, verständig, gerecht und edel genannt. Fromm können wir aber einen Menschen nicht nennen, der dem abgeschmacktesten Fetischdienste huldigte, welcher seinem Aberglauben nicht bloß unermeßliche, seinen Unterthanen erpreßte Summen, sondern auch das Leben Hunderttausender zum Opfer brachte, welcher duldete, daß, unter seiner Regierung, das verruchte Gericht der Inquisition eingeführt wurde und welcher einem Andersglaubenden gegenüber keinen anderen Gedanken hatte, als ihm den Degen durch den Leib zu stoßen.†) Der Verstand Ludwig's IX. war in religiöser Beziehung vollständig zu Grunde gerichtet worden. Zu einer Zeit, da, außer ihm, alle Fürsten Europa's von dem Wahnsinne der Kreuzzüge zurückgekommen waren, da eine fast zweihundertjährige Erfahrung alle verständigen Menschen eines Besseren belehrt hatte, unternahm Ludwig IX. nicht blos einen, sondern sogar zwei Kreuzzüge. Insofern die Religion nicht in Frage kam und es sich blos um seinen persönlichen Vortheil handelte, war Ludwig nicht unverständig, allein diese Art von Verstand ist sehr gering anzuschlagen. Man findet sie bei den gewöhnlichsten Menschen. Gerecht konnte Ludwig IX. schon aus dem Grunde nicht sein, weil er alle Andersglaubenden mit furchtbarer Wuth haßte. Eine Gerechtigkeit, welche durch das, namentlich im Mittelalter, so bedeutende Gebiet des Glaubens beschränkt war, verdient diesen Namen

*) Siehe §. 12. §. 26. †) Siehe oben §. 12 und unten §. 59.

nicht. Als Beweis des Edelmuthes Ludwig's IX. werden gewöhnlich die Verhandlungen angeführt, welche er als Gefangener mit den Saracenen pflegte. Wir können nichts Edles darin sehen, wenn ein gefangener König, um sich und die Seinigen aus der Gefangenschaft zu befreien, um die Loskaufssumme nicht marktet. Edel scheint uns nur die That, welche andern Vortheile bringt, während sie dem Thäter entweder Anstrengung, oder doch wirkliche Opfer kostet. Indem Ludwig IX. die von ihm verlangte Loskaufssumme bewilligte, leistete er sich selbst den größten Dienst. Die Opfer brachte sein Volk und die Anstrengung fiel auf die französischen Bürger und Bauern zurück. Allerdings hatte Ludwig IX. nicht die wilden Leidenschaften, wie Philipp II. und Ludwig VIII., auch besaß er nicht deren Verstellungskraft; allein sein religiöser Fanatismus wog in der Schale des Unrechts nicht leichter, als die Habgier Philipp's und die Herrschsucht Ludwig's VIII. Wir machen Ludwig IX. keinen Vorwurf daraus, daß er die von seinem Vater, Ludwig VIII., den Engländern gegebenen Zusicherungen nicht erfüllte, denn es mag, nach der Moral der damaligen Zeit, in der That die Behauptung wahr gewesen sein, die Großen Frankreich's würden die Zurückgabe der von Philipp II. eroberten Provinzen niemals gut heißen. Ein Mann, welcher aber auf Gerechtigkeit, im höhern Sinne des Wortes, Anspruch machen will, muß Schwierigkeiten zu überwinden zu verstehen. Wenn es Ludwig II. mit der Rückgabe des von ihm als ungerecht anerkannten Besitzes ernst gewesen wäre, so hätte er sie wohl durchgesetzt. Statt dessen führte er Kriege mit England. Der erste begann im Jahre 1242, endete aber schon bald mit einem fünfjährigen Waffenstillstande. Fanatiker, wie Ludwig IX., sind häufig in Beziehungen, bei welchen ihre Leidenschaft nicht betheiligt ist, gewissenhafter und genauer, als andere gewöhnliche Menschen. Eine derartige Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit hat aber sehr wenig Werth. Die schlimmsten Despoten sind oft in Fragen, welche ihre Launen nicht berühren, gerecht. Eine so beschränkte Gerechtigkeit ist von Ungerechtigkeit kaum zu unterscheiden, da sie nur ein Mittel ist, im großen Maßstabe um so sicherer Unrecht üben zu können. Ludwig's IX. Gerechtigkeit reichte nicht einmal so weit, daß er auch außerhalb des Gebietes seines Fanatismus das von ihm selbst anerkannte Unrecht, welches Philipp II. und Ludwig VIII. an der Krone England's begingen, wieder gut machte. Den Kreuzzug, welchen Ludwig IX. (1248) unternahm haben wir schon oben geschildert.*)

Die Wunden, welche er durch denselben seinem Lande schlug, bluteten viele Jahre lang. Ein ganzes Leben reger und aufopfernder Thätigkeit wäre erforderlich gewesen, sie zu heilen. Statt dessen bereitete Ludwig bald schon einen zweiten Kreuzzug vor. Zum Verdienste gereichte es ihm allerdings, daß er dem Faustrechte steuerte und das Volk gegen die übermüthigen und raubsüchtigen Adeligen schützte. Er handelte in dieser Beziehung ganz im wohlverstandenen Interesse des Königthums seiner Zeit, welches weit mehr von dem kriegerischen und reichen Adel, als von dem waffenlosen und schwer gedrückten Volke bedroht war. Ludwig IX. schaffte in seinen Privatbesitzungen den gerichtlichen Zweikampf ab und entzog seine Gerichte der geistlichen Obergewalt. Häufig entschied er selbst Rechtsstreitigkeiten. Sein religiöser Fanatismus machte sich aber auch dabei in empörender Weise fühlbar. Wegen bloßer Worte, welche im Zorne oder im Unwillen ausgestoßen und für Gotteslästerung ausgegeben wurden, ließ Ludwig IX. Menschen verstümmeln, oder sogar tödten. Er begünstigte die gehässigsten und wüthendsten Mönche der damaligen Zeit, die Dominikaner und Franciscaner, verbrauchte viele Zeit mit „gottesdienstlichen“ Verrichtungen und machte sich in Palästina und in Paris lächerlich durch die Verehrung, welche er den Fetischen der katholischen Kirche, den s. g. Reliquien erwies. Den Vorwurf, daß er zu viel Zeit auf das Beten verwende, glaubte Ludwig abzulehnen indem er sagte:

*) Siehe §. 13.

„Wenn ich doppelt so viel Zeit auf das Würfelspiel, auf die Jagd und auf den Vogelfang verwendete, so würde mich Niemand darüber tadeln." Diese Vertheidigung beweist nur, daß in der Umgebung Ludwig's IX. viele Menschen waren, welche mehr Zeit auf Würfelspiel, Jagd und Vogelfang verwendeten, als auf das Beten, allein keineswegs, daß Ludwig nicht zu viele Zeit auf das Beten verwendete. Die Zeit, welche Ludwig seinen religiösen Liebhabereien widmete, hätte Frankreich schon entbehren können, wenn er sie in stillem Gebete, ungesehen und unbeachtet von der Menge, hingebracht hätte. Doch Ludwig IX. gab dem ganzen Volke und der Welt ein sehr schlimmes Beispiel, indem er den Pfaffen bei jeder Gelegenheit öffentlich huldigte, die abgeschmacktesten Ceremonien mit Hintansetzung alles Schicklichkeitsgefühls und aller menschlichen Würde vor den Augen der Welt mitmachte und das ganze Gewicht seiner Person und der königlichen Gewalt von Frankreich in die Wagschale des Pfaffenthums legte. Würfelspiel, Jagd und Vogelfang sind für einen König weit harmlosere Unterhaltungen, als Kreuzzüge, Glaubensgerichte und die Bestrafung angeblicher Gotteslästerer. Würfelspieler, Jäger und Vogelfänger haben keinem Könige so viel Zeit, Geld und Verstandeskraft geraubt, als die Pfaffen Ludwig IX. entzogen. Kurz vor seinem zweiten Kreuzzuge (1269) erließ Ludwig eine pragmatische Sanction, durch welche er den Mißbräuchen in der Besetzung geistlicher Stellen und den Anmaßungen der Päpste zu steuern suchte, alle Gelderhebungen derselben, zu denen der König nicht seine Einwilligung gab, verbot und die s. g. Vorrechte der französischen Kirche bestätigte. Bald darauf verkündete er die unter dem Namen etablissements de St. Louis gekannte Gesetzsammlung, welche auf das Herkommen und das alte Recht Frankreich's gegründet war, manche Härten milderte und Zweifel löste.

Ludwig IX. war der Bruder des verruchtesten Tyrannen seiner Zeit, Karl's von Anjou,*) mit dem er, bis zu seinem Tode, auf dem besten Fuße stand, und an dessen Verbrechen Ludwig insofern Theil nahm, als er ihm die Streitkräfte lieh, mit deren Hülfe Anjou sie beging. Nur einmal trat Ludwig seinem Bruder mit Entschiedenheit entgegen, als dieser das Hennegau an sich reißen wollte. Doch die Ermordung Konradin's und die an den Sicilianern verübten Grausamkeiten ließ Ludwig ungerügt. Mit den Engländern suchte Ludwig IX. (nach 1242) Frieden zu halten. Seine beiden Vorfahren, Philipp II. und Ludwig VIII., hatten denselben mit Hülfe des Verraths und des Treubruchs den größern Theil der Provinzen, die sie in Frankreich besessen, geraubt. Die Engländer betrachteten es als ein großes Unrecht, daß ihnen dieselben, dem Versprechen Ludwig's VIII. gemäß, nicht zurückgegeben wurden. Die Lobhudler Ludwig's IX. rechnen es ihm zur Ehre an, daß er zu jenem Unrechte nicht noch ein zweites hinzufügte und den Engländern die wenigen Provinzen ließ, welche sie damals noch in Frankreich behaupteten. Nur Limousin, Perigord, Agenois, Quercy und ein Theil des Landes St. Onge waren ihnen geblieben.

Lange Jahre hindurch beschäftigte sich Ludwig IX. mit den Vorbereitungen zu seinem zweiten Kreuzzuge. Der französische Adel war durch bittere Erfahrungen zu einem starken Widerwillen gegen derartige unsinnige Unternehmungen gelangt. Diesen zu überwinden, arbeitete Ludwig IX. mit Anstrengung und bediente sich dabei nicht immer erlaubter Mittel. Die Kunststückchen, welche er übte, hatte er ohne Zweifel bei seinen Lieblingen, den Pfaffen, gelernt. Wenn alle Worte nichts halfen, einen Adeligen zu bestimmen, ihn auf dem Kreuzzuge zu begleiten, so suchte ihn Ludwig dadurch zu fangen, daß er ihm Kleider zum Geschenke gab, auf welchen Kreuze angebracht waren; legte dann der Beschenkte eines dieser Gewänder an, so wurde es gedeutet, als habe er das Kreuz genommen. Derartige Künste, welche in einer abergläubischen Zeit immer bedenklich sind, haben, wenn

*) Siehe §. 43. §. 55.

sie von Königen geübt werden, eine doppelt ernste Bedeutung. Doch bei der Pfaffenpartei galt schon vor der Zeit der Jesuiten der Grundsatz, daß jedes Mittel gerecht sei, welches ihre verruchten Zwecke fördern könnte. Wie Ludwig IX., auf seinem zweiten Kreuzzuge, mit Tausenden, welche er seinem Fanatismus opferte, selbst den Tod fand (am 25. August 1270), haben wir oben mitgetheilt.

Sein Sohn, Philipp III., welcher nach ihm zur Regierung kam, erhielt den Beinahmen des „Kühnen" mit nicht mehr Recht, als sein Vater den Titel des „Heiligen." Er gab den Kreuzzug sofort nach Ludwig's IX. Tode auf und eilte nach Frankreich zurück. Nach dem Beispiele seiner Vorfahren, Philipp's II., Ludwig's VIII. und Ludwig's IX., fuhr auch Philipp III. fort, die Großen Frankreich's unter das königliche Joch zu beugen und die Grenzen des Landes zu erweitern. Während in Deutschland die königliche Macht gebrochen wurde, befestigte sie sich von Jahr zu Jahr mehr im Lande der Franzosen. In Deutschland verband sich das Königthum mit dem Adel und der Geistlichkeit, um das Volk in der Unterwerfung zu erhalten, in Frankreich stützte der König seine Macht auf die Massen, und brachte, mit ihrer Hülfe, den Adel in eine untergeordnete Stellung. Während des Kampfes zwischen Königthum und Adel entwickelte sich diesseits und jenseits des Rheines das Selbstbewußtsein und die Kraft des Volkes. Dem Bunde, den das Königthum in Frankreich mit dem Volke schloß, ist es wohl zuzuschreiben, daß dort der dritte Stand früher, als in unserem Vaterlande, seine ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte geltend machte. Das deutsche Volk, welches der vereinten Macht des Adels, des Königthums und der Geistlichkeit entgegentreten mußte, hatte einen schwerern Kampf. Durch den Tod seines Oheims, Alphons, ward Philipp III. Erbe der Länder Toulouse, Rouergue, Agenois, Quercy, Venaissin, Aunis und eines Theiles von Albigeois, Poitou, Auvergne und St. Onge. In Gemäßheit eines zwischen seinem Vater und Heinrich III. von England geschlossenen Vertrages, trat Philipp (1279) Agenois an den englischen König, Eduard I., und, um mit dem Papste in gutem Einvernehmen zu verbleiben, die Grafschaft Venaissin im Norden der Durance und im Osten der Rhonne an diesen ab. Das Königreich Navarra unterwarf Philipp III. mit bewaffneter Hand, nachdem sein Sohn, Philipp, die Erbtochter des Königs von Navarra, Johanna, gegen den Willen der Stände geehlicht hatte. Durch alle diese Erwerbungen wurde die Macht der Könige von Frankreich, namentlich im Süden, sehr erweitert, allein die Provinzen, welche ihr unterworfen wurden, verloren dabei manche Freiheiten, welche sie bis dahin bewahrt hatten. Kriege mit Castilien und Aragonien waren die Folgen der französischen Eroberungen im Süden. Philipp III. nahm die Stadt Girona in Catalonien ein und starb bald darauf (1285).

§. 59. Die Kriege mit den Albigensern.

Unter den schwachen Karolingern der letzten Zeit mußten die meisten Provinzen Frankreich's, namentlich diejenigen des Südens, für sich selbst Sorge tragen, da die Könige ihnen weder Schutz noch rechtliche Sicherheit zu geben vermochten. Die von der Natur so reich begabten Gegenden zwischen den Pyrenäen und den Alpen gewannen dadurch eine fast vollständige Unabhängigkeit von dem Königthume. Die altrömische Bildung war in jenen Ländern noch nicht ganz untergegangen. Begünstigt durch freiere Verhältnisse schwang sie sich aus ihren Trümmern von neuem auf. Wissenschaften und Künste blühten. Dort war es, wo Ritterthum und Minne *) ihre schönsten Triumphe feierten. Edle Frauen saßen zu Gerichte und stellten, in Verbindung mit strebenden

*) Siehe §. 93.

gehalt an. Im Jahre 1216 kehrte aber der alte Graf Raimund von Toulouse zurück, und als Simon von Montfort ihn im folgenden Jahre (1218) in der Stadt belagerte, verlor dieser durch einen Steinwurf sein Leben. Bald darauf starb der alte Graf Raimund. Sein Sohn, der junge Raimund, hatte sich mittlerweile in den Besitz des größten Theils der väterlichen Länder gesetzt.

Philipp August nahm (1219) gleichfalls Theil an dem Kreuzzuge; sein Sohn, Ludwig VIII., setzte denselben mit größerem Eifer fort. Amalarich, des Grafen Simon von Montfort ältester Sohn, entsagte zwar (1224), gegen eine Summe von 10,000 Mark, alle Besitzungen, welche sein Vater erobert hatte, zu Gunsten des Grafen von Toulouse, allein die Lage der Dinge nahm, nach Simon von Montfort's Tode, plötzlich eine ganz andere Wendung. Die unglücklichen Albigenser hatten aufgehört, im Felde furchtbar zu sein. Ein Krieg gegen sie war nicht mehr möglich. Allein Simon von Montfort hatte gezeigt, daß bedeutende Besitzungen erworben werden könnten; auf diese waren die Könige von Frankreich lüstern. Der junge Graf Raimund von Toulouse hatte sich mit Amalarich Montfort verständigt und war bereit, sich der Kirche zu unterwerfen. Es fehlte nur noch an der Bestätigung des Papstes. Auf Betreiben Ludwig's VIII. wurden jedoch diese Friedensverhandlungen umgestoßen (1225). Ein neuer Kreuzzug ward gepredigt, in welchem der König Ludwig VIII. die schimpfliche Stelle Simon's von Montfort übernahm. Er belagerte die Stadt Avignon, in welche sich zahlreiche Albigenser geflüchtet hatten. Sie gehörte damals zum deutschen Reiche. Allein Friedrich II. war zu sehr in Italien beschäftigt, um die Grenzen Deutschland's schirmen zu können. Die Bürger waren bereit, sich zu ergeben, wofern Ludwig ihnen ihr Leben zusichern wollte. Allein der König wagte dieses nicht, weil er unter päpstlichem Banner den Krieg führte. Er verlor darüber sein Leben, indem die große Menge todter Körper, welche die ganze Umgegend bedeckten, eine Seuche erzeugte, an welcher auch Ludwig VIII. starb (1226). Durch den Meineid der päpstlichen Legaten kam das Kreuzheer bald darauf in die Stadt. Während der Minderjährigkeit Ludwig's IX. wurde der Krieg im Süden fortgesetzt. Der Graf Raimund von Toulouse mußte den größten Theil seiner Besitzungen an die französische Krone abtreten, seine Tochter Johanna dem Bruder des Königs, dem Grafen Alphons von Poitou, zur Gemahlin geben, dieser den Rest seiner Länder vermachen und sich den schimpflichsten Kirchenbußen unterwerfen. Dem Sohne des Grafen Raimund Roger von Beziers, Trencavel, entriß die französische Krone das ganze Erbe seines ermordeten Vaters. Die Universität Toulouse wurde unter die Obhut des Papstes gestellt und, im Jahre 1229, die Inquisition*) eingeführt, welche die „Ketzer" aufspüren, den Kirchengesetzen gemäß verurtheilen, und dem weltlichen Arme zur Bestrafung übergeben sollte. Alle diese Schandthaten, der letzte Act des blutigen Albigenser Trauerspiels, wurden zur Zeit Ludwig's IX. begangen, nachdem dieser angebliche „Heilige" schon den Ritterschlag empfangen hatte und folgeweise für einen Mann galt. Ludwig IX. eignete sich die Beute eines zwanzigjährigen Verheerungskrieges ganz allein zu. Wenn er die Verantwortlichkeit der von seinen Vorgängern verübten Grausamkeiten nicht auf sich nehmen wollte, durfte er nicht deren Handlungen gut heißen und die von ihnen, ungerechterweise gemachten Erwerbungen behalten. Ein unauslöschlicher Schandfleck ruht aber auf Ludwig IX., weil er die verabscheuungswürdigste aller Anstalten, welche unter christlichem Aushängeschilde gegründet wurden, die Inquisition, in seinen Landen duldete und schützte. In Tououse und Carcassonne wurden die obersten „Glaubensgerichte" abgehalten. Die Dominicaner, der blutdürstigste aller Mönchsorden, übernahm die Vertilgung der s. g. „Ketzer" (1232). Jedes seiner Klöster ward bald zu einem Glaubens-Femgerichte, in

*) Siehe §. 88 unten.

welchem systematisch gemordet wurde. Die Pfarrer wurden zu Polizeibeamten und Angebern in Glaubensangelegenheiten herabgewürdigt. Selbst die Bischöfe durften sich in die Mordthaten der Dominicaner nicht einmischen. Ab und zu erhob sich das Volk gegen seine pfäffischen Mörder. Unter dem Schutze Ludwig's IX., des „Heiligen" blieben die Ketzermeister Herren des Landes. Graf Raimund von Toulouse starb im Jahre 1219, seine Tochter Johanna und ihr Gemahl Alphons von Poitou auf eine höchst zweideutige Weise kurz nach einander (1271), worauf Philipp III. das ganze Land in Besitz nahm. Damit endigten die Albigenserkriege. Die Krone Frankreich hatte die schönsten Provinzen zwischen den Alpen und den Pyrenäen ihrer weltlichen, die Päpste ihrer geistlichen Herrschaft, unterworfen. Außerdem wußten sich die Letzteren noch die Grafschaft Venaissin zu verschaffen, welche sie bis zur französischen Revolution behielten. Die Albigenser wurden besiegt, doch die Ideen, welche sie gehegt hatten und denen sie Leib und Leben zum Opfer brachten — gingen nicht unter. Von Jahrhundert zu Jahrhundert haben sie größere Ausdehnung und erhöhte Kraft gewonnen, und werden, im Bunde mit den geistigen Errungenschaften auf dem Gebiete des Staates und der Gesellschaft, dem Pfaffenthume früher oder später sein Ende bereiten.

§ 60. Heloise, Abälard und Bernhard von Clairvaux.

Wir haben, im Laufe dieses Buches, die Kriege beschrieben, welche Päpste und Kaiser, Könige und Fürsten miteinander führten und sind den Veränderungen gefolgt, welche in dem Verfassungsleben der Völker eintraten. Doch auch die kleineren Kreise des Lebens und die weniger in die Augen fallenden Bewegungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Religion verdienen unsere Beachtung. Diese treten uns in den Geschicken dreier hochbegabter Menschen, welche miteinander, in theils freundlicher, theils feindlicher Berührung standen, näher. Diese drei Menschen sind: Heloise, unstreitig die größte Frau, Abälard, der größte Gelehrte und Bernhard, der größte Pfaffe ihrer Zeit. In den Erlebnissen dieser drei hervorragenden Charaktere spiegeln sich die Ansichten und Gewohnheiten der damaligen Zeit am klarsten ab, während umgekehrt deren Anschauungsweise und die Anregung, welche von ihnen ausging, einen überwiegenden Einfluß auf ihre Mitwelt und auf spätere Geschlechter ausübten. Die Ansichten der Menschen gehen hervor aus dem Wechselverhältnisse ihres Geistes und der äußeren Beziehungen ihres Lebens. Wir dürfen daher Niemanden ausschließlich, oder auch nur hauptsächlich, nach seinen Ansichten beurtheilen. Derselbe Mensch, welcher unter dem Einfluß des Islam die Grundsätze Mohammed's als wahr annahm, würde, hätte er eine christliche Erziehung empfangen, die Lehren der Evangelien sich angeeignet haben. Eine ganz andere, weit höhere Bedeutung hat die Anregung, welche ein Mensch seinen Zeitgenossen und der Nachwelt giebt. Diese hängt allein ab von der Kraft und der inneren Beschaffenheit seiner Seele. Sie ist der wahre und alleinige Ausdruck seines Lebens. Das schwache Geschöpf, der Alltagsmensch, treibt nicht einmal seine nächsten Umgebungen vorwärts. Er dreht das Mühlrad des Lebens und wird früher oder später, von dessen Speichen selbst ergriffen, zermalmt und der Vergessenheit übergeben. Der große Geist, der schöpferische Mensch, erschüttert die Mitwelt, und drängt sie, selbst wider ihren Willen, voran. Oft fällt er als Opfer der von ihm aufgeregten Leidenschaften der Gegner, gewöhnlich wird er erst von der Nachwelt verstanden und richtig gewürdigt. Doch die Wirkung seines Geistes bleibt. Keine feindliche Macht kann sie zerstören und der Kampf gegen die Anhänger des Meisters rettet die von ihm ausgestreuten Saamenkörner, indem er sie von der Oberfläche der Erde, wo jeder Windhauch sie verwehen könnte, in ihren befruchtenden Schooß drückt.

Auch Abälard dürfen wir nicht nach seinen Ansichten beurtheilen. Er konnte, als Sohn des elften Jahrhunderts, noch weniger, als in unseren Tagen, sich der Macht der Verhältnisse seiner Zeit entziehen. Das christliche Dogma stand, gleich einem Medusenschilde, welches alle widerstrebenden Gedanken und Gefühle versteinerte, ihm gegenüber. Der Christ, der es gewagt hätte, an dem geringsten Sätzchen desselben zu rütteln, wäre nicht blos vor dem Richterstuhle der geistlichen und weltlichen Herrscher, sondern auch vor demjenigen der öffentlichen Meinung verloren gewesen. Er mochte gleich den Stedingern und Albigensern, mit dem Schwerte in der Hand seine Ansichten vertheidigen. Auf einen geistigen Kampf ließ sich die Kirche mit ihm nicht ein. Doch auch innerhalb der Schranken des christlichen Glaubens, so eng diese gezogen waren, konnte eine gewisse Lebensthätigkeit angeregt werden. Die Schreckensherrschaft, welche die sogenannten „rechtgläubigen" Geistlichen seit acht Jahrhunderten (seit der Kirchenversammlung von Nicäa 325) ausgeübt, hatte allen Forschungsgeist aus dem Gebiete der Kirche getrieben, und nichts zurückgelassen, als den blinden, an Worte geketteten, Glauben. Jede Abweichung von der Formel der Kirche brachte Gefahr. Ein Buchstabe hatte früher Völker gegen einander in die Schranken geführt, doch dieser Buchstabe vermittelte den Gegensatz zwischen dem Glauben an die gottähnliche, oder gottgleiche Natur Christi. Derartige bedenkliche Streitigkeiten konnten unter dem erstarrenden Despotismus der Päpste nicht mehr statt finden. Allein mit dem besten Willen, an den Glaubenssätzen der Kirche fest zu halten, lief der Christ des zwölften Jahrhunderts, sobald er aufhörte, dieselben gedankenlos herzuplappern, sobald er sich bemühte, mit deren Worten Begriffe zu verbinden, Gefahr, vor dem Richterstuhle verfolgungssüchtiger oder neidischer Pfaffen, als Ketzer verurtheilt zu werden. Dieser Gefahr bot Abälard mit kühnem Muthe Trotz. Wo vor ihm, Jahrhunderte hindurch, Niemand es gewagt hatte, eine Ansicht zu äußern, oder eine Meinung zu geben, da sprach der begeisterte Redner mit der Sicherheit des Propheten, und mit der Gewandtheit des Dialectikers zur Bewunderung und zum Erstaunen aller seiner Zuhörer.

Der Prior Fulko von Neuilly beschreibt den Zulauf welchen Abälard's Lehrvorträge hatten, in einem an diesen gerichteten Briefe, wie folgt: „Rom schickte Dir seine Kinder zum Unterrichte; und die Stadt, welche alle Wissenschaften gelehrt hatte, bewies, indem sie Dir ihre Schüler zusandte, daß Dein Wissen noch das ihrige übertreffe. Keine Entfernung, keine Höhe der Berge, weder die Tiefe der Thäler, noch die Schwierigkeit der von Gefahren und Räubern wimmelnden Heerstraßen konnten die Schüler abhalten, zu Dir zu dringen. Die englische Jugend ließ sich weder durch das Meer, noch dessen Stürme, abhalten, in Menge zu Dir zu eilen. Die ferne Bretagne schickte Dir ihre Bewohner und von Anjou kamen die Halbwilden, Deine Lehren zu hören. Poitou, die Gascogne, Iberien, die Normandie, Flandern, die Teutonen und die Schweden streuten Dir Weihrauch und rühmten ohn' Unterlaß Deinen hohen Geist. Ich sage nichts von den Bewohnern der Stadt Paris und den entferntesten und nächsten Theilen Frankreich's, Alle waren gierig, Deine Lehren zu hören, als ob sie nur von Dir allein Unterricht empfangen könnten." Aus Abälard's Schule gingen ein Papst, (Cölestin II.), neunzehn Cardinäle und mehr als fünfzig Bischöfe hervor; doch nicht blos Diener, auch die gefährlichsten Gegner der Kirche, unter ihnen Arnold von Brescia, der Wiederhersteller der römischen Republik. Die bedeutendsten und erschütterndsten Lehren Abälard's sind schwerlich auf uns gekommen. Sie sprühten aus seinem Munde zu der Zeit, da er mit ungebrochener Kraft und ungebeugtem Muthe zu der Jugend sprach, die ihn vergötterte. Er hütete sich wohl, sie zu Papier zu bringen. Doch sind einzelne Funken seines Geistes uns erhalten worden. „Die Gesinnung ist es", so lehrte Abälard, „welche die That zum Verbrechen stempelt. Die Annahme, daß Gott die Unschuldigen strafe, ist ungerecht und empörend."

Die Versöhnung und die Leiden Christi betrachtete Abälard von einem ganz andern Gesichtspunkte, als die „Gottesgelehrten" seiner Zeit, indem er behauptete, „Gott habe das Gesetz der Liebe an die Stelle des Gesetzes der Furcht treten lassen wollen, und darum Christum in die Welt gesandt." Der Standpunkt, auf welchen sich Abälard der Religion gegenüber stellte, ergiebt sich am klarsten aus folgenden Worten desselben: „Man kann nichts glauben, was man nicht zuvor vernünftig begriffen hat, und es ist lächerlich, Anderen zu predigen, was weder der Prediger, noch der Zuhörer begreifen kann." So stellte Abälard die Vernunft über den Glauben, und wenn er auch selbst die Glaubenssätze der Kirche anerkannte, stellte er doch den Grundsatz fest, mit dessen Hilfe allein sie erfolgreich angegriffen werden konnten. Vergebens suchten verschiedene Kleinmeister, unter ihnen Wilhelm von Champeaux, Abälard entgegen zu wirken. Wer es wagte, mit ihm in die Schranken zu treten, wurde durch Abälard's überlegenen Geist niedergeschmettert. Als ihm verboten wurde, in Paris Vorträge zu halten, lehrte er zu Melun und auf dem Berge St. Genevieve, welchen damals die Ringmauern der Hauptstadt noch nicht umschlossen. Endlich wurde Abälard auf den Lehrstuhl der bischöflichen Kirche von Paris erhoben. Das Recht zu lehren, konnte ihm jetzt nicht mehr, wie früher oft geschehen war, streitig gemacht werden. Abälard stand auf dem Höhepunkte seines Glückes. Er war acht und dreißig Jahre alt, (1117), ausgezeichnet durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Reinheit seiner Sitten, seine edle Gestalt und den geistvollen Ausdruck seiner Züge.

Um dieselbe Zeit lebte zu Paris, im Hause des Domherrn Fulbert, Heloise, dessen Nichte, eine Jungfrau, welche mit achtzehn Jahren schon außergewöhnliche Kenntnisse und dadurch einen für ihr Alter und ihr Geschlecht seltenen Ruhm erworben hatte. Abälard lernte sie kennen. Ihr Oheim Fulbert nahm ihn mit Freuden in sein Haus auf, theils um des ansehnlichen Kostgeldes willen, welches Abälard bezahlte, theils weil er hoffte, seine Nichte würde durch die Nähe dieses großen Gelehrten in ihrer weiteren Ausbildung gefördert werden. Er vertraute sie ihm mit unumschränkter Machtvollkommenheit an, gestattete ihm Zutritt zu ihr bei Tag und bei Nacht und gab ihm selbst das Recht, sie zu züchtigen, wenn sie nachläßig in ihren Studien sein sollte. Je fleckenloser Abälard's Leben gewesen, desto weniger war er im Stande, einer Versuchung zu widerstehen, wie sie ihm Fulbert, in seiner Verblendung, selbst bereitete. Heloise verband mit allen Reizen jugendlicher Schönheit eine nimmer ruhende Wißbegierde und eine hohe Bewunderung für die Verdienste Abälard's. Zum erstenmale in seinem Leben sah sich der Gelehrte unter solchen Verhältnissen einem solchen Weibe gegenüber! Bald verbanden sich die Herzen. Der Unterricht verwandelte sich in Liebe. Mehr Worte der Zärtlichkeit, als der Gelehrsamkeit, mehr Küsse, als Grundsätze wurden ausgewechselt. Der Gelehrte wurde zum Dichter und die Lieder, die er, zum Ruhme seiner Geliebten, sang, hallten in Paris, in ganz Frankreich, wieder. Doch wurden die Wissenschaften nicht ganz vernachlässigt. Heloise opferte sich den Wünschen ihres Geliebten, in jeder Beziehung, auf. Allein sie bewahrte sich die Selbstständigkeit ihrer Ansichten. Abälard gibt ihr folgendes Zeugniß:

„Sie war nicht, wie die Pythagoräer geneigt, auf die Worte ihres Meisters blind zu schwören. Ihr hoher Verstand, ihr forschender Geist vertrugen sich nicht mit einem blinden Glauben an die Unfehlbarkeit meiner Urtheile. Sie überwachte den Meister durch ihre Vernunft, prüfte das Ganze und alle Einzelheiten und ich fühlte, daß meine Schülerin im Stande war, mich zu beurtheilen." Schnell vergingen dem Paare die Tage, welchen die Wiss:nschaft ihre Würze und die Liebe ihren Gehalt gab. Zuletzt von allen Bewohnern der geräuschvollen Hauptstadt erhielt Fulbert Kenntniß von der Liebe Abälard's und Heloisen's. Abälard mußte das Haus der Geliebten verlassen, doch sie war ihm schon für

immer verbunden. Heloise fühlte, daß sie Mutter sei, Abälard brachte sie zu seiner Schwester nach der Bretagne, wo sie einem Sohne das Leben gab, den sie Astrolabius nannte.

Wären die Ansichten des zwölften Jahrhunderts natürlich und menschlich gewesen, so hätten sich Vater und Mutter in der Ehe vereinigt und wären ohne Zweifel, sammt ihrem Sohne, glückliche Menschen geworden. Doch die Ehe eines Gelehrten galt damals nicht blos für ein Hemmniß, sie wurde als eine Schande betrachtet. Heloise, welche für Abälard's Ruhm und seine große Zukunft lebendiger fühlte, als für eheliche Freuden und ihren Ruf, widerstrebte dem Gedanken der Ehe. Sie wollte lieber Abälard's Geliebte, als des mächtigsten Kaisers Gattin sein. Sie bedurfte der äußeren Bande nicht, um sich ihres Geliebten zu versichern. Ihr genügte der Bund ihrer Seelen. Doch gab sie nach, als Abälard darauf drang, sie, wenn auch nur im Beisein weniger Freunde, zu ehelichen. Dadurch wurde jedoch der Grimm ihres Oheims nicht besänftigt, um so weniger, als Heloise den geschlossenen Ehebund wiederholt sogar in Abrede stellte. Fulbert gewann durch Gold Abälard's Diener, erlangte durch diesen Einlaß in dessen Zimmer, während der Geliebte Heloisen's schlief und rächte sich, dadurch, daß er ihn des Genusses sinnlicher Liebe unfähig machte. Abälard's hochstrebender Geist fühlte sich dadurch in seiner männlichen Ehre auf's tiefste gekränkt. Er fürchtete den Spott seiner Feinde und sah keine andere Zufluchtsstätte, als das Kloster. Heloise nahm seinem Wunsche zufolge, den Schleier, indem sie die Worte Lucan's aussprach: „O edler Gatte, mein unheilvolles Lager sollte Dich nicht empfangen! doch hatte ich ein Recht auf ein so erhabenes Haupt? Welche unselige Wuth hat mich in Deine Arme getrieben, da ich die Ursache Deines Unglücks werden sollte? Nun sollst Du aber Sühne empfangen, doch mein Herz wird zuerst geopfert!"

Zu gleicher Zeit wurden Abälard Mönch in der Abtei von St. Denys, und Heloise Nonne im Kloster von Argenteuil, (1119). Abälard, der freieste Mann seiner Zeit, Mönch! Heloise die liebendste Frau der ihrigen, Nonne! Wer erkennt hierin nicht die finstere Gewalt der äußeren Verhältnisse? Heloise machte kein Hehl daraus, daß nicht die Neigung ihrer Seele, nicht freie Wahl, sondern die Ergebung in den Willen ihres Geliebten sie dazu bestimmte, der Welt und allen ihren erlaubten Freuden zu entsagen. Nimmermehr aber würde Abälard die Mönchskutte angelegt haben, wenn der Aberglauben und die ganze gesellschaftliche Einrichtung des Mittelalters ihn nicht dazu gedrängt hätten. Abälard fühlte das Bedürfniß, in großen und kleinen Dingen seine Meinung unverblümt auszusprechen. Das zwölfte Jahrhundert gestattete aber keinem Menschen eine selbstständige Ansicht. Geschichtliche Thatsachen wurden nicht minder, als Glaubenssätze, nach dem Vortheile der Machthaber festgesetzt. Durch die Ränke seiner Feinde wurde Abälard, wegen seiner Ansichten über die Dreieinigkeit, auf der Kirchenversammlung zu Soissons (1122) verurtheilt, seine eigenen Schriften zu verbrennen und lebenslänglich eingesperrt zu werden. Abälard war nicht gehört worden. Seine Feinde, unter welchen der Abt Bernhard von Clairvaux oben an stand, gestatteten ihm nicht, sich zu vertheidigen. Die Entrüstung über dieses ungerechte Urtheil war so groß, daß die lebenslängliche Einkerkerung bald wieder aufgehoben werden mußte. Kaum war Abälard in sein Kloster St. Denys zurückgekehrt, so gerieth er in Streitigkeiten mit den Mönchen seines Ordens, indem er, dem Zeugnisse Beda's zufolge, behauptete, Dionysius der Areopagite, sei Bischof von Corinth und nicht von Athen gewesen. Darüber geriethen die Mönche der Abtei des Dionysius in die furchtbarste Wuth. Sie brüllten und schrien, wie wilde Thiere und warfen Abälard vor, er raubte nicht blos ihrem Kloster, sondern dem ganzen Lande der Franzosen seinen größten Ruhm, indem er läugne, daß ihr Schutzpatron der Areopagite gewesen sei. Vergebens erklärte Abälard: der „heilige" Dionysius könne ja später auch

Bischof von Athen geworden sein, jedenfalls sei es gleichgültig, ob er von Athen, oder irgend einem andern Lande stamme, da er von Gott die „Heiligenkrone" empfangen habe. Abälard wurde gefangen gesetzt, entfloh und erhielt später mit Mühe die Erlaubniß, in der Einsamkeit leben zu dürfen. Unweit Nogent, an der Seine, baute er sich, mit Hülfe eines Freundes, der ihm gefolgt war, eine Kapelle von Baumstämmen, welche er mit Stroh deckte. Kaum war die Zufluchtsstätte Abälard's bekannt geworden, als die Einöde sich belebte. Aus Städten und Schlössern eilte schaarenweise die wißbegierige Jugend herbei, baute sich Hütten und lagerte sich auf den Rasen. Abälard war seinem Berufe zurückgegeben. Er lehrte wieder. Seine Schüler erbauten eine größere Kapelle, welcher Abälard den Namen Paraclet (Tröster) gab, weil er dort Trost gefunden hatte. Diesen Namen, den er aus der Tiefe seiner Seele dem Gebäude gegeben hatte, machten ihm seine Feinde, zum schweren Verbrechen. Der herrschsüchtige und ehrgeizige Bernhard von Clairvaux konnte es nicht ertragen, daß, zumal in der Nähe seines Klosters ein Mann höher, als er selber und nicht von den verdummten Massen, sondern von den strebenden Geistern seiner Zeit verehrt und bewundert wurde. Abälard, dessen Gesundheit erschüttert war, konnte nicht mehr, wie früher, den Angriffen seiner Gegner mit ruhiger Kraft entgegnen. Das Vertrauen in seine Zeitgenossen war durch die Verhandlungen der Kirchenversammlung von Soissons gebrochen worden. Er hatte erfahren, daß es auf dieser Erde eine größere Macht, als die Wahrheit, die Gewalt der Pfaffen, wenigstens für den Augenblick gäbe. Er konnte nicht mehr, wie früher, unbefangen und unbesorgt seine Ueberzeugung aussprechen. Jedes Wort, das aus seinem Munde ging, konnte ihm zum Verbrechen gemacht werden. Jede Versammlung von Geistlichen, welche in seiner Nähe stattfand, flößte ihm Schrecken ein, indem er fürchtete, sie möchte Gericht über ihn halten. Die Ränke seiner Feinde lösten von ihm seine besten Freunde los, oder schüchterten sie wenigstens in dem Maße ein, daß sie es nicht mehr wagten, ihn als Freund anzuerkennen. Abälard gerieth darüber in solche Verzweiflung, daß er auf den Gedanken kam, bei den Heiden eine Zufluchtsstätte zu suchen, überzeugt, daß diese ihn nicht mit derselben Wuth, wie die Genossen seines Glaubens, verfolgen könnten. Gerade in der Zeit seiner trübsten Stimmung erhielt er den Ruf der Mönche von Gildas de Ruris ihr Abt zu werden. Dieses Kloster lag in der Diöcese Vannes, an der Küste des Oceans. Die Gegend war wild und der Sprache des Volkes war Abälard nicht mächtig. Die Mönche von Gildas verhehlten nicht, daß sie ein zügelloses Leben zu führen gewohnt seien. Dennoch nahm Abälard die Wahl an. War er früher unglücklich inmitten der Abtei St. Denys, was mußte er fühlen in Gildas! Als Abt sollte er den Ausschweifungen der Mönche steuern; doch die Mönche wollten sich ihm nicht fügen. Er sollte für ihre Bedürfnisse sorgen, allein das Vermögen des Klosters war zerrüttet. Die Mönche hatten Frauen, Söhne und Töchter zu ernähren. Abälard sollte die Mittel dazu herbei schaffen. Jeder griff zu, wo er etwas fand, und als der Abt dem wüsten Leben Einhalt thun wollte, wurde er mit Gift und Dolch verfolgt; statt seiner starb ein junger Mönch, der das ihm gemischte Gift verschluckte. Oft bereute Abälard, den Paraclet verlassen zu haben. In seiner gefährlichen und unglücklichen Lage kehrten seine Gedanken mit doppelter Innigkeit in frühere, bessere Zeiten zurück. Zehn Jahre waren vergangen, seit er mit Heloisen das dreifache Gelübde abgelegt hatte, als er vernahm, daß seine Gattin, mit den übrigen Nonnen, aus Argenteuil vertrieben worden sei. Mit Freuden eröffnete Abälard ihr und ihren Schwestern eine Zufluchtsstätte im Paraclet.

Heloise nahm sie an und die Gatten sahen sich wieder — unter trüben Verhältnissen! Ewig denkwürdig ist der Briefwechsel, den sie zusammen führten. Sieben Jahrhunderte sind vergangen, seit Heloise ihre Empfindungen dem Gatten, von dem das Schicksal sie

getrennt hatte, mittheilte, doch sind sie frisch und lebenskräftig, als wären sie heute erst dem Boden der Natur entsprungen. Abälard hatte mehr verloren und mehr entbehrt, als Heloise. Wir dürfen daher ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß sein Geist nicht so kräftig geblieben war, als die Seele seiner Gattin, und daß er nicht mit derselben Wärme schrieb, wie sie. Seine Splitterrichter vergessen ganz, daß er zwanzig Jahre älter war, als Heloise, daß sein Körper furchtbar gelitten hatte, und daß, da seine Feinde ohnedies über die Beziehungen, in denen er zu Heloise stand, ihren Geifer gossen, er Grund hatte, auf seiner Hut zu sein. Heloise beherrschte, durch die Großartigkeit ihres Wesens, alle Menschen, in deren Kreis sie sich bewegte. Der Jugend war sie eine treffliche Lehrerin, wie es in damaliger Zeit keine Zweite gab; die Bischöfe liebten sie, wie ihre Tochter, die Laien, wie ihre Mutter; alle bewunderten ihre unvergleichliche Sanftmuth, ihre Geduld und ihre Weisheit. Sie lebte in tiefster Zurückgezogenheit und bildete ihren Geist zu immer höherer Kraft, und größerer Reinheit heran. Doch wenn Heloise aus ihrer Einsamkeit heraustrat, ruhte ein Zauber auf ihren Lippen und in jeder Bewegung ihres Körpers, welchem Niemand, selbst der Abt Bernhard von Clairvaux, nicht widerstehen konnte. Heloise war vom Schicksale nicht zu großen Thaten bestimmt. Die eine That ihres Lebens war die Liebe, die sie dem größten Manne ihrer Zeit widmete. Dieser einen That blieb sie treu in kalten Klostermauern bis zum Tode. Die tiefen Gefühle und die erhabene Kraft ihrer Seele sprachen sich gleichmäßig in allen Handlungen ihres Lebens und in den Briefen aus, welche sie an ihren Gatten richtete. Das zwölfte Jahrhundert hatte für Menschen, wie Abälard und Heloise waren, nur Scheiterhaufen und Kerker. Der selbstgewählte Kerker des Klosters bewahrte Beide vor dem Feuertode, dem sie schwerlich entgangen wären, wenn die Schwingen ihres Geistes sich frei entfaltet hätten. Doch das Schwert des Damocles hing unausgesetzt über dem Haupte Abälard's und seine Neider ruhten nicht. Sein unversöhnlicher Feind, Bernhard von Clairvaux, der ihm die Demüthigung vor der Kirchenversammlung von Soissons zugezogen hatte, bereitete ihm durch diejenige von Sens (1140) eine noch schwerere Kränkung. . Den Vorwand dazu lieferte Abälard's Schrift, welche den Titel „Christliche Theologie" führte. Beranger von Poitiers, der Schüler Abälard's, gibt uns von den Verhandlungen dieser Versammlung folgende Beschreibung: „Nach dem Mahle brachte man das Buch Peter Abälard's und befahl einem der Gehülfen es vorzulesen. Voll von Haß gegen Peter und trunken von Rebensaft, las dieser lärmender vor, als ihm aufgegeben war. Die Bischöfe springen, stampfen und scherzen, so daß man leicht wahrnehmen konnte, sie huldigten nicht Christus, sondern Bacchus. Sie grüßten sich, das Glas in der Hand, rühmen ihre gefüllten Becher, preisen den Wein und begießen sich die Kehle. Wenn irgend ein scharf ausgedrückter, göttlicher aber ihnen ungewöhnter, Satz an ihre bischöflichen Ohren schlug, bebten sie in ihrem Herzen, blöckten sie die Zähne gegen Peter und sagten, indem sie ihre Maulwurfsaugen auf den Philosophen richteten, „wir sollten dieses Ungeheuer leben lassen!" schüttelten das Haupt wie die Juden, und fügten hinzu: „Da ist derjenige, welcher den Tempel Gottes zerstört!" So urtheilten Blinde über die Worte des Lichtes, Trunkenbolde verdammen einen nüchternen Mann, Hunde zerreissen einen Heiligen, Schweine fressen die Perlen. Die Hitze des Weines drang in das Gehirn der Bischöfe und verbreitete die Schlafsucht über ihre Augen. Während der Leser schreit, schnarcht der Zuhörer. Der Eine stützt sich auf den Ellbogen, um ungestört die Augen schließen zu können; der Andere dehnt sich schlaff auf einem Kissen, um seine schweren Augenlieder auszuruhen zu lassen, ein Dritter läßt seinen Kopf auf die Knie fallen, und schlaft unbekümmert. Wenn der Vorleser in den Werken Peter's etwas Dorniges fand, schrie er den tauben Ohren der Bischöfe die Frage zu: "Damnatis?" (Verdammt Ihr?) Einige wachten, bei der letzten Sylbe, halb auf und

antworteten, mit wankendem Kopfe und schlafender Stimme: „Damnamus" (Wir verdammen). Andere, welche beim Lärmen derjenigen, die so verdammten, plötzlich aufwachten, stotterten, indem sie die erste Sylbe verschluckten: „Namus" (Wir schwimmen). Ja wahrhaft, Ihr schwimmt — im Wirbel der Trunkenheit, Ihr leidet Schiffbruch im Weine!"

Mag diese Schilderung eines begeisterten Verehrers Abälard's auch in starken Farben gegeben sein, sie trägt das Gepräge der Wahrheit, und die Verhandlungen der Kirchenversammlung von Soissons, welche, wo möglich, noch unregelmäßiger waren, als diejenigen zu Sens dienen der Darstellung Berangers zur Bekräftigung. Unläugbare Thatsache ist es, daß weder auf der Kirchenversammlung zu Soissons, noch auf derjenigen zu Sens Abälard die Erlaubniß erhielt, sich zu rechtfertigen. Da und dort saßen seine Feinde über ihn zu Gerichte. Die Kirchenversammlung von Soissons war schon beendigt, der Beschluß, die Angelegenheiten Abälard's auf einem größeren Concile zu verhandeln, war schon gefaßt, als die Feinde des Philosophen den Legaten des Papstes bestimmten, nachträglich sein Verdammungsurtheil über ihn auszusprechen. Keine der durch die Kirchengesetze vorgeschriebenen Formen wurde zu Soissons und zu Sens beobachtet. Die Verdammung der Lehren Abälard's, welche von dem Concile schon beschlossene Sache war, blieb nicht aus. Als der Verurtheilte Berufung an den Papst einlegte, verläumdete ihn Bernhard von Clairvaux bei dem höchsten Richter der Kirche, indem er dem Papste schrieb, Abälard verläugne den Glauben des heiligen Petrus." Der Papst, welcher gerade um die damalige Zeit durch Arnold von Brescia, Abälard's Schüler, schwer bedrängt wurde, war ohnedies gegen ihn aufgebracht. Er bestätigte das Verdammungurtheil der Kirchenversammlung von Sens, verurtheilte seine Schriften zum Feuer, excommunicirte ihn und sprach die Strafe lebenslänglicher Einkerkerung gegen ihn aus, (1140). Diese Nachricht erhielt Abälard auf seinem Wege nach Rom, in der Nähe von Clügny. Peter der Ehrwürdige, welcher damals Abt des Klosters war, nahm Abälard freundlich auf und bewirkte die Aufhebung der Excommunication. Doch die Kräfte Abälard's schwanden zusehends dahin. Er starb in dem Priorate St. Marcel zu Chalons a. d. Saone, am 21. April 1142 im Alter von dreiundsechszig Jahren. Seine Gebeine sandte der wohlwollende Abt, nach dem Kloster Paraclet an Heloisen, von welcher Peter sagte: Ihre glänzenden und tiefen Studien haben sie über alle Frauen erhoben, und es sind wenige Männer zu finden, welche sie nicht übertroffen hätte."

Das Leben der Gattin Abälard's tritt nicht so klar, als dasjenige ihres Geliebten aus dem Dunkel des Mittelalters hervor. Ihr Wirken innerhalb der Klostermauern wird uns nur bezeichnet durch die Achtung ihrer Klosterschwestern, welche sie schon zu Argenteuil an die Spitze ihrer Gemeinschaft, als Aebtissin, stellten, durch die Verehrung, welche ihr die ausgezeichnetsten Männer der damaligen Zeit, namentlich Peter der Ehrwürdige, Abt von Clügny zollten und durch ihren Briefwechsel mit Abälard, welcher theilweise auf uns gekommen ist.

Wir heben einige Stellen aus diesen denkwürdigen Schreiben Heloisens hervor:

„Du allein kannst mich betrüben, Du nur mich erfreuen oder meine Leiden besänftigen. Du bist allein dazu verpflichtet, denn ich habe das Maß Deines Willens gefüllt und ich hatte den Muth, mich selbst, um Dir zu gefallen, zu verderben, um Dir in nichts zu widerstreben. Ich bin noch weiter gegangen; durch eine wunderbare Anstrengung hat sich meine Liebe in ihrem Wahnsinn verirrt und hat, ohne Hoffnung der Wiederkehr, den einzigen Gegenstand ihrer brennenden Wünsche geopfert. Deinem Wunsche zufolge habe ich mit einem anderen Herzen ein anderes Gewand angelegt, Dir durch dieses strahlende Opfer zu zeigen, daß Du der einzige Herr meines Körpers und meines Herzens seiest. Habe ich

nicht, um Deinen Willen zu thun, meine Sinne mit dem Interdict belegt? Gott weiß es, niemals habe ich in Dir etwas anderes gesucht, als Dich; Dich, Dich allein, nicht Deine Güter, liebte ich. Ich habe nicht nach den Rechten der Ehe, dem Witthum, meinem Vergnügen und meinen Wünschen gefragt; nur die Deinigen, Du weißt es wohl, habe ich gesucht zu erfüllen. Gott weiß, daß ich mein ganzes Leben hindurch mehr befürchtete, Dich, als ihn, zu beleidigen, und daß ich Dir lieber, als Gott gefallen will. Deine Wünsche, nicht des Himmels Stimme, haben mich unter das klösterliche Joch gebeugt und meine Augen, als ich den Schleier nahm, blickten nicht auf das Kreuz, sondern auf Dich!

Wie weit ist mein Gemüth von der Ruhe des Deinen entfernt! Das Ungestüm der Sinne und der Leidenschaften, eine feurige Jugend, welche brennt und bebt—die süßen Erfahrungen in der Liebe, die ich gemacht — — — Alles dies, mein Vater, mein Bruder, mein Geliebter, mein Abälard — stachelt mich ohne Unterlaß und beugt mich nieder. Man sagt, ich sei keusch, und sieht nicht, daß ich eine Heuchlerin bin. Die Reinheit des Fleisches nimmt man für Tugend, als ob die Tugend Sache des Körpers, und nicht der Seele sei! Es ist leicht, seine Fehler zu beichten und sich deren anzuklagen oder seinen Körper durch äußere Schmerzen zu peinigen, aber was unendlich schwer, — ist, seine Seele dem Schmerze über den Verlust eines unsäglichen Glückes zu entreißen. Ist das Buße gethan, wenn das Herz seine Sünden mit Liebe und Entzücken an sich preßt und nicht lassen will."

Ihre Ansichten über die Ehe spricht Heloise in folgenden, bedeutungsvollen Worten aus:

„Die Frau, welche lieber einen Reichen, als einen Armen ehelicht, und welche in einem Gatten mehr seinen Rang, als ihn selbst sucht, sie möge es wissen, — diese Frau ist käuflich!! Diejenige, welche eine solche Berechnung zur Ehe führt, kann gewiß den Kaufpreis verlangen, nicht aber zärtliche Gegenliebe; denn sie folgt dem Glücke und nicht der Person ihres Gatten und sie bedauert, daß sie sich nicht einem reichern Käufer preisgeben kann."

So wechseln in Heloisen's Briefen die erhabensten Wahrheiten mit den ergreifendsten Empfindungen ab. Während einer dreiundvierzigjährigen, klösterlichen Einsamkeit hat diese glühende Seele viele Ergüsse ihres Herzens, hat dieser erhabene Geist viele Wahrheiten niedergeschrieben. Doch ihre Werke hatten im kleineren Kreise des Klosters dasselbe Schicksal, wie die Schriften ihres Gatten auf den großen Versammlungen der Kirche. Vergebens bemühten sich mehrere Forscher, die hinterlassenen Papiere Heloisen's aus den Händen ihrer Nachfolgerinnen zu retten. Sie konnten nichts erhalten. Wie in Argenteuil so stand Heloise auch im Paraclet, ihrem Kloster als Aebtissin vor. Sie gründete eine Schule für Theologie, griechische und hebräische Sprache, welche im zwölften Jahrhunderte nicht ihres Gleichen hatte und bis auf die neuesten Zeiten in ihrer Art nicht übertroffen wurde. Der Raum des Paraclets faßte nicht alle Diejenigen, welche von Heloisen's Lehrvorträgen angezogen wurden. Mehrere ähnliche Klöster erstanden um das von ihr beseelte Gebaude her, wie früher um das von Abälard errichtete erste Gebäude, die Hütten seiner Jünger. Bis nach Italien und zum Haupte der römischen Kirche drang Heloisen's Ruhm. Was in der That schon bestand, erkannte der Papst einige Jahre nach Abälard's Tod, ausdrücklich an, indem er Heloise als Vorsteherin des gesammten, in diesen mehreren Klöstern vertheilt lebenden, Ordens bestätigte. Gleich Abälard starb Heloise im Alter von dreiundsechszig Jahren, einundzwanzig Jahre nach ihrem Gatten, den 16. Mai 1163. Die Geschichte sagt uns nicht was aus ihrem unglücklichen Sohne Astrolabius geworden; wahrscheinlich wurde auch er Mönch.

Bernhard von Clairvaux, der bittere Feind des Philosophen, war 1091 zu Fontaines in Burgund geboren. Im Alter von zweiundzwanzig Jahren ward er Mönch in Citeaux und gründete von da aus in einer wilderen Gegend das Kloster Clairvaux bei Langres, dessen Abt er 1115 wurde. Er besaß keinen Forschungsgeist, um so mehr Wunderglauben, keine Wahrheitsliebe, aber einen mächtigen Haß gegen alle Andersglaubenden. Wie er zuerst den Feuereifer der Verfolgungssucht gegen Abälard, so regte er ihn auch gegen die Albigenser an. Er war der fanatischste Mensch seiner Zeit und vielleicht aller Zeiten. Wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, so hätte die ganze Welt sich in Männer- und Frauenklöster aufgelöst, und wäre, mit Ausnahme der natürlichen Kinder, vor Ablauf eines Jahrhunderts ausgestorben. Er überredete seinen Vater und seine Mutter, fünf seiner Brüder und unzählige andere Menschen, das dreifache Gelübde abzulegen. Die Ehe, welche Bernhard, als Katholik, für unauflöslich hätte halten sollen, löste er täglich auf, indem er die Eheleute überredete, sich zu trennen und ins Kloster zu gehen. Die Bande der Familie zerriß er so oft er konnte, er entzog die Kinder den Eltern, die Väter den Söhnen, die Frauen den Gatten und die Schwestern den Brüdern, um sie in Klostermauern einzusperren. Bernhard von Clairvaux, verstand es, wie kein anderer Redner seiner Zeit, den in Aberglauben und Dummheit versunkenen Menschen die Hölle heiß zu machen und sie in seinen Schlingen zu fangen. Die Mütter sperrten ihre Söhne ein, die Frauen hielten ihre Gatten zu Hause, wenn Bernhard predigte, aus Furcht, sie möchten diesem in's Kloster folgen. Mehr als einmal kam es vor, daß Gatten und Söhne nicht wieder nach Hause zurückkehrten, sondern geraden Weges aus der Kirche, in der sie Bernhard's Predigt vernommen hatten, in's Kloster zogen. Seine Lebensweise war so unnatürlich, daß er die gewöhnlichsten Dinge nicht mehr unterscheiden konnte. Er trank Oel für Wasser und aß gestandenes Blut für Butter, Seine Gesundheit litt dadurch so sehr, daß er fast nichts mehr bei sich behalten konnte und die meisten Nahrungsmittel, die er zu sich genommen hatte, wieder von sich gab. Er wurde mager und schwach. Sein blondes Haupthaar und sein rother Bart vermischten sich mit weißen Haaren. Aber gerade diese äußere Erscheinung, welche alle Selbstpeinigungen des Mönches anschaulich machte, ergriff, bevor Bernhard noch sprach, die verdummten Massen und machte sie willig, statt einen bethörten Fanatiker zu bemitleiden, ihm als einem geistlichen Führer zu folgen. Dabei war er aber keineswegs frei von Tücke und Arglist, wie er namentlich, bei Gelegenheit der Kirchenversammlung von Sens, Abälard gegenüber bekundete. Dieser hatte ihn zu einer öffentlichen Streitverhandlung über die zwischen ihnen bestehenden Meinungsverschiedenheiten eingeladen. Der schlaue Mönch nahm die Einladung an, verwandelte aber die Streitverhandlung in eine Anschuldigung seines Gegners, setzte sich selbst mit seinen Anhängern zu Gerichte, und verurtheilte den Philosophen, ohne ihm Gehör geschenkt zu haben! Bernhard's Haß gegen die Philosophie erklärt sein Verfahren gegen Abälard nur theilweise. Neid gegen einen Mann, mit dem er sich, was Gelehrsamkeit, Redegewandtheit und Geistesbildung betrifft, nicht vergleichen konnte, spielte auch dabei eine Rolle. Bernhard von Clairvaux war ein Mann des blinden Glaubens. Er schwärmte für jedweden Unsinn seiner Zeit: für Mönchswesen, Ketzergerichte und Kreuzzüge und weil er in dem Gebiete der Abgeschmacktheit das außerordentliche leistete, wurde er schon von seiner Mitwelt als „Heiliger" verehrt. Er hinterließ zahlreiche Schriften, welche von den blinden Anhängern der katholischen Kirche noch immer hoch gepriesen werden. Selbst Luther hielt auf ihn große Stücke, indem er von ihm sagte: „Ist jemals ein gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war es St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden." Luther war selbst Mönch gewesen und konnte den Standpunkt des sechszehnten Jahrhunderts nicht verläugnen. Ge-

wiß war übrigens Bernhard einer der einflußreichsten Männer seiner Zeit. Ihm allein verdankte der Papst Innocenz II., daß er in Frankreich, England und später auch in Deutschland als Papst anerkannt wurde. Er brachte den Kreuzzug des Jahres 1146 zu Stande. Sein Wort gab den Ausschlag in allen kirchlichen Angelegenheiten Frankreich's, sein Rath galt fast einem Befehle gleich bei den Königen von Frankreich und bei den Päpsten. Doch je höher er bei seiner Mitwelt in Ehren stand, weil er nicht über ihr, sondern, wenn auch mit größerer Kraft, neben ihr stand, desto niederer steht er, wenn wir ihn vor den Richterstuhl der Vernunft ziehen. Seine Lobredner haben es Bernhard hoch angerechnet, daß er sich mit der Abtei von Clairvaux begnügte, da er doch Erzbischof in Frankreich und vielleicht gar Papst hätte werden können. Wir können darin nichts Verdienstliches erkennen. Das Leben in der frischen, freien Natur sagte dem Mönche besser zu, als dasjenige in Städten. Das Bewußtsein, oberster Glaubensrichter und Ketzermeister des Abendlandes zu sein, ohne das Gepränge und ohne die Verantwortlichkeit und die Gefahren hoher Kirchenwürden, mochte ihm genügen. Mangel an Herrschsucht und an Beifallsliebe waren es in der That nicht, welche ihn abhielten, nach äußerem Glanze zu streben, denn bei allen Gelegenheiten seines Lebens traten diese beiden Leidenschaften nur zu entscheidend hervor. Er starb am 20. August 1153 und wurde vom Papste Alexander III. (1174) "Heilig" gesprochen.

Bis zum heutigen Tage reicht der Einfluß, welchen Bernhard, Abälard und Heloise ausübten. Bernhard wird von den blinden Massen als Heiliger verehrt. Weder Abälard, noch Heloise wurden von der großen Menge ihrer Zeit verstanden. Beide hatten es nur mit den strebenden Geistern, mit den Gebildetsten ihrer Tage zu thun. Noch heute, wie vor sieben Jahrhunderten, besteht der Aberglauben, welchen Bernhard von Clairvaux nährte und dem er diente. Doch auch die Ideenwelt, welche Abälard angeregt hat, ist unter uns vertreten. Die Nacht des Aberglaubens, der Einfluß Bernhard's hat abgenommen. Das Licht der Wissenschaft, die Anregung, welche von Abälard ausging, hat an Glanz unermeßlich gewonnen. Abälard hatte nur eine, seiner würdige Anhängerin, Heloise. Ohne sie und den Briefwechsel, den sie mit ihrem Gatten führte, würde Abälard uns nur in unbestimmten Umrissen vor Augen schweben. Tausende wallfahrten noch heute zu den Gräbern des berühmtesten aller unglücklichen Liebespaare, dem einzigen, welches in Liebe und Wissenschaft auf der höchsten Stufe stand. Doch gedankenlos ziehen die meisten an dem Denkmale der freien Geister vorüber und huldigen, oft noch in derselben Stunde, ihren erbittertsten Feinden, ohne zu erkennen, daß der Gegensatz, welcher vor sieben Jahrhunderten Heloise und Abälard von Bernhard von Clairvaux trennte, seither weit schroffer in das Leben getreten ist, daß die Anhänger des blinden Glaubens sich geschieden haben von den strebenden Geistern und daß, bevor diese Trennung vollkommen geworden, der Entscheidungskampf zwischen Freiheit und Knechtschaft nicht beginnen kann.

Siebenter Abschnitt.

England, Schottland, und Irland.

§ 61. Wilhelm II., Heinrich I., Stephan und Mathilde. (1087—1154).

Wilhelm der Eroberer vermachte auf dem Todtenbette (1087) seinem ältesten Sohne Robert die Normandie und Maine, zu Gunsten seines zweiten Sohnes Wilhem schrieb er einen Brief an den Erzbischof Lanfranc von Canterbury, worin er diesen aufforderte, Wilhelm zum Könige von England zu krönen; dem jüngsten Sohne Heinrich hinterließ er nur die Besitzungen seiner Mutter Mathilde von Flandern. Mit dem Schreiben seines Vaters eilte Wilhelm, welcher bald den Beinamen der Rothe erhielt, aus der Normandie nach England, bevor sein Vater gestorben. Er bemächtigte sich der wichtigsten Festungen und des königlichen Schatzes und ließ sich von Lanfranc krönen, ehe noch die Kunde vom Tode des Eroberers allgemein geworden war. Robert nahm Besitz von der Normandie. Die Großen dieses Herzogthums sowohl, als Englands wünschten aber durchaus nicht eine Trennung beider Länder indem sie diesseits und jenseits des Canales Besitzungen hatten, welche im Falle eines Krieges zwischen England und der Normandie gefährdet würden. Da Robert im unbestrittenen Besitze der Normandie war, einen wilden Character besaß, und als ältester Sohn die besten Ansprüche auf das gesammte Reich hatte, so vereinigten sich die normännischen Großen mit einer Anzahl einflußreicher Adeliger England's, die Kronen beider Reiche ihm zu verschaffen. Wilhelm II. erkannte die Gefahr, in der er sich befand, gab dem Volke die schönsten Versprechungen und griff rasch die Verbündeten in England an. Es gelang ihm bald, dieselben zu Paaren zu treiben. Seine Zusagen hielt er nicht, als er sich fest auf seinem Throne fühlte. Er bemächtigte sich der Einkünfte erledigter Bisthümer und Abteien, verschob deren Wiederbesetzung, verlieh Ländereien der Kirche an seine Söldner und Günstlinge, und verkaufte öffentlich solche Kirchenwürden, für die er Käufer zu finden hoffte. Nicht zufrieden mit dem Besitze England's, strebte er auch darnach, die Normandie an sich zu bringen. Durch Bestechung gewann er mehrere Festungen der Normandie. Für dreitausend Mark Silbers hatte Robert seinem Bruder Heinrich den dritten Theil der Normandie übergeben und war darüber mit diesem in Streit gerathen. Als Wilhelm II. mit einem Heere in der Normandie erschien (1090), wirkten dieselben Beweggründe, welche früher die Großen des Reiches gegen ihn gestimmt hatten, zu seinen Gunsten. Zuerst versöhnten sich Wilhelm II. und Robert, wobei der Erstere den größten Vortheil zog, nachher mußte Heinrich Frieden schließen. Der Wahnsinn der Kreuzzüge, welcher bald schon Robert ansteckte, erleichterte dem rothen Wilhelm den Erwerb der Normandie. Robert verpfändete sie ihm für 10,000 Mark Silbers, welche der König von England in kurzer Zeit aus seinen Unterthanen preßte, worauf er in den Besitz der Normandie und der Grafschaft Maine trat, während sein älterer Bruder an der Spitze eines glänzenden Gefolges nach Palästina zog. Die Jämmerlichkeit der damaligen Zeiten erhellt am deutlichsten aus den Bestrebungen,

welchen die einflußreichsten Männer oblagen. Der Erzbischof Anselm von Canterbury predigte mit dem größten Eifer gegen das lange Haar und die Locken, und gegen die Schuhe, welche damals so lang getragen wurden, daß sie an der nach Oben gekehrten Spitze durch Ketten am Kniee festgehalten werden mußten. Die geistlosen Geistlichen sahen in dieser abgeschmackten Tracht der Schnabelschuhe einen der Bibel gezollten Hohn, da in dieser zu lesen ist: „Niemand könne eines Fußes Länge seinem Körper hinzufügen." Mit weit größerem Rechte hätten die geistlichen Narren gegen die Helme und Sporen damaliger Zeit eifern können. Doch die Macht der Geistlichen, welche auf Unsinn beruhte, mochte wohl Unsinn und Abgeschmacktheit herbeiführen, sie konnte dagegen nichts ausrichten. Die Mode der langen Schuhe erhielt sich, der Geistlichkeit zum Trotze, noch Jahrhunderte lang. Ernstlicher war der Streit, in welchen der König mit Anselm gerieth. Als Besitzer bedeutender Kronländereien war dieser schuldig, dem Könige, wenn nicht in Person, doch wenigstens durch Stellvertreter, Kriegsfolge zu leisten. Er schickte jedoch eine so übel ausgerüstete Mannschaft zu dem Zuge, den Wilhelm II. gegen Wallis unternahm, daß dieser darüber sehr ungehalten wurde. Anselm verlangte dagegen von dem Könige die Herausgabe sämmtlicher Einkünfte des Erzbisthums, die er während dessen Erledigung bezogen hatte. Erzürnt darüber setzte Wilhelm den Erzbischof dermaßen in Schrecken, daß er aus England floh. Der König verlor sein Leben, bevor der Streit zwischen ihm und dem Erzbischof sein Ende erreichte. Wilhelm II. war ein seinem Vater nicht unähnlicher Sohn, gewaltthätig, raubsüchtig und betrügerisch, wie er. Doch wurde er augenscheinlich von den Geistlichen, welche er richtig würdigte und die ihn daher haßten, verläumdet. Als dauernde Zeugen seiner Herrschaft hinterließ Wilhelm II. den Tower, die Westminsterhalle und die Londonbrücke.

In den ersten Jahren seiner Regierung (1081—94) führte Wilhelm II. Krieg mit dem Könige Malcolm von Schottland, später (1097) schickte er Edgar Atheling nach Schottland, um Edgar, den Sohn des Königs Malcolm und der Margaretha, Edgar Atheling's Schwester, auf den schottischen Thron zu setzen, was ihm auch vollkommen gelang. Ueber dem Tode Wilhem's II. ruht noch immer ein dichter Schleier. Er wurde mit einem Pfeile in der Brust, in dem Neuwalde gefunden, woselbst er gejagt hatte. Nach der Ursache seines Todes wurde nicht geforscht. Zwar wurde behauptet, Walther Tyrrel habe ihn aus Versehen erschossen, dieser läugnete jedoch eidlich, an dem Tode des Königs irgend einen Theil zu haben. Es ist viel wahrscheinlicher, daß Wilhelm II. als Opfer der Rache seiner Feinde fiel (1100).

Sein Bruder Heinrich war mit Wilhelm II. auf der Jagd, als er die Nachricht von dessen Tode erhielt. Er eilte nach Winchester, um sich des königlichen Schatzes zu versichern. Nicht ohne Mühe gelang es ihm, den Widerstand Wilhelm's von Breteuil, des Schatzmeisters, welcher Robert für den rechtmäßigen Könige erklärte, zu brechen und eilte darauf nach London, woselbst er sich drei Tage nach Wilhelm's II. Tode krönen ließ. Die Versprechungen, welche sein Bruder bei seiner Thronbesteigung dem Volke gab, waren von so guter Wirkung gewesen, daß auch Heinrich mit solchen nicht geizte. Er sagte zu: beim Tode eines Bischofs oder Abtes die Einkünfte ungeschmälert deren Nachfolger überlassen, niemals Kirchenpfründen verpachten oder verkaufen; den Erben der adeligen Vasallen die Lehen gegen eine billige Abfindung überlassen, die Ernennung verantwortlicher Vormünder für die Mündel der Baronen gestatten, über die Hand einer Erbin nur unter Beirath der Baronen verfügen, und die Genehmigung der Heirathen der Töchter des Adels an keine lästige Bedingungen knüpfen zu wollen. Heinrich gestattete ferner seinen Vasallen und Baronen das Recht, über ihr Fahrnißvermögen letztwillig zu verfügen und, falls sie d es unterließen, ihren Erben dasselbe zukommen zu lassen. Er bestimmte daß

die Lehensleute der Baronen dieselben Rechte, wie diese selbst genießen sollten und bestätigte im Allgemeinen die bei dem Volke beliebten Gesetze Eduard's. Ein Exemplar dieses Freibriefes ließ Heinrich in einer Abtei jeder Grafschaft niederlegen. Die Bestimmungen desselben sind von hoher Wichtigkeit, theils weil sie uns den Zustand der damaligen Gesellschaft deutlich schildern, indem sie deren lautesten Beschwerden abhalfen, theils weil sie die Grundlage des so berühmt gewordenen großen Freibriefes, Magna Charta des Königs Johann ohne Land, bildeten. Um sich der Geistlichkeit und des abergläubischen Volkes zu versichern, rief Heinrich I. den Erzbischof Anselm aus der Verbannung zurück. Dieser herrschsüchtige Pfaffe, welcher sich den Schein großer Frömmigkeit zu geben bemühte, trug, da der König nicht auf die Leistung des üblichen Huldigungseides drang, kein Bedenken, sich offen zu dessen Gunsten auszusprechen, ungeachtet das Vorrecht des ältesten Sohnes des Eroberers auf den englischen Thron nicht bezweifelt werden konnte. Robert war um die Zeit des Todes seines Bruders Wilhelm II. aus Palästina, woselbst er sich durch seine Tapferkeit großen Ruhm erworben hatte, zurückgekehrt. Er nahm ohne Widerstand Besitz von der Normandie und schiffte mit einem zahlreichen Heere nach Portsmouth hinüber. Die Großen des Reiches vermittelten aber einen Frieden, durch welchen Robert ein zweitesmal die Krone England's verlor. Er hätte denken können, daß Heinrich, so wenig, als Wilhelm sich mit dem Besitze England's begnügen würde. Heinrich knüpfte, wie früher Wilhelm II. es gethan, Verbindungen mit den normännischen Adeligen an, eroberte (1106) die Normandie und nahm seinen Bruder Robert nebst dessen Sohne Wilhelm gefangen. Der unglückliche älteste Sohn des Eroberers wurde nicht wieder frei. Achtundzwanzig Jahre lebte er in dem Schlosse Cardiff in Glamorganshire bis zu seinem Tode. Ein minder hartes Schicksal hatte Edgar Atheling, welcher mit Robert nach Jerusalem gezogen und mit ihm in der Normandie gefangen genommen worden war. Er bezog einen kleinen Ruhegehalt von Heinrich, den er bis zu seinem hohen Alter in England genoß. Unzweifelhaft war Edgar Atheling, nach den Begriffen der damaligen Zeit, der eigentlich rechtmäßige König von England, in zweiter Linie war es Robert, des Eroberers ältester Sohn. Beide werden uns als tapfere Männer geschildert. Doch es fehlte ihnen jene ausdauernde Thätigkeit und Schlauheit, welche ihren Gegnern, dem Eroberer und dessen beiden jüngeren Söhnen, eigen waren. Sobald Heinrich I. sich auf seinem Throne fest fühlte, bekümmerte er sich nicht mehr um die von ihm dem Volke gegebenen Zusagen. Er ließ das Bisthum von Durham nicht besetzen und bezog dessen Einkünfte. Bald gerieth er mit dem Erzbischofe Anselm in Streit, welcher, nach einigen Wechselfällen, in ähnlicher Weise wie in Deutschland zwischen Kaiser und Papst dahin entschieden ward, daß der König Heinrich I. die Bischöfe mit den weltlichen, der Papst sie mit ihren geistlichen Rechten belehnen sollte. Ungeachtet die Kirchenversammlung von Bari es für abscheulich erklärt hatte, „daß reine Hände, welche einen Gott schaffen und ihn zum Heile der Menschheit opfern könnten, weltlichen, mit Raub und Mord besudelten, Menschen, huldigen sollten," waren die Pfaffen doch froh, diesen ersten entscheidenden Sieg über die weltliche Gewalt errungen zu haben. Noch abgeschmackter, als die Gründe jener Kirchenversammlung sind diejenigen, mit welchen der Papst Paschalis II. seine Anmaßungen zu beschönigen suchte. Er erklärte: „es ist gräßlich, daß ein Sohn behauptet, seinen Vater zu zeugen, oder ein Mensch, Gott zu schaffen; die Priester werden in der Schrift Götter genannt, da sie die Vertreter Gottes sind: wollt Ihr durch Eure abscheuliche Anmaßung ihnen die Belehnung zu ertheilen, das Recht, sie zu schaffen, in Anspruch nehmen?" So abgeschmackt und mit einander unvereinbar diese pfäffischen Erklärungen auch waren, so entsprachen sie doch dem Geiste der damaligen Zeit. Niemand wagte es, darauf hinzuweisen, daß, wenn Papst Paschalis II. bemerkte, es sei gräßlich, daß ein Mensch behaupte

Gott zu schaffen, er obigem Ausspruche der Kirchenversammlung von Bari geradezu widerstrebe, indem diese den Priestern das Vermögen zuschreibe, Gott zu schaffen. Eben so wenig wurde es auffallend gefunden, daß später die Bischöfe und Aebte den weltlichen Fürsten wegen ihrer weltlichen Rechte Huldigung leisteten. Je größer der Unsinn und je unvereinbarer die Behauptungen der Pfaffen waren, desto dumpfer und stumpfer wurden die Menschen damaliger Zeit.. Wie Mühlräder gingen die pfäffischen Lehren des Mittelalters den meisten Menschen in den Köpfen herum. Je dummer die große Masse dadurch wurde, desto freieres Spiel hatten die Gauner und Gaukler, welche sich Geistliche nannten. Sie wußten von allen Verhältnissen Vortheil zu ziehen und namentlich von Thronstreitigkeiten. Großen Gewinn brachte es ihnen, daß seit langer Zeit fast alle Könige England's sich durch Gewalt empor schwangen und daher, im Bewußtsein ihres mangelhaften Rechtes, suchten, sich die Geistlichkeit geneigt zu machen. Heinrich I. durfte es nicht wagen, seinen Streit mit Anselm auf's äußerste zu treiben, weil seine zahlreichen Feinde mit Vergnügen sich der Geistlichkeit angeschlossen haben würden, sobald sie ihm offenen Krieg erklärt hätte. Heinrich strebte mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, d. h. mit der weltlichen Gewalt, nach demselben Ziele, wie die Pfaffen, nämlich, nach der Befriedigung seiner persönlichen Leidenschaften. Er war, gleich seinen Vorgängern, ein leidenschaftlicher Jäger ; er vermehrte und vergrößerte die königlichen Forsten, bestrafte die Tödtung eines Hirsches, wie Mord, beschränkte die Freiheit der Waldeigenthümer, auf ihrem eigenen Grund und Boden zu jagen und Holz zu fällen. Er zog die Verbrecher zweiten Ranges, Diebe, Falschmünzer u. dgl. zu strenger Strafe und bewies in dieser Rücksicht große Härte, denn er setzte zuerst die Todesstrafe auf den Diebstahl. Doch die großen Verbrecher, welche die Ruhe und den Frieden ganzer Grafschaften, ja des ganzen Reiches gefährdeten, gingen, wie gewöhnlich frei umher. Obgleich Heinrich sieben uneheliche Söhne und sechs uneheliche Töchter hatte, besaß er nur zwei eheliche Kinder, einen Sohn und eine Tochter, von welchen der Erstere frühe starb. Seine Tochter Mathilde war in erster Ehe mit dem deutschen Kaiser, Heinrich V., vermählt. Nach dessen kinderlosem Tode ließ der König von England (1126) in einer glänzenden Versammlung der Großen des Reiches, Mathilden die Nachfolge zusichern. Später verehelichte sie sich mit dem Sohne des Grafen Fulko V. von Anjou, Gottfried, welcher von dem Ginsterzweige (plauta genest), den er auf seinem Helme zu tragen pflegte, den Beinamen Plantagenet erhielt. Mathilde, welche zehn Jahre älter, als Gottfried war, lebte mit diesem und auch mit ihrem Vater Heinrich I. nicht im besten Einvernehmen. Ein anderer Verwandter der königlichen Familie, Stephan von Blois, der Sohn Adelen's, der Tochter Wilhelm's des Eroberers, der Gatte der Gräfin von Boulogne und reichste Mann von England machte sich diese Umstände zu Nutze. Zwar hatte er mit großem Eifer Mathilden den Eid der Treue geleistet. Als jedoch Heinrich I., während er mit seiner Tochter Mathilde in Streit befangen war, starb (1135), folgte Stephan von Blois dem Beispiele Heinrich's I. und Wilhelm's II. Er eilte aus der Normandie, woselbst er in des Königs Nähe gewesen war, nach England und warf sich dort zum Herrscher auf. Sein Bruder, der Bischof von Winchester, gewann die Geistlichkeit für ihn. Der Erzbischof von Canterbury, welcher, gleich allen anderen Großen des Reiches, der Tochter Heinrich's I. den Eid der Treue geschworen hatte, ließ sich durch das falsche Zeugniß eines gewissen Hugo Bigod, welcher aussagte, Heinrich I. habe auf seinem Todtenbette die Absicht ausgesprochen, den Grafen von Boulogne zu seinem Erben einzusetzen, — bestimmen, Stephan die Krone aufzusetzen. Auch er begann, gleich seinen beiden Vorgängern, die Regierung mit Versprechungen, welche besonders die Geistlichkeit und den Adel für ihn gewinnen sollten. Die Folge dieses königlichen Freiheitsbriefes war, daß die englischen Bischöfe und Baronen vermeinten, fortan in voll-

ständiger Selbstherrlichkeit leben zu können. Sie befestigten ihre Burgen und bauten neue. Doch da sich Stephan des königlichen Schatzes von Winchester bemächtigt hatte, besaß er die Mittel, zahlreiche Haufen roher Söldner, welche unter dem Namen Brabanzonen in Flandern und in der Bretagne ihr Handwerk trieben, in seine Dienste zu nehmen. Mit deren Hülfe schreckte König Stephan die Unzufriedenen. Der Papst erkannte ihn mit Vergnügen an, da er denken mochte, Stephan werde bei der Schwäche seines Rechtes schwerlich im Stande sein, den Ansprüchen der Geistlichkeit einen kräftigen Damm entgegen zu setzen.

Heinrich's I. Tochter, Mathilde gab aber ihre Anspüche nicht auf. Nach mehreren Wechselfällen gelang es ihr, Stephan gefangen zu nehmen (1144). Sie ließ sich in der Cathedrale von Winchester zur Königin krönen; selbst London, die Stadt, welche Stephan am meisten Anhängligkeit bewiesen hatte, mußte sich ihr unterwerfen. Bald darauf wurde ihr Halbbruder Robert von Gloucester, welcher die Seele ihrer Partei war, von den Anhängern Stephan's gefangen genommen. Beide wurden später gegen einander ausgewechselt.

Stephan's Bruder, der Bischof von Winchester, spielte bei diesen Kämpfen eine zweideutige Rolle, indem er sich bald der einen, bald der anderen Partei anschloß. Der Zustand England's war im höchsten Grade elend. Die Städte wurden gebrandschatzt und angezündet, die Felder blieben großentheils ungebaut. Niemand war seines Lebens und seines Eigenthums sicher. Die fremden Söldner, welche, dem Beispiele Stephan's zufolge, viele Große des Reiches in ihre Dienste nahmen, kannten kein Erbarmen; ihre Grausamkeit wurde nur beschränkt durch ihre Raubsucht. Nach achtzehnjährigem Kampfe wurde endlich Friede geschlossen. (1153). Heinrich, der Sohn Mathilden's und Gottfried's von Anjou sollte Stephan nachfolgen, dieser bis zu seinem Tode König bleiben. Schon ein Jahr darauf (1154) starb Stephan. Die Krone hatte ihm viel Mühe und Noth gebracht. Nur die Geistlichkeit zog Vortheil aus den Leiden des Volkes. Sie dehnte ihre Ansprüche immer weiter aus. Berufungen an den Papst, welche früher ungesetzlich gewesen waren, wurden immer häufiger, wobei der römische Stuhl mittelbar und unmittelbar durch Sporteln und Bestechungen an Gold und Einfluß gewann. Der glänzendste Zeitpunkt des Lebens Stephan's war der Krieg, den er (1138) mit den Schotten führte. In der s. g. Standartenschlacht gewann er einen entscheidenden Sieg über den König David I von Schottland.

§ 62. Heinrich II. und Richard Löwenherz. (1154—1199).

Seit langer Zeit war kein König unter so günstigen Verhältnissen auf den Thron gelangt, als der Sohn Mathildens, Heinrich II. Plantagenet. Er entließ sofort die mit Recht verhaßten, fremden Söldnerschaaren, zerstörte die neu errichteten Raubschlösser des Adels und stellte, im Laufe zweier Jahre, den inneren Frieden im englischen Reiche wieder her. Bis zu jener Zeit hatten sich die Könige von Wallis ihre Unabhängigkeit erhalten und dieselbe zu häufigen Einfällen in das englische Gebiet benützt. Heinrich II. bekriegte sie 1157 und zwang sie zur Unterwerfung. Doch die gefährlichsten Feinde der Könige damaliger Zeit waren nicht diejenigen, welche Schwerter und Streitkolben führten, sondern die Gleißner, welche unter der Außenseite der Diener Gottes die wildesten Leidenschaften verbargen.

Die Könige Wilhelm II., Heinrich I. und Stephan waren zu sehr mit inneren Kämpfen beschäftigt, als daß sie mit voller Kraft den Anmaßungen des Pfaffenthums hätten entgegen treten können. Sie Alle hatten kein anderes Recht auf den Thron von

England, als welches ihnen die Gewalt gab. Heinrich's II. Ansprüche auf die Krone waren unbestritten. Kein König von England hatte vor ihm über ein so großes Reich geherrscht. Außer England gehorchte ihm fast der dritte Theil Frankreich's. Anjou, Touraine und Maine erbte er von väterlicher Seite, die Normandie und die Bretagne von seiner Mutter Mathilde; Guienne, Poitou Saintonge, Auvergne, Perigord, Angoumois und Limousin hatte ihm seine Gattin Eleonore*) zugebracht. Die Paffen waren aber doch mächtiger als Heinrich II. Um die Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat dauernd zu schlichten und seine königlichen Rechte festzustellen, berief der König eine zahlreiche Versammlung seiner Barone und Bischöfe nach Clarendon (1164). Die Uebergriffe, welche sich die Geistlichen seit den Zeiten Wilhelm's II. erlaubt, hatten allgemeine Mißstimmung erregt. Heinrich II. fand daher nicht blos seine Barone, sondern auch einen großen Theil der Bischöfe geneigt, ihm die Hand zur Abstellung der eingerissenen Mißbräuche zu bieten. Heinrich dachte nicht daran, die Vorrechte der Geistlichkeit zu schmälern; er wollte nur den Mißbräuchen ein Ziel setzen, welche mit diesen getrieben wurden.

Die kirchlichen Gerichtshöfe ließen die Verbrechen ihrer Anhänger und derjenigen, welche sie bestachen, unbestraft. Im Bewußtsein, daß sie sich leicht mit ihren Richtern abfinden könnten, nahm die Zügellosigkeit der Geistlichen, von Jahrzehnd zu Jahrzehnd, immer zu. Ihre Reichthümer waren, zum Nachtheile der Gesammtheit, übermäßig angewachsen. Diesen und vielen anderen Uebelständen trat die Versammlung von Clarendon entgegen, indem sie bestimmte: „Kirchen, welche Kronlehen sind, dürfen, ohne des Königs Zustimmung, nicht auf immer weggegeben werden. In Strafsachen sollen die Geistlichen vor den weltlichen Gerichten, in kirchlichen Angelegenheiten vor den kirchlichen Gerichtshöfen, im Beisein eines weltlichen Gerichtsbeamten, zu Recht stehen. Geistliche sollen nur mit Erlaubniß der Krone das Reich verlassen, und wenn sie diese erhalten haben, Sicherheit geben, in ihrer Abwesenheit nichts zum Schaden des Königs oder des Reiches zu thun. Die Verhandlungen vor den geistlichen Gerichten sollen ordnungsmäßig geführt werden, in entgegengesetzten Falle soll der Sheriff, auf Betreiben des Bischofs, einschreiten. Excommunicirte Personen sollen nicht gezwungen werden, an ihrem Wohnorte zu verbleiben, sondern nur das Urtheil der Kirche anzuerkennen. Kein unmittelbarer Lehensmann des Königs oder seiner Barone soll, ohne Wissen des Königs, excommunicirt werden. In allen kirchlichen Sachen findet die Berufung vom Erzdekan an den Bischof, von diesem an den Erzbischof und vom Erzbischof an den König statt, welcher die endliche Entscheidung gibt. Alle Geistlichen, welche Lehen vom Könige besitzen, sind insoweit den Lehensgesetzen und Lehenshöfen unterworfen. Die von den Königen gegründeten Erzbisthümer, Abteien oder Priorate sollen, in Erledigungsfällen, auf Einladung des Königs, von den durch ihn dazu bestellten Personen durch Wahl besetzt werden. Der König verhilft den Geistlichen zu ihren Rechten wider die weltlichen Barone und Große. Diese haben umgekehrt jeden zu excommuniciren, welcher, als unverbesserlicher Verbrecher, die Rechte des Königs verletzt hat. Die Güter von Verbrechern, welche für verfallen erklärt wurden, dürfen nicht in Kirchen oder Kirchhöfen, dem Arm der Gerechtigkeit entzogen werden. Alle Klagen wegen Schulden sollen vor die königlichen Gerichte gebracht werden, ohne Rücksicht auf die bei dem Vertrage stattgefundenen, Feierlichkeiten.

Diese Bestimmungen wurden von der gesammten englischen Geistlichkeit und namentlich auch von dem Erzbischofe Becket unterzeichnet. Später bereute Becket, was er unter dem Einflusse der zahlreich besuchten Versammlung gethan hatte. Als Meister in Heuchelei gab er sich den Anschein, eine schwere Sünde begangen zu haben, indem er die Beschlüsse der Kirchenversammlung unterzeichnete. Er suspendirte sich selbst auf vierzig Tage von

*) Siehe oben § 57.

seinem Amte, ließ sich von Alexander III. Absolution ertheilen und stellte sich, als wäre er, nachdem er dieses Possenspiel aufgeführt, vollkommen berechtigt, die, von der englischen Kirche und den englischen Baronen gefaßten, von dem Könige bestätigten und von ihm selbst unterzeichneten, Beschlüsse anzugreifen. Er trat mit dem Könige in offenen Widerstreit, nicht zum Besten des Volkes, sondern um die Macht des Papstes, welche schon viel zu groß war, noch weiter auszubreiten, er regte das Volk, welches in damaligen Zeiten noch gedankenloser war, als in unseren Tagen und den Priestern williger Ohr lieh, gegen den König und die Beschlüsse der Versammlung von Clarendon auf und bereitete so dem Staate Unruhen und Gefahren. Als der König mit Entschiedenheit dem widerspenstigen Pfaffen entgegentrat, floh er nach Frankreich, woselbst sich damals der Papst Alexander III. aufhielt. Dieser und der König von Frankreich vermittelten, daß Heinrich dem Erzbischofe verzieh und ihm gestattete, zurückzukehren. Durch seine Flucht aus dem Lande hatte er eigentlich sein Amt verwirkt. In der Hoffnung, der übermüthige Prälat werde zur Besinnung kommen, gestattete der König, daß er sein Erzbisthum wieder übernahm. Doch kaum saß er von neuem auf seinem Stuhle zu Canterbury, so nahm er mit allen Künsten eines rebellischen Pfaffen seinen frühern Widerstand gegen die Gesetze des Landes zu dessen Verderben, aber zum Vortheil des unersättlichen Papstthums wieder auf. In seinem gerechten Zorne über den heuchlerischen und herrschsüchtigen Priester, rief der König einst aus: „Bin ich nicht unglücklich, daß sich unter meinen vielen Anhängern und Dienern nicht Einer findet, welcher den Muth besitzt, die Beleidigungen zu rächen, die mir ein elender Priester unausgesetzt, zufügt?" Diese Worte gingen nicht verloren. Vier Ritter von seinem Gefolge, Fitz-Urse, Tracy, Britton und Morville wußten zwischen dem Ausbruche eines augenblicklichen Zornes und einer reiflichen Erwägung, zwischen Worten des Unmuths und bestimmten Befehlen nicht zu unterscheiden. Mehr getrieben durch ihre eigenen gewaltthätigen Neigungen, als die ihnen von Heinrich II. gegebene Anregung, machten sie sich auf den Weg nach Canterbury. Vorher ließen sie einige Drohungen fallen, welche dem Könige hinterbracht wurden und diesen veranlaßten, ihnen einen Boten mit dem Befehle nachzusenden, nichts gegen die Person des Erzbischofs zu unternehmen. Doch dieser kam zu spät. Die vier Ritter waren aus der Normandie, woselbst sich damals Heinrich II. aufhielt, eiligst nach Canterbury gereist, hatten den Erzbischof beim Abendgottesdienste in seiner Cathedrale überrascht und niedergestoßen (1170). Nach der That erst kamen sie zur Besinnung, erkannten, daß sie zu weit gegangen seien, um auf den Dank des Königs, oder nur auf dessen Verzeihung, rechnen zu können und kehrten nicht an dessen Hoflager zurück, sondern verbargen sich in Knaresborough in Yorkshire, einer Besitzung Morville's. Vergebens stellte der König jede Theilnahme an der Ermordung Becket's in Abrede, umsonst bekundete er dieses dadurch, daß er seinen vier Rittern weder Schutz noch Gunst, erwies. Dem herrschsüchtigen Oberpfaffen war es nicht darum zu thun, einige Ritter zu demüthigen, er wollte seine Macht und seinen Einfluß in England vermehren und darum die Gewalt des einzigen Mannes, der ihm widerstrebte, Heinrich II., brechen. Dieser verstand es jedoch den drohenden Bannstrahl aufzuhalten und die erste Aufregung über die Tödtung Becket's verrauschen zu lassen. Er machte einen Kriegszug gegen Irland, welcher dem Papste die Macht und die Entschlossenheit des Königs zeigte. Nichtsdestoweniger mußte er sich harten, ja schimpflichen Bedingungen unterwerfen, um den damals so sehr gefürchteten Bannstrahl von sich abzuwenden und die Aufhebung des auf seine Länder gelegten Interdictes zu bewirken. Heinrich II. erklärte eidlich, keine Schuld an dem Morde Becket's zu haben, verzieh allen Anhängern desselben, die sich gegen ihn vergangen hatten, zahlte eine bedeutende Geldsumme an die Templer zum Kriege, welcher in Palästina geführt wurde und versprach, selbst das Kreuz zu nehmen. Außerdem

reiste er nach Canterbury zum Grabe des mittlerweile für „heilig" erklärten Thomas Becket, näherte sich barfuß den Gebeinen seines Feindes, warf sich vor denselben in den Staub und brachte einen ganzen Tag und eine ganze Nacht fastend und betend dort zu. Am folgenden Tage versammelte er die Mönche des Kapitels, entkleidete sich vor ihnen, reichte jedem eine Geißel und ließ sich von ihnen den Rücken zerbläuen. Dann erst erhielt er die Absolution. Zwar eroberte Heinrich II. Irland und Schottland, doch die Schmach dieser Kirchenbuße schnellte die Wagschaale seines Ruhmes hoch in die Luft. Seine Verwaltung war minder gewaltthätig und gerechter, als diejenige irgend eines der normännischen Könige. Sein Charakter war mild und sein Verstand so klar, als mit dem Unsinn vereinbarlich war, welchen damals jeder, der mit der Kirche in Frieden leben wollte, anerkennen mußte. Er war aber schwach im Verkehre mit dem weiblichen Geschlechte und gerieth dadurch in Mißverhältnisse mit seiner Gattin Eleonore, welche in ihrem vorgerückten Alter keine Entschuldigung für die Vergehungen ihres Gatten fand, und ihrem Unmuthe ihren Söhnen gegenüber Luft machte. Schon im Jahre 1173 hatte Heinrich mit seinem ältesten, gleichen Namens, und mit seinen jüngeren Söhnen Gottfried und Richard zu kämpfen. Der König Ludwig VII. von Frankreich, dessen Tochter Margaretha der englische Thronerbe geehlicht hatte, schürte das Feuer, welches der Vater mit Mühe erstickte. Im Jahre 1180 begann der Krieg in der Familie von neuem. Prinz Heinrich floh an den französischen Hof zu Philipp August, und Richard, welcher seinem älteren Bruder wegen Guienne, das er verwaltete, nicht huldigen wollte, führte Krieg gegen seine beiden Brüder Heinrich und Gottfried. Nach des Prinzen Heinrich Tode (1183) empörte sich Richard von neuem gegen seinen Vater. Kaum hatte Heinrich II. mit Hülfe seiner Gemahlin Eleonore diese Empörung erstickt, so griff Gottfried vom schlauen Feinde Philipp August aufgewiegelt zu den Waffen. Doch auch dieser Sohn verlor bald schon sein Leben in einem Tourniere zu Paris. Im Jahre 1189 schwang Richard die vom französischen Könige genährte Fackel des Krieges. Bevor er zur Ruhe gebracht werden konnte, starb Heinrich II. (6. Juli 1189). Er hinterließ außer Richard, welcher später den Namen „Löwenherz" erhielt, einen zweiten Sohn, der als Johann „ohne Land" in der Geschichte bekannt ist.

Richard's Thaten in Palästina und die Schicksale, welche er auf seinem Rückwege in Deutschland erlebte, haben wir schon Oben erzählt.*) Um seine Rüstungen für den Kreuzzug in großartigster Weise machen zu können, drückte er sein Volk mit schweren Lasten und Abgaben und verkaufte was nur verkäuflich war. Sein Benehmen bewies deutlich, daß er den Krieg im Osten nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Ehrgeiz und Ruhmsucht unternahm. Nicht mit Unrecht rieth ihm Fulko, der Pfarrer von Neuilly, er möge sich seiner drei Lieblingstöchter, des Stolzes, der Habsucht und der Wollust entledigen. Doch Richard blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Er entgegnete: ihr rathet gut, und ich vermache hierdurch die erste den Templern, die zweite den Benedictinern und die dritte meinen Prälaten. Die Geistlichen waren allerdings schwerlich besser, als der König. Bevor Richard nach Palästina abreiste, setzte er eine Regentschaft nieder und nahm seinem Bruder Johann das eidliche Versprechen ab, drei Jahre lang England nicht betreten zu wollen. Richard hatte sich selbst gegen seinen Vater zu schwer vergangen, um erwarten zu können, daß sein Bruder edler an ihm handeln würde. Hugo, Bischof von Durham, und Longchamp Bischof von Ely, welche in Richard's Abwesenheit das Land beherrschten, wurden bald unter sich uneinig. Longchamp ließ sogar seinen Amtsgenossen verhaften. Der herrische Charakter Longchamp's brachte die äußerste Mißstimmung im Lande hervor, welche dem rastlosen Johann eine erwünschte Gelegenheit bot, sich in die Regierung des Landes einzumischen. So lange Heinrich II. gelebt hatte, hütete sich der König Philipp

*) Siehe § 8. und § 30.

August von Frankreich wohl, sich mit demselben in gefährliche Kriege zu verwickeln. Nach dessen Tode faßte er jedoch den Plan, die englischen Besitzungen in Frankreich ganz oder theilweise an sich zu bringen. Schon bei Lebzeiten Heinrich's II. war zwischen ihm und dem Könige von Frankreich die Verabredung getroffen worden, Richard solle die französische Prinzessin Alice ehelichen und diese war deßhalb an den Hof des Königs von England geschickt worden. Als Richard auf seinem Kreuzzuge zu Messina mit Philipp August zusammentraf, drang dieser darauf, daß Richard seine Schwester Alice heirathen sollte. Dessen weigerte sich der englische König und brachte so überzeugende Beweise von Alicen's Untreue bei, daß Philipp August nicht weiter in Richard drang. Alice hatte, außer anderen Liebesabenteuern, auch eines mit dem Vater Richard's, dem alten König Heinrich II. gehabt, welchem sie sogar ein Kind gebar. Gegen derartige Schändlichkeiten schritt die Geistlichkeit niemals ein, schon aus dem Grunde nicht, weil sie in dem Kapitel der Fleischesvergebungen sich selbst sehr schwach fühlte und daher nicht wagen durfte, einen Gegner zu reizen, welcher den Mantel christlicher Liebe, oder vielmehr abergläubischer Verehrung von ihren nur zu sehr bekannten Ausschweifungen zurückschlagen konnte. Richard ehelichte sogar mit Philipp August's Zustimmung, Berengaria, die Tochter Sancho's von Navarra, welche ihm seine Mutter Eleonore nach Messina zuführte, worauf er nach Palästina absegelte. Philipp August eilte aus dem Osten nach Frankreich zurückzukehren, setzte sich mit dem Prinzen Johann in Verbindung, versprach diesem seine Schwester Alice, welche Richard verschmäht hatte, zur Frau und bot ihm sämmtliche in Frankreich belegenen Länder Richard's zum Lohne für seinen Verrath an. Mit Mühe gelang es der Königin Mutter Eleonore und der Regentschaft, Johann, schon im Jahre 1192, von offener Empörung abzuhalten. Als jedoch Richard auf seiner Rückkehr von Palästina in Deutschland gefangen genommen wurde, knüpfte Philipp August seine Unterhandlungen mit dem Prinzen Johann von neuem an. Johann versprach, einen Theil der Normandie an Philipp August abzutreten, wogegen dieser ihn mit allen übrigen festländischen Besitzungen Richard's belehnte. In der That gelangte Philipp August durch die Verrätherei Johann's in den Besitz mehrerer Festungen der Normandie. Johann reiste hierauf nach England zurück, gab vor, sichere Nachricht vom Tode Richard's erhalten zu haben und versuchte, sich zum Könige aufzuwerfen. Dies gelang ihm jedoch nicht; er versuchte dann sein Glück in Frankreich, woselbst er das mit Philipp August geschlossene Bündniß offen anerkannte. Ungeachtet aller Ränke Philipp August's und Johann's kehrte Richard, im März des Jahres 1194, nach England zurück. Der Jubel des Volkes, welches die Leiden des Königs und den von ihm bewiesenen kriegerischen Muth, ihm als höchstes Verdienst anrechnete und ihm den traurigen Zustand, in welchen das Land während seiner Abwesenheit verfiel, nicht zur Last setzte, war groß. Prinz Johann wurde öffentlich des Verrathes schuldig und aller seiner Besitzungen in England verlustig erklärt. Richard eilte nach der Normandie woselbst Philipp August sich längst zum Kriege gerüstet hatte. Als dieser Kenntniß von Richard's Freilassung erhielt, schrieb er seinem Verbündeten Johann: „Sehe Dich vor, der Teufel ist losgebrochen!" Doch derselbe Richard, welcher in Palästina so große Heldenthaten verübt hatte, zeichnete sich nach seiner Rückkehr, sei es, daß seine Kraft gebrochen, oder sein Leben von zu kurzer Dauer war, durch keine Kriegsthaten mehr aus. Prinz Johann warf sich seinem Bruder zu Füßen, erhielt von ihm Verzeihung, und ließ, wahrscheinlich um diesem einen Beweis seiner Treue zu geben, die sämmtlichen französischen Offiziere der Citadelle von Evreux bei einem Gastmahle ermorden. Diese Schandthat hatte übrigens keine anderen Folgen, als daß sich Johann die Verachtung der ganzen Welt zuzog und daß Evreux wieder in den Besitz der Engländer gelangte. Im Jahre 1199 verlor Richard durch seine eigene Schuld, das Leben. Er bekriegte den Grafen Vidomer

von Limoges, welcher ihm von einem Schatze, den er gefunden hatte, nur einen Theil und nicht das Ganze abtreten wollte und belagerte ihn in seinem Schlosse Chalos. Die Garnison wollte sich ergeben. Richard trieb sie auf's Aeußerste durch die Erklärung, er wolle den Platz nehmen und jeden einzelnen Mann der Besatzung aufhängen. An demselben Tage traf ihn ein Pfeil von der Hand Bertrand's de Gourdon, dessen Vater und zwei Brüder Richard mit eigener Hand getödtet hatte. Der König hielt das scheußliche Wort, das er gegeben hatte, nahm die Feste und ließ die ganze Besatzung mit Ausnahme Gourdon's aufhängen. Diesem wollte er die Freiheit geben, allein der Führer der Brabanzonen, welche in Richard's Dienst standen, Markadee, ließ ihm lebendig die Haut abziehen und dann hängen. Richard starb bald darauf an seiner Wunde, im zehnten Jahre seiner Regierung, dem 42. seines Alters, ohne Kinder zu hinterlassen.

§. 63. Johann ohne Land, Heinrich III. und Eduard I. (1199—1291).

Johann, welcher seinem Bruder Richard nachfolgte, hatte seinen Beinamen „ohne Land" (lackland) schon bevor er den Thron bestieg, erhalten, weil er zu einer Zeit, da seine drei Brüder schon bedeutende Provinzen beherrschten, noch kein Land besaß. Selten hatte der Erbe einer Krone durch eine solche Masse schändlicher Thaten die allgemeine Verachtung auf sich gezogen, wie Johann ohne Land. Richard hatte, als er nach Palästina zog, seines Bruders Gottfried Sohn Arthur zur Nachfolge bestimmt. Auf seinem Todtenbette hinterließ er jedoch seinem Bruder Johann die Krone. Während Richard's Abwesenheit war es Johann gelungen, sämmtliche englische Barone zu bestimmen, ihm zu schwören, daß sie seinen Anspruch auf die Thronfolge aufrecht erhalten wollten. Arthur, der Sohn eines älteren Bruders hatte, nach den Begriffen der damaligen Zeit, welche sich in allen europäischen Herrscherfamilien erhalten haben, den Vorzug vor Johann. Der letzte Wille König Richard's, die eidliche Zusage der Barone und das jugendliche Alter Arthur's (er zählte erst zwölf Jahre) hatten aber zur Folge, daß Johann ohne bedeutende Schwierigkeiten diesseits und jenseits des Canales als Herrscher anerkannt wurde. Arthur machte zwar, in Verbindung mit dem Könige Philipp August von Frankreich, einen Versuch, sich in den Besitz der französischen Provinzen zu setzen, allein Johann vereitelte denselben ohne Mühe. Im Jahre 1201 brach offener Krieg mit Frankreich aus. Arthur floh zu Philipp August, welcher von Johann verlangte, daß er sämmtliche festländische Besitzungen an seinen Neffen abtreten sollte. Johann weigerte sich dessen, nahm (1203) Arthur gefangen und ermordete, wahrscheinlich mit eigener Hand, den Sohn seines Bruders. Um dieselbe Zeit ließ er sich von seiner Gemahlin, der Erbtochter des Hauses Gloucester, scheiden und vermählte sich mit Isabellen, der Tochter des Grafen von Angouleme, welche bereits an den Grafen de la Marche verehlicht, obgleich aus Rücksicht für ihr zartes Alter die Ehe noch nicht vollzogen worden war. Der Graf de la Marche und sein Bruder, der Graf von Eu, wüthend über die dem Ersteren angethane Schmach erregten einen Aufstand in Poitou und der Normandie gegen König Johann, um dieselbe Zeit zu welcher Philipp August den Krieg gegen ihn begann. Johann ergab sich ganz seiner Neigung zu Isabellen, lebte in vollständiger Unthätigkeit zu Rouen und verlor eine Stadt und eine Provinz nach der anderen, bis er endlich selbst Rouen nicht mehr halten konnte und nach England entfloh (1205). Mit Mühe verschaffte ihm der Papst (1206) einen zweijährigen Waffenstillstand mit dem Könige von Frankreich, nachdem er fast alle festländischen Besitzungen an den Letztern verloren hatte. In allen Beziehungen seines Lebens: gegenüber den Mitgliedern seiner Familie, dem Könige Philipp August von Frankreich und seinem Volke, das er mit Füßen trat, bedeckte sich Johann mit Schmach. Doch den größten Schandfleck

seiner Regierung bilden sein Benehmen gegen den Papst Innocenz III. und die Bedingungen, welche er sich gefallen ließ, um die Gefahr eines Krieges mit Philipp August und der fortdauernden Feindschaft dieses Papstes abzuwenden. Die Einzelnheiten seines Streites mit der Kirche werden wir unten mittheilen.*) Hier genüge die Bemerkung, daß König Johann, welcher den vom Papste Innocenz III. ernannten Erzbischof Langton nicht anerkennen wollte, durch diesen schlauen Papst dahin gebracht wurde, nicht blos den ihm aus Rom gesandten Erzbischof zu bestätigen, sondern auch den Papst als seinen Oberherrn und das englische Reich als ein diesem tributpflichtiges Land anzuerkennen. Die Waffen, mit denen Papst und König sich bekämpften, verdienen hier etwas näher bezeichnet zu werden. Die schwere Artillerie des Papstes bestand in dem Interdicte, welches er auf das Land Johann's legte. Der äußere Gottesdienst hörte plötzlich im ganzen Reich auf. Die Altäre wurden ihrer Zierrathen entkleidet, die Kreuze, Reliquien, Bilder und Bildsäulen der s. g. Heiligen auf die Erde gelegt und zugedeckt. Alles Geläute hörte auf, die Glocken wurden von den Thürmen herabgenommen. Die Geistlichen lasen ihre Messe bei verschlossenen Thoren und nur Priester wurden dabei zugelassen. Von s. g. gottesdienstlichen Handlungen wurde nur die Taufe den neu gebornen Kindern und die letzte Oelung den Sterbenden gespendet. Die Todten wurden nicht in s. g. „heiliger Erde" beigesetzt, sondern in Gräben geworfen, oder auf Feldern eingescharrt, ohne daß die üblichen Ceremonien und Gebete von den Geistlichen verrichtet worden wären. Die Ehen wurden auf den Kirchhöfen eingesegnet und der Genuß des Fleisches dem Volke, wie in der Fastenzeit, verboten. Alle Vergnügen und üblichen Unterhaltungen wurden untersagt. Die Menschen sollten sich gegenseitig nicht grüßen und ihrem Anzuge keine Sorge widmen, die Männer sollten sich den Bart nicht scheeren und überhaupt das ganze Leben den Anschein des größten Jammers und Elend's, oder, wie die Priester sich ausdrücken, göttlichen Zornes und himmlischer Rache an sich tragen.

König Johann zog dagegen das Vermögen aller Geistlichen ein, welche das Interdict in Ausführung brachten, verbannte die Prälaten, erlaubte den Mönchen nicht, ihre Klöster zu verlassen und bewilligte ihnen nur das nothwendigste zu ihrem Unterhalte und ihrer Kleidung. Was aber die Geistlichen am schmerzlichsten traf, war, daß er ihre Beischläferinnen in das Gefängniß warf und nur gegen hohe Geldsummen wieder frei gab. Wäre der König Johann nicht ein eben so feiger, als übermüthiger Mensch gewesen, es wäre ihm ohne Zweifel gelungen, den Papst und die gesammte Geistlichkeit aus dem Felde zu schlagen. Die päpstlichen Waffen waren, nachdem sie Jahre lang geschwungen, stumpf geworden. Das Volk gewöhnte sich daran, ohne Pfaffen zu leben. Johann selbst gab bei mehr als einer Gelegenheit zu erkennen, daß er an den Pfaffen-Hokus-Pokus nicht glaube. Als er einst einen sehr fetten Hirsch auf der Jagd fing, rief er aus: „Wie feist und wohlgenährt ist dieses Thier! und doch möchte ich darauf schwören, daß er niemals Messe hörte." Der König gab dadurch zu verstehen, daß er die Messe nur dafür gut hielt, diejenigen, welche sie oft hörten, feist und thierisch zu machen. Der Unglaube Johann's war aber keineswegs die Folge eines erleuchteten Verstandes, oder eines reinen Gefühles für Sittlichkeit, er beruhte vielmehr nur auf einer genauen Kenntniß der Lasterhaftigkeit der Geistlichen seiner Zeit und auf seiner Abneigung gegen einen Stand, welcher ihm auf's feindseligste gegenübertrat. Johann führte kein reineres Leben, als die Geistlichen, deren Beischläferinnen er gefangen setzte. Er entehrte viele angesehene Familien durch hochfahrendes und beleidigendes Benehmen und machte alle Classen des Volkes unwillig, indem er ihnen die schwersten Abgaben und Lasten auferlegte. Die Unzufriedenheit wuchs von Jahr zu Jahr. Es ist in der That ein sonderbares Zusammentreffen, daß derselbe

*) Siehe §. 83.

Langton, welcher die Veranlassung der Demüthigung Johann's gegenüber dem Papste war, auch bewirkte, daß der König für sich und alle seine Nachfolger eine, die Monarchie beschränkende Staatsverfassung anerkennen mußte. Langton versagte Johann die Absolution, bis er, außer dem Eide der Treue und des Gehorsams gegenüber dem Papste Innocenz III. und dessen Nachfolgern geschworen hatte, „die guten Gesetze seiner Vorgänger und namentlich diejenigen des sogenannten „heiligen" Eduard wieder herzustellen, die schlechten abzuschaffen und Recht und Gerechtigkeit innerhalb seines Reiches zu handhaben." Langton zeigte den Baronen eine Abschrift des Freibriefs Heinrich's I., veranlaßte eine Versammlung derselben zu St. Edmondsbury, und bewirkte, daß die Barone sich eidlich verbanden, auf ihren Forderungen zu beharren, und endlosen Krieg gegen den König zu führen, bis er sie gewähren würde. Am 6. Januar 1215 erschienen die Barone zu London und verlangten, der König solle ihnen den Freibrief Heinrich's I. und die Gesetze Eduard's (des Bekenners) bestätigen. Vergebens suchte Johann durch neue Zugeständnisse, welche er der Geistlichkeit machte, und durch den Einfluß des Papstes die Forderungen der Barone niederzuschlagen. Am 27. April desselben Jahres rückten über zweitausend Ritter mit ihrem Gefolge nach Brackley, fünfzehn Meilen von Oxford, wo der König dazumal wohnte. Als Johann sich weigerte, ihre Forderungen zu erfüllen, erwählten sie einen Feldherrn, „den sie den Marschall des Heeres Gottes und der heiligen Kirchen nannten" und begannen den Krieg wider ihn. Sie zogen nach London, luden von da alle übrigen Barone ein, sich ihnen anzuschließen, verwüsteten die Parke und Paläste des Königs und seiner Anhänger und zwangen dadurch diesen den unter dem Namen Magna Charta, berühmten Freibrief zu erlassen (10. Juni 1215). Derselbe enthält zunächst die von den früheren Königen, namentlich Heinrich I., gemachten Zugeständnisse zu Gunsten der Geistlichen und der Adeligen *) außerdem aber noch folgende Bestimmungen: Alle den Baronen bewilligten Rechte und Freiheiten wurden auf deren Vasallen ausgedehnt; gleiches Maß und gleiches Gewicht für das ganze Reich eingeführt; die Kaufleute erhielten die Erlaubniß, ihre Geschäfte zu führen, ohne willkürlichen Zöllen und Auflagen preisgegeben zu werden. Hierzu kamen noch mannichfaltige Zusicherungen in Betreff der Freiheiten der Städte, des Erbrechtes, des Eigenthums und der Rechtspflege. Die Geschworenengerichte wurden wieder hergestellt und zu Gunsten der Bauern verfügt, daß ihnen ihre Karren, Pflüge und landwirthschaftliches Geräthe nicht abgepfändet werden solle.

Wichtiger, als alle diese Zugeständnisse war es aber, daß der König den Baronen erlaubte, fünfundzwanzig Männer aus ihrer Mitte zu wählen, welche die öffentlichen Freiheiten aufrecht erhalten und das Recht haben sollten, im Falle der König den Freibrief nicht hielte, gegen ihn Gewalt zu brauchen. Die freien Grundbesitzer jeder Grafschaft sollten zwölf Ritter wählen, um wegen der herrschenden Mißbräuche und Uebelstände an die fünfundzwanzig Conservatoren zu berichten.

Ungeachtet aller seiner schönen Worte suchte König Johann sich bald der ihm angelegten Bande zu entledigen. Es entstand ein offener Krieg zwischen ihm und dem Volke. In ihrer Verzweiflung riefen die englischen Barone sogar den Sohn Philipp August's, den nachherigen Ludwig VIII., zu Hülfe und boten ihm die Krone Englands an. Während dieser inneren Kämpfe starb Johann (1216). Außer seiner Ehre hatte dieser König fast sämmtliche englische Besitzungen in Frankreich, mit Ausnahme von Guienne und Poitou und die Unabhängigkeit seiner Krone dem Papste gegenüber, — verloren. Der Freibrief, den er ausstellte, machte aber obgleich ohne seinen Willen, zu Gunsten des Volkes alle diese Verluste wieder gut.

*) Siehe §§. 61 u. 62. S. 183 ff.

Johann's Sohn und Nachfolger, Heinrich III. war erst neun Jahre alt, als sein Vater starb. So lange er unter der Leitung des Grafen Wilhelm von Pembroke stand, nahmen die Angelegenheiten des Landes einen guten Gang. Der französische Prinz Ludwig mußte unverrichteter Dinge abziehen, nachdem der englische Adel sich überzeugt hatte, es sei besser, die Launen eines inländischen, als diejenigen eines ausländischen Tyrannen zu ertragen. Hubert von Burgh und Peter des Roches, welche, nach Pembroke's Tode, an die Spitze der Regierung gelangten, waren ihrer schwierigen Stellung nicht gewachsen. Im Jahre 1224 wurde Heinrich III. durch den Papst für volljährig erklärt. Er blieb jedoch sein ganzes Leben lang unmündig, obgleich (1226) die Barone ihn für volljährig anerkannten. Heinrich III. gab zwar, den Wünschen der Barone zufolge, in einem die Forsten betreffenden Freiheitsbrief, Charta forestarum, die Rechte auf, welche sich die Krone seit Heinrich II. angemaßt hatte, allein ein fester Rechtszustand konnte sich bei dem wankenden Charakter des Königs nicht gestalten. Die Barone fürchteten, wieder unter das alte Joch der Willkür zu gelangen, falls sie ihre bewaffnete Stellung dem König gegenüber aufgäben, während dieser stets bemüht war, den verhaßten Freiheitsbrief seines Vaters Johann umzustoßen, oder in Vergessenheit gerathen zu lassen. In diesem Streben wurde Heinrich III. von Seiten der Päpste auf's kräftigste unterstützt, wofür ihnen der König wiederum gestattete, unermeßliche Geldsummen in England zu erheben. Zuerst stürzte Hubert seinen Nebenbuhler Peter des Roches; dann (1232) erwies dieser jenem denselben Dienst. Besonders verhaßt machte sich Heinrich III. dadurch, daß er Ausländern die höchsten Würden des Staates und die reichsten Erbtöchter Englands verlieh. So wenig Anhänglichkeit Heinrich jedem einzelnen seiner Lieblinge zollte, die er abwechselungsweise mit Wohlthaten und Verfolgungen überschüttete, so treu blieb er allen seinen Launen und seinen, dem Volke verhaßten, Neigungen. Seine Verschwendungen brachten ihn sehr häufig in Geldnoth. Er mußte sich an seine Barone wenden, um dieser abzuhelfen und sich bei solchen Gelegenheiten oft die bittersten Wahrheiten sagen lassen. Unter den Lieblingen, welche der König mit Gunstbezeugungen überschüttete, stand Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Sohn des verruchten Henkers der Albigenser, obenan. Er gab ihm sogar seine Schwester, Eleonore, zur Frau und ließ sich eine Zeit lang von ihm leiten. Als Heinrich's III. Bruder, Richard von Cornwallis, an der Spitze der Mißvergnügten diesem Günstlinge entgegentrat, wandte sich Heinrich von ihm, wie früher von Hubert und Peter ab. Nachdem der König lange Zeit die Erpressungen der Päpste geduldet, ja gefördert hatte, ließ er (1246) eine Reichsversammlung beschließen, „daß Niemand ferner zu einer päpstlichen Steuer beitragen, oder Geld nach Rom senden solle.“ So schnell Heinrich diesen Beschluß hervorgerufen hatte, ganz eben so rasch gab er ihn wieder auf, als ihm der Papst entgegentrat. Alle diese Schwankungen und Erbärmlichkeiten trug das Volk, wenn auch nicht mit Zufriedenheit, doch mit Geduld. Endlich (1248) brach der Unwille aus. Die geistlichen und weltlichen Stände warfen dem Könige vor, daß er die erledigten Bisthümer und Abteien unbesetzt lasse, um deren Einkünfte zu beziehen, daß er alle seine Beamte nicht als Diener der Nation, sondern seiner Person betrachte, daß er die Sicherheit der Person und des Eigenthums habe untergehen lassen und sein Richteramt dazu benütze, Geld zu erpressen. Ungeachtet dieser herben Vorwürfe änderte der König seine Regierung nicht. Die Ritter seiner Umgebung lebten offenkundigerweise vom Straßenraub. Obgleich Heinrich III. nicht im Stande war, sein angeborenes Reich mit Würde zu behaupten, ließ er sich doch durch den Papst verlocken, die Insel Sicilien, welche damals noch im Besitze der Hohenstaufen war, für seinen Sohn Eduard zu kaufen. Der Papst erpreßte unermeßliche Summen von dem englischen Könige unter dem Vorwande, daß er diese auf die Eroberung Sicilien's zu dessen Gunsten verwendet habe. Am

gefährlichsten wurde aber Simon von Montfort, Graf von Leicester dem Könige. Als Heinrich, durch seine Geldverlegenheiten gezwungen, (1258) eine Versammlung der Barone nach Oxford berief, erschienen diese daselbst in Waffen und zwangen, unter Simon von Montfort's Anführung, Heinrich III., seine auswärtigen Umgebungen zu entlassen und die ganze Regierungsgewalt in die Hände vierundzwanzig Großer des Reiches zu legen, deren eine Hälfte der König, die andere der Adel ernannte. In jeder Grafschaft wurden vier Ritter zu Untersuchung der Beschwerden bestellt und beschlossen, daß die Parlamente regelmäßig dreimal des Jahres gehalten werden sollten. Die Versammlung des Jahres 1258, von welcher alle diese Neuerungen ausgingen, erhielt später, von den Anhängern des Königthums, den Namen des „tollen Parlamentes." Doch ist es unstreitig, daß sie es allein war, welche den Uebergang von dem schwankenden Freiheitsbriefe Johann's „ohne Land" zu der parlamentarischen Verfassung Englands vermittelte. Aus freien Stücken hätte sich niemals ein König des geringsten seiner Herrscherrechte begeben; er mußte dazu gezwungen werden, sei es durch ein bewaffnetes Parlament, oder durch ein parlamentarisches Kriegsheer. Karl I. wurde durch das letztere, Heinrich III. durch das erstere bezwungen. Bald entwickelte sich ein offener Kampf zwischen König und Volk. Der Graf von Leicester schwang sich an die Spitze der Barone und ließ sich, weder durch den Papst, noch durch den König von Frankreich, Ludwig IX., abhalten, Heinrich III. auf's eifrigste zu bekriegen. In der Schlacht bei Lewes (i. J. 1264) wurde Heinrich's Heer auf das Haupt geschlagen und er selbst nebst seinem Bruder, dem deutschen Kaiser Richard von Cornwallis, gefangen genommen. Auch Eduard, Heinrich's III. Sohn, welcher durch seine allzu große Hitze den Verlust der Schlacht herbeiführte, mußte sich den Siegern ergeben. Der Graf von Leicester wurde nun der eigentliche Beherrscher Englands, und entwickelte in kurzer Zeit einen Uebermuth, welcher die Fehler Heinrich's III. schnell in Vergessenheit brachte. Doch eine Handlung seines Lebens hat seinen Namen unsterblich gemacht. Er berief nämlich in das Parlament, außer den geistlichen und weltlichen Großen, auch zwei Abgeordnete der freien Grundbesitzer jeder Grafschaft und eine Anzahl Abgeordneter aus den Städten. Dadurch legte Leicester den eigentlichen Grund zu den englischen Parlamenten, welche bis zum heutigen Tage sich erhalten haben.

Im Jahre nach der Schlacht bei Lewes, wandte sich, bei Evesham das Kriegsglück gegen Leicester. Prinz Eduard, welcher aus der Gefangenschaft entkommen war, (August 1265) gewann die Schlacht und Leicester verlor heldenmüthig kämpfend, sein Leben.

Eduard leitete, an seines unfähigen Vaters Stelle, den Staat. Er legte dem Fürsten von Wales, der sich mit den Baronen verbündet und der Stadt London, welche sich am eifrigsten und wildesten im Kampfe gegen den König erwiesen hatte, Geldstrafen auf, vertrieb die Familie des Grafen Simon, und stellte bald wieder die Ruhe im Reiche her. Doch theilte er den Wahn seiner Zeit, unternahm einen Kreuzzug, half Ludwig IX. Tunis belagern und schiffte nach dessen Tode nach Palästina. Bevor er nach England zurückkehrte, starb sein Vater (1272) im Alter von vierundsechszig Jahren nach einer sechsundfünfzigjährigen Schein-Regierung.

Eduard erhielt die Nachricht von dem Tode seines Vaters, auf dem Rückwege von Palästina, in Sicilien. Er eilte nicht, nach England zu reisen, vielmehr brachte er ein ganzes Jahr in Frankreich zu, bevor er über Guienne in die Heimath zog. Eduard's Regierung (1272—1309) fällt nur zum Theil in diesen Zeitabschnitt. Er war ein kräftiger Herrscher, welcher aber die meisten Irrthümer und Leidenschaften seiner Zeit theilte. Den räuberischen Richtern und beutelustigen Baronen trat er mit Nachdruck entgegen. Die Juden behandelte er eben so grausam, als ungerecht. Er ließ an einem

Tage 280 derselben in London aufhängen angeblich wegen Falschmünzerei. Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie dieses Verbrechens überwiesen wurden. Jedenfalls ist eine derartige massenhafte Hinrichtung eine haarstreubende Schandthat. Die Häuser und Grundstücke der Juden ließ Eduard verkaufen, behielt die eine Hälfte des Erlöses für sich und bestimmte die andere solchen Israeliten, welche zum Christenthum übergehen wollten. Die Schlußmaßregel Eduard's beweist übrigens am deutlichsten, welches seine Beweggründe und Absichten den Juden gegenüber waren. Nachdem er diese lange unter mannichfaltigen Vorwänden beraubt und gequält hatte, nahm er ihnen ihr sämmtliches Eigenthum ab, schickte sie aus dem Lande und ließ ihnen nur die nothdürftigen Reisekosten, welche ihnen von den Bewohnern der fünf Häfen zum Theil noch abgenommen wurden.

Im Jahre 1277 unternahm Eduard einen Kriegszug gegen Wales, welches bis dahin immer noch eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt hatte. Er unterwarf das Land zuerst in zwei Feldzügen durch seine Kriegsmacht und später dadurch, daß er vielen Engländern Lehen daselbst ertheilte, englische Beamte dahin schickte und englische Gesetze einführte. Den König der Walliser, David, ließ er (1283) viertheilen. Seine Grausamkeit bewies Eduard auch darin, daß er alle Walliser Barden zusammen kommen und niedermachen ließ, um mit ihnen zugleich die Nationalgesänge und die Erinnerungen der Vorzeit auszurotten. Als Eduard sich in Wales aufhielt, berief er eines Tages eine Versammlung des Volkes und versprach diesem einen Fürsten von untadelhaftem Wandel, einen gebornen Walliser, der keine andere Sprache sprechen könne, zum Herrscher zu geben. Die Walliser nahmen dies Versprechen mit großer Freude auf und gelobten Gehorsam, worauf der König ihnen seinen kurz zuvor zu Karnarvon gebornen, zweiten Sohn Eduard vorstellte. Nach dem Tode seines ältesten Sohnes Alphons, wurde Eduard Erbe des Reiches, welcher seit dieser Zeit immer den Namen eines Prinzen von Wales führt.

Eduard war zwar kein Verschwender im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber seine Vorliebe für kriegerische Spiele und wirklichen Krieg verschlang große Summen. Er war daher oft in Geldverlegenheiten und mußte sich an sein Volk wenden, um von diesem Abgaben zu erhalten. Da er, seit den Zeiten seines Vaters her, mit den Baronen nicht auf dem besten Fuße stand, suchte er in den Städten und den freien, nicht adeligen Grundbesitzern neue Stützen zu gewinnen. Im Jahre 1283 berief er zu dem in Schrewsbury versammelten Parlamente, außer den geistlichen und weltlichen Großen, auch die Abgeordneten der Städte und Grafschaften, und erkannte dadurch den von dem Grafen Leicester zuerst berufenen dritten Stand gewissermaßen an. Eine regelmäßige Berufung des Parlamentes fand übrigens noch nicht statt, indem Eduard bisweilen zehn Jahre vergehen ließ, bevor er dasselbe berief. Auch waren dessen Rechte noch sehr schwankend. Eduard erhob auf eigene Faust nicht blos die bestehenden Abgaben fort, sondern erhöhte sie auch und vermehrte sie durch neue. Die Parlamente waren für ihn nur Werkzeuge, mit deren Hülfe er dem Volke außerordentliche Lasten und Steuern auferlegte.

Die Beziehungen, in welchen Eduard zu Schottland stand, lassen sich am besten bei Gelegenheit der Geschichte dieses Landes mittheilen.

§ 64. Schottland.

Bis gegen das zwölfte Jahrhundert hin ist die Geschichte Schottland's in dichte Nebel gehüllt. Doch wissen wir, daß zur Zeit Wilhelm's des Eroberers Malcolm III. (1057—1093) herrschte und unglückliche Kriege mit den Engländern führte. Auf ihn folgte Donald VIII., und auf diesen noch im gleichen Jahre Duncan II. (1093—1100). Edgar (1100—1107) und Alexander I., der Strenge (1107—1124) sind uns fast nur

dem Namen nach bekannt. David I. (1124—1153) erwarb durch Heirath die, an Schottland gränzende, Grafschaft Northumberland. Im Jahre 1138 drang er an der Spitze eines Heeres nach England vor, um die Rechte seiner Nichte Mathilde zu vertheidigen. Er übte aber dabei so furchtbare Verheerungen, daß er die ganze Bevölkerung des Landes gegen sich aufregte. Am 22. August wurde bei North-Allerton eine Schlacht geliefert, welche den Namen der Standartenschlacht trägt, weil die Engländer auf einem Wagen einen Mastbaum mit einem Cruzifixe und einer Fahne bei sich führten, welcher ihnen zum Vereinigungspuncte diente. Der König der Schotten wurde geschlagen und er sowohl, als sein Sohn Heinrich entrannen mit Mühe der englischen Gefangenschaft. Die bürgerlichen Kriege, in welche der englische König Stephan verwickelt war, erlaubten diesem nicht, von seinem Siege dauernde Vortheile zu ziehen. Auf Malcolm IV. (1153—1165) folgte Wilhelm der Löwe (1165—1214). Er machte (1173) einen Einfall nach Northumberland und beging, gleich seinem Vorfahren David I., daselbst die rohesten Verwüstungen. Richard von Lucy, welchen Heinrich II. als Reichsverweiser während seiner Entfernung zurückgelassen hatte, trat dem Schottenkönige mit Macht entgegen, worauf dieser sich in sein Land zurückzog und einen Waffenstillstand abschloß. Allein schon im folgenden Jahre (1174) kehrte Wilhelm der Löwe nach England zurück. Er wurde zwar von dem Schlosse Prudhow und anderen befestigten Plätzen zurückgeschlagen, verheerte jedoch furchtbar die nördlichen Provinzen. Bei Alnwick kam es zur Schlacht. Wilhelm der Löwe wurde in seinem Lager überfallen, geschlagen und gefangen genommen. Sein ganzes Heer wurde zerstreut und auf dem Rückwege größtentheils todtgeschlagen. Der Angriff des Königs von Schottland war Heinrich II. um so empfindlicher, als er gerade damals mit seinem Sohne Heinrich in Krieg verwickelt war. Wilhelm der Löwe wurde daher nicht wieder frei gelassen, bis er versprochen hatte, dem Könige Heinrich II. von England wegen Schottland's und aller seiner anderen Besitzungen zu huldigen. Die Festungen Edinburg, Stirling, Berwick, Roxborough und Jedborough wurden dem Könige von England als Pfänder der Erfüllung des von Wilhelm dem Löwen ertheilten Versprechens übergeben. Am 10. August 1175 leistete Wilhelm mit allen seinen Baronen, Prälaten und Aebten in der bischöflichen Kirche von York die zugesagte Huldigung, und der König von England brachte es dahin, daß der König und die Stände von Schottland ihm die Festungen Berwick und Roxborough für immer abtraten und gestatteten, daß das Schloß von Edinburg noch einige Zeit in seinen Händen bliebe. Doch nicht lange dauerte dieser für Schottland demüthigende Vertrag. Richard Löwenherz wünschte, bevor er nach Palästina zog, seinen Rücken zu decken und suchte sich die Freundschaft des Schottenkönigs dadurch zu erwerben, daß er dessen Reiche wiederum volle Unabhängigkeit gewährte. Er leistete gegen 10,000 Mark, welche dieser ihm zahlte, Verzicht auf die Huldigung Wilhelm's, erklärte ausdrücklich, daß diese von seinem Vater erzwungen worden sei und hielt nur diejenige Huldigung aufrecht, welche die schottischen Fürsten wegen ihrer in England belegenen Länder zu leisten pflegten. Alexander II. (1249) nahm einigen Antheil an dem Kriege, welchen Philipp August von Frankreich, gegen König Johann von England führte: doch hatte er genug in seinem eigenen Lande zu thun, um etwas ausrichten zu können. Alexander III. war der letzte männliche Sprosse aus dem Hause Kenneth's. Er hatte die Schwester des englischen Königs Eduard geehelicht und starb, im Jahre 1289, mit Hinterlassung einer Enkelin, der Tochter des Königs Erich von Norwegen und der Margaretha, seiner, (Alexander's III.) Tochter. Diese Enkelin, welche gleich ihrer Mutter Margaretha, hieß, sollte Schottland beherrschen und den ältesten Sohn Eduard's von England heirathen. Allein sie starb, als Kind, auf ihrer Reise von Norwegen nach

Schottland (1291). Die Verwickelungen, welche den Tod Margaretha's zur Folge hatte, werden wir im nächsten Buche erzählen.

§ 65. Irland.

Im Anfange dieses Abschnittes bestanden in Irland noch die fünf Königreiche, deren wir im vorigen Buche*) Erwähnung gethan. Zur Zeit des englischen Königs, Heinrich's II. war Roderich O'Conner König von Connaught und der einflußreichste Mann in Irland. Seine Macht war übrigens nicht groß. Denn weder in Connaught, noch in den anderen vier Königreichen Irland's bestand eine geregelte Staatsverwaltung. In seinem eigenen Gebiete konnte Roderich kaum auf Gehorsam zählen und die Bewohner und Könige der vier übrigen Reiche standen zu sehr unter dem Einfluß roher Leidenschaften und kleinlicher Bestrebungen, als daß es möglich gewesen wäre, sie auch bei den dringendsten Gefahren zu einem kräftigen Zusammenwirken zu bestimmen. Heinrich II., welchem England und ein Drittheil Frankreich's noch nicht genügten, richtete frühzeitig seine Aufmerksamkeit auf Irland. Die Bewohner dieser Insel hatten ihm durchaus keinen Grund zu einer Klage gegeben, doch da zu seiner Zeit die Päpste für Inhaber nicht blos aller himmlischen Gnaden, sondern auch aller irdischen Rechte galten, wandte sich Heinrich an Hadrian III., welcher (als geborner Engländer) ihm, kraft seiner göttlichen Gewalt auf Erden, mit Vergnügen (1156) durch eine Bulle Recht und Gewalt über Irland ertheilte. Er befahl allen Bewohnern der Insel Heinrich II., als ihrem Herrn, zu gehorchen. Ungeachtet dieser päpstlichen Schenkung ließ Heinrich viele Jahre vergehen, bevor er Irland mit Krieg überzog. Er wartete, bis ihm von einem Fürsten dieser Insel selbst die beste Gelegenheit zu deren Unterwerfung geboten wurde. Dermot Macmorrogh, König von Leicester, hatte ein lüsternes Auge auf Dovergilde, die Ehefrau Droric's, Fürsten von Bessey geworfen, und sie mit Gewalt ihrem Gatten geraubt. Droric verband sich mit O'Conner und da Macmorrogh sich durch seine Tyrannei in seinem Reiche verhaßt gemacht hatte, wurde es nicht schwer, diesen aus dem Lande zu treiben. Der verjagte König suchte bei Heinrich II. Zuflucht und erbot sich, ihm zu huldigen, falls er mit englischer Hülfe wieder in den Besitz seines Reiches gelangen sollte. Heinrich lehnte dieses Anerbieten nicht ab, ertheilte dem irländischen Tyrannen die Erlaubniß, in England Werbungen anzustellen, wurde aber dazumal durch seine Streitigkeiten mit den französischen Provinzen und mit dem Papste abgehalten, sich weiter mit Irland zu beschäftigen. Die königlichen Sendschreiben, welche Dermot von Heinrich II. erhalten hatte, bestimmten jedoch den Grafen Richard Strigul mit dem Beinamen Starkbogen, dem flüchtigen Könige Beihülfe zu versprechen unter der Bedingung, daß er ihm seine Tochter Eva zur Frau geben und ihn zum Erben erklären würde. Während sich Strigul zum Kriege rüstete, gewann Dermot zwei Barone von Wales, Robert Fitz Stephens, Connetable von Abertini und Moritz Fitz Gerald. Mit Hülfe dieser drei Edelleute eroberte Dermot sein Königreich Leicester (1172) und machte Anstalten, Roderich aus Connaught zu vertreiben und ganz Irland zu unterwerfen. Waterford und Dublin fielen in die Hände Dermot's und seiner Verbündeten Nach Dermot's Tode warf sich Richard Strigul zum Könige von Leicester auf und setzte den Krieg gegen die übrigen Theile Irlands fort. Die Irländer waren damals außerordentlich wenig kriegsgeübt. Zehn englische Ritter und siebenzig Bogenschützen schlugen bei Waterford 3000 derselben zurück und Richard Strigul trieb mit 90 Rittern und deren Gefolge vor Dublin 30,000 in die Flucht. Als Heinrich II. sah, wie leicht die Eroberung Irland's sei, rückte er selbst mit 500 Rittern dahin, welche genügten,

*) Buch IV. § 36.

das ganze Volk ohne Anwendung von Waffengewalt zur Unterwerfung zu bringen. Er bestätigte den meisten irländischen Häuptlingen ihre Stellen und ließ sich nur von ihnen huldigen. Richard Strigul wurde zum Seneschal von Irland ernannt und mehrere andere englische Ritter erhielten Ländereien zu Lehen. Mit so leichter Mühe wurde Irland besiegt! Schwerer, als Irland zu erobern, war es aber, die Insel auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben, deren Bewohner mit den neuen Verhältnissen, in welche sie gezwungen traten, zu befreunden, mit einem Worte den Sieg auf dem Schlachtfelde in einen Sieg auf dem Gebiete gesetzlicher Ordnung, menschlicher Bildung und gedeihlichen Wohlstands umzuwandeln. Die Gewaltherrschaft, mit welcher andere Eroberer begannen, änderte sich früher oder später in eine wenn nicht freiheitliche, doch erträgliche Staatsordnung um. In Irland blieb seit dem Jahre 1191 die Gewalt das einzige bestehende Recht. Das Land bot den Engländern nicht Reize genug, sich zahlreich daselbst niederzulassen und durch die Künste des Friedens sich die Irländer zu befreunden. Kleine Horden vertbierter Kriegsknechte, welche kein anderes Handwerk, als dasjenige der Waffen verstanden, wurden in das unglückliche Land geschickt, um es in Unterwerfung zu halten. Zwischen diesen und den Eingeborenen konnte nur Feindschaft bestehen. Die einen waren Bedrücker, die anderen Bedrückte. Keine milde Gabe, keine Idee, kein Beispiel des Kunstfleißes oder der Gewerbthätigkeit glich den herben Gegensatz zwischen Sieger und Besiegten aus. Die Irländer verblieben in ihrer Verwilderung, die Engländer, welche unter ihnen wohnten, um sie zu knechten, in ihrem Uebermuthe, ihrer Herrschsucht und ihrer Habgier. Das Christenthum hatte dort, wie aller Orten, nur leere Redensarten für die Gedrückten und setzte den Bedrückern keine Schranken. Das Licht der Vernunft leuchtete in Irland noch weniger, als in den übrigen Ländern Europa's.

Achter Abschnitt.

Die pyrenäische Halbinsel.

§ 66. Die mohammedanischen Reiche.

Der Verlust Toledo's, der alten westgothischen und später maurischen Hauptstadt Spanien's (1085) bildete den Wendepunkt in den Schicksalen der Mohammedaner der pyrenäischen Halbinsel. Die Christen waren im Laufe der Jahrhunderte von den Bergen Asturien's bis in die Nähe von Badajoz und der Grenzen Andalusien's vorgedrungen. Den Saracenen waren nur noch die südlichen Küsten der Halbinsel geblieben. Saragossa war zwar noch in ihrer Macht, allein von den Königen Aragonien's auf's schwerste bedroht. Die Mohammedaner fühlten zu sehr ihre Schwäche gegenüber der wachsenden Macht der Christen, als daß sie nicht auf außerordentliche Mittel, sich zu stärken, gesonnen hätten. Vielleicht wäre Toledo nicht gefallen, hätten die Christen Spanien's nicht kräftige Unterstützung von ihren Glaubensgenossen jenseits der Pyrenäen erhalten. Die Streitmacht des gesammten Islams war derjenigen der Christen, mehr als gewachsen. Die Saracenen Spanien's suchten daher Hülfe bei ihren Glaubensgenossen jenseits der Straße

von Gibralter. In Afrika besaßen die Morabethen*) (oder Almoraviden) ein mächtiges Reich. Troß dem Widerstreben der ferner blickenden Staatsmänner unter den spanischen Mohammedanern wurde eine Gesandtschaft an Jussuff ben Teschfin nach Marocco abgeschickt, welche ihn einlud, mit einer bedeutenden Streitmacht dem gefährdeten Islam in Spanien zu Hülfe zu kommen. Jussuff verlangte und erhielt die Uebergabe der Festung Algesiras und erschien mit einem zahlreichen Heere in Spanien. Im October 1086 schlug Jussuff in der Ebene von Zalaca, ohnweit Badajoz, das christliche Heer. Allein er war mehr darauf bedacht, sich seine eigenen Glaubensgenossen in Spanien zu unterwerfen, als seinen Sieg gegen die Christen zu benützen. Auch mußte er schon (1087) nach Africa zurückkehren. Im Jahre 1088 kam er wieder nach Spanien und verkündete einen Glaubenskrieg gegen die Christen. Doch die Zeit religiöser Begeisterung war für die Saracenen Spanien's vorübergegangen. Die Eifersucht, mit welcher sich die verschiedenen mohammedanischen Herrscher Spanien's gegenseitig bewachten, ließ keine kräftigen gemeinsamen Maßregeln aufkommen. Nur die eiserne Ruthe eines Despoten mochte sie vielleicht zum Gehorsam zwingen. Ein solcher war Jussuf ben Teschfin. Als er (1091) zum drittenmal in Spanien landete, richtete er seine Streitkräfte zunächst gegen die mohammedanischen Fürsten. Der Erste, welche seine Hand fühlte, war Abdallah ben Balkin, König von Granada. Bald darauf wurde dessen Bruder Timur ben Balkin, Herrscher in Malaga, abgesetzt. Mohammed Almoateded, König von Cordova, kam dann an die Reihe. Nachdem diese drei mächtigsten Fürsten besiegt und als Gefangene nach Afrika geschleppt worden waren, unterwarf Jussuf ohne große Mühe die übrigen mohammedanischen Fürsten von Andalusien, Valencia, Algarbien und Badajoz. Der König Abu Dschiafar von Saragossa erhielt sich dadurch eine Scheinherrschaft, daß er dem mächtigen Jussuf Tribut zahlte.

Das Reich der Almoraviden in Spanien besaß zwar mehr Kraft, als die vielen kleinen mohammedanischen Fürstenthümer der früheren Zeit. Allein da es sich auf die rohen Horden der Afrikaner stützen mußte, litt die feinere Bildung, welche sich die Mauren in günstigeren Zeiten angeeignet hatten, unter dem rauhen Griffe der Despoten. Die Zwietracht, welche dazumal die christlichen Herrscher Spanien's trennte, gestattete Jussuff ben Teschfin, seine Herrschaft in Spanien zu befestigen. Im Jahre 1102 ließ er zu Cordova seinen Sohn Ali zum Erben seines weiten Reiches ernennen. Bald darauf kehrte er nach Marocco zurück, woselbst er (1106) starb. Ali begann ohne Verzug den Krieg mit den Christen, schlug (1107) die Castilianer bei Ucles, ohne jedoch bleibende Vortheile zu erringen. Abu Dschiafar's unfähiger Sohn Abd Almelik wußte sich der ihn umringenden Feinde nicht anders zu erwehren, als daß er sich mit seinem gefährlichsten Gegner, dem Könige von Aragon verband (1116). Er rettete dadurch seine Herrschaft nicht. Schon nach zwei Jahren (1118) ergab sich Saragossa, diese letzte Vormauer im Norden Spaniens an den König von Aragon, und Abd Almelik schämte sich nicht, ein kleines Gebiet als Lehensmann des Aragonischen Königs anzunehmen. Die Herrschaft der Almoraviden war den Mohammedanern Spanien's immer verhaßt gewesen. Im Augenblicke, da die Christen mehr und mehr die Mohammedaner bedrohten, brach (1120) ein bedenklicher Aufstand in Andalusien aus, welchen Ali nur mit Mühe und indem er sich die Bedingungen seiner Gegner gefallen ließ, unterdrücken konnte (1121). Größere Gefahren bedrohten ihre Herrschaft in Afrika, indem dort die Almohaden (Mowaheddin†) ihnen feindlich entgegentraten. Gegen die Portugiesen verloren die Mohammedaner die Schlacht bei Urika (1138). Der König Alphons Raimund von Castilien trat ihnen vom Norden her mit Kraft entgegen, mehrere Städte Andalusien's empörten sich von neuem

*) Siehe § 17. †) Siehe §. 17.

und schwächten die, schon in ihren Grundfesten erschütterte, Macht der Almoraviden. Ali starb (1142). Sein Sohn Taschfin ben Ali, verlor, nachdem er vergeblich gegen die Almohaden gekämpft hatte (1144) sein Leben. Während die Mohammedaner in Afrika sich gegenseitig wüthend bekämpften, nahmen die Christen ihnen eine Stadt nach der andern ab. Doch nachdem sich Abdel Mumen in Afrika festgesetzt hatte, bot er die ganze Macht seines weiten Reiches auf, um Spanien wieder zu gewinnen. Mittlerweile waren jedoch Cordova, Malaga und Sevilla, Calatrava, Almeria und Lissabon in die Hände der Christen gefallen. Mit Mühe wurden diese Städte später von den Almohaden wieder erobert. Abdel Mumen, welcher auf den Schwingen des Fanatismus das Reich der Almohaden, wenn nicht begründet, doch befestigt und sicher gestellt hatte, versuchte denselben Eifer, welchen er und sein Freund Mohadi Mohammed gegen seine mohammedanischen Feinde entzündet hatten, nach deren Besiegung, gegen die Christen in Bewegung zu setzen. Er verkündete den Glaubenskrieg und sammelte ein Heer, welches auf 400,000 Streiter geschätzt wurde, um es auf Spanien zu werfen. Doch bevor er es dahin führen konnte, starb Abdel Mumen (1162). Sein Sohn und Nachfolger, Jussuf Abu Yagur, entließ das Heer und bemühte sich, durch die Künste des Friedens, die Wunden zu heilen, welche die Kriege seines Vaters zwei Welttheilen geschlagen hatten. Erst im Jahre 1170 fand er Zeit, nach Spanien über zu setzen, welches dazumal ziemlich ruhig war. Nur Sad, der mohammedanische König von Valencia, welcher mit den Christen im Bunde stand, störte den herrschenden Frieden durch Einfälle in das Gebiet der Almohaden. Doch vermochte er nicht lange, Jussuf zu widerstehen. Er selbst wurde aus Valencia vertrieben und suchte in Mayorca eine Zufluchtsstätte. Seine drei Söhne, die Beherrscher von Denia, Alicante und Murcia erkannten die Oberlehensherrlichkeit der Almohaden an, welche von dieser Zeit an das ganze mohammedanische Spanien unter ihrer Herrschaft vereinigten. Im Laufe eines Jahrhunderts (1085—1185) verloren die Mohammedaner, trotz aller ihrer Anstrengungen, ganz Catalonien, und außer vielen kleineren Städten die wichtigen Plätze Lissabon und Saragossa, welche die Christen dauernd behaupteten. Diese machten, ungeachtet wiederholter Siege, welche sie über die Mohammedaner errangen, keine bedeutenderen Fortschritte, weil sie unter sich fast immer in Kriege verwickelt waren. Im Jahre 1187 verlor Jusuff, im Kampfe mit den Portugiesen, vor Santarem, das Leben. Sein Sohn Yakub ben Jussuf, welcher später den Beinamen Almansor erhielt, folgte ihm nach. Anfangs in Afrika zurückgehalten, landete er (1194) mit starker Heeresmacht in Spanien. In der Ebene von Alarcos schlug er den König Alphons VIII. von Castilien (1195), welcher die Schlacht annahm, bevor die Könige von Leon und Navarra sich mit ihm vereinigt hatten. Diese beiden Letzteren wurden dadurch dermaßen aufgebracht, daß sie mit Alphons in Krieg geriethen. Yakub rückte in Folge dieses Sieges in Castilien ein und eroberte die Städte Guadalaxara, Calatrava, Madrid, Esalona, Salamanca und andere. Vergeblich belagerte er jedoch Toledo. Bald darauf kehrte er nach Afrika zurück und starb (1198). Ihm folgte der Ruhm eines großmüthigen und tapfern Herrschers in das Grab nach. Sein Sohn Mohammed, Abu Abdallah, mit dem Beinamen Alnassir, welcher seinem Vater weder in den Tugenden des Friedens, noch in den Talenten des Krieges gleich kam, begann seine Herrschaft. Der Papst Innocenz III. hatte einen Kreuzzug gegen die Saracenen Spanien's verkündigt, indem die Rüstungen Mohammed's so furchtbar geschildert wurden, daß man dieselben mit denjenigen Abd Errahman's verglich. Doch Mohammed vergeudete die besten Kräfte seines Heeres in unbedeutenden Unternehmungen. Zwar zogen sich bald schon die aus den Nachbarländern herbeigeeilten christlichen Freiwilligen von dem Kampfplatze zurück, dennoch gewannen die verbundenen Könige von Navarra, Aragon und Castilien

die Schlacht von Tolosa (1211), in welcher die Mohammedaner 160,000 Mann verloren haben sollen. Mit Mühe rettete sich Mohammed Abu Abdallah durch die Flucht und starb nicht lange darauf (1213) in Afrika. Sein Sohn und Nachfolger Jussuf Abu Jakub war bei seines Vaters Tode erst elf Jahre alt. An seiner Stelle herrschten seine Oheime in Spanien und Afrika. Er selbst brachte sein Leben im Harem oder im Verkehre mit seinen Schäfern zu. Sein Tod (1223) gab allen ehrgeizigen und herrschsüchtigen Mitgliedern seiner Familie die erwünschte Gelegenheit, ihren Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Abul Melik Abdelwahid, der Bruder Mohammed's Alnassir folgte ihm anfangs nach, wurde aber schon nach acht Monaten seines Reiches und der Herrschaft beraubt. Abdallah Abu Mohammed, mit dem Beinamen Aladel, der Statthalter von Valencia und Murcia warf sich an seiner Stelle zum Herrscher auf. Er hatte jedoch zu viel in Spanien zu thun, als daß er Afrika besuchen konnte. Sein Bruder, der Beherrscher von Baeza und Jaen in Andalusien, mußte sich dem Könige Ferdinand III. von Castilien unterwerfen. Er selbst glaubte dies auch thun zu müssen und wurde von den darüber aufgebrachten Großen des Reiches ermordet (1225). Almamun Abu Ali, Aladel's Bruder, wurde darauf zum Könige von Mauritanien und Spanien ausgerufen. Er hatte mit seinen widerspenstigen Großen zu kämpfen und wurde von den Christen in Spanien hart bedrängt. Im Westen verlor er Elvas und wurde Badajoz von den Christen zerstört. Im Herzen Andalusien's eroberten diese Lora und Alhambra, während Jaen belagert und Valencia verheert wurde. Durch furchtbare Grausamkeit stellte Almamun zwar in Afrika seine Gewalt wieder her, in Spanien wurde sie aber immer schwächer. Verschiedene Ehrgeizige suchten sich gegenseitig die Herrschaft streitig zu machen. Die balearischen Inseln gingen während dieser inneren Kämpfe an den König von Aragonien verloren (1231). In gleichem Jahre starb Almamun. Mohammed Abu Abdallah, sein Neffe, folgte ihm in Spanien nach. Ungeachtet aller seiner Thätigkeit vermochte er nicht zu hindern, daß Cordova an die Christen verloren ging, während Murcia, Alicante, Orihuela, Lorca und andere Städte von unabhängigen kleinen mohammedanischen Fürsten (Wali's) beherrscht wurden. Mohammed Abu Abdallah erhob Granada zu der Hauptstadt seines Reiches, welches sich, wenn auch nicht ohne große Gefahren und Demüthigungen, doch bis zum Jahre 1492 erhielt. Mohammed mit dem Beinamen ben Alhamar mußte sein kleines Reich, das sich von Algesiras längs der Küste nur bis Almeria und landeinwärts nur bis Jaen und Huesca erstreckte, dem Könige Ferdinand von Castilien zu Lehen geben und als dessen Vasall seine eigenen Glaubensgenossen bekriegen. Nur die fortgesetzten Zwistigkeiten, welche die Christen unter sich hegten, retteten damals die geschwächten und führerlosen mohammedanischen Reiche Spanien's. Mohammed ben Alhamar war eines bessern Schicksals würdig. Er leistete mit seinen geringen Kräften Großes. Allein umringt von übermächtigen Feinden und herrschsüchtigen kleinen Tyrannen konnte er mit Mühe die letzten Reste der mohammedanischen Herrschaft in Spanien vor dem Untergange bewahren. Ihm folgte nach seinem Tode (1272) sein Sohn, Mohammed II., welcher ganz in die Fußtapfen seines Vaters trat. Anfangs suchte auch er, die Freundschaft der Christen zu gewinnen. Bald überzeugte er sich aber, daß von diesen alle Verlegenheiten ausgingen, welche ihm seine widerspenstigen Statthalter bereiteten. Er wandte sich daher, im Jahre 1274, an Abu Jussuf, den Beherrscher Mauritaniens, welcher, nachdem ihm die beiden wichtigsten Festungen Andalusien's übergeben worden waren, Hülfe sandte. Im darauf folgenden Jahre (1275) kam Abu Jusuff selbst an der Spitze eines mächtigen Heeres nach Spanien: doch auch dieses konnte keinen Umschwung in den Angelegenheiten der spanischen Mohammedaner herbeiführen. Abu Jussuf zog sich (1276) nach Algesiras und vom Kampfplatze zurück. Mit Mühe erhielt

Mohammed II. (1277) einen Frieden, welchen er dazu verwandte, seine Hauptstadt Granada mit Bauwerken zu schmücken, Künste und Wissenschaften zu fördern und den Wohlstand seines kleinen Reiches zu heben. Doch schon 1279 begann der Krieg von neuem zu wüthen. Bald zeigte es sich, daß Abu Jussuff, so wenig als früher die Almohaden und Almoraviden Afrika's, aus Rücksicht für den Glauben nach Spanien übergesetzt war. Er verband sich zuerst mit Alphons von Castilien gegen dessen Sohn Sancho, welcher bei Mohammed II. Hülfe gefunden hatte, so daß Mohammedaner Mohammedanern und Christen Christen gegenüber standen. Später wiegelte Abu Jussuf die Statthalter Mohammed's gegen diesen auf und bestimmte einige derselben, ihn, statt Mohammed anzuerkennen. Ungeachtet aller ihrer Ränke konnten die Könige von Mauritanien, oder Maroco sich nicht in Spanien behaupten. Algesiras fiel zuerst in die Hände Sancho's und dann Mohammed's II. Doch wurde durch die Zwistigkeiten im eigenen Lager die trübe Lage der Mohammedaner in Spanien immer trostloser.

§ 67. Leon und Castilien.

Im Anfange unseres Zeitabschnittes bestanden in der pyrenäischen Halbinsel drei Hauptgruppen christlicher Staaten, deren eine in der Mitte Leon und Castilien nebst Asturien und Galizien umfaßte, Portugal, welches sich bald davon als selbstständiges Reich ablöste, bildete im Westen die zweite und die Länder der ehemaligen spanischen Mark, Aragon und Navarra im Osten die dritte. Obgleich diese drei Abtheilungen der christlichen Reiche oft mit einander stritten, und selten systematisch den Mohammedanern entgegentraten, so besaßen sie doch eine gewisse kriegerische Ordnung, indem Leon und Castilien den Mittelpunkt, Aragon und Navarra den linken, Portugal den rechten Flügel der Angriffslinie der Christen gegen die Mohammedaner vorstellten. Diese Vertheilung der christlichen Streitkräfte war weit günstiger, als diejenige der Mohammedaner, deren Mittelpunkt in Andalusien belegen war, und daher im Osten sich zu weit (bis nach Saragossa und Huesca) von diesem entfernte, während im Westen Algarbien sich nicht weit genug ausdehnte. Der Tayo bildete die schwankende Gränze zwischen der Herrschaft der Christen und Mohammedaner, welche jedoch auf ihrer ganzen Länge bald schon überschritten wurde. Um dieselbe Zeit, da im Osten, in Palästina die Christen eine Niederlage nach der anderen erlitten, rückten sie im äußersten Westen der damals bekannten Welt, in Spanien immer weiter vor. Alle Völker führten im Mittelalter Glaubenskriege, keines aber so lange, als Spanier und Portugiesen. Diesem Umstande ist der religiöse Fanatismus, in welchem diese Völker mehr, als alle anderen befangen sind, in großem Maße zuzuschreiben. Von der Glaubenswuth, welche die Gesammtheit dieser beiden Nationen beseelt, sind auch ihre Geschichtschreiber mehr oder weniger alle durchdrungen. Wundergeschichten der abgeschmacktesten Art finden sich in spanischen und portugiesischen Geschichtswerken häufiger, als in ähnlichen Büchern anderer Völker. Engelserscheinungen sind bei ihnen an der Tagesordnung. Wie an den Kämpfen zwischen Griechen und Trojanern, so nahm auch an denjenigen zwischen den Christen und Mohammedanern der pyrenäischen Halbinsel der ganze Himmel Antheil. Die christlichen Götter unterscheiden sich von denjenigen der Griechen nur dadurch, daß sie ohne alle Gefahr mitkämpfen können, indem sie unverwundbar sind und mit übernatürlichen Waffen kämpfen, während der Ares der Griechen sich selbst seiner Haut wehrte und einmal sogar verwundet wurde.

Nachdem Alphons IV. von Leon und Castilien (1085) Toledo gewonnen hatte, war er hauptsächlich darauf bedacht, diese wichtige Eroberung für alle Zukunft sicher zu stellen. Dem Grafen Heinrich von Besancon, einem Verwandten seiner Gattin Constanze

gab er seine uneheliche Tochter Therese zur Frau und seine portugiesischen Besitzungen zur Mitgift. Diese dehnten sich von Oporto bis zu den Grenzen des mohammedanischen Königsreiches Badajoz aus. Seine eheliche Tochter Elvira gab er dem Grafen von Toulouse. Früher schon hatte er seine älteste Tochter Urraca und die Statthalterschaft von Galizien dem Grafen Raimund von Burgund verliehen. Alle drei Grafen waren Franzosen von Geburt und hatten auf den Wunsch ihres Königs, Philipp I., ihre Dienste dem Könige von Castilien gewidmet. Vor seinem Tode theilte Alphon's VI. sein Reich unter seine Nachkommen. Der Urraca, welche später Alphon's I. von Aragon und Navarra ehelichte, hinterließ er Leon und Castilien; deren Sohne Alphons Raimund Galizien. Portugal hatte er schon früher seiner Tochter Therese mitgegeben. Durch diese Zerreißung seines Reiches schwächte er mehr die Macht der Christen, als alle seine früheren Siege sie gestärkt hatten. Alphons starb 1109. Seine Tochter Urraca gerieth bald in offenen Streit mit ihrem Gatten Alphons. Sie war ein ausschweifendes Weib, welches damals mit Diego Gomez zusammen lebte. Dessen ungeachtet nahmen sich die Castilianer ihrer an. In der Schlacht bei Sepulveda (1111) wurden die Truppen der Königin geschlagen; Diego verlor darin sein Leben. Urraca tröstete sich aber mit dem Grafen von Lara, dem sie mehrere Töchter gebar. Nach blutigen und verheerenden Kriegen wurde endlich (1114) die Ehe Urraca's und Alfonso's für nichtig erklärt, wodurch dieser alle seine Ansprüche auf Leon und Castilien verlor, und gezwungen wurde, sich nach Aragon zurück zu ziehen. Doch Ruhe und Frieden kehrten in Leon und Castilien nicht ein, so lange Urraca lebte. Bevor sie Königin geworden war, hatte sie an der Ermordung ihres Bruders Sancho vor Zamora Antheil genommen. Nur über diese Leiche konnte sie sich Bahn zum Throne brechen. Nachdem sie von ihrem Gatten wegen Untreue verstoßen worden war, bekriegte sie ihn, und als er nach der Scheidung Castilien räumte, ihren Sohn, den Statthalter von Galizien, indem sie auch diese Provinz an sich reißen wollte. Endlich (1126) starb sie, ohne eheliche Kinder zweiter Ehe zu hinterlassen. Ihr Sohn erster Ehe, Alphons VIII., vereinigte mit Galizien; das er schon inne hatte, Leon und Castilien. Zuerst kämpfte er mit dem Könige von Aragon um den Besitz einiger Festungen. Später führte er mit den Mohammedanern Krieg. Als aber Alphons I. von Aragon (1134) gefallen war, suchte der König von Castilien ganz Spanien unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Er zwang den König von Navarra und die Grafen von Barcelona und Toulouse ihm den Lehenseid zu leisten und gab die aragonischen Städte, in deren Besitz er sich als Bundesgenosse Ramiro's von Aragon gesetzt hatte, nur heraus, nachdem dieser seine Oberlehnsherrlichkeit über dieselben anerkannt hatte. Im Vollgefühle seiner Wichtigkeit nahm er (1135) bei seiner Rückkehr nach Leon den Kaisertitel an und regte dadurch das Unabhängigkeitsgefühl der übrigen Könige der pyrenäischen Halbinsel im stärksten Grade auf. Die Beherrscher von Navarra und Portugal bekriegten ihn. Endlich (1144) wurde Friede gemacht. Gacia von Navarra ehelichte eine uneheliche Tochter Alfonso's und Sancho, Alfonso's Sohn, eine Prinzessin von Navarra. Die Kriege, welche Alphons mit den christlichen Fürsten der Halbinsel führte, hatten keine andern Folgen, als Blutvergießen und Verheerung. Durch die Kämpfe dagegen, welche er im Bunde mit dem Könige von Aragon und dem Beherrscher von Portugal gegen die Mohammedaner ausfocht, wurden die Grenzen der christlichen Reiche vom Tajo bis zur Sierra Morena erweitert, und selbst mehrere mohammedanische Statthalter von Andalusien unterworfen. Auch Alphons theilte, gleich seinem Großvater, vor seinem Tode das Reich. Seinem ältesten Sohne Sancho verlieh er Castilien, dem zweiten, Ferdinand, Leon, Asturien und Galizien. Die Vergrößerung seines Reiches dankte er den günstigen Verhältnissen, in denen er lebte, die Zertheilung desselben in zwei Hälften war ganz und

gar sein Wert. Gegen das Ende seiner Regierung wurde der später so berühmt gewordene Orden von Alcantara gegründet. Zwei Ritter von Salamanca, Don Suero und Don Gomez, erbauten unter Beihülfe des Einsiedlers Amando in der Nähe des Flusses Coales das feste Schloß St. Julian. Mehrere Abentheurer verbanden sich mit ihnen und machten glückliche Einfälle in das Gebiet der Mohammedaner. Die Ritter, welche sich Anfangs von St. Julian und später von Alcantara nannten, erhielten vom Bischofe ihres Sprengels die Regel des Benedict und wurden bald mächtig und reich.

Alphons starb 1157; sein Sohn und Nachfolger in Castilien Sancho III. schon 1158. Dessen Sohn Alphons VIII. war bei dem Tode seines Vaters erst drei Jahre alt. Die Häuser Lara und Castro stritten sich um die Vormundschaft. Ferdinand II. von Leon mischte sich in den Zwist der Castilianer, der König von Navarra suchte im Trüben zu fischen, indem er mehrere Plätze an der Grenze in Besitz nahm. Endlich (1170) wurde der junge König volljährig, ehelichte die Tochter Heinrich's II. von England, Eleonoren und nahm die Zügel der Regierung in seine eigenen Hände.

Der König Ferdinand von Leon führte abwechselnd mit Portugal, Castilien und den Mohammedanern Kriege. Er gewann Badajoz, Caceres und schlug wiederholt die Feldherren des Almohaden Jussuf. Doch hatten die Christen Mühe, ihre Eroberungen gegen die Mohammedaner zu behaupten, was die Gründung der beiden anderen spanischen Ritterorden von Calatrava und Sant Jago zur Folge hatte. Der erstere wurde von zwei Cistercienser Mönchen Raimund, Abt von Fitero und Diego Velasquez, welche früher die Waffen geführt hatten, gestiftet. Als die Templer die Feste Calatrava, welche ihnen der s. g. Kaiser Alphons anvertraut hatte, der Regentschaft zurückgaben, weil sie nicht den Muth hatten, sie ferner zu vertheidigen, erboten sich jene beiden Männer, sie zu behaupten. Der Antrag wurde angenommen. Der Abt predigte das Kreuz und sammelte bald ein Heer von 20,000 Mann, welches er nach Calatrava führte. Dort gründete Raimund den Orden und gab ihm die Regel der Cistercienser. Der Orden von Sant Jago wurde von einigen Räubern gegründet, welche über ihre Sünden Gewissensbisse zu fühlen behaupteten. Don Pedro Fernandez erwog, daß er und seine Genossen ihren alten Gewohnheiten vollkommen treu bleiben könnten, wenn sie dieselben nur auf die Mohammedaner beschränken wollten, und daß diese Selbstbeschränkung reichlich aufgewogen würde durch den Schein der Heiligkeit, den sie dadurch gewannen. Die Räuberbande nahm die Regel Augustin's an, wurde vom König Ferdinand bestätigt, erkor auf dessen Vorschlag Sant Jago zum Schutzheiligen, und setzte ihr altes Handwerk mit weit größerm Erfolge, als jemals zuvor gegen die Mohammedaner fort. Die Räuber verwandelten sich in Glaubenshelden und wurden mit Reichthümern überschüttet. So gering war damals, und ist am Ende auch noch in unsern Tagen der Unterschied zwischen einem von den Gesetzten verfolgten Straßenräuber und einem von denselben begünstigten Kämpfer für Gott und Vaterland.

Ferdinand von Leon starb 1188. Ihm folgte sein Sohn Alphons IX. Dieser ehelichte Theresen, die Tochter seines Oheims Sancho I. von Portugal, und verwickelte sich dadurch in einen Streit mit dem Papste Cölestin III. welcher zwar offene Verletzungen aller Vorschriften Christi, die schreiendsten Schandthaten, welche zu seiner Zeit statt fanden, nicht rügte, allein eine Verletzung des von den Päpsten gegebenen s. g. kanonischen Rechts nicht dulden wollte. Hätte sich Alphons vor Eingehung der Ehe an den Papst gewendet, so hätte er ohne Zweifel, wie tausende früher und später, gegen die üblichen Gebühren Dispens erhalten. Da er es aber versäumt hatte, die göttliche Gewalt der Löseschlüssel bei Zeiten anzuerkennen, sollte er dafür gezüchtigt werden. Seine Ehe wurde auf einer unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten zu Salamanca gehaltenen Kirchenversammlung für nichtig erklärt. Vier Bischöfe, welche die Ansicht der Mehrheit nicht theilten, wurden

excommunicirt. Im Jahre 1173 wurde das Königreich Leon mit dem Interdicte belegt. Das verdummte Volk begann zu murren nicht gegen den tyrannischen Papst, sondern gegen die Opfer seiner Herrschsucht, ihren König und ihre Königin. Beide besaßen nicht den Muth, das Joch des römischen Oberpfaffen zu brechen und kühn seiner Tyrannei entgegenzutreten. Sie unterwarfen und trennten sich (1195). In demselben Jahre erlitt Alphons VIII. von Castilien*) die schwere Niederlage bei Alarcos, und überwarf sich in deren Folge mit dem Könige von Leon. Mit Mühe brachten (1197) die Großen beider Reiche einen Frieden zu Stande, welcher besiegelt werden sollte durch die Heirath Alfonso's von Leon mit Berengaria, der Tochter des Königs von Castilien, welche jedoch im gleichen Grade, wie Therese, des Königs von Portugal Tochter, mit ihm verwandt war. Die Hochzeit wurde feierlich in Vallodolid begangen. Kein Geistlicher that Einsprache. Doch der Papst Innocenz III. setzte wiederum jede andere Rücksicht, als diejenige päpstlicher Herrschsucht außer Augen. König und Königin wurden excommunicirt, das Reich Leon mit dem Banne belegt, und obgleich einige Prälaten die Blitze des Vaticans, für tyrannisch und wirkungslos erkläten, gab das königliche Ehepaar (1204) nach, trennte sich und war damit zufrieden, daß ihre Nachkommenschaft als rechtmäßig anerkannt wurde. Die Trennung des Ehebundes, durch welchen die Häuser von Leon und Castilien in Frieden vereint werden sollten, hatte Streitigkeiten zwischen denselben zur natürlichen Folge, welche den Mohammedanern zu statten kamen. Dennoch erlitten diese bei Tolosa durch Alphons von Castilien eine furchtbare Niederlage.†) Der König von Leon ergriff die Gelegenheit und bemächtigte sich während der Castilianer mit den Mauren kämpfte, der zwischen ihnen in Streit befangenen Festungen. Bald nach seinem glänzenden Siege starb Alphons VIII. von Castilien (1214). Sein Sohn und Nachfolger Heinrich I. war erst elf Jahre alt. Seine ältere Schwester, die von Alphons, König von Leon, geschiedene Berengaria führte anfangs die Regentschaft, vermochte jedoch nicht, den zügellosen Adel, namentlich des Hauses Lara in den Schranken der Ordnung zu halten. Schon im folgenden Jahre (1215) übergab sie die vormundschaftliche Regierung an Alvaro Nunnez de Lara, welcher sie in eigennützigster und gewaltthätigster Weise führte, bis Heinrich (1219) während er im Hofe des bischöflichen Palastes zu Palencia spielte, von einem Dachziegel todt geschlagen wurde. Doch auch dann wollte Alvaro die Herrschaft noch nicht aus den Händen geben und mußte mit Gewalt dazu getrieben werden.

Berengaria wurde von dem Adel und der Geistlichkeit des Königreiches Castilien als rechtmäßige Königin anerkannt, worauf sie die Herrschaft ihrem Sohne Ferdinand III. abtrat. Sein eigener Vater, der König Alphons IX. von Leon fiel, während Ferdinand noch mit Alvaro kämpfte, in Castilien ein. Alphons war seinen zwei Frauen ein untreuer Gatte gewesen, und war seinem Sohne kein besserer Vater. Er mußte jedoch seine Pläne aufgeben, indem Adel und Geistlichkeit (von dem Volke ist in dieser t u en Zeit selten die Rede) ihm mit Nachdruck entgegentraten. Erst als Alvaro (1219) starb, kam das Land wieder zu Ruhe.

Nachdem der Friede im Innern hergestellt war, bereiteten sich die Könige von Castilien und von Leon zum Kriege gegen die Mohammedaner vor. Das Kreuz wurde im ganzen christlichen Spanien gepredigt. Zwar strömten Tausende beutelustiger Abentheurer und ablaßgieriger Sünder zusammen. Doch Ferdinand hatte wichtigeres im eigenen Lande zu thun: er ließ Ketzer verbrennen. Der Sohn des Ehepaares, welches von Papst Innocenz III. so bitter und unnatürlich verfolgt wurde, gab sich frühzeitig als den wüthendsten Pfaffenknecht zu erkennen. So mächtig ist die Erziehung! Der Sieg, welchen die Päpste Cölestin und Innocenz über den gesunden Menschenverstand und das natürliche Gefühl

*) Siehe im vorigen § 66. †) Siehe im vorigen § 66.

davon trugen, als sie hinter einander die beiden Ehen Alphon's IX. von Leon trennten, befestigte das Reich des Unsinns und des Aberglaubens in Spanien. Seine ersten Folgen waren die von Ferdinand geleiteten Ketzerverfolgungen. Nachdem der König sich mit dem Blute sogenannter ungläubiger Christen gesättigt hatte, wandte er sich gegen die Mohammedaner, um diese seinen Haß gegen die „Ungläubigen" fühlen zu lassen. Der Glaube der Mohammedaner des Mittelalters konnte den Vergleich mit demjenigen der Christen jeder Zeit sehr wohl aushalten. Kein vernünftiger Mensch glaubt in unsern Tagen mehr an den Unsinn, welcher damals unter dem Namen des Christenthums die Köpfe verrückte. Wenn der Unglaube gegenüber dem christlichen Pfaffenthume ein Vorwurf ist, so trifft er mit gleicher Stärke, als die Mohammedaner des Mittelalters die aufgeklärten Menschen aller Zeiten. Es ist daher sehr verkehrt, wenn Schriftsteller unserer Tage, dem Beispiele der glaubenswüthigen Schriftsteller des Mittelalters folgend, noch immer die Mohammedaner Ungläubige nennen. Mit weit größerm Rechte würden sämmtliche Christen des Mittelalters mit Ausnahme der von ihnen als Ketzer verfolgten Menschen von religiösem Freiheitsgefühle, Abergläubige genannt. Die Lage der Mohammedaner in Spanien war übrigens zur Zeit Ferdinand's III. von Castilien so ungünstig, daß dieselben erneute große Verluste erlitten. In den Jahren 1225 bis 1230 wurde die Macht der Mauren bis auf wenige Trümmer gebrochen. Ferdinand von Castilien eroberte einen Theil von Estremadura und Murcia und nahm Alhambra, Jakob von Aragon riß einen Theil von Valencia an sich, der König von Portugal Elvas und Alphons von Leon Badajoz. Durch den Tod des letztern (1230) wurden Leon und Castilien wieder vereinigt. Zwar hatte Alphons seine beiden Töchter gemeinschaftlich zu Erbinnen des Reiches, mit Ausschluß seines Sohnes eingesetzt. Allein mit Hülfe seiner Mutter Berengaria gelang es ihm, seine beiden Halbschwestern zu einem Vergleiche zu bestimmen, in welchem sie gegen geringe Entschädigung auf ihre Ansprüche verzichteten. Von dieser Zeit an blieben Castilien und Leon vereinigt. Ferdinand III. herrschte von dem biscaischen Meerbusen bis in die Nähe des Guadalquivir und von den Grenzen Portugal's bis zu denjenigen von Aragon und Valencia. Im Besitze der reichen Hülfsquellen, welche diese Länder ihm boten, und im Frieden mit den übrigen christlichen Königen Spanien's besiegte Ferdinand III. (i. J. 1233) den König von Murcia, Aben Hud, zwang den König von Granada, sich seiner Oberlehnsherrlichkeit zu unterwerfen und eroberte hintereinander Cordova, Merida, Sevilla, Jaen und ganz Murcia. Seine Regierung hatte Ferdinand III. mit der Verbrennung von „Ketzer" begonnen; er schloß sie, als wahrer Pfaffenknecht, mit allen Aeußerlichkeiten, welche dazumal für Beweise besonderer Frömmigkeit galten. Mit eigener Hand hatte er zu Palencia den Holzstoß angezündet, welcher mehreren s. g. „Ketzern" den Tod gab. Er fastete haufig und geißelte sich selbst. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß er (1671) heilig gesprochen wurde. Sein ältester Sohn, Alphons X., welcher den Beinamen El Sabio, der Gelehrte, erhielt, giebt uns einen Begriff von dem, was die spanischen Christen dazumal unter Gelehrsamkeit verstanden. Zuerst wollte Alphons Gascognien, welches damals im Besitze der Engländer war, erwerben, ließ sich jedoch gern bestimmen, seine Ansprüche in der Art aufzugeben, daß dieselben als Mitgift seiner Schwester Eleonore, welche den englischen Prinzen Eduard (1254) heiratbete, angesehen werden sollten. Mit größerer Beharrlichkeit verfolgte Alphons seine weit weniger begründeten Ansprüche auf das ferne Herzogthum Schwaben, welches längst aufgehört hatte, ein wirkliches Dasein zu haben, indem die hohenstaufischen Hausgüter verkauft, verpfändet, zerrissen und vergessen worden waren, während die herzogliche Gewalt in ganz Deutschland, als solche, untergegangen war. Die Mutter des Königs Alphons, Elise, eine Tochter des deutschen Kaisers Philipp, mochte ihrem Sohne

große Begriffe von dem Herzogthum Schwaben und der Würde eines römischen Kaisers beigebracht haben. Statt an die naheliegenden Bedürfnisse seines Reiches und an die Erweiterung der Grenzen desselben in der pyrenäischen Halbinsel zu denken, verschwendete er die besten Kräfte auf die Erwerbung zweier Schatten. Auch die deutsche Kaiserwürde war, gleich dem Herzogthume Schwaben, keine Wirklichkeit mehr, wie der englische Nebenbuhler des Castilianers, Richard von Cornwallis, zu seinem Verdrusse erfuhr. Durch vieles Geld, womit er die deutschen Kurfürsten bestechen ließ, setzte er nicht mehr durch, als daß er in ungültiger Weise zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Er hielt es aber für sicherer, in Spanien zu verbleiben und hütete sich wohl, seine Person einzusetzen, um sein Ziel in Deutschland zu erreichen. Als Richard (1271) starb, glaubte Alphons, jetzt könne ihm die Kaiserkrone nicht mehr entgehen. Allein trotz aller seiner Bemühungen blieben seine Ansprüche gänzlich unberücksichtigt und als er, nachdem Rudolph von Habsburg seinen Frieden mit den Päpsten gemacht hatte, noch immer nicht aufhörte, sie zu behelligen, wurden seine wenigen Anhänger sogar von Gregor X. excommunicirt. Ungeachtet aller seiner Gelehrsamkeit hatte Alphons doch auch seine fleischlichen Schwächen. Eine der Früchte derselben war seine Tochter Beatrix von Guzman, welche er an den König Alphons II. von Portugal verheirathete, und der er Algarbien zur Mitgift schenkte. Der Adel und das gesammte Volk hatte allen Grund mit dem Könige unzufrieden zu sein. Das Volk trug seine Leiden mit Geduld. Der Adel aber ergriff die Gelegenheit, welche des Königs Fehlgriffe ihm boten, mit Vergnügen, um einen Aufstand gegen ihn anzuzetteln. An der Spitze der Unzufriedenen stand der Infant Don Philipp, des Königs Bruder und Don Nunno Gonsalez de Lara. An dem Könige Aben Alhamar von Granada fanden sie eine Stütze. Ihr kräftigster Bundesgenosse war aber der schwache und erbärmliche Charakter des Königs, welcher bat, wo er zu befehlen hatte, und unterhandelte, wo er die Gewalt besaß, Unterwerfung zu erzwingen. Nach dem Tode seines ältesten Sohnes Ferdinand de la Cerda (1275) entstand die Frage, ob in Gemäßheit des westgothischen Rechtes der Sohn Sancho, oder nach dem römischen, die Söhne des ältesten Sohnes dem Könige Alphons nachfolgen sollten? Die Stände des Reiches entschieden (1276) für Sancho. Blanca, die Wittwe Ferdinands floh mit ihren Kindern und der Königin von Castilien, welche deren Ansprüche begünstigte, nach Aragonien. Später kehrte die letztere zu ihrem Gatten wieder. Blanca zog sich aber zu ihrem Bruder, dem Könige Philipp von Frankreich zurück, und dieser verlangte, um den König Alphons in Verlegenheit zu setzen, die Herausgabe der Mitgift seiner Schwester. Mit Mühe verhinderte Papst Nicolaus III. den Ausbruch eines Kriegs zwischen Frankreich und Castilien. Alphons erwies sich bei allen diesen Familien-Streitigkeiten eben so unfähig, als in seinen politischen Bestrebungen. Die ganze Scheußlichkeit seines Charakters that sich aber in der Ermordung seines Bruders Don Fadrique kund, den er für schuldig hielt, die Flucht Blanca's und ihrer Kinder befördert zu haben. Thatsache ist, daß Don Fadrique in seinem Palaste zu Burgos, durch Mörder, welche der König gemiethet hatte, erdrosselt wurde. Neben diesem Verbrechen verschwinden seine kleineren Vergehungen, seine Raubsucht, die Verschlechterung der Münze, welche von ihm ausging, und seine immer zunehmende Launenhaftigkeit. Im Jahre 1282 empörte sich sein Sohn Sancho gegen ihn und Alphons fand keinen andern Verbündeten, der sich seiner annahm, als den Kaiser von Marocco *). In seinem Zorne enterbte er seinen Sohn Sancho und setzte die Söhne des Infanten Ferdinand de la Cerda als seine Erben im Reiche ein. Der Papst zwang endlich durch Bann und Androhung der Excommunication Sancho zur Unterwerfung. Bevor diese jedoch förmlich stattgefunden hatte, starb Alphons (1284) ohne seinen letzten Willen zurückgenommen zu haben.

*) Siehe oben § 65.

Der Ruf der Gelehrsamkeit, welchen Alphons mit in das Grab nahm, gründete sich theils auf die nach ihm benannten Alphonsischen Tafeln, welche er durch Sternkundige von Granada berechnen ließ, auf die Geschichte, welche unter seinem Namen erschien und auf die Zusammenstellung westgothischer und römischer Gesetze, welche er herausgab. Schwerlich hatte er an allen diesen Werken persönlich gearbeitet, obgleich es schon Anerkennung verdient, daß er sie veranlaßte und Zeit und Kosten darauf wendete.

Ungeachtet des Widerstrebens des Königs Alphons wurde Sancho IV. bald allgemein als König anerkannt. Da er über das Ende dieses Abschnitts hinaus lebte, geben wir die Geschichte seiner Zeit besser im nächsten Buche.

§ 68. Aragon und Navarra.

Der Ursprung der Reiche Aragon und Navarra ist in tiefes Dunkel gehüllt. Die Mohammedaner waren bis zum Fuße der Pyrenäen vorgedrungen und besaßen noch im eilften Jahrhundert die Städte Jaca, Huesca und Saragossa. Im Jahre 1035 vertheilte der König Sancho el Mayor sein Reich unter seine Söhne. Ramiro I. erhielt Aragon. Sein Nachfolger Sancho I (Ramirez) wurde (1076), nach dem Tode Sancho's III. von Navarra, zum Könige auch dieses Reiches erwählt. Er verlor sein Leben bei der Belagerung von Huesca (1094). Sein ältester Sohn Pedro I., wurde sofort im Lager zum Könige ausgerufen. Huesca mußte sich ergeben (1096), nachdem die Mohammedaner in einer offenen Feldschlacht, in der Ebene von Alcoraz, eine Niederlage erlitten hatten. Pedro I. starb 1104. Sein Bruder und Nachfolger war Alphons I., derselbe, welcher, wie wir im vorigen Paragraph erzählt, die Tochter des Königs Alphons von Leon und Castilien, die ausschweifende Urraca, ehelichte. Im Jahre 1114 belagerte Alphons Saragossa, welches er 1118 eroberte. Im folgenden Jahre verlegte dieser Fürst den Sitz seines Reiches dahin. Zwei Jahre später (1120) schlug Alphons die Almoraviden bei Daroca, nahm Taragona, Calatayud, Tudela, Mequinencia und mehrere andere feste Städte ein, und machte furchtbare Raubzüge nach Valencia und Andalusien. Ohne Zweifel würde er auch dort bleibende Eroberungen gemacht haben, wenn er nicht in Leon und Castilien zu viel beschäftigt gewesen wäre. Seine Grausamkeit gegen die Bewohner der Stadt Fraga, welchen er keine Capitulation gestatten wollte, brachte Alphons I. aber Verderben und Tod. In der Nähe dieser Stadt wurde er von den Almoraviden auf das Haupt geschlagen und verlor, entweder in der Schlacht, oder wenige Tage darauf, sein Leben (1134) Wegen seiner kriegerischen Tapferkeit hatte er den Beinamen Batallador erhalten und zur Zeit, da er auch Leon und Castilien, als Gemahl Urraca's beherrschte, wurde er, wegen des großen Umfanges seiner Besitzungen, Emperador genannt. Alphons I. hinterließ keine Nachkommen, und vermachte, in seinem letzten Willen sein Reich den Johannitern und den Templern. Natürlich beachteten weder Navarra noch Aragon eine so abgeschmackte Verfügung. Die Folge derselben war aber, daß die Aragonier den Bruder ihres verstorbenen Königs, den Mönch Ramiro, die Navarresen Garcia Ramirez erwählten. Ramiro II. verehelichte sich mit einer Prinzessin von Aquitanien, welche einer Tochter, Petronella, das Leben gab. Bald darauf kehrte er in sein Kloster zurück. Raimund, Graf von Barcelona, welcher sich mit Petronella vermählt hatte, folgte ihm, unter dem Titel eines Prinzen von Aragon, nach. Ramiro II. starb 1157. Der letzte Wille Alphons I. kostete übrigens die Aragonier ansehnliche Opfer, welche sie dem Orden der Templer brachten, damit dieser auf dessen Erfüllung Verzicht leistete. Im Jahre 1140 erlitt Raimund, welcher, wie früher Ramiro II., gesucht hatte, Navarra zu unterwerfen, eine bedeutende Niederlage. Nachdem die christlichen Fürsten untereinander Frieden

geschlossen hatten, richteten sie ihre Waffen gegen die Mohammedaner. Raimund nahm Tortosa, im Jahre 1147, bald darauf Lerida und Fraga. Im Jahre 1153 vertrieb er die letzten Mohammedaner aus Catalonien. Von dem Kaiser Friedrich I., Barbarossa, hatte Raimund die Provence als Lehen erhalten. Er starb, auf seiner Reise nach Turin, woselbst er dem Kaiser huldigen wollte (1162). Raimund hinterließ seinem ältesten Sohne Alphons Aragon und Barcelona und seinem zweiten, Pedro die Herrschaft Cerdanna und das narbonnensische Gallien. Letzterer starb schon im Jahre 1167, worauf die Provence wieder mit Aragon vereinigt wurde. Bald darauf erbte Alphons II. auch Roussillon. Er führte wiederholt Kriege gegen die Mohammedaner, ohne jedoch bedeutende Vortheile zu erringen, indem seine Streitigkeiten mit dem Könige von Navarra seine Kräfte lähmten und die Niederlage des Königs von Castilien bei Alarcos *) den Muth der Mohammedaner wieder hob.

Alphons II. starb im Jahre 1196. Er hinterließ Aragon, Catalonien und Roussillon seinem ältesten Sohne Pedro, die Provence seinem zweiten Sohne, Alphons. Zu Alfonso's II. Zeiten wurde in Aragonien, unter allen christlichen Reichen der pyrenäischen Halbinsel, zuerst die christliche Zeitrechnung eingeführt. Pedro II. benahm sich eben so hart und übermüthig gegen seine Mutter, als unterwürfig und demüthig gegen den Papst. Im Jahre 1203 schiffte er sich nach Rom ein, um dort gekrönt zu werden. Er ließ sich bei dieser Gelegenheit überreden, Aragon zu einem Lehen des römischen Stuhles zu machen und diesem einen jährlichen Tribut zu versprechen. Die Stände verwahrten sich aber 1205 gegen diese Entäußerung der Selbstständigkeit des Reiches. Pedro II. war ein launenhafter, schwankender und ausschweifender Mensch. Er hatte die Tochter und Erbin des Grafen von Montpellier, Maria, geheirathet. Die Bewohner dieser Grafschaft, welche wahrscheinlich seinen erbärmlichen Charakter kannten, ließen Pedro II. nicht in ihre Stadt. Aus Zorn darüber wollte er sich von Marien scheiden lassen, was ihm jedoch nicht gelang. Seit jener Zeit warf er aber einen bitteren Unwillen auf seine Gemahlin und wohnte ihr nicht mehr bei. Nur durch eine List, indem die Königin Maria ihren Gatten glauben machte, sie sei eine von ihm begehrte Ehrendame, konnte sie diesen bestimmen, bei ihr eine Nacht zuzubringen. Die Frucht derselben war Jakob, welcher später den Beinamen el Conquistador (der Eroberer) erhielt. Im Kriege mit den Mohammedanern gewann Pedro II. die Feste Montalvan, und wohnte der entscheidenden Schlacht von Tolosa bei. †) Es war zu seiner Zeit, daß im südlichen Frankreich die Albigenser so grausam verfolgt wurden. So pfäffisch Pedro II. auch gesinnt war, wollte er sich doch unter dem Vorwande der „Ketzerei" nicht seine blühendsten Provinzen zerstören und seine fleißigsten Unterthanen zu Tausenden abschlachten lassen. Vergeblich legte er jedoch Fürbitten zu deren Gunsten ein. Im Jahre 1211 verabredete Pedro II. eine Heirath zwischen seinem Sohne Jakob und einer Tochter des blutigen Simon von Montfort und überlieferte diesem selbst seinen jungen Sohn als Bürgen seiner aufrichtigen Gesinnung. Nicht lange darauf gab Pedro dem Grafen von Toulouse, dem Todfeinde Simon's von Montfort, eine seiner Schwestern zur Frau. Auf dessen Antrieb kam Pedro 1213 mit einem Heere nach dem südlichen Frankreich, wurde aber von Montfort bei Müret geschlagen und verlor sein Leben im Kampfe. Jakob I. war bei dem Tode seines Vaters erst sechs Jahre alt. Sein Onkel Don Sancho, Graf von Roussillon, welcher während der Minderjährigkeit des Königs das Reich verwaltete, suchte seinen Neffen zu verdrängen und selbst dessen Thron einzunehmen. Er mußte jedoch (1218) die Regentschaft niederlegen. Im Jahre 1220 vermählte sich der junge König mit Leonoren, der Tochter Alfonso's VIII. von Castilien. Noch immer besaß jedoch Jakob nicht seine volle Freiheit, indem er von aufständischen Großen stets um=

*) Siehe § 66. †) Siehe oben § 66.

geben und bewacht war. Er wußte sich zwar denselben zu entziehen, als er einen Kriegszug gegen die Mohammedaner unternahm, doch dauerten die inneren Wirren noch mehrere Jahre hindurch fort. Als Jakob I. im Jahre 1228 die ganze Kraft seines Reiches gegen die Mohammedaner richten konnte, nahm er ihnen die balearischen Inseln nach wiederholten und blutigen Kämpfen, von 1228—1235, ab. Nicht viel später begann er seine Kriegszüge gegen Valencia, welches sich ihm endlich unterwarf (1239). Jakob I. hielt dem maurischen Könige nicht das Versprechen, das er ihm bei der Uebergabe von Valencia ertheilt hatte: ihn in dem Besitze des Landes südlich vom Nucar ungestört zu lassen. Kaum hatte sich Jakob Valencia's bemächtigt, so griff er auch weiter um sich. Wiederholt erhoben sich zwar die betrogenen und schwer bedrückten Mohammedaner gegen ihre Dränger, allein vergebens! Jakob vertrieb sie gänzlich aus Valencia und gestattete ihnen nur einen Monat Zeit, sich auf die Abreise vorzubereiten. Viele der Flüchtlinge suchten bei Mohammed ben Albamar, andere in Murcia, welches damals noch mohammedanische Fürsten hatte, Unterkunft. Hätten die Mohammedaner zur Zeit ihrer Uebermacht auf der pyrenäischen Halbinsel dieselbe Verfolgungswuth die Christen fühlen lassen, so wären diese schwerlich jemals wieder zu Kräften gekommen. Die kriegerischen Gaben, welche Jakob bekundete, wurden durch seine Grausamkeit und Wortbrüchigkeit geschändet. In den Augen denkender Menschen und wirklicher Christen, wird ihm die Ausflucht: „man brauche den Ungläubigen nicht Wort zu halten, und die Ausrottung derselben sei eine Gott wohlgefällige Handlung," nicht zur Entschuldigung dienen. Auch in seinem Verhältniß zu Frauen bewies Jakob einen höchst unedlen Charakter. Seine erste Ehe mit Eleonore von Castilien wurde, im Jahre 1229, angeblich wegen zu naher Verwandtschaft, für nichtig erklärt. Seine zweite Gemahlin, Jolante von Ungarn, die er 1235 ehelichte, starb 1253. Er heirathete insgeheim die Donna Theresa Vidaurre, deren er jedoch bald überdrüssig wurde, weil er mit einer anderen Frau verbrecherischen Umgang hatte. Vergeblich suchte Jakob eine Scheidung zu erwirken. Von seiner ersten Gattin hatte er einen Sohn, Namens Alphons, von der zweiten Pedro. Dem letztern wollte er Catalonien hinterlassen, wogegen (1258) die Stände des Reiches und sein ältester Sohn, Alphons, Beschwerde führten. Nicht lange darauf (1260) starb Alphons, dem der König immer ungünstig gewesen war, eines plötzlichen Todes. Im selben Jahre vermählte er seinen Liebling Pedro mit Constanze, der Tochter Manfred's. Der Tod Alfonso's machte den Streitigkeiten ein Ende, welche die Furcht vor der Theilung des Reiches hervorgerufen hatte. Allein das regellose Leben Jakob's und seine Vorliebe für einen unehelichen Sohn Namens Fernando Sanchez führten bald zu neuem Hader. Mit Mühe konnten Pedro und Fernando Sanchez, den der König mit Reichthümern überschüttet hatte, eine Zeit lang abgehalten werden, sich gegenseitig zu bekriegen. Im Jahre 1272 griffen sie aber zu den Waffen. Pedro ließ einen der Vertrauten Fernando's, der in seine Gewalt gefallen war, ertränken und ging damit um, seinen Bruder ermorden zu lassen. Sein Anschlag gelang ihm jedoch nicht. Das Beispiel, welches die Söhne des Königs gaben, wirkte ansteckend auf den gesammten Adel. Während Jakob in Catalonien mit den aufständischen Großen des Reiches zu kämpfen hatte, bemächtigte sich Pedro seines Bruders Fernando Sanchez und ließ ihn ertränken. Der unnatürliche Vater, welcher in der letzten Zeit aufgehört hatte, seinen Sohn Fernando zu begünstigen, gab, als er die Nachricht von dieser Schandthat empfing, eine kannibalische Freude darüber zu erkennen. Jakob bekundete seine Grausamkeit nicht blos an Mohammedanern und den Mitgliedern seiner eigenen Familie; er ließ sie sogar die Geistlichen fühlen. Dem Bischofe von Gerona, welcher ihm 1246 wegen seines ausschweifenden Lebens Vorstellungen machte, ließ er die Zunge ausschneiden. Die catalonischen Bischöfe excommunicirten zwar den König für seine Schandthat; der Papst gab ihm indeß bald

wieder die Absolution unter der Bedingung, das Kloster des Bonifacius in der Nähe von Morella auf seine Kosten auszubauen. Noch ein Jahr vor seinem Tode (1275) entführte Jakob mit Gewalt eine verheirathete Frau, an der er Gefallen fand. Der Papst machte ihm, Anstands halber, darüber Vorwürfe, welchen der hart gesottene Sünder aber die Behauptung entgegensetzte, er habe ein Recht zu thun, was ihm beliebe. Jakob starb 1276. Sein Sohn Pedro III., hatte in den ersten Jahren seiner Regierung viel mit dem aufständischen Adel zu kämpfen. Als Gemahl Constanzens, der Tochter Manfred's, betrachtete sich Pedro III., nach dem Tode Conradin's, als den rechtmäßigen Erben der Hohenstaufen und namentlich ihrer Besitzungen in Unteritalien und Sicilien. Bei der Geschichte von Italien *) haben wir den Antheil, welchen Pedro III. an der Vertreibung der Franzosen aus Sicilien hatte, bereits erzählt. Der Papst Martin IV. that Pedro dafür in den Bann (1284), ließ ein Jahr darauf sogar einen Kreuzzug gegen ihn predigen, erklärte ihn für abgesetzt und verlieh dessen Krone demselben Karl von Anjou, welcher Unteritalien besaß und auf Sicilien Ansprüche machte. Pedro's III. eigener Bruder, Jakob, welchem von seinem Vater die Insel Mayorca verliehen worden war, zog, unter dem Banner des Königs Philipp von Frankreich, gegen ihn zu Felde. Die französische Flotte wurde jedoch durch den, im aragonischen Dienste kämpfenden, Admiral Roger de Lauria vernichtet. Philipp rückte zwar bis Gerona vor und nahm diese Stadt ein, konnte sie aber nicht lange behaupten und starb auf seinem Rückzuge (1285). Im gleichen Jahre hauchte Pedro III. sein Leben aus. In seinem letzten Willen hinterließ er seinem ältesten Sohne, Alphons, Aragon und Catalonien und seinem zweiten Sohne, Jakob, Sicilien. Alphons III., welcher zur Zeit des Todes seines Vaters gegen seinen Oheim Jakob im Felde stand, setzte seine Unternehmung gegen diesen fort und vertrieb ihn von den balearischen Inseln. Auch er hatte mit seinen meuterischen Adeligen viel zu kämpfen. Nach des Papstes, Martin's IV., Tod (1288) wurden die Angelegenheiten Sicilien's ohne Mühe, jedoch nicht zur Ehre Alfonso's geordnet. Auf einer Versammlung zu Tarascon (1291) kam man überein, daß alle kirchlichen Strafen zurückgenommen, Alphons als König von Aragon und Mayorca anerkannt werden sollte; dagegen versprach Alphons III. seinem Bruder Jakob, König von Sicilien, nicht beizustehen, vielmehr, erforderlichen Falles, selbst zu dessen Vertreibung mitzuwirken. So opferte Alphons III. zugleich seinen Bruder Jakob und die Sicilianer auf und bedeckte sich dadurch mit Schmach und Schande. Sein Gegner, der Prinz Karl von Salerno, welcher in seine Gefangenschaft gerathen war, erwies sich nicht besser. Alphons hatte ihm die Freiheit gegeben unter der Bedingung, daß er seine Ansprüche auf Sicilien abtreten und für den Fall, daß der Friedensschluß vom Papste nicht genehmigt werden sollte, in die Gefangenschaft zurückkehren würde. Der Papst genehmigte den Vertrag nicht, der Prinz von Salerno weit entfernt in die Gefangenschaft zurückzukehren, ließ sich mit dem Königreich Sicilien belehnen und beschwichtigte sein Gewissen damit, daß er unerkannt und unerwartet nach Aragonien reiste und dann erklärte, er habe sich wieder als Gefangener stellen wollen, Niemand habe ihn jedoch in Empfang genommen.

Mit der Geschichte Aragon's steht diejenige Catalonien's in der innigsten Verbindung. Seit dem Jahre 1137 bildeten beide Provinzen ein ungetrenntes Reich. Raimund V., Graf von Barcelona, der mit seiner Grafschaft das Reich Aragon verband, stammte von einer Familie ab, deren Anfänge in das dunkle Zeitalter der spanischen Geschichte zurückgehen, da Franken, Spanier und Mohammedaner zwischen dem Ebro und den Pyrenäen sich die Herrschaft streitig machten. Barcelona war die einzige Stadt Catalonien's, welche frühzeitig selbstständig wurde. Von diesem Stützpunkte aus erweiterte sich allmälig die

*) Siehe oben § 55.

Herrschaft der Christen über ganz Catalonien. Im Anfange unseres Zeitabschnittes (1095) herrschte in Barcelona der Graf Raimund IV., oder vielmehr, in seinem Namen, der Graf Bernhard von Beziers. Mit Mühe entriß Raimund, nachdem er volljährig geworden war, seinem herrschsüchtigen Vormunde die Zügel der Regierung. Während Raimund im Norden der Pyrenäen mit dem Grafen Bernhard, hatte er im Süden derselben mit den Mohammedanern zu kämpfen. Es gelang ihm die Saracenen aus der ganzen Provinz zu vertreiben. Ansehnliche Besitzungen, welche Raimund in Frankreich hatte, vermehrten seine Macht. Im Jahre 1116 eroberte er Mayorca, welches damals eine Zufluchtsstätte der mohammedanischen Seeräuber war. Die Insel konnte übrigens nicht lange behauptet werden. Raimund IV. starb im Jahre 1131 und hinterließ zwei Söhne, von denen der eine, Raimund V. ihm in Catalonien, der andere, Berengar in der Provence nachfolgte. Dem Grafen Raimund V. gelang es, die Hand Petronellen's, der Tochter des Königs Ramiro II. von Aragon, zu erhalten, durch welche er (1137) in den Besitz dieses Reiches gelangte, das seither mit Catalonien verbunden blieb.

Nicht minder nebelhaft, als die Urgeschichte der übrigen christlichen Reiche der pyrenäischen Halbinsel, ist diejenige des Königreichs Navarra. Garcia I. nahm vor seinem Tode, welcher im Jahre 891 stattfand, den Titel eines Königs von Navarra an. Seine Nachfolger kämpften Jahrhunderte lang mit den Mohammedanern und hatten mannichfaltige Fehden mit den christlichen Königen der pyrenäischen Halbinsel. Sancho I. (905—925) trieb die letzten Mohammedaner, welche in Navarra gewohnt hatten, aus dem Lande. Pampelona war seit den ältesten Zeiten die Hauptstadt des Reiches. Im Anfange unseres Abschnittes (1095) herrschte in Navarra Pedro I. Seit 1076, waren Navarra und Aragon vereinigt. Die Thaten Sancho's, Pedro's I. und Alfonso's haben wir bei der Geschichte Aragonien's geschildert. Das unsinnige Testament, welches dieser letztere König vor seinem Tode gemacht, hatte zur Folge, daß Navarra von Aragon wieder getrennt wurde. Navarresen erwählten, statt der von Alphon's I. eingesetzten Johanniter und Templer, einen Abkömmling ihres königlichen Hauses, welcher unter dem Namen Garcia IV., den Thron von Navarra bestieg (1134). Mit Mühe wurde der Ausbruch eines Krieges zwischen Garcia von Navarra und Raimund von Aragon verhütet. Der Bezirk Rioja bildete einen Streitpunkt zwischen Navarra und Castilien. Alfonso's von Castilien Sohn Sancho ehelichte die Prinzessin Blanca von Navarra, wodurch der Friede zwischen beiden Reichen angebahnt wurde. Als wiederum ein Krieg auszubrechen drohte, heirathete Garcia IV. eine uneheliche Tochter Alfonso's von Castilien, starb aber wenige Tage darauf (1150). Sein Sohn und Nachfolger, Sancho V., (1150—1194) hatte gleichfalls einige Fehden mit Aragon und Castilien. Was er in einem Jahre gewann, ging gewöhnlich im andern wieder verloren. Im Jahre 1176 übertrugen die Könige von Castilien und Navarra die Entscheidung ihrer Streitigkeiten dem König Heinrich II. von England, welcher sie sich (1179), mit geringen Abänderungen, unterwarfen. Sancho V. war der Vater jener Berengaria, welche der König Richard I. von England (1191) ehelichte. Sein Sohn und Nachfolger, Sancho VI. (1194—1234) trat in Unterhandlungen mit Yakub ben Jussuf, dessen Tochter er ehelichen wollte, was ihm von den Christen zum schweren Vorwurfe gemacht ward. Später nahm Sancho VI. Antheil an den Kämpfen gegen die Mohammedaner und namentlich an der Schlacht von Tolosa. Während er übrigens um die Gunst des Afrikaners buhlte, nahm ihm der König Alphons von Leon Biscaja, Alava und Guipuscoa ab, welche Sancho el Major (970) mit Navarra vereinigt hatte. Mit Sancho VI. starb die männliche Linie des Grafen Sancho Innigo, welcher, gegen Ende des neunten Jahrhunderts, in Navarra geherrscht hatte, aus. Die Stände des Reiches wählten den Grafen Thibault I. von Champagne, den Sohn der

Prinzessin Sancha, der Schwester Sancho's VI., zum Könige. Schon im zweiten Jahre seiner Regierung (1236) nahm Thibault I. das Kreuz und zog (1238) nach Palästina. Er wurde zum Oberfeldherrn gewählt, erreichte, während der größere Theil des Heeres auf dem Marsche zu Grunde ging, zur See glücklich Palästina, vermochte jedoch, bei der dort herrschenden Eifersucht und Verwirrung, nichts auszurichten, und kehrte bald wieder in sein Reich zurück. Thibault I. machte sich lächerlich durch einen Streit, den er mit dem Bischofe von Pampelona anfing. Zuerst nahm er diesen, ohne Umstände, die dem Bisthum angehörige Feste San Estefan ab. Als er deshalb, wie er erwarten konnte, excommunicirt und sein Land mit dem Interdicte belegt wurde, erschrak er so gewaltig, daß er nicht nur zu Kreuze kroch, sondern auch, nachdem er Absolution erhalten hatte, noch nach Rom reiste, um vom Papste eine allgemeine Absolution zu erhalten. Sie wird ihm jenseits nicht mehr genützt haben, als einem Buddhisten, welchem dieselbe von seinem Oberpriester, Dalai Lama, zu Theil ward. Thibault I. starb 1253. Ihm folgte sein Sohn Thibault II., der (1258) die Tochter Ludwig's IX. von Frankreich heirathete und dadurch veranlaßt wurde, an dessen Kreuzzüge (1270) Theil zu nehmen. Bevor Thibault II. heimkehrte, starb er zu Trepani, in Sicilien, an den Folgen der durchgemachten Strapazen. Nach einer kurzen Regierung (1270—1274) folgte auf Heinrich, Thibault's II. Bruder, dessen Tochter Johanna, um deren Hand, d. h. Königreich, sich die Prinzen von Castilien und Aragon bewarben, während die Mutter, Blanca, eine französische Prinzessin, entschlossen war, unbekümmert um den Willen der Navarresen, ihre Tochter Johanna und das Reich einem französischen Prinzen zu geben. Der König Philipp III. von Frankreich schickte zuerst den Seneschal von Toulouse, Eustachius von Beaumarchais, und als dieser den Widerwillen der Navarresen gegen die französische Herrschaft nicht zu erdrücken vermochte, ein Heer über die Pyrenäen. Die Navarresen mußten sich unterwerfen. Pampelona wurde, während man die Bedingungen der Uebergabe verhandelte, von den Franzosen genommen und geplündert. Das Blutbad, welches die Franzosen unter den Bewohnern der Stadt anrichteten, verbreitete einen solchen Schrecken, daß aller Widerstand in Navarra aufhörte (1384). Von dieser Zeit an war Navarra, bis 1328, mit Frankreich verbunden. Dem Scheine nach war das Reich, so lange Johanna lebte, unabhängig, in der That herrschte aber, in ihrem Namen, ihr Gatte Philipp IV. von Frankreich. Als sie starb (1305) ging auch dieser Schein verloren, indem ihr Sohn, der nachherige König Ludwig X. von Frankreich, Navarra mit seinen Ländern jenseits der Pyrenäen vereinigte.

§ 69. Portugal.

Während des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts stand der nördliche Theil Portugal's in einem Abhängigkeitsverhältnisse von Galizien und wurde von verschiedenen Stattheltern verwaltet. Der Besitzstand war jedoch sehr unsicher, und wechselte, je nach dem Kriegsglücke, zwischen Christen und Mohammedanern. Coimbra, Visen und Lamego waren zwar von Alphons I. von Leon, im achten Jahrhundert, erobert worden, gingen aber (997) wieder an Almansor verloren. Im Jahre 1027 fiel Alphons V. von Leon vor Visen, aber 1057 eroberte sein Schwiegersohn, Fernando I. Visen, Lamego, und im folgenden Jahre auch Coimbra. Alphons VI. von Leon gewann (1093) Santarem, Lissabon und Cintra. Im Jahre 1095 verlieh Alphons VI. ganz Portugal zwischen Minho und Tajo seinem Schwiegersohne, Heinrich von Besancon, mit dem Rechte, seinen Besitzstand bis zur Guadiana auszudehnen. Von welcher Art diese Verleihung war, bedarf keiner ausführlichen Erörterung. Genug, es entwickelte sich daraus das unabhängige

Reich Portugal. Heinrich führte glückliche Kriege mit den Muselmannern. Er zwang (1107) den Almoraviden Ali ben Jussuff, die Belagerung von Coimbra aufzugeben. Heinrich starb 1112. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes führte Theresa, die Schwester der castilischen Urraca, die Vormundschaft über ihren Sohn, Alphons I. Dieser mußte zu den Waffen greifen, um seiner Mutter die Regierung zu entreißen. Gedrängt durch den König Alphons VIII. von Castilien, erkannte Alphons I. die Oberherrlichkeit des Papstes über Portugal an.

Nach langjährigen, bedeutungslosen Kämpfen mit Castilien begann Graf Alphons I. (1138) den Krieg mit den Mohammedanern. In den Ebenen von Urica errang er einen glänzenden Sieg über sie und wurde, nach demselben, von seinem Heere mit dem Königstitel begrüßt. Santarem, Lissabon und Cintra, welche mittlerweile in die Macht der Saracenen gefallen waren, eroberte Alphons I. wieder; Lissabon mit Hülfe deutscher und englischer Kreuzfahrer, die in der Nähe gelandet hatten. In den Jahren 1152—1166 machte Alphons verschiedene Eroberungen zwischen Tajo und Guadiana und namentlich in Estremadura. Die Einnahme von Badajoz, das damals unter der Oberherrschaft von Leon einen maurischen Stattbalter hatte, kam Alphons theuer zu stehen. Er wurde, nachdem er sich schwer am Beine verletzt hatte, vom Könige Ferdinand II. gefangen genommen und konnte von dieser Zeit an nicht mehr zu Felde ziehen, obgleich er bald seine Freiheit wieder erlangte. Er starb im Jahre 1185. Die portugiesischen Geschichtschreiber haben die mannigfaltigsten Fabeln mit dem Leben dieses Königs in Verbindung gebracht, welche wir natürlich übergehen. Sancho I., der älteste Sohn, welcher Alphons I. überlebte, nahm Theil an den Leiden, die der Papst über seine Tochter Theresa und deren Gatten Alphons IX., König von Leon, verhängte, weil sie nicht vor Eingehung ihrer Ehe die oberpriesterliche Genehmigung nachgesucht hatten. Auch Portugal wurde bei dieser Gelegenheit mit dem Interdicte belegt, und als am Ende die Ehe zwischen Theresa und Alphons IX. aufgelöst wurde, war die Folge davon ein Zerwürfniß zwischen den beiden Reichen, welches deren Kraft lahmte. Portugal litt daher furchtbar unter den Einfällen der Saracenen, und ungeachtet der Hülfe von Kreuzfahrern, welche dem Könige Sancho I. mehrere Male unerwartet zugeflogen kam, verlor er doch viele Städte, während noch mehrere dem Boden gleich gemacht wurden. Sancho I. starb im Jahre 1211. Alphons II. gerieth anfangs mit seinen Geschwistern, wegen der Vermächtnisse ihres Vaters, und mit dem Könige von Leon wegen gewisser Ländereien, in Streit. Seine ungewöhnliche Dicke machte ihm den Kriegsdienst schwer. Mit Hülfe einer tapferen Schaar Kreuzfahrer eroberte er aber im Jahre 1217, Alcazar do Sal und Mura. Gleich seinem Vater hatte auch Alphons mannigfaltige Kämpfe mit der Geistlichkeit zu bestehen. Es gefiel den Königen ganz wohl, den religiösen Fanatismus der Massen auf's äußerste zu entflammen, um, mit dessen Hülfe, die Mohammedaner zu besiegen. Sie bedachten aber nicht, daß derselbe Fanatismus, welcher ihnen in der Richtung gegen die Muselmänner treffliche Dienste leistete, auch gegen sie gebraucht werden könnte. Die Könige, welche die dunkle Macht des religiösen Fanatismus gründen halfen, mußten bald erfahren, daß nicht sie, sondern die Geistlichen und namentlich deren Oberste, die Päpste zu Rom, die religiösen Gefühle der Katholiken beherrschten. Die Geistlichkeit Portugal's welche, gleich derjenigen der meisten übrigen Länder Europa's, unermeßliche Schätze sammelte, bediente sich des Aberglaubens der verdummten Massen zu ihren Gunsten auch gegen die Könige. Alphons II., welcher seine königlichen Rechte den Pfaffen nicht zum Opfer bringen wollte, gerieth in offenen Streit mit denselben. Der Erzbischof von Braga that Alphons II. in den Bann. Dieser vertrieb ihn von seinem Sitze. Das verdummte Volk stand, wie gewöhnlich, auf Seiten der Pfaffen. Der König versprach, in Zukunft die

Vorrechte der Kirche zu achten, starb jedoch, bevor er die ihm auferlegten Bedingungen erfüllen konnte (1223). Sein Sohn Sancho II. gerieth, gleich anfangs, dadurch in eine schlimme Lage, daß er ein s. g. Concordat mit dem Papste abschloß, in welchem er, wie alle Fürsten vor und nach ihm, von den schlauen Pfaffen betrogen wurde. Volk und Geistlichkeit verbanden sich gegen Sancho und verklagten ihn bei Innocenz IV., dem gewaltthätigsten und ausschweifendsten aller Päpste. Mit Vergnügen ergriff dieser die Gelegenheit, dem Könige von Portugal seine Allgewalt fühlbar zu machen. Der Bruder Sancho's II., Alphons, war schlecht genug, sich als Werkzeug der Pfaffen gebrauchen zu lassen. Innocenz IV. erklärte den König, Sancho II., für abgesetzt, und übertrug die Verwaltung Portugals dessen Bruder Alphons III. Sancho II. mußte fliehen, als sein Bruder, Alphons III., in Portugal eintraf, und starb (1248) in Castilien. Der Krieg gegen die Mohammedaner machte, unter solchen Verhältnissen, keine großen Fortschritte. Alphons III. nahm denselben mit verdoppelter Kraft wieder auf. Er eroberte (1250) Algarbien, doch gerieth er auch in Streit mit der Geistlichkeit und ward in den Bann gethan, von dem er erst auf seinem Todtenbette gelöst wurde (1279). Sein Sohn Dionysius begann den Kampf mit den Pfaffen von neuem. Er gab keinen Zehnten von seinen Gütern, besteuerte die Besitzungen der Klöster, verbot, Geld nach Rom zu senden und suchte, zu verhindern, daß die Kirche noch größere Reichthümer sammelte. Dionysius erkannte zwar das von seinem Oheim Sancho I. abgeschlossene Concordat an (1289), umging die wichtigste Bestimmung desselben aber, indem er (1291) von den weltlichen Ständen ein Gesetz geben ließ, durch welches allen Portugiesen verboten ward, Grundstücke an Geistliche zu schenken, oder zu verkaufen. Dionysius, der erst im Jahre 1325 starb, gehört übrigens mehr dem nächsten, als diesem Zeitabschnitte, an. Wir werden daher im sechsten Buche noch auf diesen König zurückkommen.

Gegen das Ende dieses Zeitabschnitts (1291) hatte Portugal mit geringen Verschiedenheiten bereits diejenigen Grenzen inne, welche es seither im Laufe von fast sechs Jahrhunderten behauptet hat. Während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts wurde der Grund zu seiner Selbstständigkeit so fest gelegt, daß sie, vorübergehende Unglücksfälle ausgenommen, bis auf unsere Tage dauerte. Das portugiesische Volk bildete sich eine eigene Sprache und Literatur, eigene Gesetze und Einrichtungen, welche übrigens sämmtlich mit den spanischen Errungenschaften sehr ähnlich sind. Den spanischen Ritterorden entsprach der portugiesische der Ritter von Evora oder, wie man dieselben später nach ihrer wichtigsten Burg nannte, von Avis. Erst im folgenden Zeitabschnitte, nachdem die Kämpfe mit den Mohammedanern aufgehört hatten die ganze Kraft der Nation zu verschlingen, nahm dieselbe einen höhern Aufschwung.

Neunter Abschnitt.

Die nordöstlichen Reiche Europa's.

§ 70. Dänemark.

Von allen Reichen des Nordostens stand keines mit der übrigen Welt und namentlich mit Deutschland in zahlreicheren und bedeutungsvolleren Beziehungen, als Dänemark. Während des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts wurde dieser Staat durch bürgerliche Kriege zerrüttet. Später aber entwickelte er sich mehr und mehr, erhielt eine feste Verfassung, breitete seine Schifffahrt aus und machte bedeutende Eroberungen längs den Küsten der Ostsee. Erich I. Eyegod (1095—1103) begann die dänischen Eroberungen, indem er den Wenden die Handelsstadt Julin, in Pommern, entriß. Swen III. war nur zwei Jahre lang König, ihm folgte Niels (1105—1134), welcher fast unausgesetzt mit inneren Unruhen zu kämpfen hatte, denen er endlich erlag, indem er durch Erich II. Edmund vom Throne gestoßen ward. Schon nach drei Jahren folgte diesem Erich III. Hakeson (1137—1147). Nach dessen Tode kämpften Swen IV., Grathe und Kanut III. um den Thron. Sie ernannten Friedrich I. Barbarossa, zum Schiedsrichter, welcher zwar Swen IV. die Krone zusprach, jedoch sein Urtheil nicht aufrecht erhielt. Swen IV. wurde von Kanut III. vertrieben und als er später zurückkehrte, mußte er mit Kanut III. und Waldemar das Reich theilen. Waldemar ermordete ihn, herrschte (1157—1182) in Dänemark und erhielt den Beinamen der „Große," weil er große Eroberungen machte. Er unterwarf sich fast ganz Holstein, Mecklenburg, Pommern und die Insel Rügen und Friedrich Barbarossa belehnte ihn sogar mit diesen Landen. Sein Rathgeber, der Erzbischof Axel von Lund, half ihm sowohl im Frieden, als im Kriege, und führte eine gewisse Ordnung in die inneren Verhältnisse Dänemark's ein. Was aber im Mittelalter von den Herrschern „Ordnung" genannt wurde, war, wie in unseren Tagen, dem Despotismus sehr nahe verwandt. Aus einem festen Schlosse und einem Hafen, für Kaufleute, welche Axel auf einem seiner Güter anlegte, entwickelte sich, im Laufe der Jahrhunderte, die Hauptstadt des Reiches Kiobmanshafen, Kaufmannshafen, oder Kopenhagen. Kanut VI. (1182—1202) vollendete die Eroberung der Küstenländer von der Elbe bis zur Weichsel und nahm von diesen neu gewonnenen Provinzen den Titel König der Wenden an. Die deutschen Kaiser damaliger Zeit, deren Streben hauptsächlich nach dem Süden ging, wahrten die Rechte Deutschlands nicht im Norden. Kanut's Bruder, Waldemar II. (1202—1241) ließ sich in der deutschen Stadt Lübeck, unter großen Feierlichkeiten, krönen und nahm zu dem Titel seines Bruders: König der Dänen und Wenden, noch denjenigen eines Herrn von Nordalbingien (des Landes im Norden der Elbe) an. Er brachte zuerst Lauenburg an sich und der Graf Adolph von Schauenburg mußte, um die Freiheit wieder zu erhalten, sein deutsches Reichsleben Holstein dem Dänenkönige abtreten. Waldemar dehnte darauf seine Eroberungszüge bis nach Esthland und Liefland aus, und setzte sich mehr und mehr in Pommern und Mecklenburg fest. Er ließ eine Brücke über die Elbe bauen, welche er auf der westlichen Seite befestigte, sicherte sich dadurch den Uebergang über diesen Fluß und suchte, sich bis

gegen die Weser hin auszubreiten. Waldemar II. herrschte von der Mündung der Elbe bis zum finnischen Meerbusen. Seine Eroberungen gründeten sich auf die ausgezeichnete Kriegsverfassung Dänemark's, welche nicht blos die adeligen Lehensleute, sondern auch alle übrigen Grundbesitzer verpflichtete, nach dem Werthe ihrer Ländereien, Schiffe und deren Bemannung zu stellen. In Pommern gründete Waldemar II. die Stadt Stralsund. Für sein gesammtes Reich ließ er die unter seinem Namen bekannten Gesetze verkünden. Er benützte die Zeit, da Friedrich II. noch mit seinem Gegenkönige Otto IV. im Kampfe lag und ließ sich (1214) von dem Hohenstaufen alle diejenigen Besitzungen, die er durch Gewalt an sich gerissen hatte, bestätigen. In der Geschichte Deutschland's*) haben wir erzählt, wie es dem Grafen von Schwerin, in Verbindung mit andern deutschen Fürsten gelang, dem Dänenkönige alle seine Eroberungen in Deutschland wieder abzunehmen. So groß Waldemar II. begonnen hatte, so klein endigte er. Um das Maß des Elends voll zu machen, das er, ungeachtet aller seiner anfänglichen Siege, über sein Land brachte, theilte er vor seinem Tode das Reich unter seine drei Söhne: Erich, Abel und Christoph. Der älteste sollte den größern Theil des Landes und die Königswürde, die beiden anderen einzelne Provinzen als Lehensleute beherrschen. Die Folge dieser verkehrten Bestimmung war, daß Erich IV. (1241—1250) in einen blutigen Krieg mit seinem Bruder Abel verwickelt wurde. Das Land hatte natürlich die Lasten und Verwüstungen desselben zu tragen. Zudem wollte Erich IV., statt seine ganze Kraft auf die Sicherstellung seines wankenden Thrones zu verwenden, Esthland, das die dänische Herrschaft abgeschüttelt hatte, wieder unterwerfen. Er besteuerte zu diesem Behufe sogar die Pflüge und zog sich dadurch den Schimpfnamen Plugpennig zu. Bevor er jedoch seinen Kriegszug beginnen konnte, wurde er, auf Veranlassung seines Bruders Abel, ermordet (1250). Der Mörder wurde zum Könige erwählt und fand ohne Mühe vierundzwanzig Ritter, welche, der ihm gemachten Bedingungen zufolge, seine Unschuld beschworen. Die Lehren der Päpste hatten dazumal das Gefühl für Recht und den Sinn für Wahrheit vollständig erschüttert. Es wurde den Ritterbürtigen so leicht gemacht, Ablaß zu erhalten, wenn sie falsch geschworen hatten, und es war der ganzen Christenheit mit so viel Nachdruck das Recht des Papstes und seiner Diener, für diese und jene Welt Absolution zu ertheilen, eingeschärft worden, daß wir uns über derartige Meineide nicht wundern dürfen. Abel genoß übrigens nicht lange die Früchte seines Mordes. Die Friesen, welche neben den Ditbmarschen in Schleswig wohnten, ließ sich die vertragswidrigen Steuern nicht gefallen, die er ihnen auferlegen wollte. Der König zog gegen sie zu Felde, erlitt eine furchtbare Niederlage und verlor (1252) im Kampfe mit ihnen das Leben. Ein ähnliches Schicksal hatte vier Jahre später (1250) der deutsche Kaiser Wilhelm von Holland, welchen die Westfriesen erschlugen. Christoph I., Abels und Erich's Bruder (1252—1259) kämpfte mit aufständischen Adeligen und dem Erzbischof von Lund, Jakob Erlandson. Die Päpste hatten dazumal ihre Anmaßungen in Dänemark noch nicht durchsetzen können. Jakob Erlandson wurde von Innocenz IV. dazu auserkoren, das päpstliche Joch Scandinavien aufzuerlegen. Der König, welcher sich dieses nicht gefallen lassen wollte, kündigte den Geistlichen den weltlichen Schutz auf. Die Bischöfe hetzten dagegen das verdummte Landvolk gegen die Ritter. Christoph I. ließ den Erzbischof gefangen setzen. Zwar sprachen die anderen Bischöfe den Bann gegen ihn aus und legten das Interdict auf sein Reich, allein Christoph I. bekümmerte sich wenig um den Bann und die Bischöfe fanden nur theilweise Gehorsam bei den Pfarrern. Doch die Geistlichen waren niemals um die Mittel zu ihren Zwecken verlegen. Einer derselben vergiftete den König beim Abendmahle (1259), sei es mit dem Kelche, oder mit der Hostie. So tief war die Geistlichkeit

*) Siehe § 42.

damaliger Zeit gesunken! Das von Christo eingesetzte Liebesmahl war nicht blos dem Könige Christoph, es war der ganzen Christenheit vergiftet worden, indem sich die Geistlichen dessen zur Befriedigung ihrer fluchwürdigen Leidenschaften bedienten. Mit dem von Christo eingesetzten Abendmahle hatten die Pfaffen die Ohrenbeichte, den Ablaß und alle erdenklichen Peinigungen in Verbindung gebracht. In der Vergiftung Christoph's I. trat nur die Vergiftung der Abendmahlslehre in die äußere Erscheinung. Christoph's Sohn, Erich VII. Glipping war noch minderjährig. Den Pfaffen und aufständischen Adeligen war dieses eine erwünschte Gelegenheit, im Trüben zu fischen. In einer Schlacht, welche Erich VII. auf der Lohaider Ebene, bei Schleswig lieferte (1261), erlitt er eine vollständige Niederlage und wurde nebst seiner Mutter Margaretha gefangen. Mit großen Opfern erkauften endlich Beide wieder ihre Freiheit. Sobald der König nach Dänemark zurückgekehrt war, begann der Streit mit der Geistlichkeit von neuem. Der Erzbischof und drei Bischöfe mußten aus dem Lande fliehen. Der päpstliche Legat legte zwar wieder ein Interdict auf das Land, welches jedoch die gewünschte Wirkung nicht hatte. Das arme Volk wurde aber, während König, Adel und Geistlichkeit sich gegenseitig bekämpften, auf's furchtbarste mißhandelt und versank in vollständige Leibeigenschaft. Als die Geistlichkeit merkte, daß die Dänen das Interdict ganz anders aufnahmen, als Deutsche, Franzosen und besonders Spanier und Portugiesen, verständigte sie sich mit dem Könige Erich VII. Während die gleichzeitigen Herrscher von England sich bemühten, durch Begünstigung des dritten Standes, dem Adel und der Geistlichkeit Schranken zu setzen, gab Erich VII. seinen Großen einen Freiheitsbrief, durch welchen die Rechte des Bauern- und Bürgerstandes verletzt wurden. Einige hundert Personen wurden zu den einzig Berechtigten erhoben, das ganze übrige Volk dagegen wurde rechtlos. Erich war ein rauher, übermüthiger und grausamer Mann. Er beschimpfte die Gattin des Marschalls Stigo auf die empörendste Weise und wurde, zum Lohne dafür, von diesem, in Verbindung mit mehreren Genossen, ermordet (1286). Mönved, war, beim Tode seines Vaters, erst zwölf Jahre alt. Da er bis 1319 in Dänemark herrschte, werden wir seine Thaten und Schicksale im nächsten Buche schildern.

§ 71. Norwegen und Schweden.

Gleich allen anderen Staaten des Nordens hatten auch Norwegen und Schweden das Christenthum mit Widerstreben angenommen. Denn nicht die Religion der Liebe, der Gleichheit und der Brüderlichkeit predigten die Pfaffen des Mittelalters, sondern die Lehre des Papstes, des Zehntens, der Klöster und mannigfaltiger Aeußerlichkeiten, für welche rohe Naturwesen eben so wenig Empfänglichkeit besitzen, als denkende und gebildete Menschen. Das Christenthum brachte in die gesammte, auf dem Heidenthum vergangener Zeiten beruhende Staatsverfassung und Verwaltung eine vollständige Unordnung. Mehr, als ein Jahrhundert verging, bevor sich die neuen s. g. christlichen Ansichten in Kirche und Staat Bahn brachen, welche in ihrem Gefolge das doppelte Joch der geistlichen und weltlichen Herrschaft hatten.

In Norwegen folgte auf Olaf III., König Magnus III. Barvot, welcher alle seine inländischen Feinde zu Paaren trieb, worauf er die Insel Man, die Hebriden und die Orkney-Inseln (1095) unterwarf und in Irland erschlagen wurde (1103). Sigurd I. Jorsalafar (1103—1139) theilte das Reich mit seinen Brüdern Eystein und Olaf und ging nach Palästina. Die Folge dieser doppelten Thorheit war Bürgerkrieg. Magnus IV. wurde von Gillichrist verdrängt (1135). Die inneren Kämpfe dauerten fort. Während derselben errichtete ein päpstlicher Legat das Erzbisthum Drontheim und that

dadurch den ersten Schritt zur Unterwerfung des Landes unter die römische Herrschaft. Magnus V. (1162—1184) wurde von den Pfaffen so vollständig beherrscht, daß er ihnen sogar sein Reich übergab, um es im Namen des s. g. Heiligen Olaf zu verwalten. Im Jahre 1184 verlor aber Magnus gegen Suerrer eine Seeschlacht und sein Leben. Suerrer (1184—1282) wurde anfangs allgemein als König anerkannt. Doch bald traten ihm Gegenkönige entgegen. Zuerst machte Jon, ein Mönch aus dem Kloster Hofudey, der sich für einen Sohn Königs Inge ausgab, ihm den Thron streitig. Suerrer besiegte ihn (1187). Jon verlor sein Leben und ward sodann als Sohn eines Bürgers von Bergen, Namens Peter Orm erkannt, welcher von der Pfaffenpartei dem Könige entgegengesetzt worden war. Kurz darauf trat ein anderer Mönch als Kronprätendent auf. Dieser gab sich für einen Sohn Königs Eystein aus, wurde aber gleichfalls besiegt und getöttet (1191). Suerrer brachte seine Streitigkeiten mit dem Erzbischofe von Trontheim vor das Volk. Dieses sprach sich zu Gunsten des Königs aus. Der Erzbischof, welcher sich dennoch nicht fügen wollte, floh nach Dänemark, woselbst ihn der Erzbischof Axel freundlich aufnahm und mit allen Kräften unterstützte. Vergeblich ließen beide Pfaffen den König Suerrer in allen Kirchen Dänemark's excommuniciren, die Norweger kümmerten sich weder um Bann, noch Interdict. Allein die Pfaffenpartei setzte dem König (1193) Sigurd, Magnus Sohn entgegen, doch auch dieser wurde von Suerrer besiegt (1194) und verlor sein Leben auf der Flucht. Suerrer vereinigte die höchste Tapferkeit im Kampfe mit einer seltenen Milde gegen seine Feinde, die größte Klugheit mit der größten Rechtlichkeit. Er gab den Pfaffen nicht nach, wie alle gleichzeitigen Herrscher thaten, sondern bekämpfte und besiegte sie. Das war ihm aber nur möglich, weil er es redlich mit dem Volke meinte, weil er in diesem seine feste Stütze hatte und daher die öffentliche Meinung ihm nicht widerstrebte, vielmehr ihm zur Seite stand. Die Birkenbeiner, d. h. die Leute, welche Birkenrinden um die Beine trugen und die Goldbeiner, d. h. die Leute, welche goldene Beinschienen kaufen konnten, bezeichnen deutlich den Gegensatz der damaligen Parteien. Die Birkenbeiner, die Armen, waren mit Suerrer, die Goldbeiner, die Reichen, gegen ihn. Suerrer zeichnete sich namentlich auch durch die Reinheit seiner Sitten aus. Er trat dem Laster der Trunkenheit, welches in Norwegen zu den größten Mißständen führte, mit Wort und That entgegen und verbot sogar 1185 den deutschen Weinhändlern den Aufenthalt in Bergen.

Der Bischof Nicolaus von Oslo hatte von ihm prophezeit, er werde wie ein Vieh todtgeschlagen und von Hunden und Vögeln gefressen werden. Um diese Vorhersagung zu Schanden zu machen, ließ er sich kurz vor seinem Tode auf den Thron setzen, auf welchem er, umgeben von zahlreichen Freunden, nachdem er sein Reich geordnet und die Oelung empfangen hatte, starb (1202). Suerrer's Sohn und Nachfolger Hakon IV. starb schon am Neujahrstage (1204) an Gift. Guttborm, Suerrer's Enkel, ein Knabe von sechs Jahren folgte ihm, zum Schein, nach. Die Geistlichen hatten, nach Suerrer's Tode wieder die höchste Macht im Lande. Sie schmiedeten Ränke und suchten ihre Günstlinge durch die üblichen Gaunerstücke zu fördern. Erling Steinweg versprach dem Bischofe Nicolaus, falls er die Feuerprobe zu seinen Gunsten lenken würde, dessen Neffen Philipp zu seinem Jarle zu erheben. Die Feuerprobe gelang. Erling wurde König, Philipp Jarl. Bald darauf starb Guttborm an Gift (1205). Dem Könige Erling stand Inge II. gegenüber. Nach Erling's Tode (1207) setzte der Bischof Nicolaus durch, daß sein Neffe Philipp zum König gewählt wurde, der sich (1208) mit Inge II. verständigte. Unter Hakon V., Suerrer's Enkel, befestigte sich wieder die Ordnung d. h. der Despotismus im Reiche. Der elende König stützte seine Macht auf den guten Willen des Pfaffenthums, indem er diesem gleich anfangs, huldigte. Er ließ seine von der

Pfaffenpartei bestrittene Abkunft durch die Feuerprobe, der sich seine Mutter unterwarf, entscheiden. Die Probe gelang, der Betrug, den der König in Uebereinstimmung mit dem Erzbischofe von Drontheim beging, ist daher außer Zweifel. Statt dem Aberglauben und der Pfaffenherrschaft entgegen zu treten, förderte Hakon V. dieselben sein ganzes Leben lang. Mit Hülfe der Geistlichkeit wurde es ihm nicht schwer, die Parteiungen, welche sie allein bisher hervorgerufen hatte, zu beschwichtigen. Dem Papste Innocenz IV. schickte er bedeutende Geldsummen. Dem päpstlichen Legaten machte er reiche Geschenke und dieser erpreßte außerdem noch von der Geistlichkeit 500 Mark Silbers. Um die Pfaffen vollständig für sich zu gewinnen, nahm Hakon sogar das Kreuz. Gegen Schottland behauptete er seine Oberherrschaft über die Insel Man und die Hebriden. Island und Grönland gehorchten ihm und unter seinem Schutze errichtete die Hansa eine Handelsniederlage in Bergen. Als Hakon V. sein Reich antrat, beging er, wegen Mangels an einem geeigneten Hause, die übliche Feier auf einem Schiffe. Das Hochzeitsfest seines Sohnes Magnus konnte schon auf dem Lande begangen werden. Magnus VII. (1263—1281), Lagabätter, (Gesetzverbesserer) erhielt diesen Beinamen nicht vom Volke, sondern von den Pfaffen, zu deren Gunsten er die Gesetze des Landes verschlechterte. Er war übrigens ein Herrscher, welcher Gewerbe, Handel und Schifffahrt, die zugleich sein Volk und seinen Schatz bereicherten, begünstigte. Er trat die Hebriden und die Insel Man für einen jährlichen Zins an Schottland ab (1266). Die Deutschen bauten einen ganzen Stadttheil in Bergen, erhielten von dem Könige bedeutende Vorrechte und bildeten, seit 1279, daselbst eine Art Staat im Staate, welcher freigewählte Beamte und eigene Gesetze hatte. Der Sohn Magnus VII., Erich II (1281—1299) war seinem Vater durchaus nicht ähnlich. Die fremden Kaufleute und ausländischen Pfaffen, welche Magnus begünstigt hatte, bekämpfte Erich mit aller Macht. Er ließ die Waaren der deutschen Kaufleute in Bergen wegnehmen und ihre Schiffe mit Beschlag belegen, mußte aber am Ende die Schiffe herausgeben, einen Schadensersatz von 6000 Mark zahlen und die Vorrechte der deutschen Städte in Bergen auch auf die Städte Campen, Staveren und Gröningen ausdehnen (1285). Erich II. heirathete die Tochter des Königs von Schottland, Alexander's III. Als mit diesem (1286) der Mannesstamm des schottischen Herrscherhauses erlosch, wurde Erich's II. Tochter auf den Thron von Schottland berufen. Sie starb aber auf ihrer Ueberfahrt dahin (1290*).

Schweden.

Im Anfange unseres Zeitabschnittes war Schweden noch in zwei Theile gespalten, wovon der eine christlich, der andere heidnisch war. Blot Swen herrschte in dem heidnischen Gothland und nach ihm sein Sohn Kol, während Stenkil's Sohn, Inge I., welchem eifrige Christen den Beinamen des „Guten" ertheilten (1074—1112), in dem christlichen Theile Schweden's König war. Mit dem Tode Inge's II. (1130) erlosch das Haus Stenkil's. Kol wurde (1134) König von ganz Schweden. Suerker I., Kol's Sohn, der Gründer des Hauses seines Namens, (1138—1155) machte durch seinen Uebertritt das Christenthum in Schweden herrschend. Er verbot die öffentliche Ausübung des heidnischen Götterdienstes, unterwarf sich dem Papste, bewilligte diesem den Peterpfennig und ließ durch einen päpstlichen Legaten die römische Kirchenverfassung in Schweden einführen. Noch pfaffenfreundlicher war sein Nachfolger, Erich IX. (1155—1161), welcher das Herrschergeschlecht der Bonde gründete, und in so hohem Grade kirchlich war, daß er sogar „Heilig" gesprochen wurde. Er eroberte Jämteland und die finnländische

*) Siehe oben § 64.

Küste (1157) an welcher er die Stadt Abo erbaute. Karl VII. Suerkerson (1161—1168) überbot seine Vorgänger noch an Vorliebe für die Geistlichkeit. Er errichtete (1163) das Erzbisthum Upsala, wurde aber schon (1168) von Kanut Erichson ermordet, welcher den Titel König der Schweden und Gothen annahm und Jämteland an Norwegen und Gothland an Suerker II., den Sohn Karl's VII. abtreten mußte. Er erhob die Bischöfe zu Mitgliedern des Reichsraths. Suerker II. Karlson, (1199) befreite die Geistlichen von der weltlichen Gerichtsbarkeit und von der Zahlung der Abgaben. Im Kriege gegen Erich, den Sohn Kanut's, der, von den Norwegern unterstützt, in Schweden einbrach, verlor Suerker II. sein Leben. Auf Erich X. Knutson, (1210—1216) folgte Johann Suerkerson (1216—1222), mit welchem das Geschlecht der Suerker ausstarb. Erich XI., Erichson, wurde, im Kampfe mit Kanut dem Langen, von der Familie der Folkunger, aus dem Lande getrieben (1229), kehrte zwar (1234) zurück, hatte jedoch bis zu seinem Ende die Uebermacht der Familie der Folkunger bitter zu empfinden. Erst zur Zeit seiner Herrschaft gelang es den Römlingen, der schwedischen Geistlichkeit das Joch des Cölibates aufzulegen. Auf der Kirchenversammlung zu Skenige (1248) setzte der päpstliche Legat durch, daß die Priesterehe verboten, das Studium des kanonischen Rechtes angeordnet und die Ernennung der Bischöfe der weltlichen Macht entzogen wurde. Es verging jedoch noch längere Zeit, bevor diese Bestimmungen in's wirkliche Leben übertraten. Mit Erich XI. starb die Familie der Bonde aus (1250). Das Haus der Folkunger, welches bis 1372 in Schweden herrschte, wurde auf den königlichen Thron gehoben. Waldemar, der Sohn Birger's, zuerst bis 1266 unter Vormundschaft seines Vaters, hatte mit den aufrührischen Großen zu kämpfen, beschäftigte sich zuviel mit seinen Liebschaften, verführte sogar die Schwester seiner Gattin und wurde von seinen eigenen Brüdern bekriegt und mehrerenmale gefangen genommen. Sein älterer Bruder, Magnus I., nahm (1279) den königlichen Titel an. Waldemar lebte in der Gefangenschaft bis zu seinem Tode (1302). Magnus I. schützte zwar die Bauern gegen die Räubereien des Adels, drückte sie aber durch dauernde Abgaben, die er einführte. Er unterwarf die Lappen und starb 1290. Sein Sohn Birger, der bis (1319) herrschte, gehört dem folgenden Zeitabschnitte an.

§ 72. Esthland, Liefland, Kurland und Preußen.

Vor der Völkerwanderung wohnten unzweifelhaft deutsche Stämme rings an den Küsten der Ostsee. Doch ein großer Theil derselben verließ diese Gegenden und es rückten scythische Völkerschaften in die verlassenen Länder ein. Die Esthen, welche am finnischen Meerbusen und Peipussee lebten, waren finnischen, die Bewohner von Liefland, Kurland und Preußen slavischen Ursprungs. Finnen und Slaven bilden nämlich zwei der bedeutenderen Zweige des scythischen Stammes. Diese Völker lebten lange wenig belästigt von fremden Eroberern. Die Scandinavier suchten zuerst, sich in deren Ländern festzusetzen, ohne jedoch dauernde Niederlassungen zu gründen und auf die Bildung dieser Völkerschaften Einfluß zu üben. Waldemar I., König von Dänemark und sein Nachfolger, Waldemar II., errangen zwar einige Vortheile über die Preußen, Kuren, Esthen und Liefen, welche jedoch nicht zu einer bleibenden Unterwerfung derselben führten. Erich IV. traf Anstalten, Esthland, welches damals noch einen Schein von Unabhängigkeit hatte, fester mit Dänemark zu verbinden; allein er verlor sein Leben, bevor er sein Werk vollendet hatte, und unter seinen Nachfolgern ging auch der Schein der Herrschaft über diese Provinzen für Dänemark verloren. Um so thätiger waren aber, theils gleichzeitig mit den Dänen, theils nachdem diese verdrängt worden waren, die Deutschen, die rohen Völker des

Ostens zu unterwerfen. Da diese Heiden waren, fehlte es den Christen an Vorwänden dazu nicht. Denn Heiden zu bekehren, und zwar mit dem Schwert in der Faust, oder sie zu tödten, wenn sie sich nicht bekehren lassen wollten, war, nach dem päpstlichen Rechte des Mittelalters, den Christen nicht blos erlaubt, sondern galt auch für eine, vollständigen Ablaß begründende, fromme That.

Die Preußen, welche, von allen jenen Völkern, den Deutschen am nächsten wohnten, kamen zuerst mit ihnen in Berührung. Sie thaten durchaus keine Vorliebe für das ihnen aufgedrungene Christenthum kund, erschlugen vielmehr, schon am Ende des zehnten Jahrhunderts, den Bischof Adalbert, der ihnen zuerst das päpstliche Joch auf den Nacken binden wollte. Doch nachdem die, weiter dem Westen zu wohnenden slavischen Völker das christliche Gesetz angenommen, hatten die Preußen Mühe, sich desselben zu erwehren. Für die reine Lehre, wie sie Christus durch Wort und That bekundet hatte, wären auch die Preußen empfänglich gewesen, allein unter Christenthum verstand man dazumal vor allen Dingen die Herrschaft des römischen Papstes, Zehnten, Stolgebühren, Ablaßgelder und was mit diesen s. g. geistlichen Dingen weiter zusammen hing, in zweiter Linie aber die Herrschaft des Adels mit Leibeigenschaft, Frohnden und Faustrecht, und in dritter Reihe das Königthum mit mehr oder minder ausgedehnten Rechten, je nachdem Adel und Geistlichkeit schwächer oder kräftiger, untereinander uneins, oder verbunden waren.

Die Esthen, Liefen und Kuren hatten das Christenthum zuerst von den sie besuchenden Kaufleuten kennen gelernt. In damaligen Zeiten der Unsicherheit reiste der Handelsmann selbst mit seinen Waaren nach entfernten Gegenden, wohin er sie außerdem nicht hätte gelangen lassen können. Schon im Jahre 1158 hatten die Deutschen Handelsniederlagen in Esthland. Kurz darauf legten sie die Stätte Kirchholm und Uexküll an der Düna an. Die harmlosen Einwohner des Landes gestatteten ihnen, ihre Handelsplätze sogar zu befestigen. Die Geistlichen blieben nicht lange aus, nachdem die Kaufleute feste Niederlassungen gegründet hatten und das Bekehrungswerk nahm seinen Anfang. Mainhart, der so genannte erste Apostel der Liefen war unter seiner s. g. Heerde niemals seines Lebens sicher, weil diese gemerkt hatte, sie solle geschoren werden. Er starb übrigens eines natürlichen Todes (1196). Sein Nachfolger Bertbold wurde von den Heiden, die sich von ihm nicht bekehren und beherrschen lassen wollten, erschlagen. Albert von Apeldern, welcher nach Bertbold zum Bischofe von Liefland ernannt ward, vertraute weniger auf die Macht der Ueberzeugung, als auf diejenige des Eisens. Die Ernennung dieses Bischofs ging Hand in Hand mit einer Aufforderung, welche der Papst, Innocenz III., an die gesammte christliche Ritterschaft ergeben ließ, einen Kreuzzug gegen die Liefen zu unternehmen. Dem deutschen Adel, welchem das Handwerk zu Hause wegen der großen Anzahl der Räuber wenig einbrachte, war die Gelegenheit erwünscht, unter den schützenden Formen der geistlichen und weltlichen Gewalt, auf Raub und Mord ausgehen zu dürfen. Die Kaufleute, welche hofften, ihre Handelsvortheile durch die Beförderung des Kreuzzuges zu vermehren, stellten Schiffe und zahlten Geld. Die unglücklichen Liefen waren nicht im Stande, der vereinten Macht der deutschen Kaufleute, Ritter und Geistlichen zu widerstehen. Der Bischof Albert von Apeldern gründete, gestützt auf ein stehendes Heer von Rittern und die Spenden der Kaufleute, die Stadt Riga. Die Ritter fesselte der Bischof dadurch fester an sich, daß er (1201) einen Orden, nach dem Muster der übrigen Ritterorden damaliger Zeit, stiftete, welcher den Namen der Gottesritter, Schwertbrüder oder Marienbrüder, annahm. Der Papst Innocenz III. genehmigte den Orden, gab ihm die unglücklichen Heiden des Nordens vollständig Preis; und der deutsche Kaiser, Otto IV., ertheilte ihr Land dem Bischofe von Riga zu Lehen, gleich als wenn er ein unbestrittenes Recht auf dasselbe hätte. Um diese Zeit eroberte der König Waldemar II. von Dänemark, in Uebereinstimmung

mit den Schwertbrüdern, Esthland, gründete daselbst die Stadt Rewal, gerieth aber bald in Zerwürfnisse mit den Esthen und mit den Schwertbrüdern. Die Heiden waren unter sich selbst noch weniger einig, als die Christen und wurden daher deren Beute. Im Jahre 1229 war Riga schon zu einer ansehnlichen Handelsstadt empor gewachsen, mit welcher die deutschen Seestädte einen Handelsvertrag abschlossen. Während die Liefen und Esthen von den Schwertbrüdern und Dänen unterjocht wurden, erlagen die weiter westlich wohnenden Preußen einem ähnlichen Schicksal. Im Jahre 1215 predigte ein deutscher Mönch, Namens Christian, aus dem Kloster Oliva, den Preußen das Christenthum, jedoch mit so wenig Erfolg, daß er schon drei Jahre später das Kreuz gegen sie verkünden ließ. Der Mönch wollte Bischof werden und sah wohl ein, daß er sein Bisthum nicht durch Worte der Liebe gewinnen könne. Die Gegend um Kulm wurde von den bewaffneten Kreuzfahrern mit dem Schwerte in der Hand erobert. Der Herzog Konrad von Masovien wurde Herr des Landes, überließ aber dessen Benützung den Rittern, die es unterworfen hatten und dem Bischofe Christian, welcher seinen Sitz daselbst aufschlug. Wie Albert den Orden der Schwertbrüder, so stiftete Christian im Jahre 1225, denjenigen der Ritterbrüder von Dobrin. Die Preußen schlugen diese Ritter schneller todt, als sie wieder ergänzt werden konnten. Doch Bischof Christian wußte sich zu helfen. Er rief den deutschen Orden, der in Palästina nie gedieben war, zu Hülfe (1226). Der Heermeister Herrmann von Balk begann (1230) mit 28 Rittern und 1000 Knappen und Knechten den Kampf des Ordens gegen die Preußen. Schon im folgenden Jahre (1231) wurden die Städte Vogelsang, Nesse und Thorn gegründet. Im Jahre 1234 verbanden sich mit dem deutschen Orden die Ueberreste der Ritterbrüder von Dobrin und (1237) auch die Schwertbrüder in Liefland. Die Preußen wehrten sich tapfer, mußten aber der überlegenen Kriegskunst und Organisation der Deutschen weichen. Der wilde Naturzustand der Ureinwohner konnte sich neben den Burgen der Ritter, den Klöstern und Bisthümern der Geistlichen und den Städten gewerbfleißiger Bürger und betriebsamer Kaufleute nicht halten. Die Preußen nahmen allmälig die Sprache und die Sitten der Deutschen an. Der Unterschied der Nationalitäten verwischte sich. Die Esthen, Liefen und Kuren dagegen behielten, wenn auch nicht ihr Heidenthum, doch ihre Sprache und ihre Sitten bei. Der Gegensatz der Abstammung, welcher, von Jahrhundert zu Jahrhundert, forterbte, hielt die Erinnerung an die Vergangenheit, den Haß der Unterdrückten und den Uebermuth der siegreichen Eroberer aufrecht. Die Urbewohner wurden die unglücklichsten aller Leibeigenen, die Eindringlinge die gehaßtesten aller Sieger. Die oberste Leitung der Unternehmungen gegen diese Völker behauptete aber der Papst, welcher damals in Preußen, Kurland, Liefland und Esthland eine weit schrankenlosere Gewalt ausübte, als in irgend einer seit Jahrhunderten seiner Macht unterworfenen Provinz. Die päpstlichen Legaten entschieden in höchstem Rechtszuge die Streitigkeiten, welche die Sieger unter einander hatten, errichteten Bisthümer und erhoben Abgaben nach Belieben. Nicht selten erlitten zwar die Deutschen blutige Niederlagen, doch ihre gelichteten Reihen wurden bald durch neue Ankömmlinge gefüllt, während ihre Gegner sich gewöhnlich nach errungenem Siege zerstreuten und daher dessen Früchte nicht zu pflücken vermochten. So schlug namentlich der russische Fürst, Alexander von Nowgorod, (1242) die deutschen Ritter auf dem Peipussee und der Fürst Mindove oder Mendog, der Litthauer, (1250) in Verbindung mit den Russen und Kuren, dieselben bei Durben. Diese Niederlagen beschränkten allerdings die Deutschen auf die Küstenbezirke, und hielten sie von weiteren Fortschritten in östlicher und südlicher Richtung ab, thaten aber der Befestigung der deutschen Herrschaft in den mehr genannten vier Provinzen keinen Einhalt. Im Jahre 1255 wurden die Städte Brandenburg, Braunsberg und Königsberg gegründet, nachdem die Ritter mit Hülfe

Ottokar's II. von Böhmen und zahlreicher Kreuzfahrer Samland unterworfen hatten. Im Jahre 1261 erhoben sich die Preußen in einem furchtbaren Aufstande gegen die Deutschen. Am Ende blieben jedoch die Letzteren von den Ufern der Oder bis zu denjenigen des Peipussee's, längs den Gestaden der Ostsee, überall Sieger. Im Jahre 1274 erbauten die deutschen Ritter die Stadt Marienburg, wohin sie (1312) den Sitz des Ordens von Marburg verlegten.

§ 73. Polen, Schlesien und Litthauen.

Polen litt im Laufe dieses Zeitabschnitts noch immer an inneren Wirren, und war daher nicht im Stande, seine Unabhängigkeit äußeren Feinden gegenüber zu behaupten. Es hatte bald einen und bald mehrere Herrscher, welche sich theils Herzoge, theils Könige nannten. Im Anfange unseres Zeitabschnitts (1079—1102) herrschte in Polen Wladislav I., ein Schwager Heinrich's IV. von Deutschland, welcher sehr wenig Verstand gehabt zu haben scheint. Er mußte an Böhmen Tribut zahlen, und theilte sein Land unter seine Söhne. Boleslav I. Krummaul brachte zwar das ganze Reich wieder zusammen, allein er fiel in den Irrthum seines Vaters zurück, indem er es viertheilte. In Verbindung mit Colomann von Ungarn führte er gegen Heinrich V. von Deutschland Krieg, wurde besiegt und gezwungen, die deutsche Oberlehensherrlichkeit anzuerkennen. Glücklicher war Boleslav gegen den pommerschen Herzog Wratislav, dem er mit Gewalt das Christenthum aufdrang und den er von sich abhängig machte. In Folge der von ihm angeordneten Theilung zersplitterte sich das Reich in Großpolen, Kleinpolen, Masovien und Schlesien. Zwar sollte der Oberherzog von Krakau die oberherrliche Gewalt über die anderen Theile des Reiches haben, er vermochte dieselbe aber selten geltend zu machen. Wladislav II., der erste Oberherzog von Krakau (1138—1145) wurde von seinen Brüdern so wenig als Oberherr anerkannt, daß sie ihn sogar aus dem Lande trieben. Nur mit Hülfe des deutschen Kaisers, Konrads III. konnte er in sein Reich zurückkehren. Boleslav IV. (1145—1173) wurde von Friedrich Rothbart gezwungen, ihm den Lehenseid zu leisten und dem Sohne Wladislav's II. Schlesien abzutreten, welches seit dieser Zeit von Polen getrennt blieb, in mehrere Fürstenthümer zerfiel und sich deutscher Bildung und Sprache mehr und mehr annäherte. Minzislav III. (1173—1177) machte sich durch seine Härte verhaßt, wurde von dem Throne des Herzogthums Krakau gestoßen und auf Großpolen beschränkt. Casimir II. (1177—1195) erhielt den Beinamen der Gerechte. Sein Sohn Lassek I. wurde während der Unmündigkeit von Minzislav III. verdrängt. Nach dessen Tode (1202) kam Lassek I. wieder auf den Thron. Er überließ seinem Bruder Masovien und kam im Kampfe mit dem Herzog Swantepolk von Ostpommern, welcher sich von der polnischen Oberherrschaft frei machte (1227), um. Während Boleslav's V., des Schamhaften (1227—1279) Minderjährigkeit stritten sich Konrad, Herzog von Masovien, sein Oheim und Heinrich der Bärtige, Herzog von Breslau um die vormundschaftliche Regierung. Die Mongolen brachen in das Land, verwüsteten es*) zogen sich aber nach der Schlacht von Wahlstadt (1241) wieder zurück. Zwei Jahre darauf (1243) fand sich Boleslav wieder in Polen ein, hatte aber unausgesetzt mit den anderen polnischen Herzogen und den Mongolen zu kämpfen. Ihm folgte Lassek II. der Schwarze (1279—1289) und diesem Boleslav VI. von Masovien und Heinrich IV. von Breslau, welche um die Erbfolge stritten. Im Jahre 1290 erhielt Przemisl, Herzog von Posen den Besitz von Krakau, erbte Pommerellen, um das er aber mit dem deutschen Orden kämpfen mußte und ließ sich zum König krönen (1295).

*) Siehe oben § 42.

Die Litthauer, ein lettischer Volksstamm, welcher in alten Zeiten am Flusse Wilja wohnte und sich später bis zur Düna und zum Prypiatflusse ausbreitete, war in langwierigen Kriegen mit den Russen und später mit den deutschen Rittern verflochten. Im zehnten Jahrhunderte mußten sie dem russischen Staate Polozk im Norden der Düna Tribut zahlen. Bald darauf schüttelten sie aber das Joch ab (1035) und legten es ihren früheren Beherrschern auf, indem sie nicht nur Polozk, sondern auch Nowgrodek an dem Memelflusse und ganz Sewerien eroberten (1082—1221). Ihre Macht wurde durch Zersplitterung in mehrere kleine Fürstenthümer geschwächt. Um das Jahr 1230 vereinigte Ringold dieselben unter seiner Herrschaft und nannte sich Großfürst. Im Kampfe mit den Russen und Schwertbrüdern behauptete er sein Gebiet und seine Selbstständigkeit. Sein Nachfolger Mindove oder Mendog brachte zwar (1250) den deutschen Rittern bei Durben eine Niederlage bei, veränderte aber später seine Religion und seine Politik. Er ließ sich taufen, erklärte sein Reich für ein Leben des römischen Stuhles und wurde zum Lohne dafür mit Bewilligung des Papstes vom Bischofe von Kulm zum Konige gekrönt (1254). Dieser Umschwung brachte jedoch durchaus keine Veränderung in den Bestrebungen Mendog's hervor. Nach wie vor dachte er nur darauf, Kriege zu führen und Eroberungen zu machen. Er glaubte, bessere Aussichten zu haben, wenn er unter dem siegreichen Banner des Christenthums, als unter dem unglücklichen des Heidenthums seinen Leidenschaften fröhnte. Er machte große Eroberungen in Polen, Preußen, Kurland und Liefland und erst sein Tod (1267) setzte seiner kriegerischen Laufbahn ein Ziel. Auch seine Nachfolger setzten ihre Kriege gegen die deutschen Ritter und Polen fort. Da die Russen, früher die gefährlichsten Feinde der Litthauer, unter der Herrschaft der Mongolen standen, hatten diese freie Hände gegen ihre Nachbaren im Westen. Im Jahre 1281 erlosch der alte Stamm der Litthauischen Großfürsten, und Witen herrschte darauf von 1282—1315. Sein Nachfolger Gedimin wurde der Stifter eines neuen Herrschergeschlechtes, welches nach Jahrhunderten Polen und Litthauen vereinigte.

§ 74. Rußland.

Das russische Reich, welches seit mehreren Jahrzehnten, gleich einem schweren Alpe, auf der Menschheit ruht und ihr jede höhere und edlere Entwickelung verbieten möchte, war im zwölften und dreizehnten Jahrhundert als einzelner und selbstständiger Staat noch gar nicht vorhanden. In den weiten Ebenen, zwischen dem weißen und dem schwarzen Meere, der Newa und der Wolga, herrschten, seit Wladimir I. sein Reich unter zwölf Söhne getheilt hatte, viele, bisweilen nicht weniger als fünfzig, Fürsten, welche sich untereinander bekriegten, ihre Länder gegenseitig verwüsteten, ihre Macht, dem Auslande gegenüber, lähmten und weder Wohlstand, noch Bildung und Freiheit im Inneren aufkommen ließen. Wie Wladimir I., so theilten auch andere russische Fürsten, welche nur über Bruchtheile des russischen Reiches herrschten, ihr Gebiet unter ihre Söhne. Swätopolk II. (1093—1113) führte blutige Kriege gegen die Polowzer. Wladimir II. (1113—1125) erhielt von Alexius Comnenus die äußeren Zeichen der kaiserlichen Würde. Er gab sich, durch die Verfolgungen, welche er über die Juden verhängte, als Tyrann zu erkennen. Zu seiner Zeit lebte im peczerischen Kloster zu Kiew der Mönch Nestor, welchem wir unsere Kenntniß von dem Ursprunge des russischen Reiches verdanken. Er schrieb zuerst Geschichte in der Sprache seines Volkes. Nestor wurde 1056 geboren und starb 1116. Mstislav I., (1125—1132) besiegte die Polowzer und drängte sie bis zur Wolga. Nach Jaropolk's II. Tode (1132—1138) nahm die Verwirrung im russischen Reiche noch immer mehr zu Bis zu seiner Zeit hatten die Großfürsten von Kiew ein gewisses Ueber-

gewicht über die zahlreichen anderen russischen Fürsten ausgeübt. Doch schon Jesjäslaf II (1146—1154) wurde von dem Fürsten zu Susdal, Jurje (Georg) I., Dolgoruki (Langhand) zwei Mal aus Kiew vertrieben und konnte nur mit Hülfe der Ungarn wieder zu seinem Throne gelangen. Andrei I., Jurjewitsch (1157—1175), gründete die Stadt Wladimir, und das Großfürstenthum Weißrußland, oder Wladimir, welches dem Großfürstenthume Kiew den Rang streitig machte. Von dieser Zeit an stehen diese beiden Großfürstenthümer an der Spitze der russischen Geschichte. Die Zersplitterung wurde dadurch noch größer, als sie zuvor schon war. Das Großfürstenthum Kiew verlor von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Umfang und Bedeutung und wurde (1177) auf die Umgebungen der Stadt beschränkt. Den einzig heiteren Fleck in der trüben Geschichte des russischen Reiches dieser Jahrhunderte bildete Nowgorod, die blühendste Handelsstadt des Nordens, welche sich damals einer republikanischen Verfassung erfreute. Doch auch sie hatte oft von den sie umgebenden Fürsten zu leiden und wurde (1177) durch den Großfürsten Wsewolod III. von Wladimir, zur Unterwerfung gezwungen. Im dreizehnten Jahrhundert wurde das Elend des russischen Volkes noch größer, indem die Mongolen vom Osten in seine Grenzen brachen. Jetzt zeigten sich die Folgen der inneren Zersplitterung erst deutlich. Mit vereinter Macht hätten die Russen unzweifelhaft den Mongolen die Spitze bieten können; allein selbst die dringende Gefahr, womit dieses wilde Volk sie bedrohte, brachte die russischen Großfürsten nicht zur Besinnung. Nur ein Theil derselben kämpfte in Verbindung mit den Polowzen an der Kalka gegen die Mongolen (1224). Die Russen wurden geschlagen und die Sieger drangen bis Nowgorod vor. Nicht der Widerstand, den die Russen ihnen entgegensetzten, sondern die inneren Bewegungen des mongolischen Reiches bewirkten, daß die Sieger wieder umkehrten. Eine zweite Frist wurde den russischen Fürsten gegeben, ihr Vaterland von dem fremden Joche zu bewahren. Sie ließen dieselbe aber ungenützt verstreichen. Unter Batu Chan kehrten die Mongolen (1237) nach Rußland zurück, besiegten die Fürsten von Räsan, am Woronesch, eroberten Wladimir (1238), erschlugen Jurje II. den Großfürsten von Weißrußland in einer zweiten Schlacht, nahmen Kiew (1240) und machten ganz Rußland zu einer Provinz des Mongolenstaates von Kaptschak. Die Mongolen begnügten sich damit, den Russen einen Tribut aufzuerlegen, welchen Steuereinnehmer ihres Volkes erhoben und duldeten die russischen Fürsten, als Vasallen unter ihrer Oberherrschaft. Als solcher wurde namentlich (1238) Jaroslaw II. Wselodowitsch, anerkannt. Dessen Sohn Alexander war es, welcher gegen die deutschen Ritter, im Jahre 1242, einen Sieg auf dem Peipussee errang*) und dadurch deren weiterem Vordringen gegen Osten zu Schranken setzte. Es scheint, daß die Russen lieber unter mongolischer, als deutscher Herrschaft standen, sonst hätten sie schwerlich diesen Sieg so hoch gepriesen und gerühmt. Die traurige Lage der russischen Fürsten erhellt am deutlichsten daraus, daß die mongolischen Chane nach Belieben sie absetzten und anderen die Herrschaft übertrugen. So wurde namentlich der Großfürst Andrej II. Jaroslawitsch, (1252) von Batu Chan beseitigt und dessen jüngerer Bruder, Alexander, zum Großfürsten erhoben. Ungeachtet ihrer Unterjochung setzten die russischen Großfürsten, statt ihre gesammte Kraft gegen die Mongolen zu richten, ihre Kämpfe gegen die Schweden, Dänen und Esthen fort. Es blieb ihnen dann natürlich keine mehr übrig gegen ihre wilden Beherrscher. Rußland schmachtete daher Jahrhunderte lang unter der mongolischen Herrschaft

*) Siehe § 73.

§ 75. Böhmen, Ungarn und die übrigen Donauländer.

Böhmen stand während dieses Zeitabschnittes mit Deutschland in immer enger werdender Verbindung. Die heidnischen Bewohner dieses Landes hatten durch die Deutschen das Christenthum empfangen und haben ihnen die Fortschritte auf dem Gebiete des Wohlstandes und der Bildung, welche sie machten, freilich aber auch die mit denselben, in damaliger Zeit untrennbar verbundenen Lasten und Beschwerden zuzuschreiben. Die Markgrafschaft Mähren war theils mit Böhmen vereint, theils von ihm unabhängig. Mehrere böhmische Herzoge empfingen von deutschen Kaisern für ihre Person die königliche Würde. Przemisl Ottokar I. (1198—1230) erhielt vom Kaiser Philipp von Schwaben die Königswürde für sich und seine Nachfolger. Seit dieser Zeit gehörte Böhmen zum deutschen Reiche. Es erhielt eine Kurstimme und das Erzschenkenamt und dadurch einen bedeutenden Einfluß auf unser Vaterland. Wenzeslav I. (1230—1253), war in großer Gefahr, von den Mongolen mit Land und Leuten verschlungen zu werden. Mähren wurde von diesem wilden Volke furchtbar verwüstet. Das Ungewitter zog aber vorüber. Es war nur der äußerste Vortrab des Volkes, dessen Hauptreich am östlichen Ende Asien's belegen war, welcher bis nach Schlesien, Mähren und Oesterreich streifte. Im Kampfe, welchen Wilhelm von Holland gegen Friedrich II. führte, stand der König von Böhmen auf Wilhelm's Seite und erregte dadurch den Unwillen seines Volkes, das sich gegen ihn empörte. Przemisl Ottokar II. (1253—1278) wurde i. J. 1251, zum Herzog von Oesterreich und Steiermark erwählt, dehnte sein Reich im Norden gegen Preußen durch Eroberungen aus, und erbte, im Süden, (1270), Kärnthen und Krain. Er war einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit, vermochte jedoch nicht, den überlegenen Streitkräften und der größeren Schlauheit Rudolph's von Habsburg zu widerstehen.*) Wenzeslav II. (1278—1305) fällt schon zum Theile in den nächsten Zeitabschnitt.

Ungarn wurde gleich seinem Nachbarlande Polen, während unseres Zeitabschnittes durch innere Kämpfe zerrüttet. Dessenungeachtet wurden Siebenbürgen, Galizien und Lodomirien in mehr oder weniger feste Abhängigkeit versetzt. Bei dem zunehmenden Verfalle des oströmischen Reiches machten sich Servien, Bosnien, Sclavonien, Croatien und Dalmatien allmälig unabhängig, erkannten aber später die Oberherrschaft Ungarns an. Nur Servien bewahrte sich unter eigenen Fürsten (Kralen) seine Selbstständigkeit. Vom Osten her wanderten wilde Komanen, vom Westen arbeitsame und gewerbfleißige Niederländer und Deutsche ein.

Nachdem Wladislav I. (1077—1095) das Christenthum in Ungarn befestigt hatte, wurden die Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn häufiger und friedlicher. Er hatte Sirmium erobert und einen Theil Croatiens unterworfen (1088), die Komanen besiegt und an der Theiß angesiedelt. Sein Nachfolger Colomann (1095—1111) vollendete die Unterwerfung Croatiens i. J. 1095 und vereinigte Dalmatien und Ungarn (1105). Zu seiner Zeit war es, daß die Kreuzfahrer in unermeßlichen Zügen durch Ungarn strömten. Da sie Eile hatten, nach Palästina zu kommen, fügten sie dem Lande keinen dauernden Schaden zu. Stephan II. (1115—1131) verlor Dalmatien an Venedig. Er bekriegte, im Bunde mit den Serviern, den oströmischen Kaiser Johannes I., eroberte Belgrad (1122), mußte aber bald wieder auf das linke Donauufer zurückkehren. Flüchtige Schwärme von Kumanen, welche aus dem oströmischen Reiche zurückgetrieben, wurden von ihm jenseits der Theiß angesiedelt. Bela II., der Geblendete,

*) Siehe oben § 44.

(1131—1141) erhielt mit der servischen Prinzessin Helena, welcher er sich vermählte, Bosnien. Sein Sohn Geisa II. (1151—1160) bevölkerte das Land, mit Flanderern und Niederdeutschen. Namentlich ließen sich zu seiner Zeit viele Sachsen in Siebenbürgen nieder, woselbst ihnen große Vorrechte eingeräumt wurden. Von Geisa's Tode an wurde Ungarn durch Thronstreitigkeiten vier Jahrzehnte hindurch, furchtbar verheert. Mit Hülfe des oströmischen Kaisers Manuel ergriff Wladislav II. (1161) die Krone. Ein Theil der Ungarn wählte Stephan III., Geisa's II. Sohn, zum Gegenkönige. Nach Wladislav's Tode (1162) verschaffte Kaiser Manuel dessen Bruder, Stephan IV., auf kurze Zeit die Herrschaft. Des letztern Neffe, Stephan III., vertrieb ihn schon im folgenden Jahre (1163), mußte aber seinem Bruder Bela Slavonien und Croatien für sich und seine Erben abtreten. Bela III., Geisa's II. jüngerer Sohn (1173—1196), vereinigte Dalmatien und Croatien (1180) wieder mit Ungarn und entriß den Russen (1191) Galizien. Emmerich, Bela's III. Sohn, (1196—1204) erwarb das russische Fürstenthum Wlodimir (Lodomirien) im Jahre 1198, machte auch vorübergehende Eroberungen in Servien und Bulgarien, nahm den Königstitel von diesen Ländern an, verlor sie aber bald schon wieder. Wladislav III., Emmerich's Sohn starb schon 1205. Andreas II., der Hierosolimitaner, Emmerich's Bruder (1205—1235) unternahm den unsinnigen und erfolglosen Kreuzzug des Jahres 1215, welcher dem Lande viele unschätzbare Kräfte an Menschen und Kriegsvorräthen entzog. Als er aus Palästina zurückkehrte, hatte er mit seinem Sohne Bela zu kämpfen, welcher eine Empörung gegen ihn angezettelt hatte (1219). Um sich das Volk günstig zu machen, ertheilte er demselben das s. g. goldene Privilegium (1222). Sein Sohn Colomann, welcher König von Galizien wurde (1214) und die Einwohner zur römisch-katholischen Religion bekehren wollte, machte sich dadurch verhaßt und wurde verjagt. Bela IV. (1236—1270) hatte zuerst mit dem Herzoge von Oesterreich zu kämpfen, welchen mehrere unzufriedene Magnaten ihm entgegenstellten, besiegte ihn zwar, allein nicht ohne Opfer, welche die Widerstandskraft Ungarns mehr und mehr schwächten. Er suchte dadurch seine Kriegsmacht zu vermehren, daß er den Romanenfürsten Kuthen mit 20,000 seiner Leute in Ungarn aufnahm. Als aber die Mongolen von Rothrußland her einbrachen, vereinigten sich die Komanen, erbittert über die Ermordung Kuthen's, mit ihnen, und gaben bei der Schlacht am Sajoflusse (1241) den Ausschlag gegen die Ungarn. Bela floh, die Mongolen verheerten gleich einer Sturmfluth das Land, zogen aber (1243) wieder ab, worauf er zurückkehrte. Den angestifteten Schaden suchte er dadurch wieder gut zu machen, daß er deutsche und italienische Ansiedler in das Land zog, welche mehrere Städte, und namentlich das später zur Hauptstadt herangewachsene Pest (Buda) erbauten. Sein Sohn Stephan V. (1270—1272) vermählte seine Tochter Marie mit Karl II. von Sicilien und breitete dadurch den Uebergang der Herrschaft an dessen Haus vor.

Wladislav IV., (1262—1290) gerieth mit den Komanen, welchen er das Christenthum aufdrang, in Streit. Diese riefen zuerst die Mongolen zu Hülfe, und als sie (1285) geschlagen wurden, ermordeten sie den König. Ihm folgte Andreas III. mit dem Beinamen der Venetianer (1290—1311); welcher ungeachtet der Bemühungen des Kaisers Rudolph von Habsburg, Ungarn seinem Sohne Albrecht zu verschaffen, den Thron bestieg und behauptete.

Zehnter Abschnitt.

Die kirchliche Herrschaft im Abendlande.

§ 76. Vorbemerkung.*)

Ohne genaue Kenntniß der Kirche ist es nicht möglich, die Geschichte des Mittelalters zu verstehen. Die Religion bestimmte die Frage, auf welcher Seite die Menschen wie die Völker an dem großen Kampfe der Zeit Partei nahmen. Auf der einen Seite standen die Christen, auf der anderen die Mohammedaner. Sobald eine Nation auf die Seite einer dieser großen Religionsgemeinschaften trat, verließ sie ihre frühere Gleichgültigkeit in Dingen der Religion und der Weltangelegenheiten und nahm Theil an den Kriegen, welche sich von Jahrhundert zu Jahrhundert dehnten. Mit dem christlichen Glauben, welcher den Völkern des Nordens im Laufe dieses Zeit-Abschnitts gebracht wurde, ging nicht blos in religiöser, sondern auch in politischer und socialer Beziehung ein neues Leben auf. Sie traten in die große christliche Völkerfamilie ein, ihr Gesichtskreis erweiterte sich und wo früher Trägheit und Stumpfsinn herrschten, gestaltete sich reges Leben. Die Siege, welche dagegen die spanischen und portugiesischen Christen über die Mohammedaner gewannen, rotteten in der pyrenäischen Halbinsel nicht nur zahlreiche und gewerbfleißige Bevölkerungen, sondern auch viele Keime der Bildung und des Wohlstandes aus. Der christliche Lehrbegriff hatte sich zwar im Laufe eines Jahrtausends fest gestaltet, war aber doch nicht so sehr abgeschlossen, daß er sich nicht mehr verändert hätte. Wenn die Grundlehren auch bestimmt gefaßt waren, so ließ sich noch über deren Folgesätze und Bedeutung streiten. Auf den Kirchendienst übten namentlich die Kreuzzüge Einfluß, durch welche unzählige s. g. Reliquien und mit diesen zugleich zahllose Wundergeschichten und Fabeln aller Art im Abendlande verbreitet wurden. Das Recht, welches die Päpste den Völkern der Erde gaben, wurde von Jahrhundert zu Jahrhundert bedeutungsvoller, die Abgaben und Dienstleistungen, welche sie ihnen auferlegten, drückender. Die Kreuzzüge, die wichtigsten Ereignisse des Mittelalters, waren die Frucht der herrschenden Religions-Ansichten und übten auf diese und die gesammte Kirchenregierung die mächtigste Rückwirkung. Aber nicht blos diese, viele andere Kriege, so z. B. diejenige welche die deutschen Fürsten und Ritter gegen die Heiden des Nordens, welche die deutschen Kaiser in Italien, welche die Päpste gegen die Albigenser und Stedinger führten, sind mit der christlichen Religion, wie sie damals aufgefaßt wurde, auf's innigste verflochten. Die Kriege der Normänner und der spanischen Christen gegen die Saracenen, selbst mehrere Kriege, welche die Engländer mit den Franzosen führten, so namentlich zur Zeit Johann's ohne Land hatten eine religiöse Grundlage.

Doch was man zur Zeit der Kreuzzüge unter Christenthum verstand, war ebenso sehr verschieden von der christlichen Religion, als was man damals unter aristotelischer Philosophie begriff, von den Lehren des Aristoteles, oder was man damals Physik nannte, von der Naturwissenschaft abwich. Wie zwischen dem Kirchenglauben und den Lehren

*) Mosheim Kirchengeschichte Bd. II. Spittlers Geschichte der christlichen Kirche.

Christi, so bestand auch zwischen den Vorschriften der Kirche und dem wirklichen Leben das größte Mißverhältniß. Die Leidenschaften der Machthaber brachten in alle Kreise des Lebens und der Lehre um so größere Verwirrung, je finsterer der Aberglaube der Massen, und je drückender die Knechtschaft war, welche auf ihnen ruhte. Doch gerade in der Zeit der Kreuzzüge, während alle Mächtigen ihre Gewalt auf's höchste spannten, der Uebermuth der Päpste und die Frechheit der Mönche ihren Gipfelpunkt erreichten, entwickelten sich auch die ersten Keime einer freieren Religionsanschauung und die ersten Versuche, das verhaßte Joch der geistlichen Tyrannen zu brechen. So lange die Geistlichkeit sich hatte verehelichen dürfen, gingen die Kirchenwürden und Pfründen, gleich weltlichen Leben von Vater auf Sohn und von Oheim auf Neffen. Sie wurden nicht blos vererbt, sie wurden auch verkauft, vertauscht und verpfändet. Die Bischöfe statteten ihre Töchter mit Kirchengütern aus, und um den Kindern ein reiches Erbe zu hinterlassen, wurde der Ablaß bereitwillig für alle Sünden verkauft. Um den Gewinn nicht in die Hände anderer Priester geben zu lassen, wurde der Preis herabgesetzt. Die Geistlichen markteten um ihre Gebühren, wie die Wucherer um die Zinsen schuldiger Kapitalien. Als die Ehelosigkeit der Geistlichen eingeführt wurde, veränderten sich die Zustände, aber besserten sich nicht. Die Kinder der Geistlichen nahmen den Titel Neffen und Nichten, ihre Frauen die Bezeichnung von Schwestern oder Haushälterinnen an. Die Vererbung der Kirchenämter von Vater auf Sohn hörte auf, um so häufiger wurden Neffen und andere Verwandte in erledigte Stellen eingeschoben. Die Inhaber von Kirchenämtern konnten nicht mehr Handel damit treiben, um so großartiger wurden die Geschäfte der Päpste und anderer hoher Würdenträger der Kirche. Der Ablaß wurde von den fanatischen Mönchen, welche sich mehr und mehr in den Alleinbesitz des Handels damit setzten, noch ärger mißbraucht, als früher von den geistlichen Familienvätern. Da und dort wurde die Selbstsucht und der Eigennutz verdrängt, allein es traten an die Stelle dieser Leidenschaften nicht die Tugenden der Liebe und der Gerechtigkeit, sondern andere schlimmere Leidenschaften: die Verfolgungssucht, die Menschenquälerei und die Splitterrichterei. Die rohen, aber gemüthlichen geistlichen Familienväter des zehnten und elften Jahrhunderts machten den Menschen das Leben nicht so trübe, als die Dominikaner und Franziskaner des dreizehnten. Je zahlreicher die Regungen der Freiheit, je lebendiger der Drang nach Wahrheit, desto gewaltthätiger wurden diese Bestrebungen von oben herab bekämpft. Wären die Geistlichen in den ersten Jahrhunderten des Christenthums zur Ehelosigkeit angehalten worden, so hätte diese sie vielleicht vor einem Theile der Sorgen für das irdische Leben bewahren können, obgleich sie unter allen Verhältnissen, den verderblichsten Einfluß auf die Sitten der Geistlichen und folgeweise der Laien haben mußte. Allein im Laufe der Jahrhunderte hatten sich die Vermögensverhältnisse der Geistlichen dauernd festgesetzt. So wenig, als die Päpste wollten alle übrigen Kirchendiener, bis herab zum Sakristan, auch nur einen Pfennig ihres Einkommens aufopfern. Es gelang den Päpsten, den Geistlichen ihre Frauen und Familien zu entreißen. Allein ihr Versuch, ihnen ihre Besitzungen an Land und Leuten zu nehmen, scheiterte vollständig. Für die Freuden des Familienlebens konnten sie sich mit Hülfe des Geldes auf schmutzigen Wegen eine gewisse Entschädigung verschaffen. Doch die himmlischen Güter, von denen die Geistlichen in salbungsvollen Reden viel sprachen, ersetzten ihnen keineswegs den Besitz ihren Leben.

Im Laufe der acht Jahrhunderte, welche seit der Bekehrung des Kaisers Constantin verflossen, waren die Geistlichen des Abendlandes reiche Fürsten und Herren, die Päpste die mächtigsten Herrscher der Erde geworden. Sie übten eine Schreckensherrschaft aus, neben welcher diejenige der Jakobiner des achtzehnten Jahrhunderts verschwindet, und welche um so furchtbarer, je länger ihre Dauer und je weiter ihr Gebiet war. Im Laufe

dieses Zeitabschnitts schwangen sie sich zu Landesherren des s. g. Kirchenstaats und zu obersten Lehensherren aller christlichen Fürsten auf, über deren Kronen und Scepter sie nach Willkür und Laune verfügten. Die Anregung, welche von ihnen ausging, zeigte sich zuerst bei der gesammten, ihnen untergeordneten Geistlichkeit. Die Bischöfe und Aebte des Abendlandes waren mächtige Herren geworden. Sie besaßen reiche Einkünfte und großen Einfluß nicht blos auf die geistlichen, sondern auch auf die weltlichen Angelegenheiten Europa's. In Deutschland hatten sie sich fast die Hälfte des gesammten Bodens angeeignet. Sie leiteten die Wahl der Könige und hatten zahlreiche Lehensleute, Festungen und Kriegsgeräthe zu ihrer Verfügung. Vermehrung ihrer Macht und Reichthümer, die Freuden der Jagd und der Tafel und die Genüsse der Wollust füllten den größern Theil ihrer Zeit aus. Nicht minder zügellos war die niedere Geistlichkeit. Die Domherren zu Mainz waren früher offenherzig genug gewesen, dem Papste Gregor VII. zu gestehen, sie könnten nicht, wie die Engel leben. Hohe und niedere Geistliche, Mönche und Nonnen eiferten um die Wette, die Wahrheit dieses Geständnisses augenscheinlich zu machen. Was die Bischöfe und reichen Aebte im großen, trieben die Pfarrgeistlichen und Mönche im kleinern Maßstabe. Die Bischöfe trachteten darnach, ganze Herrschaften und Grafschaften, die Mönche und Pfarrer einzelne Pachthöfe oder Edelsitze an sich zu bringen. Wenn die mächtigen ihre Zwecke mit offener Gewalt verfolgten, so bedienten sich die schwächeren Geistlichen der List und mannigfaltiger sogenannter „frommen Betrügereien." Die Anregung zu allen weltlichen Bestrebungen, zu Erpressungen und den größten Schandthaten ging von den römischen Päpsten aus, und so wenig, als diese hielten sich die übrigen Geistlichen innerhalb des Gebietes der Kirche. Bischöfe und Aebte herrschten über Land und Leute, Bischöfe und Mönche waren die ersten Rathgeber und Minister von Kaisern und Königen und lenkten diese nach ihren Ansichten und Bestrebungen, und während die Einen die Fürsten, beherrschten die Anderen die Massen, von der Kanzel herab oder aus dem Beichtstuhle heraus. Früher hatten die Geistlichen viel mit der Bekehrung der Heiden zu thun. Im dreizehnten Jahrhundert überzeugten sie sich aber, sie könnten im eigenen Land sich noch größere Verdienste erwerben, indem sie diejenigen verfolgten, welche nicht allen pfäffischen Unsinn glauben und nicht bereitwillig ihr drückendes Joch tragen wollten. Die Glaubensstreitigkeiten führten zu Ketzerverfolgungen, Bürgerkriegen und dauernden Anstalten zu Ausrottung der s. g. Ketzerei, d. h. jedes von dem römischen Unsinn abweichenden Glaubens.

Die Kirche mit ihren Lehrsätzen und Ceremonien, ihren Dienern und Anstalten bildete den Angelpunkt, um den sich die gesammte Lebensthätigkeit der christlichen Völker und, durch die Kriege, welche sie veranlaßte, ein bedeutender Theil der Bestrebungen der mohammedanischen und heidnischen Reiche drehte.

§ 77. Die Ausbreitung des formellen Christenthums.

Die Zeit, da begeisterte Anhänger der Lehre Christi diese durch die Macht der Rede und der Ueberzeugung auszubreiten suchten, war längst verschwunden. Seit sich die Päpste zu mächtigen Gewalthabern hinan geschwungen hatten, lag ihnen nur daran, das Gebiet ihrer Herrschaft zu vergrößern. Indem die Normänner die Saracenen aus Sicilien vertrieben *), gewannen nicht blos Roger I. und seine Nachkommen, sondern auch die Päpste ein Königreich. Die deutschen Ritter, welche im Nordosten Europa's vordrangen, eroberten für sich das Land und für die Päpste die Seelen seiner Bewohner. Doch das Heil dieser letzteren galt den Päpsten trotz allen ihren tönenden Redensarten, weniger, als

*) Siehe oben § 65.

die Befriedigung ihrer Herrschsucht und ihrer Habgier. Der Streit gegen die oströmischen Kaiser, welche sich der päpstlichen Herrschsucht nicht unterwerfen wollten, wurde mit derselben Gehässigkeit geführt, als gegen die Mohammedaner und die Heiden. Denn in dem Punkte, auf welchen den Päpsten Alles ankam, standen sich griechische Christen, Muselmänner und Heiden gleich: sie wollten die päpstliche Unfehlbarkeit und oberpriesterliche Herrschaft nicht anerkennen. Es lag fürwahr nicht am guten Willen und an der Einsicht der Päpste, wenn die Griechen nicht, gleich Mohammedanern und Heiden mit dem Schwerte in der Hand bekämpft wurden. Die gesammte Heeresmacht des, unter päpstlichem Einfluße stehenden, Abendlandes war nicht stark genug, die Mohammedaner aus Palästina zu verdrängen So wüthend die Abendländer auch gegen die Griechen waren, wagten sie es doch nicht, außer den Muselmännern, mit denen allein sie nicht fertig werden konnten, auch noch die Griechen zu bekämpfen. Sie mußten daher ihren Glaubenshaß, obgleich er durch zahlreiche Handlungen der Verrätherei und des Betruges von Seiten der Griechen häufig aufgestachelt wurde, unterdrücken. Während der kurzen Zeit des lateinischen Kaiserthums in Constantinopel und der nachfolgenden Regierung Michael's Paläologus bemühten sich zwar die Päpste auf's äußerste, sich auch das oströmische Reich zu unterwerfen, doch ohne dauernden Erfolg. *) Wirksamer waren die Bestrebungen der römischen Christen gegenüber den Heiden der nordischen Länder. Der Herzog Boleslaw von Polen besiegte die heidnischen Pommern und gab ihnen den Frieden unter der Bedingung, christliche Lehrer aufzunehmen und ihnen die Ausübung ihres Gottesdienstes zu gestatten. Der Bischof Otto von Bamberg taufte, unter dem Schutze des Polenherzogs, viele Pommern (1124). Sobald er aber das Land verlassen hatte, kehrten seine Täuflinge wieder zu ihrem alten Götzendienste zurück. Der Bischof Otto mußte ein zweitesmal nach Pommern reisen (1126). Da die Pommern besiegt waren, ließen sie sich das Christenthum endlich gefallen, und erhielten in Adalbert, oder Albert, ihren ersten Bischof. Etwas später, als Boleslaw die Pommern, besiegte der Dänenkönig, Waldemar I., die Sclavonier, Veneder, Vandalen und andere Völkerschaften, welche an der Ostsee wohnten. Er riß ihre Tempel, Götterbilder und Altäre nieder, zerstörte ihre heiligen Haine und führte mit Gewalt die christlichen Ceremonien unter ihnen ein. Die Insel Rügen, der Hauptsitz der heidnischen Priester dieser Völker, wurde (1168) von den Dänen eingenommen und, mit Hülfe des Erzbischofs Absalon von Lund, nicht sowohl mit dem Geiste christlicher Wahrheit erfüllt, als in die Ketten des christlichen Pfaffenthumes geschlagen. In ähnlicher Weise brachte der König von Schweden, Erich IX. (1150—1157) den Finnländern das Christenthum bei. Der Erzbischof Heinrich von Upsala stand ihm, wie dem Dänenkönig Absalon, zur Seite. Dieser Bischof trieb die armen Finnländer durch seine Grausamkeiten fast zur Verzweiflung, bis er endlich todtgeschlagen wurde. Den Liefländern predigte gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, Mainhard, ein Domherr von Sigeberg das Christenthum; doch, wie gewöhnlich, ohne Erfolg (1186), so lange er sich auf keine Heeresmacht stützen konnte. Als aber von Mainhard getrieben, der Papst Urban III. einen Kreuzzug gegen die Liefländer predigte, und ein Heer aus Sachsen in Liefland einbrach, dem bald darauf (1198) ein zweites folgte, konnten sich die armen Bewohner dieses Landes der feindlichen Kriegsmacht eben so wenig als der, sie begleitenden, Geistlichen erwehren. Hab und Gut wurde ihnen genommen, die Bischöfe und Ritter, namentlich der, von Innocenz III. gegründete, Orden der Schwertbrüder, theilten sich in die Beute, das besiegte Volk mußte die christlichen Ceremonien, bei schweren Strafen, mitmachen und die siegreichen Räuber rühmten sich, die Liefländer bekehrt zu haben. Heinrich der Löwe stellte die Bisthümer von Ratzeburg, Schwerin und Oldenburg, welches letztere aber bald nach Lübeck verpflanzt wurde, her

*) Siehe oben §§ 24 u. 29 S. 69 ff. 83 ff.

Dieselben waren von den heidnischen Völkerschaften der Umgegend zerstört worden. Von diesen drei Punkten wurde die Bekehrung der Sclavonier von neuem in Angriff genommen. Vicelinus von Hammeln predigte ihnen dreißig Jahre lang (1124—1154) das Christenthum.

Die Art und Weise, wie die christlichen Geistlichen bei ihren Bekehrungsversuchen größtentheils zu Werke gingen, zeigt uns am deutlichsten den Zustand der christlichen Kirche damaliger Zeit, und die Beweggründe, von welchen die gesammte Geistlichkeit geleitet wurde. Die Lehren Christi wurden den armen Völkern, welche von christlichen Kriegern besiegt worden waren, eben so wenig durch das Wort, als durch die That, näher gebracht. Geistliche und Soldaten überboten sich gegenseitig in Schandthaten. Mord, Raub und Brandstiftung im Großen war der Anfang, Knechtschaft, Armuth und Elend das Ende des sogenannten Bekehrungswerkes für die Besiegten. Die Sieger aber waren nicht zufrieden, mit der Beute des Augenblicks, sie legten ihren Opfern ein Joch auf, welches sie zum Theile, wenn auch unter veränderten Formen, heute noch tragen. Sie nahmen den Grundbesitzern alles Land ab und machten sie zu Leibeigenen auf demselben Boden, der ihnen früher, als freien Menschen, angehört hatte. Herrschsucht und Habgier, die leitenden Beweggründe der römischen Päpste, waren auch diejenigen ihrer Vertreter an den Küsten der Ostsee.

Eine weit ungünstigere Wendung nahmen für die Päpste die Angelegenheiten des Südens. Dort breitete sich noch immer der Mohammedanismus gewaltig aus. Eine Zeit lang setzten die christlichen Geistlichen große Hoffnungen auf einen gewissen nestorianischen Priester, Johannes, welcher pomphafte Schreiben an die römischen Kaiser des Ostens und Westens, Friedrich I. und Manuel sandte, in denen er sich seiner Siege über die benachbarten Nationen rühmte und den Glanz seiner Schätze, die Größe seiner Herrschaft und die weiten Gränzen seines Reiches pries. Auf Johannes folgte sein Sohn David, der, gleich seinem Vater, Ung-Chan genannt wurde, im Kampfe mit Dschengis-Chan aber Thron und Leben verlor. Das Reich des Priesters Johannes und seines Sohnes wurde Tangut genannt. Ueber dessen Lage waren die Gelehrten nicht einig, indem die Einen es nach Ostasien, die Anderen nach Abyssinien setzten. Die erstere Annahme ist die wahrscheinlichere. Gewiß ist jedenfalls, daß das Reich des Priesters Johannes von keiner langen Dauer war. Die Kreuzzüge, welche im zwölften Jahrhundert mit der größten Wuth geführt wurden, dienten nicht dazu, die Herrschaft der christlichen Geistlichen im Osten auszubreiten. Im Gegentheile geriethen die Christen, welche in Palästina und Syrien unter der Herrschaft der Mohammedaner ihrem Glauben treu geblieben waren, durch die von den Kreuzfahrern an den Saracenen verübten Grausamkeiten in große Bedrängniß und Gefahr. Hätten die Mohammedaner die Christen nicht mit mehr Schonung behandelt, als diese ihnen schenkten, so wären alle Christen in Palästina und Syrien, in Egypten und ganz Westasien ausgerottet worden. Doch den Mohammedanern jener Zeiten waren die Verfolgungen wegen des Glaubens Gräuel, welche sie weit seltener und gewöhnlich nur, wenn sie von den Christen dazu gedrängt wurden, verübten. Ungeachtet aller Siege, welche die Saracenen gegen die Christen errangen, ließen sie deren Kirchen und Klöster bestehen, von denen sich manche bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Im dreizehnten Jahrhunderte brachen die Tartaren unter Dschingis-Chan und seinen Nachfolgern unaufhaltsam nach dem Westen vor. *) Eine Zeit lang gaben sich die Christen des Abendlandes der Hoffnung hin, sie möchten sich ihrem Glauben zuwenden. Wenn sich diese wilden Horden den römischen Päpsten unterworfen hätten, so würden diese ohne Widerwillen deren Vorrücken mit angesehen haben. So viel ist gewiß, daß selbst,

*) Siehe oben § 21. Seite 54 ff.

nachdem die Tartaren in christliche und sogar römisch-katholische Länder, in Ungarn, Polen und Deutschland eingebrochen waren, die Päpste dem Kaiser Friedrich II. keine Ruhe gönnten, so daß dieser nur wenige Truppen gegen die Tartaren zu senden vermochte. Der König Ludwig IX., der s. g „Heilige" erhielt im Jahre 1248, eine mongolische Gesandtschaft und schickte einige Mönche mit reichen Geschenken an den Groß-Chan der Mongolen ab, in der Hoffnung, daß derselbe mit seinem Volke zur christlichen Religion übergeben würde. Dieser bekehrungswüthige König täuschte sich hierin, wie in allen seinen religiösen Bestrebungen. Der Groß-Chan betrachtete die ihm von Ludwig gesandten Geschenke als Zeichen der Unterwürfigkeit, antwortete auf seinen Brief im Tone eines Gebieters und gab au keine Weise zu erkennen, daß er Vorliebe für das Christenthum habe. Später schickte der Papst Innocenz IV. eine, aus Dominikanern und Franciskanern bestehende, Gesandtschaft an die Tartaren, und im Jahre 1274 erschienen Botschafter des mongolischen Groß-Chan's Abaka auf der Kirchenversammlung von Lyon. Vier Jahre darauf ordnete der Papst, Nicolaus III. eine feierliche Gesandtschaft von Franciskanermönchen an den Groß-Chan Koblai, und der Papst Nicolaus IV. später den Johannes a Monte Corvino mit Briefen an die Nestorianer zu den Mongolen ab. Zwar gelang es dem letztern, manche Mongolen zu bekehren und eine ansehnliche Zahl Nestorianer zu bestimmen, die Herrschaft des römischen Papstes anzuerkennen, er errichtete mehrere Kirchen in verschiedenen Theilen der Tartarei und China's, auch übersetzte er das neue Testament und die Psalmen David's in die tartarische Sprache, allein die große Masse der Mongolen hütete sich wohl, das päpstliche Joch auf sich zu laden. Für die kleine Anzahl von Bekehrungen, welche die christlichen Abgesandten im fernen Osten bewirkt haben wollen, wurden weit größere von Seiten der Mohammedaner gemacht und für eine christliche Kirche, welche die Römlinge da und dort in Ostasien errichteten, gingen, während der Kriegszüge der Tartaren, Hunderte in Flammen auf. Besonders verderblich für die Ausbreitung des Christenthums im Osten wirkten aber die Siege der Mohammedaner in ihren Kämpfen gegen die Kreuzfahrer. *) Die römische Kirche war so tief gesunken, daß sie ihre Lehre nur da ausbreiten konnte, wo besiegte Völker keine andere Wahl hatten, als sich ihr zu unterwerfen oder gänzlich ausgerottet zu werden. Die zahlreichen mohammedanischen Völker des Ostens ließen sich von den Christen nicht besiegen und eben deshalb auch nicht bekehren. Die unglücklichen Stämme, welche an den Küsten der Ostsee lebten, waren dagegen nicht stark genug, den von den Päpsten geworbenen Glaubensheeren die Spitze zu bieten. Im Jahre 1230 kamen auf den Wunsch des Herzogs Konrad von Massovien die deutschen Ritter nach Preußen und breiteten, unter Mord und Todtschlag, Raub und Brand, das Christenthum in Preußen und Litthauen aus. Wenn wir das Verhalten der Mohammedaner jener Zeiten mit demjenigen der Christen vergleichen, so müssen wir zugeben, daß sie weit mehr Duldung gegen Andersglaubende hatten, als die Christen. Allerdings bemühten auch sie sich, ihren Glauben auszubreiten, allein sie bedienten sich selten oder niemals im Laufe unseres Zeitabschnittes der gewaltthätigen Mittel, welche die Christen überall anwandten, wo sie die Macht hatten. Nachdem das Königreich Jerusalem gefallen und die Festung Ptolemais eingenommen worden war, blieben noch immer viele Lateiner in Syrien. Sie zogen sich in die einsamen Schluchten des Libanon zurück, führten dort ein wildes Leben, nannten sich aber noch immer Christen. Die Drusen, welche sich bis auf unsere Tage in den Gebirgsgegenden Syrien's erhalten haben, sind deren Abkömmlinge.

Die Mohammedaner waren im Laufe dieses Zeitabschnittes in ihren bedeutungsvollsten Kriegen siegreich gegen die Christen. Sie hätten in ganz Asien und Afrika die Religion ihrer Feinde ausrotten können, wenn sie nach denselben Grundsätzen, wie die Könige von

*) Siehe §§ 2—14. Seite 3 ff.

Castilien und Aragon, oder die Päpste hätten verfahren wollen. Die Mohammedaner des Ostens duldeten mit wenigen Ausnahmen Christen und Juden in ihrer Mitte, ohne ihrem Gottesdienste Hindernisse in den Weg zu legen. Die christlichen Sklaven, welche zahlreich in die Hände der Mohammedaner fielen, konnten natürlich nicht erwarten, die Freiheit, welche sie überhaupt nicht hatten, in religiöser Beziehung zu genießen. Sie mußten sich dem Gesetze ihrer Herren fügen.

Die Saracenen von Spanien bedienten sich aller Lockungen irdischer Genüsse und Vortheile, um die Christen, welche in ihrer Mitte lebten, zum Islam zu bekehren. Gewinn versprechende Bündnisse, vortheilhafte Verträge und schmeichelhafte Belohnungen wurden mit großem Erfolge angewendet, um die Lehre Mohammed's auszubreiten. Die Christen dagegen verfuhren, wo sie die Gewalt in Händen hatten, wie gegen die Litthauer, Sclavonier, Obotriten und Preußen, oder nach der Einnahme von Toledo und Valencia in Spanien, weit grausamer. Sie rotteten ganze Bevölkerungen unbarmherzig aus, wenn sie sich nicht bereitwillig dem unerträglichen Despotismus des christlichen Pfaffenthums unterwarf.

§ 78 Lehrbegriff.

Wir haben, im Laufe dieses Buches, wiederholt auf die Verderbtheit der Geistlichen, die Herrschsucht der Päpste, den Fanatismus und die Trägheit der Mönche, auf die Gewaltthätigkeit der Fürsten, Grafen und Ritter und den allgemein verbreiteten Aberglauben hingewiesen. Menschen, welche unter solchen Einflüssen stehen, können unmöglich eine reine und wahre Religion besitzen. An die Stelle der, von Christo als erstes Gesetz verkündeten, Liebe wurde von den Pfaffen der blinde Glaube an die, von ihnen, zu ihrem Vortheil, erfundenen Lehren gesetzt. Statt Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, wurde ein vollständiger Fetischdienst mehr und mehr allgemein. Bilder ohne allen Kunstwerth, Steine, welche Menschen vorstellen sollten, aber mehr Aehnlichkeit mit Affen hatten, Holzsplitter, Nägel, Windeln, Kleidungsstücke aller Art, und Knochen von Menschen und Thieren, wurden die Gegenstände der Verehrung der Völker. Solche Dinge ließen sich verfertigen, oder auffinden, und zu hohen Preisen verkaufen, während ein unsichtbarer, geistiger Gott sich zu Handelsspeculationen nicht eignete. Die erhabenen Gefühle und die hochherzigen Bestrebungen, welche Christus anregte, waren dem größern Theile der Geistlichen damaliger Zeit durchaus fremd. Wenn diese an dem von Christus aufgestellten Maßstabe gemessen worden wären, so hätten sie nothwendig unter die Zahl der von ihm auf's schärfste bekämpften Schriftgelehrten und Pharisäer gesetzt werden müssen. Sie erfanden daher einen ganz andern, neuen Maßstab der Religiosität. Die Laien wurden nur dann hoch gepriesen und gerühmt, wenn sie sich dem Willen der Pfaffen unbedingt fügten und unter den Geistlichen wurde eine Rangordnung eingeführt, derzufolge nicht die liebevollsten, gerechtesten und reinsten, sondern die fanatischsten, den Päpsten ergebensten und naturwidrigsten Priester am höchsten geschätzt wurden. Die Lehre Christi wurde von solchen Pfaffen in nichts verflüchtigt; an deren Stelle traten außer den unsinnigsten Glaubenssätzen, zahlreiche, genau bestimmte, inhaltsleere Ceremonien. An Kirchen und Kapellen, Kreuze und sogenannte Reliquien wurde eine Religion gekettet, welche, durchaus unabhängig von solchen Aeußerlichkeiten, nur die Reinigung der Herzen der Menschen, die Erhebung ihrer Gedanken und die Abstreifung niederer Leidenschaften bezweckte. Trotz aller Verfolgungssucht der Pfaffen des Mittelalters gelang es ihnen aber niemals, die ursprünglichen Lehren des Christenthums im Bewußtsein der Völker ganz zu vertilgen. So gefährlich es auch war, dem herrschenden Verderbniß entgegen zu treten, so fanden sich doch zu allen Zeiten Menschen, welche den Muth hatten, es zu thun. Die Bibel konnte

nicht vollständig den Völkern vorenthalten, und entstellt werden. Gerade zu der Zeit, da die Päpste ihre Häupter am kecksten erhoben, lebte die Kenntniß der orientalischen Sprachen, namentlich der griechischen und hebräischen wieder auf. Die Bibel wurde da und dort in die Sprache des Landes, wenn nicht ganz, doch theilweise, übersetzt und was keine Berufung auf die ewigen Grundsätze der Vernunft, auf Menschenrecht und Menschenwürde vermocht hätte, bewirkte die Berufung auf bestimmte Bibelstellen. So wenig die Pfaffen irgend einen Grundsatz der Vernunft anerkannt hätten, so sehr mußten sie die Bedeutung der Bibelstellen zugestehen. Die Verfolgungen, welche die Pfaffen über Abälard *) und Arnold von Brescia, †) über Albigenser ‡) und Stedinger §) verhängten, richteten die Aufmerksamkeit der denkenden Menschen auf die streitigen Fragen der Religion.

Die Masse des Unsinns, welche sich in der römischen Kirche gegen Ende des elften Jahrhunderts angehäuft hatte, war unermeßlich. Wir haben dieselbe in kurzen Umrissen im vorigen Buche bezeichnet.‖) Im Laufe des zwölften Jahrhunderts vermehrte sie sich noch um ein ansehliches. Zwei Lehren waren es hauptsächlich, welche in diesem Zeitabschnitte festgestellt wurden, die Lehre von der sogenannten Transsubstantiation und von der unbefleckten Empfängniß der sogenannten Jungfrau Maria.

Bis zum elften Jahrhundert ließ es die Kirche jedem Gläubigen frei, mit den Einsetzungsworten des Abendmahles denjenigen Sinn zu verbinden, welcher ihm der richtigste schien. Im Jahre 1004 stellte Leutberich, Erzbischof von Sens, die Behauptung auf, daß nur die aufrichtigen und redlichen Christen, nur Heilige, den Körper Christi beim Abendmahl empfingen. Mit Mühe verhinderte der König von Frankreich, Robert I., daß darüber ein ärgerlicher Streit ausbrach. Im Jahr 1045 lehrte Berengar, der Vorsteher der öffentlichen Schule von Tours, gegen die Ansichten des Paschasius Radbert, daß Brod und Wein beim Abendmahle *nicht in den Leib und das Blut Christi verwandelt würden*, vielmehr ihre natürlichen und wesentlichen Eigenschaften beibehielten, und nur äußere Zeichen des Körpers und Blutes Christi seien. Diese Anschauungsweise wurde von dem römischen Bischofe, Leo XI., mit der größten Wuth angegriffen (1050). In zwei Kirchenversammlungen, zu Rom und Vercelli wurde die Lehre Berengar's feierlichst verdammt und das Buch des Johannes Scotus, woraus sie genommen war, öffentlich verbrannt. Berengar wurde aller seiner Einkünfte beraubt. Auf der Kirchenversammlung von Tours (1054), welcher der nachherige Papst Gregor VII. als päpstlicher Legat beiwohnte, wurde Berengar in dem Maße eingeschüchtert, daß er seine Lehre abschwor. Kurz darauf trug er jedoch dieselben Ansichten wieder vor. Auf der Kirchenversammlung von Rom (1058) wurde Berengar wiederum geschreckt, bis er versprach, die Lehren dieses Conciliums anzunehmen, worauf ihm folgende Erklärung zur Unterschrift vorgelegt und von ihm unterzeichnet wurde:

> „daß Brod und Wein nach der Einsegnung nicht nur ein Sakrament, sondern auch der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Jesu Christi seien und daß dieser Leib und dieses Blut von den Priestern nicht im sakramentalen Sinne, sondern in Wirklichkeit und in Wahrheit, gleich anderen sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen von den Priestern behandelt und von den Gläubigen verzehrt würden."

Diese von dem Papste Nicolaus II. und der ganzen Kirchenversammlung genehmigte Glaubensformel, war aber selbst für die abergläubigsten Menschen des elften Jahrhunderts zu unsinnig, als daß sie ihnen aufgedrungen werden konnte. Sobald Berengar aus den Klauen der Kirchenversammlung entkommen war, drückte er unumwunden seinen Abscheu vor der ihm aufgedrungenen Lehre aus. Der Streit spann sich fort bis zum Jahr 1078. Damals nahm Gregor VII. den päpstlichen Stuhl ein. Er trug kein Bedenken, die,

*) S. §§ 60. und 61. †) S. § 33. ‡) § 40. §) § 40. ‖) Viertes Buch § 47. S. 154.

von dem Papst Nicolaus II. und der Kirchenversammlung von Rom, aufgestellte Glaubensformel umzustoßen, worauf Berengar folgende Erklärung eidlich bestätigte:

„Daß das auf den Altar gelegte Brod, nach der Einsegnung der wirkliche Leib Christi werde, welcher von der Jungfrau geboren, am Kreuze litt und nun zur rechten Hand des Vaters sitze; und daß der auf den Altar gestellte Wein nach der Einsegnung das wahre Blut werde, welches aus der Seite Christi geflossen sei."

So abgeschmackt diese Erklärung auch war, genügte sie dem Unverstande der Dummköpfe und der Verdummungssucht der Schlauköpfe noch nicht. In einem (1079) zu Rom gehaltenen Concilium wurde die Formel aufgestellt:

„daß Brod und Wein durch den geheimnißvollen Einfluß des heiligen Gebetes und die Worte unsers Erlösers, dem Stoffe nach in den wahren, wirklichen und belebenden Leib und das Blut Jesu Christi verwandelt würden,"

und um keinen Zweifel übrig zu lassen, wurde noch hinzugefügt:

„daß Brod und Wein nach der Einsegnung, nicht blos in der Beschaffenheit der äußeren Zeichen und sacramentalen Sinnbilder, sondern in ihren wesentlichen Eigenschaften, in Stoff und Wirklichkeit, zum Leibe und Blute Christi würden."

Auch diese Glaubensformel unterzeichnete Berengar, und kehrte, wie früher, zu seinen alten Ansichten zurück, sobald er sich frei fühlte. Zwar wurde er deßhalb heftig von mehreren Seiten her angegriffen, fand aber auch warme Vertheidiger. Berengar starb eines natürlichen Todes im Jahre 1088.

Allein der Streit, den er veranlaßt hatte, ging mit ihm nicht zu Grabe. Zwar hüteten sich Geistliche und Lehrer, die Ansichten Berengars unumwunden gut zu heißen, doch unwillkührlich neigten sich denselben alle diejenigen zu, welche noch einigen Verstand in religiösen Dingen bewahrt hatten. Die Aussprüche der verschiedenen Kirchenversammlungen und Päpste über diese Fragen waren zudem so schwankend, daß ein kirchlicher Lehrbegriff jedenfalls noch nicht festgestellt war. Doch es lag in der trüben Richtung, welche unter der Leitung der Päpste das sogenannte Christenthum seit Jahrhunderten genommen, daß im Kampfe der Wahrheit mit der Lüge, der richtigen Ansicht mit dem Unsinn, die Abgeschmacktheit immer einen scheinbaren Sieg errang. Die Päpste bewirkten durch ihre Schreckensherrschaft, daß die von ihnen berufenen Versammlungen die ihnen vorgelegten Beschlüsse stillschweigend oder ausdrücklich gut hießen. Sie setzten durch, daß die gesammte von ihnen abhängige Geistlichkeit die päpstlichen Erfindungen für unumstößliche Wahrheiten ausgab. Allein trotz allen Glaubenskriegen, trotz der Inquisition und ihren Scheiterhaufen, konnten sie den Ausdruck der Wahrheit niemals ganz, noch viel weniger aber deren innere Stimme in der Brust der Menschen erdrücken.

Derselbe Papst, welcher die Inquisition in's Leben einführte, Innocenz III., entschied auch die, bis zu seiner Zeit streitige, Frage des Abendmahls. In der vierten Versammlung des Lateran verkündete dieser herrschsüchtige Oberpfaffe nicht weniger als siebenzig Gesetze oder Beschlüsse über die wichtigsten Fragen des Glaubens und des Kirchenrechtes, ohne die zahlreich versammelten Geistlichen darüber zu befragen (1215). Vierhundert und zwölf Bischöfe, achthundert Aebte und Pröbste, zudem die Botschafter aller europäischen Fürsten, — nahmen stillschweigend die Befehle an, die er ihnen und der gesammten Christenheit ertheilte. Unter diesen siebenzig Verfügungen befand sich auch eine, den Abendmahlstreit betreffende. Da die Päpste seit langer Zeit systematisch darauf ausgingen, die Menschen zu verdummen und eines der wirksamsten Mittel zu diesem Zwecke in der Aufstellung unsinniger Glaubenssätze bestand, so erklärte sich Innocenz III. für die abgeschmackteste aller streitigen Ansichten. Er führte die bis dahin von allen einigermaßen vernünftigen Katholiken verworfene Lehre von der Transsubstantiation in die christliche Kirche als

Glaubenssatz ein, und verlangte von der Menschheit, sie solle glauben, daß, was ihre Sinne ihr klar und deutlich als Brod und als Wein darstellten, nicht Brod und nicht Wein, sondern der Leib und das Blut Gottes seien. Diesem Glaubenssatze zufolge, welcher bis auf den heutigen Tag, in der römischen Kirche gilt, verzehren die Christen, so oft sie das Abendmahl genießen, den wirklichen Leib und das wirkliche Blut ihres Gottes. Die gläubigen Christen wurden daher durch diesen Lehrsatz nicht blos zu Menschenfressern, sondern sogar zu Gottesfressern herabgewürdigt. Mehr als sechs Jahrhunderte sind über die Welt dahin gerollt, seit Innocenz III. diese, Verstand und Gefühl gleichmäßig empörende, Lehre als ewige Wahrheit verkündet hat. Zwar ist mittlerweile den Päpsten die Macht entschwunden, den von ihnen aufgestellten Unsinn unangetastet zu erhalten; allein dieser besteht doch noch fort und die große Masse der gläubigen Römlinge nimmt mit hundertfältigem anderem Hohne, den ihr die Päpste boten, auch denjenigen der Menschenfresserei und Gottesfresserei hin. Allerdings entschuldigten sich die Päpste und ihre Helfershelfer in vertrauten Kreisen mit den Worten: das Volk will betrogen sein, also möge es betrogen werden (vulgus vult decipi, ergo decipiatur). Doch dieses war nicht ein Grundsatz Christi, obgleich er allerdings sämmtlichen Pfaffenschwänken zur Erklärung dient.

Ein anderer, höchst ernstlich behandelter, Streit bezog sich auf die Art und Weise, wie die sogenannte Jungfrau Maria von ihrer Mutter empfangen worden sei. Die fanatischen Verehrer der Gattin Joseph's und Mutter seiner sieben Kinder, konnten nicht glauben daß die Maria, welche sie, ungeachtet ihrer siebenmaligen Schwangerschaft, als Jungfrau verehrten, von ihrer Mutter in der gewöhnlichen Weise empfangen worden sei. Ohne allen thatsächlichen Grund trieb sie jedoch ihr Wunder liebendes Gemüth zu der Annahme die sogenannte Jungfrau Maria sei mit derselben Reinheit, welche der Empfängniß Christi von den Narren früherer Jahrhunderte zugeschrieben worden war, empfangen worden. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts feierten mehrere französische Kirchen ein der angeblichen Empfängniß der Jungfrau Maria gewidmetes Fest, welches in England schon früher durch den Erzbischof Anselm von Canterbury eingeführt worden war. Je mehr Widerwillen ein gesundes Schicklichkeitsgefühl gegen die Erörterung derartiger Fragen hegt, desto mehr Vorliebe hatten die zur Ehelosigkeit verurtheilten Geistlichen dafür. Von jeher besaßen die christlichen Pfaffen ein besonderes Geschick, unter dem Deckmantel religiöser Worte, die Sinnlichkeit ihrer Zuhörer zu kitzeln. Eine bessere Gelegenheit dazu, als der Streit über die Empfängniß Maria, ließ sich kaum denken. Die Kirche von Lyon war eine der ersten in Frankreich, welche das Fest der unbefleckten Jungfrau Maria annahm. So pfäffisch der Abt Bernhard von Clairvaux auch war, überstieg diese Erfindung doch seinen Gesichtskreis. Er tadelte daher die Domherren von Lyon strenge, wegen der von ihnen eingeführten Neuerung und nahm die unbefleckte Empfängniß, mit großem Eifer, ausschließlich für Christus in Anspruch. Die Domherren von Lyon, im Bewußtsein, daß ihre Ansicht durch den wundervollen Geist ihrer Zeit begünstigt werde, gaben nicht nach. Ganz Frankreich theilte sich in zwei feindliche Lager, von denen das eine für die unbefleckte Empfängniß der „Jungfrau" schwärmte, während das andere, obgleich es die unbefleckte Empfängniß Christi und allen andern Unsinn der römischen Kirche, doch in Betreff Maria's keine Abweichung von den Naturgesetzen zugab. Die Laune des Schicksals wollte es, daß die wüthendsten aller Fanatiker, die Dominicaner, dieses Mal auf Seiten der Naturgesetze standen, während die Universität von Paris für das neue Wunder in die Schranken trat. Auch diese Streitfrage, wie die ähnliche des Abendmahls, wurde im Laufe der Zeit zum Nachtheile der ewigen Gesetze der Natur entschieden.

Das Heidenthum wurde noch an Abgeschmacktheit überboten, indem man der Welt zumuthete, zu glauben, die Mutter Christi sei, nicht von ihrem Vater, sondern von dem

heiligen Geiste gezeugt worden, während früher schon festgestellt worden war, sie habe Christum geboren und sei doch Jungfrau geblieben. Daß ihr Gatte Joseph, ihre vier anderen Söhne und mehrere Töchter bei dieser Anschauungsweise gänzlich unbeachtet bleiben, kümmert natürlich Menschen nicht, welche in den größten Unmöglichkeiten die besten Bestätigungen der christlichen Lehre fanden.

Wir haben weiter oben *) gesehen, daß schon die Perser und die Chinesen an das Wunder jungfräulicher Empfängniß glaubten, daß Mohammed die Lehre von der unbefleckten Geburt der Jungfrau Maria im Koran (C. 3. S. 39) andeutete und daß diese Andeutung in der Tradition der Sunniten weiter auseinandergesetzt wurde. Im zwölften Jahrhundert streubte sich noch Bernhard von Clairvaux gegen die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. †) Allein dessen ungeachtet wurde sie eine der Lieblingslehren der Katholiken und namentlich der Katholikinnen, welche allerdings nicht wissen, daß sie dieselbe den Chinesen, Persern und Mohammedanern verdanken.

Die Päpste begnügten sich nicht damit, den an das Ekelhafte gränzenden Unsinn, welchen sie größtentheils dem finstersten Heidenthume entlehnten, als unumstößliche Wahrheit aufzustellen, und schon den Zweifel daran als Verbrechen und Todsünde zu bestrafen. Sie maßten sich auch eine Herrschaft über die innersten Gedanken und Gefühle der Menschen an, und machten sich diese dienstbar. Vor Innocenz III. war das sogenannte Sacrament der Beichte schon eingeführt worden, allein es blieb den Gläubigen anheimgegeben, ob sie Gott oder dem Priester, ob sie in allgemeinen Ausdrücken, oder mit Eingehung auf Einzelnheiten ihre Beichte ablegen wollten. Allerdings hatten sich die Pfaffen längst dieses Mittels zur Knechtung der Menschen bedient. Allein der nach Freiheit strebende Geist konnte sich doch ohne Gefahr den Schlingen der Beichtiger entziehen. Dieses änderte sich in Folge eines Beschlusses, welchen Innocenz III. dem vierten Lateranischen Concil vorlegte. Durch diesen wurde die Beichte zu einer von den göttlichen Gesetzen vorgeschriebenen Pflicht erhoben, welcher sich kein römischer Christ mehr entziehen konnte, ohne in Kirchenstrafe zu verfallen; und Innocenz begnügte sich nicht mehr mit einem allgemeinen Sündenbekenntniß. Er verlangte die besondere Aufzählung jeder einzelnen Sünde oder Thorheit des Beichtkindes. Er verlangte das Unmögliche, erreichte aber insofern seinen Zweck, als er, wenn auch die eine Hälfte der Gläubigen zu Heuchlern, doch die andere um so unbedingter zu Knechten der Kirche machte.

§ 79. Der Kirchendienst.

Zur Zeit der ersten Christen bestand der Gottesdienst in Reden, welche die befähigten Mitglieder der Gemeinden hielten und in der Feier des Abendmahls, zu welcher sich mehrere Familien vereinigten, wobei sie sich niederließen, ein mäßiges Mahl einnahmen und sich gegenseitig an den Stifter ihrer Lehre, an dessen Leben, Wirken und Tod erinnerten. Niemand, der sich befähigt hielt, Vorträge an die Gemeinde zu halten, wurde ausgeschlossen. Männer ohne Gelehrsamkeit waren die ersten Verbreiter des Christenthums gewesen. Nicht das Wissen, sondern die Kraft der Begeisterung, nicht äußere Zeichen, sondern der innere Beruf bestimmten den Einfluß, welchen die ersten Christen auf die Gemeinden ausübten. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich alles dieses vollständig verändert. Die wenigsten der Mönche und Pfarrgeistlichen, welche den einzelnen Gemeinden vorstanden, waren im Stande, freie Reden zu halten. Sie waren oft selbst unfähig, zu lesen. Den Päpsten, welche die s. g. christliche Kirche nach ihren persönlichen Leidenschaften eingerichtet, kam es nicht darauf an, daß die Völker aufgeklärt, sondern daß

*) Siehe B. III § 44. †) Siehe B. IV. § 15.

sie in der Dummheit erhalten würden. Sie wollten vor allen Dingen, daß die Menschen zu blinden Werkzeugen ihrer Despotenlaunen herabgewürdigt würden. Die Völker sollten ihnen die Mittel zur Befriedigung ihrer Wollust, ihrer Herrschsucht und ihrer Habgier bieten, und wie der kirchliche Lehrbegriff, so wurde auch der Gottesdienst von ihnen in der Art eingerichtet, daß er ihre Zwecke förderte.

Das Denkvermögen der Menschen mußte eingeschläfert, ihr Wunderglaube gestärkt werden, damit die päpstliche Herrschaft eine immer festere Grundlage in den menschlichen Gemüthern erhielte. Der Verehrungsdrang der Gläubigen wurde auf die niedrigsten Dinge, auf Fetische von Holz und Stein, von Eisen und Linnen, auf Gebäcke des Bäckers und Wein des Winzers gerichtet. Die Furcht vor den Strafen eines ewigen Lebens und der irdischen Machthaber wurde auf's mächtigste angeregt. Die Gefühle des Zorns und der Rache gegen Anders glaubende wurden genährt. Mit anderen Worten, damit die despotische Gewalt der Päpste bestehen konnte, mußten die niedrigsten Triebe der Menschen gestärkt und alle ihre höheren sittlichen Kräfte nicht minder, als ihr forschender Geist, vertilgt werden. Mit dem größten Nachdrucke drangen die Päpste aller Orten darauf, daß keine andere, als die lateinische Sprache beim s. g. Gottesdienste gebraucht wurde. Da sie die Gedanken todt schlagen wollten, diente ihnen eine todte Sprache am besten. Eine Sprache, welche Niemand, oft selbst der Geistliche, der sich ihrer bediente nicht verstand, barg am besten die Armuth des Geistes und die immer wiederkehrende Eintönigkeit, wodurch sich die römische Kirche des Mittelalters auszeichnete.

Nachdem einmal von den Päpsten der Ton angeschlagen war, in welchem alle Glaubenssachen behandelt werden sollten, heulte und brüllte die ganze Schaar blinder Gläubiger und berechnender Gauner nach. Die Erfindungskraft der Päpste reichte nicht hin, den Durst der wundergläubigen und für ihr Seelenheil besorgten Massen zu stillen. Mönche und untergeordnete Geistliche befanden sich gar wohl dabei, wenn sie der verstandlosen Menge neue Wundergeschichten und neue Heilmittel kund thaten. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wurden daher Ceremonien und Aeußerlichkeiten mannigfaltiger Art, welche den Verehrungsdrang der stumpfen Menge, auffrischen sollten, erfunden. Der Gottesdienst war zu einem Schauspiel herabgesunken, welches bald als Posse, bald aber auch als Trauerspiel auf die Bühne trat. Die Geistlichen waren Comödianten geworden, welche suchten, sich zugleich den Beifall der Menge und ihrer Vorgesetzten zu erwerben. Dem Volke wurde in den Kirchen etwas geboten, was es sehen, mit den Händen greifen, riechen, schmecken und ohne alle geistige Anstrengung hören konnte. Förmliche Spiele, in welchen mehrere Personen handelnd auftraten, wurden in den Kirchen aufgeführt. Die Zahl und Abgeschmacktheit der Fetische, welche in den christlichen Gottesdienst eingeführt wurden, nahm zu. Besondere Verehrung wurde dem Brode gezollt, welches beim Abendmahle gebraucht wurde, seit dieses für den wirklichen Leib Gottes erklärt worden war. Das „vergötterte" Brod, so nannten die Römlinge den vom Bäcker gekneteten Teig, nachdem er auf den Altar gelegt worden war, wurde statt dem Gotte, welchen Christus lehrte, statt eines Geistes, der im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden sollte, göttlich verehrt. Um das „vergötterte" Brod würdig aufzubewahren, wurden kostbare Kasten angeschafft: Lampen und Weihrauch, glänzende Priestergewänder, Gesang und Orgelklang wurden aufgeboten, den verlorenen Geist der Wahrheit und der Liebe zu ersetzen. Das „vergötterte" Brod wurde in feierlichem Aufzug durch die Straßen der Stadt getragen und Menschen, welche sich geschämt hätten, vor ihres Gleichen die Knie zu beugen, warfen sich vor dem Gebäcke, das der Priester trug, willig in den Straßenkoth. Der angebliche Traum einer abergläubischen Frau gab Veranlassung zur Einsetzung des Frohnleichnamsfestes. Die Zahl der Feste wurde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer größer. Wenn

nicht ab und zu alte Feste abgeschafft worden wären, so hätte die Zahl der Jahrestage nicht mehr ausgereicht. Jedes Fest, wie jede Ceremonie, welche die Pfaffen erfanden, warf ihnen reiche Steuern ab.

Origenes hatte sich selbst verstümmelt, um den Versuchungen zu entgehen, welche er empfand, während er den Frauen seiner Zeit Religionsunterricht ertheilte. Von keinem einzigen Geistlichen dieses Zeitabschnitts wird uns eine ähnliche That berichtet, obgleich in den Tagen des Origenes noch nicht, wie seit dem Ende des elften Jahrhunderts die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen allgemein eingeführt war. Statt ihren Körper zu verstümmeln, erstickten die zur Ehelosigkeit verurtheilten Geistlichen des Mittelalters die Stimme ihres Gewissens und wälzten sich im tiefsten Schlamme der Ausschweifungen. Diejenigen, welche noch eines Gewissensbisses fähig waren, beichteten, erhielten Ablaß und setzten ihre Ausschweifungen fort.

Der s. g. Gottesdienst begünstigte die Wollust der Priester in hohem Maße. Die zahlreichen Nonnenklöster boten ihnen, wie die schlechten Häuser späterer Jahre, die beste Gelegenheit zur Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe. In der Beichte, verschafften sie sich Kenntniß von den ersten Regungen des Geschlechtstriebs, welche die heranwachsenden weiblichen Beichtkinder empfanden, eheliche Zwistigkeiten, in welche sie sich als Vermittler drängten und die Bußen, welche sie reuigen Sünderinnen auferlegten, enthielten für die ehelosen Geistlichen Versuchungen, denen sie selten zu widerstehen vermochten.

Was den sittlichen Menschen gegen die unnatürlichen Einrichtungen der katholischen Kirche den tiefsten Abscheu einflößte, machte sie den unsittlichen besonders lieb und theuer. Die Kirche wurde unter dem Einflusse einer ausschweifenden Geistlichkeit bald der Mittelpunkt aller verliebten Abentheuer. In der Messe sahen sich die Liebespaare, welche sonst keine Gelegenheit dazu fanden. Dort reichte der Ritter seiner Dame das Wasser, über das der Priester seinen Segen gesprochen hatte und wechselte dabei verstohlene Blicke und Worte; und in der Klosterkirche nahm nicht selten das Mädchen, welches diesen Blicken und Worten ein zu wichtiges Ohr geliehen hatte, den Schleier.

Die wichtigste und alle Tage wiederkehrende Handlung des katholischen Gottesdienstes, wurde die sogenannte Messe, oder das s. g. Sacrament des Altars, in welchem der Priester den Gott, den er anbetete, nach seinem Wahne zuerst machte und dann, mit Fleisch und Blut täglich aufzehrte. Die bethörten Völker, welche dieses Gaukelspiel als ein Wunder betrachteten, mit dessen Hülfe das Heil lebender und abgeschiedener Seelen gefördert werde, wohnten demselben mit Andacht bei und zahlten unermeßliche Summen an die Priester, um die Gefahren zu beschwören, welche ihnen von den Pfaffen vorgespiegelt worden waren.

Wenn die Messe als das Schauspiel angesehen werden kann, das die katholische Kirche täglich aufführte, so vertraten eine Reihe von Festen, die s. g. Narren- und Eselsfeste, die Stelle der Posse, und die Handlungen, wodurch Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen sich zu ewiger Knechtschaft verbindlich machten, verdienen mit Recht den Namen der Trauerspiele.

Die christlichen Narrenfeste wurden, wie früher die heidnischen Saturnalien, oder Feste zu Ehren des heidnischen Gottes Saturn, im Dezember jedes Jahres gefeiert und dauerten gewöhlich von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Epiphanias. Anfangs hatten Chorknaben und junge Sakristane die Hauptrollen dabei gespielt; später nahmen alle unteren Kirchendiener und Laien daran Theil, während der Bischof und die übrigen höheren Geistlichen, der Posse durch ihre Anwesenheit eine gewisse Bedeutung verliehen. Die Hauptrolle bei dem Narrenfeste spielte der Bischof oder Erbischof, den die Narren aus ihrer Mitte wählten und unter abgeschmackten Feierlichkeiten, in der Haup-

kirche weihten. Der erwählte Narrenbischof setzte sich auf dem gewöhnlichen bischöflichen Throne nieder, ließ ein Hochamt halten, oder hielt es selbst ab und ertheilte dem Volke unter dem mannigfaltigsten Ergüssen seiner komischen Laune, den Segen. Die übrigen in der Kirche anwesenden Narren nahmen durch allerlei Thorheiten und Possenstreiche an der Handlung Theil. Die schmutzigsten Lieder wurden gesungen, die unanständigsten Tänze aufgeführt. Einmal im Jahre trat der Geist, den die römische Kirche hegte und nährte, ungehemmt zu Tage. Die ganze übrige Zeit wurde er durch die römische Schreckensherrschaft in Schranken gehalten. Noch sind die Ceremonienbücher vorhanden, in welchen die bei den Narrenfesten üblichen Schwänke genau verzeichnet sind. Nach demjenigen der Stadt Sens, in welcher Bernhard von Clairvaux über Abälard Gericht hielt, spielten die Priester, während der Narrenbischof das Hochamt hielt, auf dem Altare mit Würfeln und warfen stinkendes Räucherwerk in das Rauchfaß. Ein anderes ähnliches Fest, in welchem ein Esel die Hauptrolle spielte, war das nach diesem Thiere benannte Eselsfest. Es wurde namentlich in verschiedenen Kirchen Frankreich's mit großer Vorliebe gefeiert. In zahlreichem Geleite wurde Langohr in die Kirche des Ortes geführt. Bisweilen saß ein Mann, welcher Bileam, bisweilen ein junges Mädchen, das die Jungfrau Maria auf der Flucht nach Egypten vorstellen sollte, auf seinem Rücken. Bileam pflegte von Juden und Heiden umgeben zu sein, unter welchen sich Moses, Aaron und die Propheten, Virgilius, Nebucadnezar und die Sybille hervorthaten. Der Zug hielt am Altare stille. Ein Hochamt wurde mit großer Pracht gelesen. Die üblichen Kniebeugungen wurden von den zwei- und vierfüßigen Eseln mit gebührendem Anstande vorgenommen. Statt des Segens schloß der Priester den s. g. Gottesdienst mit dreimaligen Eselsrufe: Ia, Ia, Ia, welchen die Gemeinde mit dreimaligen Ia brüllend beantwortete. In dem Ceremonienbuche der Kathedrale von Rouen findet sich eine in alle Einzelnheiten eingehende Vorschrift über die Abhaltung des Eselsfestes, in welchem namentlich bemerkt ist, daß Bileam große Sporen zu tragen, mit diesen die Eselin, auf der er sitze, zu stechen und die Zügel anzuziehen habe, während ein Jüngling, mit gezogenem Schwerte, ihm entgegentrat.*) Die Narren unserer Tage feiern noch immer ähnliche Feste zur Zeit der Fastnacht, jedoch nicht mehr in den Kirchen, sondern auf Straßen, in Wirthshäusern und Ballsälen. Das Gegenstück zu jenen Possen bildete die Handlung, durch welche unglückliche Mädchen und Frauen den Klosterschleier nahmen, Priester geweiht wurden und Mönche ihre Gelübde ablegten. Wenn die Narrenfeste von dem Beifallsjauchzen des lebenslustigen Theiles der Gemeinden begleitet wurden, so thaten Thränen, lautes Schluchzen und Seufzen, die Gefühle der Zeugen dieser Handlung kund. Gerade so, wie die Waffenspiele, hatten auch die kirchlichen Spiele des Mittelalters eine sehr ernste Bedeutung. Die rohen und gedankenlosen Menschen jener Zeit bedurften stärkerer Anregungen, um aus ihrem Alltagsschlafe aufgerüttelt zu werden, als die gebildeten Völker unserer Tage. Die römische Kirche bot ihnen dieselben bereitwillig, unbekümmert darum, daß Tausende von Herzen unter der Wucht der ihnen auferlegten Entbehrungen brachen, oder auf furchtbare Abwege geriethen, daß tausende von Köpfen sich bis zum Wahnsinn verwirrten, oder bis zur vollständigen Verläugnung aller menschlichen Gefühle in die Berechnungen der römischen Päpste eingingen.

Schon vor der Zeit der Kreuzzüge hatten die sogenannten Reliquien einen bedeutenden Einfluß auf den Gottesdienst der Christen gewonnen. In Folge dieser Glaubenskriege erhielten sie aber eine erhöhte Bedeutung.

Die Griechen und Syrier verstanden es trefflich den Aberglauben der Abendländer auszubeuten. Sie machten sich durchaus kein Gewissen daraus, die Knochen ihrer Kirch-

*) Du Cange voc. Festum. Robertson Geschichte Carl's V. Band I.

böse, das Holz ihrer Tische und Bänke, die Steine ihrer Straßen und das abgelegte Leinenzeug ihrer Frauen und Kinder durch wohlberechnete Erzählungen, die sie daran knüpften, in heilige Reliquien, durch Verkauf in Gold zu verwandeln. Selbst Mohammedaner, so sehr sie den Fetischdienst der Christen verabscheuten, machten sich deren Dummheit häufig zu Nutze. Der König Richard von England, welcher das Herz eines Löwen gehabt haben mag, aber dessen Kopf nicht zu den klarsten gehörte, kaufte im Jahre 1191 von Saladin alle Reliquien, welche in Jerusalem aufzutreiben waren. Die Dominicaner brachten aus Palästina einen weißen Stein, in welchem Christus die Spuren seines Fußes zurückgelassen haben sollte. Die Genueser behaupteten von dem zweiten Könige von Jerusalem, Balduin I. die Schüssel empfangen zu haben, worin das Osterlamm Christo und seinen Jüngern bei deren letzterm gemeinschaftlichen Abendmahle aufgetragen wurde. Mehr, als alle anderen ließ sich Ludwig IX. mit Reliquien beladen, welche er theuer bezahlte, und welchen er selbst die größte Verehrung bezeugte. Die Päpste, welche alle Betrügereien im Großen betrieben, errichteten, sobald sie von den guten Geschäften der Syrier und Egypter Kenntniß erhielten, ein vollständig assortirtes Reliquien-Waarenlager in Rom, aus welchem, bis zu dieser Stunde, Betrüger und Betrogene ihren Bedarf, gegen klingende Münze, beziehen.

Wenn der Reliquiendienst einer der mächtigsten Hebel der Verdummung, so wurde der Heiligendienst eines der kräftigsten Mittel die sittlichen Gefühle der Völker, im Geiste des Papstthums, zu verändern. Nur Diejenigen wurden zu Heiligen ernannt, welche sich durch ihre blinde Unterwerfung unter die päpstliche Schreckensherrschaft und durch die Kraft ihrer Begeisterung für den, von den Päpsten empfohlenen Aberglauben hervorthaten, die verruchtesten Bösewichter, wie z. B. der Spanier Dominicus*) und der Engländer Thomas Becket wurden im Laufe dieses Zeitabschnittes heilig gesprochen. Dominicus that seine fluchwürdige Glaubenswuth und seine verabscheuungswürdige Grausamkeit durch den Geist, den er dem von ihm gestifteten Orden der Dominicaner und dem durch ihn in's Leben gerufenen Ketzergerichte (Inquisition) einhauchte, kund. Die Dominicaner haben von allen menschlichen Gesellschaften und die Inquisition von allen Gerichten der Erde die empörendsten Verbrechen begangen. Indem Dominicus zum Heiligen erhoben, wurden alle von ihm hervorgerufenen Scheußlichkeiten als heilige, der Nachahmung aller Christen empfohlene, Handlungen dargestellt. Thomas Becket,†) früher der Genosse der unerlaubten Freuden Heinrich's II., wandte das ganze Gift seiner verdorbenen Seele gegen seinen früheren Gesellschafter, sobald er durch dessen Gunst auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury erhoben worden war. Aus den Diensten eines früher leichtfertigen Königs trat er jetzt in diejenigen des fluchwürdigsten aller Tyrannen, des Papstes Innocenz III., über, bemühte sich die letzten Reste religiöser Freiheit, welche dem englischen Volke geblieben waren, zu zerstören und wurde, nachdem er, nicht auf dem Schaffotte, wie ihm gebührt hätte, sondern in der Kirche, dem Tummelplatze seiner Leidenschaften, getödtet worden war, heilig gesprochen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Schandthaten aller Derjenigen hier verzeichnen wollten, welche durch die römische Kirche heilig gesprochen wurden. Der Geist der Lüge, welcher alle diese Heiligsprechungen hervorrief, geht zur Genüge daraus hervor, daß den angeblichen Heiligen nicht blos in ihrem Leben, sondern auch deren Gebeinen nach ihrem Tode wunderthätige Kraft beigemessen wurde.

So artete die christliche Religion, welche sich, nach den Worten ihres Stifters, nur durch Werke der Liebe und der Gerechtigkeit kund thun sollte, zu einem Systeme der Verdummung, Knechtung und des Raubes, wie die Weltgeschichte kein zweites kennt, aus.

*) Siehe § 59. § 85 unten. †) Siehe § 62.

§ 80. Kirchliche Abgaben und Frohnden.

Wäre es möglich gewesen, die besseren Gefühle aus der menschlichen Brust zu verdrängen, und den menschlichen Verstand in vollständiges Dunkel zu verhüllen, so wäre durch die Päpste und ihren Anhang die Lehre Christi von der Erde vertilgt worden und es hätte statt ihrer nichts bestanden, als Götzendienst, Aberglaube und blinde Unterwerfung. Allein unter den Millionen verdummter Pfaffenknechte fanden sich immer einige, welche im Stande waren, aus dem Düngerhaufen, den die Pfaffen auf das Christenthum gesetzt hatten, dessen Perlen hervor zu suchen, und diese forschenden Geister, oder liebenden Gemüther fanden an vielen Orten bereitwilliges Gehör. Durch sie wurde das Christenthum vom Untergange gerettet, der ihm von Seiten der kirchlichen Gewalthaber drohte. Die Päpste duldeten keine Lehre, welche, wenn auch noch so klar in der Bibel ausgesprochen, ihrer despotischen Gewalt feindlich entgegentrat. Sie zwangen alle Geistlichen und alle Lehrer derartigen Bibelstellen einen der päpstlichen Tyrannei günstigen Sinn unterzuschieben. Wer es wagte, die Bibel über die päpstliche Auslegung zu stellen, wer sich nicht zum Werkzeuge des päpstlichen Despotismus gebrauchen ließ, hatte zu gewärtigen, daß er als „Ketzer" auf dem Scheiterhaufen oder dem Schaffotte für seine Ungefügigkeit büßen mußte. Eine, längere Zeit hindurch fortgesetzte, Schreckensherrschaft lähmte den Widerstand der Besseren, während ihr die Verdummung der großen Massen vollständig gelang. Die Priester und Mönche fanden, nicht minder, als die Päpste ihren Vortheil dabei, die Völker in der gröbsten Unwissenheit zu erhalten. Statt die Gemüther der Menschen durch die reine Lehre Christi zu erfrischen, statt ihnen Beispiele christlicher Tugend zu sein, blendeten sie die, ihrer Leitung anvertrauten, Menschen, welche, sehr bezeichnend, die Schaafe genannt wurden, die sie als Hirten zu weiden hätten, — mit dem Gaukelspiele inhaltsleerer, aber die Sinne reizender Formen und gaben ihnen kein anderes Beispiel, als dasjenige der blinden Unterwerfung unter die päpstlichen Satzungen und der Anbetung der in der s. g. christlichen Kirche üblichen Fetische. Die Philosophen dieses Zeitabschnittes wagten es so wenig, als die Geistlichen, mit der herrschenden Kirche in Kampf zu treten. Im Gegentheile zerbrachen sie sich die Köpfe mit Gründen, die sie aus den Schriften der alten Heiden entnahmen, den Unsinn, welchen Kirchenversammlungen und Päpste in Umlauf gebracht hatten, zu kräftigen. An die Stelle Gottes trat die Dreieinigkeit mit der Jungfrau Maria und unzähligen „Heiligen," von denen einer immer toller, wenn nicht schlechter, als der andere, war. Statt das Gemüth der Gläubigen zu einem geistigen Gotte zu erheben, wurde es mit Gewalt an körperliche Dinge mannigfaltiger Art, namentlich an sogenannte „Reliquien" gefesselt. Von Gott und seinen ewigen Gesetzen erwartete die bethörte Menge nichts, um so mehr von der Wunderkraft zahlreicher, fast durchgängig gefälschter Reliquien und von der Fürbitte abgeschmackter Heiligen. Christus hatte ausdrücklich erklärt, daß er gekommen sei, den Armen eine frohe Botschaft zu bringen. Doch die s. g. christliche Kirche des Mittelalters hatte nur für den Reichen, der bezahlte, Kirchen und Klöster beschenkte oder stiftete, Sündenvergebung, Trost und Ablaß. Um nicht ganz leer auszugeben, würdigten sich die Armen zu Lastthieren herab, und halfen die Anstalten, mit deren Hülfe sie in der Dummheit und in der Knechtschaft erhalten wurden, selbst aufbauen. Christus hatte den Armen seiner Zeit keine Lasten auferlegt und ihnen seine Lehren unentgeltlich gegeben. Die Pfaffen des Mittelalters nahmen den Armen ihre letzten Pfennige ab, spannten sie an ihre Wagen, ließen sie Steine tragen und Holz herbei schleppen, um, wie die Bethörten glaubten, das Heil ihrer Seelen zu retten. Nichts

war so vernunftwidrig, daß es nicht bereitwillig von glaubensdurstigen Seelen angenommen, nichts so abgeschmackt, daß es nicht auf Verlangen von Priestern und Mönchen, bereitwillig gethan worden wäre. Im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts war es den Pfaffen gelungen, den christlichen Völkern des Abendlandes einen wahrhaft panischen Schrecken in Betreff ihres Seelenheils einzujagen. Diese Angst wurde von den gierigen Dienern der Kirche noch mehr ausgebeutet, als die Dummheit der Menschen. Die kurze Spanne dieses Lebens, in welcher sich Priester und Mönche, mit Ausnahme weniger Fanatiker, sehr gütlich thaten, wurde der Menge als nichts im Verhältniß zu der, nach dem Tode folgenden, Ewigkeit dargestellt. Mit krampfhaften Zuckungen ergriffen die geängstigten Seelen jeden Strohhalm, welchen ihnen ein schlauer Gauner darbot. Träume, Vorbedeutungen, Fieberphantasien, Gespenstererscheinungen, Sonne- und Mondsfinsternisse, die gewöhnlichen Vorkommnisse des Lebens und außerordentliche Naturerscheinungen, — Alles bot den schlauen Pfaffen Gelegenheit, das Joch, das sie der Menge aufgebunden hatten, noch fester zu knüpfen und die Wolle ihrer Schaafe noch kürzer, bis auf's Blut zu scheeren. Wie die Griechen des Alterthums hatten auch die Christen des Mittelalters ihre Orakel. Doch beruhten diese nicht auf einer kunstreichen Versbildung und einer richtigen Würdigung der bestehenden Verhältnisse, sondern lediglich auf dem grenzenlosen Aberglauben und der vollständigen Unwissenheit der Menschen ihrer Zeit.

Der letzte und hauptsächlichste Zweck aller Bestrebungen der Priesterherrschaft war die Befriedigung ihrer unersättlichen Habsucht. Wenn die Bischöfe zu ihren heimlichen Freuden, oder ihrem Schaugepränge, Geld brauchten, verkündeten sie Ablaß, welcher oft zu hohen Preisen, niemals unentgeltlich, verliehen wurde. Mit Hülfe dieser Ablaßgelder, vermehrten die Bischöfe die Zahl ihrer Anhänger, errichteten sie immer neue Verdummungsanstalten und blendeten durch kostbares Geräthe und prachtvolle Gewänder die gedankenlose Menge. Die Aebte und Mönche, welche über keinen Ablaß verfügen konnten, waren so wenig, als die Bischöfe um die Mittel, ihre Klöster zu bereichern, verlegen. Sie schleppten irgend einen Leichnam, dem sie den Namen eines „Heiligen" gaben, im Lande umher, stellten in ihren Kirchen diesen oder jenen alten Fetzen, mit dem sie irgend eine Wundergeschichte in Verbindung brachten, zur Verehrung der Gläubigen aus, und erhoben bei diesen Gelegenheiten ihre Steuern, welche sich häufig noch höher beliefen, als die bischöflichen Ablaßgelder.

Als die Päpste Kenntniß erhielten von den gewinnreichen Geschäften, welche die untergeordneten Geistlichen betrieben, wurde ihre Habgier dadurch noch mehr rege gemacht. Die Ausbeutung der s. g. Reliquien konnten sie nicht wohl allein in die Hände nehmen, da zu viele Geistliche dabei betheiligt waren. Mit dem Ablaß hatten bisher nur die Bischöfe Handel getrieben; die Päpste entblödeten sich nicht, ihnen denselben zu enziehen und das vortheilhafte Geschäft in die eigenen Hände zu nehmen. An die Stelle der zahlreichen Ablaßmagazine, welche die verschiedenen Bischöfe da und dort errichtet hatten, wurde in Rom ein einziges großes, für die ganze Erde gegründet, aus welchem, nach Zeit und Umständen, die hungrigen Seelen, allein nicht unentgeltlich, sondern zu hohen Preisen, scheinbare Nahrung empfingen. Wenn die Päpste Geld brauchten, begannen sie ihr Handelsgeschäft damit, daß sie allgemeinen und vollständigen Ablaß verkündigten. Dieser päpstliche Ablaß stellte den armen Sündern nicht blos den Nachlaß aller weltlichen Strafen, welche die Kirche zu verhängen pflegte, sondern auch den Nachlaß derjenigen Strafen in Aussicht, welche die bürgerlichen und kirchlichen Gesetze den Verbrechern androhten. In ihrem unerhörten Hohne gegen alles Göttliche und ihrem frechen Uebermuthe gingen die Päpste so weit, auch die ewigen Strafen den „Sündern" nachzulassen. So weit waren die Bischöfe früher niemals gegangen. Erst in den Händen der Päpste wurde

der Handel mit Ablaß zu einem systematisch betriebenen Geschäfte. Anfangs bedienten die Päpste sich der Kreuzzüge zum Vorwande ihrer Erpressungen; später aber, nachdem sich die Völker auch an diese, ihnen angethane, Schmach gewöhnt hatten, erhoben sie die Ablaßgelder unverdeckt zu ihrem eigenen Besten. Eine neue Lehre wurde bald, zur Rechtfertigung des Ablaßhandels, erfunden und den Völkern zu glauben befohlen. Die Päpste behaupteten nämlich: „es bestehe ein unermeßlicher Gnadenschatz in den frommen Handlungen und tugendhaften Werken, welche die „Heiligen" über das, zur Rettung ihrer Seelen erforderliche, Maß verübt hätten, und welcher zum Besten Anderer verwendet werden könne; diesen Schatz habe der römische Papst zu verwalten. Er könne Theile dieser unerschöpflichen Quelle abgeben, um dadurch Sündern die verdiente Strafe zu ersparen.

Auf diese unsinnigen Sätze gründeten die Päpste eine wohl organisirte Ausbeutung der Völker. Der Großhandel mit dem Ablaß wurde auf das schwunghafteste betrieben, derjenige mit den sogenannten Reliquien stand ihm würdig zur Seite. Die Katacomben von Rom lieferten Knochen in Menge, welche als Reste Heiliger verkauft werden konnten, die Wälder des Apenninnengebirges Holz genug für Splitter vom Kreuze, an welchem Christus den Tod gelitten haben sollte. Die Milch der Kühe und Ziegen aus der Umgegend Rom's, welche für die Muttermilch der Jungfrau Maria verkauft wurde, hatte vor dieser jedenfalls mehrere Jahrhunderte an Frische voraus; die Nagelschmiede Rom's lieferten Nägel in Menge, welche, ohne jemals durch menschliche Gebeine geschlagen worden zu sein, für Christi Kreuzesnägel ausgegeben werden konnten. Das Reliquienmagazin wurde eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern, da es immer neu gefüllt wurde, und sich die Reliquienverkäufer nicht daran stießen, wenn von demselben sogenannten „Heiligen" auch zwei rechte und zwei linke Beine und von der sogenannten „heiligen" Magdalena auch zweitausend Schlappschuhe verehrt wurden. Die Bischöfe, Pfarrer, Mönche und andere Kleinhändler in Reliquien hatten ein zu großes Interesse, ihr Geschäft in gutem Schwunge zu erhalten, als daß sie jemals den geringsten Zweifel an irgend einem der von ihnen, für „heilige Reliquien," ausgegebenen Gegenständen hätten aufkommen lassen.

Neben Ablaß- und Reliquien-Verkauf brachten die sogenannten, Dispense unermeßliche Summen ein. In Uebereinstimmung mit der unersättlichen Habsucht der Pfaffen wurden 1) außer der wirklichen Verwandtschaft 2) die Schwägerschaft, 3) eine sogenannte geistliche Verwandtschaft für ein Ehehinderniß erklärt. Die Grade dieser drei Verwandtschaften wurden so weit als möglich hinausgesetzt, so daß, wenn in damaliger Zeit genaue Stammbäume geführt, wohl schwerlich irgend eine Ehe gefunden worden, welche nicht durch diese oder jene Art der Verwandtschaft, im siebenten oder achten Grade, unstatthaft gewesen wäre. Glücklicherweise entgingen die Armen zum Theile den auf Dispense gelegten Abgaben dadurch, daß sie selten weiter als bis zum zweiten oder dritten Grade ihre Verwandtschaften kannten. Allein Könige, Fürsten, Grafen und Herren mußten für derartige Dispense häufig unerschwingliche Summen bezahlen, mußten oft selbst nach Rom reisen, oder Abgesandte dahin schicken und, ungeachtet aller Geldopfer, häufig Jahre lang vergeblich auf die Erfüllung ihrer Wünsche harren.

An jeden Glaubenssatz und jede Ceremonie, welche der Papst verordnete, an jeden neuen Orden, den er genehmigte, knüpfte sich, so zu sagen, von selbst, früher oder später, mittelbar oder unmittelbar, eine Abgabe. Der Glaubenssatz vom „vergötterten Brode" lieferte der Geistlichkeit bei Gelegenheit der Seelenmessen, eine reiche Ernte. Jedes Sacrament brachte den Geistlichen, welche dasselbe spendeten, Gaben oder Gebühren ein. Wo keine Gebühr festgesetzt war, befanden sich die Gläubigen in der Regel am schlimmsten, denn der Respect, den sie den Pfaffen schenkten, drängte sie, sich über ihre Kräfte anzustrengen.

Man möchte vielleicht einwenden, daß alle die Abgaben, welche die Geistlichkeit erhob durch den **Glauben** der Völker gerechtfertigt würden. Allein auf diese Weise ließen sich alle, im Großen betriebenen, Gewaltthaten und Betrügereien vertheidigen. Das größte Unrecht der Geistlichkeit bestand nicht darin, daß sie aus den Völkern unerschwingliche Abgaben preßte, nein, dieses war nur eine Folge des weit größern Unrechts: daß sie um die Menschen aussaugen zu können, sie knechteten und verdummten. Uebrigens begnügten sich die Pfaffen des Mittelalters keineswegs mit geistlichen Waffen. Wo diese nicht ausreichten, griffen sie, aller Orten, zum Feuer und zum Eisen. Wie sie, wo sie selbst die Macht nicht in Händen hatten, den sogenannten „Ketzer" den weltlichen Behörden zur Tödtung übergaben, gerade so bedienten sich die Pfaffen überall gleichfalls des weltlichen Armes zur Eintreibung der von ihnen geforderten Steuern und Abgaben. Sehr wenige der armen Tröpfe, welche ihre sauer verdienten Pfennige der Geistlichkeit überlassen mußten, glaubten an die Rechtmäßigkeit dieser Forderung. Zehnden, Stolgebühren und Sporteln waren den Völkern damals nicht minder verhaßt, als jetzt. Sie leisteten dieselben nicht aus Glauben, sondern aus Furcht vor der Uebermacht der Kirche, oder in der Hoffnung, sich deren Gunst zu erwerben. Nur bei wenigen der Aller dümmsten trat zu der Furcht der Aberglaube hinzu.

Die Steuerlast, welche die Kirche ihren Mitgliedern, oder vielmehr ihren Knechten, auferlegte, war schwer! Doch weit drückender waren die Frohnden, die gezwungenen persönlichen Dienstleistungen, welche sie von ihnen in Anspruch nahm. Die katholische Kirche des Mittelalters begnügte sich nicht damit, Glaubenssätze und Ceremonien einzuführen, sie verlangte auch, daß diese durch äußere Handlungen anerkannt und bestätigt würden. Sie ließ den Kindern und den Erwachsenen, den Frauen und den Männern nicht die Wahl, ob sie die Kirche besuchen wollten, oder nicht, ob sie beichten, zum Abendmahl gehen, Reliquien und Heilige verehren und anderen, von oben herab befohlenen, Unsinn treiben wollten, oder nicht. Wer alles dies nicht übte, wurde als Ketzer, Ungläubiger und Gotteslängner verschrieen, mit Kirchenbußen belegt und stand in Gefahr, von dem ersten besten Ketzermeister auf einem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Die Kirche war nicht damit zufrieden, von allen ihren Mitgliedern gleichmäßig die Uebung dessen zu verlangen, was sie Gottesdienst nannte, was aber in der That Pfaffendienst war; sie verstand es nicht selten, durch mannichfaltige Kunstgriffe die arglosen Menschen des Mittelalters zu bestimmen, außerordentliche Zusagen zu geben, über deren Haltung die Pfaffen auf das strengste wachten.

Die Kreuzzüge *) geben uns einen schlagenden Beweis, wie die Kirche Millionen zuerst nur zur Abgabe eines Versprechens bestimmte, und dann zu dessen Haltung zwang. Doch sind die Kreuzzüge keineswegs die einzigen Beispiele dieser Art. Wie die Kreuzfahrer theils durch aufregende Worte, theils durch den ihnen eingeimpften Aberglauben veranlaßt wurden, Haus und Familie zu verlassen und nach dem Osten zu ziehen, so wurden auch Tausende und Millionen zu dem Versprechen gedrängt, Kirchen und Klöster zu stiften, Testamente zu Gunsten dieses oder jenes Pfaffenzwecks zu machen, diese oder jene Wallfahrt zu unternehmen, oder sonstige zur Ehre oder zum Vortheile der Geistlichkeit gereichende Handlungen vorzunehmen. Zu diesen Leistungen, welche, mehr oder weniger, aus dem freien Willen der Gläubigen hervorgingen, deren sie sich wenigstens theilweise erwehren konnten, kamen aber noch die ganz eigentlich sogenannten kirchlichen Frohnden hinzu, d. h. die Arbeiten in Feld und Wald, auf Straßen und Fluren, bei Kirchen- und Klosterbauten, welche einen großen Theil der Zeit der armen Handarbeiter des Mittelalters in Anspruch nahmen. Anfangs wurden diese gewöhnlich aus freiem Antriebe, wenn man so den An-

*) Siehe §§ 2—14. Seite 3. ff.

trieb, den der Aberglaube gibt, nennen darf, geleistet. Die Pfaffen verstanden es aber noch besser, als die weltlichen Herrscher, eine einmalige freiwillige Leistung in eine Pflicht, welche von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, und nicht selten sogar von Woche zu Woche wiederkehrte, umzuwandeln.

§ 81. Kirchenrecht.

Lange vor der Verbreitung des römischen Rechtes waren die Päpste bemüht gewesen, ihre Anmaßungen mit Hülfe der Pseudo-Isidor'schen Decretalen *) durchzusetzen. Allein ein umfassendes Werk welches dem Justinianischen Rechte hätte an die Seite gestellt werden können, gab es nicht. Die Sammlungen kirchlicher Gesetze, welche bis zum zwölften Jahrhundert im Gebrauche waren, litten an zu großen Mängeln, als daß sie die Grundlage wissenschaftlicher Vorträge hätten werden können. Es fehlte ihnen an aller inneren Ordnung, an Vollständigkeit und an Abrundung. Diesen Fehlern suchte der Benedictinermönch Gratian vom Kloster des sogenannten heiligen Felix und Nabor zu Bologna abzuhelfen. Er verfaßte (1130) zum Gebrauche der Schulen einen Auszug aus den päpstlichen Briefen, den Beschlüssen der Kirchenversammlungen und den Schriften der alten Kirchenlehrer. Der Papst, Eugen III., welcher in dem Buche Gratian's ein kräftiges Mittel zur Befestigung und Ausdehnung der päpstlichen Gewalt erkannte, gab demselben seinen Beifall. Es wurde von den Rechtslehrern zu Bologna mit Freuden angenommen und bildete die Grundlage ihrer kirchlichen Vorträge. Die Universität von Paris folgte dem Beispiele der hohen Schule von Bologna, die übrigen Academien thaten ein gleiches und so wurde bald das kanonische oder kirchliche Recht in ähnlicher Weise, als das römische, im ganzen Abendlande heimisch.

Der Plan dieses Werkes entsprach vollkommen den Bedürfnissen der damaligen Zeit. Zahlreiche Rechtsfälle wurden darin besprochen und machten es den Lehrern, welche daran ihre Vorträge knüpften, möglich, ihren Scharfsinn zu entwickeln, indem sie für oder wider eine Meinung ihre Gründe gaben. Die Sammlung war nicht so bändereich, als manche andere und enthielt doch Stoff genug, um als Inbegriff des Kirchenrechts gelten zu können. Zwar war sie voll geschichtlicher Fehler, auch mangelte ihr alles richtige Urtheil. Doch war die Geschichtskenntniß in damaliger Zeit so schlecht beschaffen, daß derartige Fehler, wenn sie nicht alles Maß überschritten, nicht bemerkt wurden, und ein Urtheil, mit welchem die Päpste einverstanden waren, durfte natürlich nicht gerecht sein, vielmehr mußte es ihren Anmaßungen entsprechen. Da dieses der Fall war, beförderten die vorgeblichen „Nachfolger Christi" die Ausbreitung der Gratianischen Sammlung nach Kräften. Schon dreißig Jahre, nachdem Gratian's Werk die päpstliche Genehmigung erhalten hatte, schieden sich die Rechtsgelehrten in zwei Abtheilungen, von denen die eine sich dem Kirchenrechte (Decretisten), die andere dem römischen Rechte (Legisten) widmete.

Die Sammlung Gratian's war den Päpsten in vielen Beziehungen von großem Nutzen. Sie beruhte wesentlich auf der Grundlage der pseudoisidorischen Decretalen, d. h. nahm alle die absichtlichen Fälschungen, auf welchen die päpstliche Macht beruhte, als Wahrheiten an. Sie bewirkte, daß diejenige Auffassung der Angelegenheiten dieses Lebens, welche von den Päpsten ausgegangen war, mehr und mehr Boden gewann, daß über dieselbe viel gesprochen und geschrieben, und in ähnlicher Weise zum Mittelpunkte der gelehrten Bildung wurde, als die Päpste selbst die Mittelpunkte der gesammten politischen Bestrebungen waren. Die Zahl der kirchlichen Streitigkeiten und der Berufungen an den römischen Stuhl mehrte sich zum Nachtheile der bischöflichen und erzbischöflichen Rechte. Die

*) Siehe Bd. IV. § 48. Seite 151. ff.

Provinzial-Synoden, welche bis zu jener Zeit häufig statt gefunden hatten, verloren ihre Bedeutung, indem sie gegen die Päpste nichts durchzusetzen vermochten, es daher weit einfacher war, sich eine Entscheidung von Rom kommen zu lassen, als Versammlungen abzuhalten, welche zum Scheine tagten, in Wirklichkeit aber nur Sprachröhren der Päpste waren.

Wie im Wechselverhältnisse der verschiedenen Geistlichen der Einfluß der Päpste, so wurde derjenige des gesammten geistlichen Standes gegenüber den Laien durch die Gratian'sche Sammlung gehoben. Den Geistlichen wurde durch diese die Möglichkeit gegeben, ohne große Anstrengung Kenntniß von dem päpstlichen Rechte zu erlangen und, mit dessen Hülfe, alle streitigen Ansprüche gegen die Laien durchzusetzen. Weltliche Richter und Parteien dagegen setzten sich nicht gerne in Widerspruch mit einer Gesetzsammlung, welcher Bann und Interdict und die gesammte päpstliche Macht zum Stützpunkte dienten.

§ 82. Die Päpste.

Im Laufe des ersten Jahrtausends nach den Zeiten der Apostel war es den Päpsten gelungen, sich auf die höchste Stufe irdischer Macht hinan zu schwingen. Sie besaßen eine größere Gewalt und einen weiter reichenden Einfluß, als irgend ein anderer Herrscher der Christenheit. Wie gewöhnlich standen ihre Laster im Verhältniß zu ihrer Macht. Wenn wir die Päpste des Mittelalters mit den deutschen Kaisern, den Königen von Frankreich und England, oder mit irgend einer anderen Reihenfolge von Herrschern, vergleichen, so waren sie die lasterhaftesten von allen. An Herrschsucht, Habgier und Ehrgeiz hatten sie vielleicht ihre Gleichen; doch blieben, was Heuchelei, Falschheit und Wollust betrifft, die schlimmsten Despoten ihrer Zeit hinter ihnen zurück. Wie die weltlichen Fürsten strebten sie nur darnach, ihre Reichthümer und ihre Gewalt, unbekümmert um die Rechte der Völker, und gleichgültig gegen alle Anforderungen der Religion, zu vermehren. Ihre Legaten (Gesandten) vertraten sie in allen Theilen des Abendlandes und übten, an ihrer Stelle, die höchste Macht in geistlichen Dingen aus. Sie beriefen und entließen Kirchenversammlungen, leiteten deren Verhandlungen mit unbeschränkter Willkür, saßen zu Gericht und entschieden über die Lehrvorträge, die Schriften und selbst über Freiheit und Leben der Geistlichen und Laien. Es genügte, daß sie irgend eine Angelegenheit als eine kirchliche behandelten, um jeden Widerspruch niederzuwerfen und den Arm weltlicher Fürsten zur Vollziehung ihrer Beschlüsse zu waffnen. Auf großen Kirchenversammlungen führten die Päpste selbst den Vorsitz, enthielten sich aber häufig der Umfrage und begnügten sich damit, den anwesenden Bischöfen und Prälaten ihre Beschlüsse zu verkünden, gegen welche diese keine Einsprache zu erheben wagten. Die Päpste, welche früher mit dem größten Eifer die Eingriffe weltlicher Fürsten in das Gebiet der Kirche bekämpft hatten, mischten sich jetzt in alle weltlichen Angelegenheiten. Sie befahlen Kriege und geboten Frieden. Früher hatten Bischöfe und Könige ihre Gewalt mannichfaltig beschränkt. Nach den Siegen, welche die Päpste über Friedrich I. und Friedrich II. errangen, wagten weder die einen, noch die anderen es mehr, in offenen Kampf mit dem römischen Stuhle zu treten. Die anmaßlichen „Nachfolger Christi“ setzten sich in den Besitz der höchsten gesetzgebenden, und der höchsten richterlichen Gewalt. Sie behaupteten die einzig rechtmäßige Quelle aller kirchlichen Würden, Ehren und Pfründen zu sein, und nicht zufrieden damit, erklärten sie sogar, daß alle weltlichen Kronen der Erde zu ihrer Verfügung stünden. Sie maßten sich das Recht an, Kaiser und Könige abzusetzen und andere, an deren Stelle, zu ernennen und machten von diesem anmaßlichen Rechte mehr, als einmal wirklichen Gebrauch. Leo IX. hatte damit den Anfang gemacht, indem er den, in Italien angesiedelten, Normännern die

von ihnen eroberten Bezirke förmlich zusprach. Gregor VII. ging weiter. Er verlangte von dem römischen Kaiser einen Eid des Gehorsams und von dem Könige Frankreich's einen jährlichen Tribut. Er machte Anspruch auf Sachsen, als einem Leben, welches Karl I. der Kirche überlassen habe, und behauptete, daß Spanien, von den ältesten Zeiten her, ein Eigenthum der Kirche gewesen sei. Die Könige von Spanien wagten es nicht sich ihm zu widersetzen, und zahlten ihm Tribut. Selbst Wilhelm der Eroberer entrichtete, auf seine Forderung, den rückständigen sogenannten „Peterpfennig," obgleich er die Leistung eines regelmäßigen Tributs ablehnte. Den größten Erfolg errang Gregor VII. aber bei der Gräfin Mathilde von Tuscien, (Toscana) welche ihre gesammten eigenthümlichen Besitzungen der römischen Kirche vermachte. Diese Erbeinsetzung, welche an und für sich schon groß genug war, suchten die Päpste dadurch noch weiter auszudehnen, daß sie auch die Lehen, gleich den Allodien, in Anspruch nahmen. Dieselbe Sucht, ihre irdischen Güter zu vermehren, welche die Päpste bei Gelegenheit der sogenannten Mathildischen Güter an den Tag legten, bekundeten sie aller Orten und bei allen ähnlichen Gelegenheiten, welche sich ihnen darboten. Das Streben nach derartigen Gütern mußte nothwendig um so entsittlichender auf die Päpste wirken, je kecker sie sich Nachfolger Christi und Vertreter Gottes auf Erden nannten. Die Ansprüche auf weltliche Macht und irdische Größe, welche die Päpste machten, standen in so schreiendem Widerspruch mit ihren Ansprüchen auf geistliche Herrschaft, daß sie ohne die größte Frechheit, verbunden mit der unerhörtesten Heuchelei nicht behauptet werden konnten. Nur Männer, welche diese Eigenschaften im höchsten Grade besaßen, konnten mit einigem Erfolge die päpstlichen Ansprüche geltend machen. Nur solche wurden zu Päpsten und Cardinälen befördert. Eine an's unbegreifliche gränzende Sittenlosigkeit, welche von den höchsten Kirchenfürsten der gesammten Geistlichkeit eingeflößt wurde, war davon die nothwendige Folge. Das Verderbniß der Päpste damaliger Zeit schildern nicht blos deren Gegner, z. B. die Kaiser Friedrich I. und Friedrich II., sondern auch die festesten Stützen der Kirche, wie der Abt Bernhard von Clairvaux in den abschreckendsten Zügen. Eines der schlagendsten Zeugnisse über das Papstthum des zwölften Jahrhunderts gibt uns Johann von Salisbury, ein Anhänger Thomas Becket's, Bischof von Chartres und englischer Gesandter beim römischen Stuhle.*) Dieser erzählte, der Papst habe ihn eines Tages gefragt: was die Welt von ihm und der römischen Kirche sage? Die Antwort des Prälaten war: „Man sagt, die römische Kirche beweise sich nicht als Mutter der anderen Kirchen, sondern sie scheine vielmehr ihre Stiefmutter zu sein. Schriftgelehrte und Pharisäer seien dort zu Hause, diese legten schwere Lasten auf die Schultern anderer Leute, ohne selbst auch nur einen Finger auszustrecken, um sie zu heben. Sie herrschten despotisch über den Clerus, ohne ihrer Heerde ein gutes Beispiel zu geben, sie hätten in ihren Häusern den köstlichsten Hausrath, ihre Tische seien mit goldenem und silbernem Geschirr schwer belastet, der Geiz aber halte ihre Hände festgeschlossen. Sie schenkten niemand etwas, und die Armen dürften ihnen selten nahe kommen, außer wenn ihre Eitelkeit ihnen eingebe, sie auftreten zu lassen. Sie erhöben Abgaben von den Kirchen, veranlaßten Rechtsstreitigkeiten, stifteten Hader zwischen dem geistlichen Hirten und seiner Heerde, und hielten dafür, der beste Vortheil, den man aus der Religion ziehen könne, sei, daß sie Reichthümer verschaffe. Ihnen sei alles feil, und man könne sagen, sie machten es, wie die abgefallenen Engel, die, wenn sie einmal nichts Böses thun, mit Vortrefflichkeit prahlen. Nur eine ganz kleine Zahl derselben treffe vielleicht dieser Vorwurf nicht. Der Papst selbst wäre für die Christenheit eine fast unerträgliche Last. Es würde allgemein darüber geklagt, daß, während die Kirchen, welche die Frömmigkeit unserer Voreltern erbaut habe, im Verfalle und ihre Altäre verlassen seien, die Päpste Paläste bauten und sich nicht

*) Siehe auch unten § 95.

blos in purpurne Gewänder hüllten, sondern auch über und über vom Golde glänzten. Ueber diese und noch mehrere Dinge murre das Volk ganz laut."

Wenn ein Bischof dem Papste diese Worte in's Angesicht sagte, so können wir darauf rechnen, daß sie keine Uebertreibungen enthielten, der Prälat vielmehr noch manche der bittersten Wahrheiten für sich behielt. Johann von Salisbury stand nicht auf dem Standpunkte der Vernunft, vielmehr nahm er den ganzen römischen Unsinn als Wahrheit an, und rügte nur den Mißbrauch, den die Päpste und ihre nächsten Diener mit ihrer Gewalt trieben.

Die Geschichte jedes einzelnen Volkes, welche wir gaben, enthält zahlreiche Beweise der Herrschsucht und Habgier dieser anmaßlichen Nachfolger Christi. Der Geist Gregor's VII., des herrschsüchtigsten aller Priester, ging mit seinem Tode nicht unter. Sein vertrautester Freund, der ihn am besten kannte, der Cardinal Damiani, hatte ihn seinen heiligen Satanas genannt. Die meisten seiner Nachfolger hielten an den Grundsätzen Gregor's fest, suchten zu vollenden, was er begonnen hatte, und waren gleich ihm heilige, d. h. mit dem Scheine äußerer Heiligkeit bekleidete Satanase. Auf Gregor VII., neben welchem der von der kaiserlichen Partei gewählte Gegenpapst, Clemens III., berging, folgte (1086) Victor III., welcher sich jedoch schon bald in ein Kloster zurückzog, worauf an seiner Statt Urban II. erwählt wurde. Dieser setzte *) den Kampf gegen Heinrich IV. mit äußerster Bitterkeit fort. Auf der Kirchenversammlung von Placenzia (1095) bestätigte er die Gesetze und Flüche Gregor's VII.; und zündete darauf in Clermont die Flamme der Kreuzzüge an welche zwei Jahrhunderte hindurch unausgesetzt brannte. Diese Kriege kosteten allerdings vielen Millionen Menschen das Leben und vernichteten den Wohlstand und das Glück ganzer Völker. Allein die Päpste zogen Vortheil aus dem Elende der Nationen. Der erste, welcher Urban zu Theil wurde, war der Sieg über seinen Gegenpapst. Alle Völker, welche auf die Kreuzpredigten hörten, erkannten die Bannflüche des Papstes an, welcher den Anstoß dazu gegeben hatte, und legten das Gewicht ihrer Macht in die Wagschaale Urban's. Im Bewußtsein, die bethörten Völker auf seiner Seite zu haben, ging Urban II. noch weiter, als Gregor VII., indem er allen Bischöfen und Priestern geradezu verbot, einem Könige oder Laien den Eid des Gehorsam's zu leisten. Nach Italien zurückgekehrt, bemächtigte er sich des Schlosses St. Angelo und starb bald darauf (1099). Sein Gegenpapst Clemens III. starb im folgenden Jahr (1100). Paschalis II., welcher nach Urban's II. Tode gewählt worden war, setzte den von Gregor VII. begonnenen Kampf fort, bis es ihm gelang, seinem Gegner durch dessen Sohn, den nachmaligen Kaiser Heinrich V. den Todesstoß zu geben. †) Heinrich V. zwang jedoch Paschalis II., seine Ansprüche in Betreff der Investitur aufzugeben und das Belehnungsrecht der Kaiser zu bestätigen. Auf dem Concile im Lateran zu Rom gestand aber der Papst mit den Zeichen der tiefsten Zerknirschung, daß er gefehlt, indem er diese Zugeständnisse dem Kaiser gemacht habe, worauf die Kirchenversammlung den zwischen dem Kaiser und dem Papste abgeschlossenen Vertrag für nichtig erklärte. Auf seiner Flucht vor dem Kaiser starb Paschalis II. (1118). Wenige Tage nach seinem Tode wurde Gelasius II. zum Papste ernannt. Die kaiserliche Partei erwählte Gregor VIII., vor welchem Gelasius II. nach Frankreich floh, woselbst er bald darauf starb. Die Cardinäle, welche ihn begleitet hatten, wählten den Erzbischof von Vienne, Grafen Guy von Burgund, welcher den Namen Calixtus II. annahm, nach Rom zurückkehrte, Gregor VIII. gefangen nahm, ihn mit rohen Beschimpfungen überhäufte und in ein Kloster sperrte. Nach mannichfaltigen Verhandlungen schloß er mit dem Kaiser das berühmte Wormser Concordat ab, ‡) durch welches die Geistlichkeit als eine selbstständige Macht gegenüber dem Kaiserthum anerkannt wurde. Die

*) Siehe Buch IV, § 34. †) Siehe Buch IV, § 34. ‡) Siehe oben § 30.

Oberherrlichkeit, welche die Kaiser früher über das Papstthum geltend gemacht hatten, wurde stillschweigend aufgegeben. Dagegen suchten die Päpste ihre Ansprüche noch immer weiter auszudehnen. Zwei Jahre nach dem Abschluß des Concordats (1124) starb Calixtus II. Sein Nachfolger, Honorius II., gab bei seinem Tode (1130) Veranlassung zu einer doppelten Wahl. Innocenz II. und Anaclet II. stritten sich um den römischen Stuhl. Der Erstere, welcher in Italien wenig Anhang besaß, zog sich nach Frankreich. Er verdankte seine zunehmende Gewalt dem Abte Bernhard von Clairvaux mit dessen Hülfe er bald in Deutschland, England, Frankreich und Spanien anerkannt wurde, während sein Gegner, Anaclet, außerhalb Italien, nur an den Königen von Sicilien und Schottland Stützen hatte. Nach dessen Tode (1138) kam Innocenz II. in den unbestrittenen Besitz der päpstlichen Gewalt. Er hielt die zweite Kirchenversammlung im Lateran ab (1139), that den König Roger, welchem Honorius II. Sicilien als päpstliches Lehen und Anaklet auch Neapel, falls er es dem griechischen Kaiser abnehmen könnte, verliehen hatte, in den Bann. Roger griff aber zum Schwerte, und nahm den Papst gefangen, worauf dieser nachgab. Sein Nachfolger Cölestin II. (1143) starb schon fünf Monate nach seiner Erhebung. Lucius II., welcher nach Cölestin's Tode gewählt ward, verlor nach elf Monaten sein Leben in einem Volksaufstande.*) Ihm folgte (1145) Eugen III., ein Schüler des Abtes Bernhard von Clairvaux, welcher gleich seinem Vorgänger unausgesetzte Kämpfe mit dem römischen Volke führte, das die Päpste nicht als weltliche Herrscher anerkennen wollte. Sein Nachfolger Anastasius IV., starb schon sechszehn Monate nach seiner Wahl (1154). Unter Hadrian IV. wurde Arnold von Brescia, dessen kräftige Worte das römische Volk aus seinem tausendjährigen Schlummer aufgerüttelt hatten, hingerichtet, und mit ihm die Kraft des Volkes gebrochen. Hadrian IV. kehrte nach Rom zurück und führte von da aus den Streit gegen das Kaiserthum mit neuer Wuth fort.†) Der stolze Kirchenfürst brachte, trotz dessen Widerstreben, den Kaiser, Friedrich I., dazu, ihm den Steigbügel zu halten. Um den zunehmenden Reichthümern der Geistlichkeit einen Damm entgegen zu setzen, verfügte Friedrich I., daß, ohne Wissen und Zustimmung des Lehensherrn, keine Lehen an Andere übertragen werden dürften (1158). Bevor der Papst im Stande war, dieser, ihm höchst unangenehmen, Bestimmung entgegenzuwirken, starb er (1159).

Der Kampf zwischen der kirchlichen und der kaiserlichen Partei, welcher damals von neuem auszubrechen drohte, hatte eine gespaltene Papstwahl zur Folge. Die Pfaffenpartei wählte Alexander III., die Anhänger des Kaisers, Victor IV. Die Kirchenversammlung von Pavia sprach sich zu Gunsten Victor's aus (1160). Alexander III. floh nach Frankreich. Als Victor IV. (1164) starb, wurde, statt seiner, Paschalis III. gewählt und von den deutschen Ständen auf der Reichsversammlung zu Würzburg anerkannt.

Mittlerweile war Alexander III. nach Rom zurückgekehrt und hielt die Kirchenversammlung im Lateran (1167), in welcher er, nachdem er zuvor den Kaiser Friedrich I. mehrere Male verflucht hatte, ihn feierlich absetzte. Er entband die Unterthanen Friedrich's I. des geleisteten Eides der Treue und ermunterte sie, sich gegen diesen zu erheben, und das Joch, das er ihnen auferlegt habe, zu brechen. So setzte Alexander III. den Unterricht fort, welchen frühere Päpste, und namentlich Gregor VII., den Völkern gegeben hatten. Er machte sie aufmerksam auf die Härte des Druckes, welcher auf ihnen lastete und deutete ihnen an, daß sie die Kraft besäßen, es abzuschütteln. Er bewies allen Völkern, daß es etwas Höheres gebe, als Fürstenherrschaft und heiligere Pflichten, als diejenigen des Gehorsams. Allerdings wollte der Papst an die Stelle des Joches, das er zerbrochen zu sehen wünschte, nicht die Ordnung der Freiheit setzen, wohl erkannte er nicht an, daß das

*) Siehe oben § 49. †) Siehe § 35.

einzige Gesetz, welches den Menschen eines Eides entbinden könne, das Gesetz der Vernunft sei; allein je anmaßender die Sprache der Päpste war, je empörender die Mißbräuche wurden, welche sie begünstigten und zu ihrem Vortheile ausbeuteten, desto näher wurde doch allen denkenden Menschen der Gedanke gerückt, daß wenn auch nicht die Befehle päpstlicher Tyrannei und die Grundsätze des vom römischen Stuhle genährten Aberglaubens, so doch das Gesetz der Freiheit und der Vernunft den Völkern das Recht gebe, die Ketten verhaßter Despoten zu brechen. Die Antwort, welche der Kaiser dem Papste ertheilte, bestand in einem Kriegszuge. Alexander III. floh aus Rom nach Benevent, sein Gegner, Paschalis III. zog daselbst ein, unter dem Schutze kaiserlicher Waffen. Doch furchtbare Krankheiten lichteten die Reihen des deutschen Heeres und Paschalis III. starb schon im folgenden Jahre (1168). Zwar wurde von der kaiserlichen Partei Calixtus III. zum Papste gewählt, aber er vermochte seinem Gegner, Alexander III. nicht die Spitze zu bieten, um so weniger, als Friedrich Rothbart nach der für ihn unglücklichen Schlacht von Legnano in eine sehr mißliche Lage gerieth und sich bemühte, mit dem Papste Frieden zu schließen.*)

Um dieselbe Zeit, in welcher Alexander III. mit dem deutschen Kaiser, stritt er auch mit Heinrich II. von England. Thomas Becket, der Erzbischof von Canterbury versagte dem Könige den Gehorsam und reizte ihn auf's äußerste. Heinrich II. fühlte sich stark genug, mit dem übermüthigen Pfaffen fertig zu werden, allein einige Ritter glaubten, aufgeregt durch eine unmuthige Aeußerung des Königs, dem Streit zwischen Staat und Kirche dadurch ein Ende bereiten können, daß sie den Erzbischof ermordeten. Diese Gelegenheit ergriff der stolze Papst mit Vergnügen, den König von England zu demüthigen. Er verstand es trefflich, die Flammen des Fanatismus gegen Heinrich II. anzuschüren. Obgleich der König an der Ermordung Becket's keine Schuld trug, wußte der Papst doch, ihn als den Haupturheber des Mordes darzustellen. Die abergläubische Volksmasse stand auf der Seite des Papstes. Der König wagte es nicht, dem römischen Stuhle Trotz zu bieten, und unterwarf sich einer schimpflichen Buße, um größeres Unheil zu verhüten. Der heuchlerische Pfaffe Becket aber wurde bald darauf (1173) heilig gesprochen. Diese glücklichen Erfolge trieben den herrschsüchtigen Papst immer weiter auf der Bahn seiner Eroberungen. Im Jahre 1179 hielt er, im Lateran, eine Kirchenversammlung, durch welche er beschließen ließ: 1) daß nur die Cardinäle das Recht haben sollten, die Päpste zu wählen und daß diejenige Person, zu deren Gunsten zwei Drittheile des Cardinalscollegiums gestimmt hätten, für gesetzlich gewählt zu betrachten sei. Das Volk von Rom und die Geistlichkeit, welche bis dahin einen gewissen Einfluß auf die Papstwahl ausgeübt hatten, wurden durch diese Bestimmung von jeder Theilnahme an derselben vollständig ausgeschlossen; 2) wurde ein geistiger Krieg gegen die „Ketzer" erklärt, deren Anzahl um jene Zeit sich, in Folge der alles Maß übersteigenden Herrschsucht und Habgier der Päpste stets mehrte. Was aber unter dem „g e i s t i g e n" Kriege zu verstehen sei, von welchem die Kirchenversammlung sprach, haben wir oben†) bei der Geschichte der Albigenser und der Stedinger gesehen. Die geistigen Waffen, deren sich die Päpste bedienten, waren stets entweder giftig oder blutig. Mit diesem Beschlusse trat die Christenheit des Abendlandes in einen neuen Abschnitt ihrer Entwickelung ein. Die Päpste hatten die höchste Stufe ihrer Macht erreicht. Sie wandten von nun an ihr Augenmerk darauf, sich dieselbe zu verewigen. Jeder, welcher ihnen widerstrebte, wurde mit der herabwürdigenden Bezeichnung eines Ketzers belegt, auch wenn er den ganzen von den Päpsten gelehrten Unsinn zu glauben beschwor und den ganzen von denselben vorgeschriebenen Götzendienst mitmachte. An die Stelle des gegen die Mohammedaner gepredigten Kreuzes traten bald die

*) Siehe oben § 35. S. 98 f. †) Siehe § 40. § 59. S. 113 f.

Ketzerkriege und die Ketzerverfolgungen, bis die sogenannten Ketzer mächtiger wurden, als die Päpste und diese froh sein mußten, von ihnen geduldet zu werden.

Der 3te der Beschlüsse der Kirchenversammlung von Lateran entzog den Concilien und Bischöfen das Recht der Heiligsprechung. Mit diesem Rechte waren gar mancherlei Vortheile verknüpft. Reiche Familien entrichteten oft willig bedeutende Summen, um einen der Ihrigen in die Zahl der Heiligen zu erheben. Außerdem eigneten sich die Päpste in diesem Rechte ein wichtiges Mittel an, bewährte Diener, wie z. B. einen Becket, Bernhard von Clairvaux und andere Pfaffen und Pfaffenknechte in der öffentlichen Meinung der abergläubischen Menge, und folgeweise sich selbst und ihre Ansprüche zu heben.

Das Recht, neue Königreiche zu errichten, welches schon Gregor VII. in Anspruch genommen hatte, brachte Alexander III. wieder in Ausübung, indem er den königlichen Titel, welchen allerdings das siegreiche Heer seinem Führer, dem Herzog Alphons von Portugal zuerst (1136) ertheilt hatte, bestätigte.

Der kurze Raum, welcher einer Weltgeschichte für die Thaten und Leistungen jedes einzelnen ihrer Träger zugemessen ist, gestattet uns nicht, in die Einzelheiten des Lebens der Päpste einzugehen. Wir müssen uns mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, daß die Ausschweifungen, welchen sie sich im Gebiete der Sinnlichkeit überließen, gewöhnlich gleichen Schritt mit denjenigen hielten, deren sie sich auf dem Felde der staatlichen und kirchlichen Herrschaft schuldig machten. Die Völker des Mittelalters waren so sehr an blinden Gehorsam und an jedwede Art des Druckes gewöhnt, daß dieser einen hohen Grad erreicht haben mußte, bevor er in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit erregte. Die Herrschsucht der Päpste und ihre geheimen Laster empörten zwar die nach Selbstständigkeit ringenden, sittlichen Menschen, doch deren Zahl war nicht groß. Die Habsucht der Päpste aber lastete gleichmäßig auf allen Klassen der Gesellschaft, auf den Königen, wie auf den Leibeigenen, ja selbst auf der untergeordneten Geistlichkeit, welche sie unter zahllosen Vorwänden ausplünderten. Bezeichnend ist in dieser Rücksicht folgende Stelle eines Briefes, welchen der Prior Fulko von Deuil i. J. 1119 an Abälard richtete, als dieser die Absicht kund gab, Berufung an den Papst einzulegen: „Kennst Du denn nicht die Habsucht und das Verderbniß der Römer? welche Reichthümer haben sie jemals sättigen können? Alle diejenigen, welche sich in unseren Tagen an diesen Hof wandten, ohne zahlen zu können, haben ihre Angelegenheit verloren, wurden zurückgestoßen und kehrten in tiefster Beschämung heim."

§ 83. Fortsetzung.

Nach Alexanders III. Tode (1181) wurde Lucius III. von den Cardinälen gewählt. Das Volk war auf ihn mit Recht erbittert, indem er der erste Papst war, welcher aus einer der Bürgerschaft durchaus fremden Wahl hervorging. Er wurde daher zweimal aus Rom vertrieben und starb schon im Jahre 1185. Sein Nachfolger Urban III., mußte den Verlust der Stadt Jerusalem erleben (1187), und starb bald darauf aus Schmerz über diese Nachricht. Gregor VIII. war nur zwei Monate, Clemens III. nur drei Jahre lang (—1191) Papst. Dieser Letztere wußte nichts besseres zu thun, als in das leere Faß der Danaiden zu schöpfen, indem er die Menschen und die Schätze Europa's aufbot um in Palästina unterzugehen. Cölestin III. schleuderte die päpstlichen Bannstrahlen in allen Richtungen. Der Kaiser Heinrich VI. und der Herzog Leopold von Oesterreich wurden von ihm verflucht, weil sie Richard I., König von England gefangen hielten. Alphons X., König von Galizien und Leon, und Philipp August König von Frankreich hatten wegen ihrer ehelichen Verhältnisse gleiches Schicksal. Nach Cölestin's III. Tode

{119) bestieg Innocenz III. den römischen Stuhl. Zu seiner Zeit hatten die Ausschweifungen der Geistlichkeit einen so hohen Grad erreicht, daß die Klagen darüber von allen Seiten ertönten. Doch da der eigentliche Sitz der Verworfenheit der römische Stuhl selbst war, konnte man, nach dem Sprüchworte des Volkes: „den Teufel nur bei seiner Großmutter verklagen." Die untergeordneten Geistlichen fürchteten keine Klage mehr und setzten ihr schändliches Leben ungehindert fort. Es herrschte im Gebiete der Kirche zwar eine gewisse Ordnung, allein diese war nur stark in der Verbreitung des Aberglaubens und in der Knechtung der Völker. Eine despotische Ordnung besitzt niemals sittliche Kraft und vermag, schon aus diesem Grunde, nichts gegen Unsittlichkeit. Die Päpste posaunten laut den Grundsatz aus: „Der Bischof von Rom sei der oberste Herr der Welt und weder Fürsten noch Bischöfe, weder weltliche, noch kirchliche Herrscher, besäßen in Kirche oder Staat irgend ein Recht, wenn er es ihnen nicht zugestanden habe." Diesen Grundsatz hielten die Päpste mit allen den Schrecken aufrecht, welche sie den Menschen für diese oder jene Welt einflößen konnten. Auch die mächtigsten weltlichen Herrscher wagten es nur auf Umwegen, diesem frechsten aller jemals aufgestellten Grundsätze entgegen zu treten. Um ihre Anmaßungen durchzusetzen, nahmen die Päpste das Recht in Anspruch, alle Kirchenämter, sie seien hoch oder nieder, zu besetzen, und mit unbeschränkter Willkür, Bischöfe, Aebte und Domherren zu ernennen. Durch diesen Anspruch wird uns klar, daß alle die hochtönenden Redensarten, welche die Päpste und namentlich Gregor VII., von der freien Wahl der Bischöfe und Aebte machten, nichts weiter waren, als Stufen zu der von ihnen angestrebten Weltherrschaft. Die Päpste kümmerten sich selbst nichts mehr um gesetzliche Wahlen. Sie ernannten zu erledigten Bischofssitzen und Abteien ihre Geschöpfe und gefügigen Werkzeuge, den Umständen nach ließen sie dieselben eine Zeit lang unbesetzt und bezogen mittlerweile deren Einkünfte selbst. Sie verdrängten rechtmäßig gewählte Bischöfe und Aebte aus ihren Stellen und brachten es dahin, daß Niemand seines geistlichen Amtes sicher war, der es nicht mittelbar oder unmittelbar bezahlt hatte. Das empörendste bei allen diesen Willkürlichkeiten war aber, daß sie unter dem heuchlerischen Vorwande des heißen Eifers für das Wohl der Kirche geübt wurden. Innocenz III., Honorius III. und Gregor IX. zeichneten sich durch alle diese Schandthaten besonders aus. Die Anderen folgten ihrem Beispiele. Die große Gewalt der Päpste war hauptsächlich dadurch begründet worden, daß diese es verstanden, der gesammten Geistlichkeit die Ueberzeugung einzuflößen, sie seien deren kräftigste Vertreter gegenüber den weltlichen Herrschern. Die Eingriffe, welche sich aber die Päpste seit Innocenz III. erlaubten, berührten nicht minder die Rechte der Bischöfe und Aebte, als diejenigen der weltlichen Fürsten. Daher stießen sie jetzt auf einen kräftigern Widerstand, als jemals zuvor. Die Könige und Bischöfe vereinigten sich bisweilen gegen die Anmaßungen der vorgeblichen Nachfolger Petri, und selbst Pfaffenknechte, wie Ludwig IX.,*) traten denselben mit Nachdruck entgegen. Was die Päpste in Rom, das waren ihre Legaten in allen Theilen der christlichen Welt. Sie setzten sich über jedes Recht und jedes bessere Gefühl hinweg, wenn es galt, die Befehle ihrer Herren zu vollziehen, oder ihren persönlichen Leidenschaften zu fröhnen. Sie verletzten die Rechte der Domcapitel, verfügten über kleinere und bisweilen auch über größere kirchliche Pfründen zu Gunsten ihrer Anhänger, oder derer, von welchen sie bestochen waren. Sie erpreßten, durch die niedrigsten und schändlichsten Mittel Geld vom Volke. Wo ihre Gewalt nicht ausreichte, halfen sie sich durch Fälschung von Urkunden und andere ähnliche Verbrechen. Waren sie nicht mit dem Volke zufrieden, so hetzten sie gegen dieses seine Fürsten; waren diese nicht bereit ihnen zu dienen, so fachten sie Verschwörungen und Aufstände an. Den Handel mit Reliquien und Ablaß trieben sie in der empörendsten

*) Siehe § 58. S. 166 f.

Weise. Mehr als alles dieses verletzten aber die maßlosen Ausschweifungen und die aus diesen hervorgehenden Schandthaten das sittliche Gefühl aller derer, welche nicht ganz stumpf geworden waren. Der Papst Alexander IV. mußte selbst (1256) ein Gesetz gegen die Habsucht und die Betrügereien dieser verderbten Diener erlassen, welches aber natürlich keine Wirkung that, da die Päpste von ihren Dienern nicht mehr Tugend erwarten konnten, als sie selbst besaßen.

Im Laufe des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts hatten sich die Einnahmen der Päpste nicht in großartiger Weise vermehrt. Die Kriege, welche sie mit den Kaisern führten, und die Verwickelungen, in welche sie mit den Bürgern der Stadt Rom geriethen, erlaubten ihnen nicht, Schätze zu sammeln. Doch seit den Zeiten Innocenz' III. nahmen die Reichthümer der Päpste in überraschender Weise zu. Er unterwarf sich sofort den kaiserlichen Präfecten von Rom, nahm Besitz von Ancona, Spoleto, Assisi und verschiedenen anderen Städten und Festungen. Friedrich II., der den Papst für sich gewinnen wollte, überschüttete ihn und dessen Bruder Richard, Grafen von Fundi, mit Reichthümern, namentlich bestätigte er die Schenkung der Gräfin Mathilde von Tuscien, welche fast ganz Mittelitalien begriff. Rudolph I. von Habsburg erkannte alle diese Schenkungen der Mathilde an, in deren Folge die Päpste die mächtigsten Landesherren in Mittelitalien wurden. Unteritalien und Sicilien waren ihnen lehenpflichtig, Oberitalien war zu sehr in sich selbst gespalten, als daß es sich dem Einflusse der Päpste hätte entziehen können. Diese anmaßlichen Nachfolger und Stellvertreter Christi besaßen daher außer ihrer unermeßlichen, auf den Aberglauben der Völker gegründeten, geistlichen Gewalt, eine nicht unbedeutende weltliche Streitmacht. Die Steuern und Abgaben, welche sie von der gesammten Christenheit, unter den mannichfaltigsten Vorwänden, erhoben, vermehrten gleichfalls ihre irdische Macht in ansehnlicher Weise.

Innocenz III., welcher bis zum Jahre 1216 auf dem römischen Stuhle saß, führte aus, was Gregor VII. angestrebt hatte. Seine Grausamkeit, und seine Habgier kamen seiner Herrschsucht gleich. Die Kenntnisse und die Arbeitskraft, welche er besaß, dienten ihm als Mittel zur Befriedigung seiner unersättlichen Leidenschaften. In Asien und Europa verfügte er über Kronen. In Asien gab er den Armeniern einen König, in Europa verlieh er dem Herzog Primislaw von Böhmen (1204), dem Herzoge Johannicius der Bulgarei und Wallachei und Peter II. von Aragon, der sein Reich der Kirche tributpflichtig gemacht hatte, Königskronen. Die Stellung, welche Innocenz III. gegenüber den deutschen Kaisern Philipp, Otto IV. und Friedrich II. und dem Könige Philipp August von Frankreich, einnahm, haben wir oben geschildert.*) Sein Meisterstück machte er aber an dem Könige Johann von England. Als dieser, in Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Landes, den von dem Domcapitel zu Canterbury ordnungsmäßig erwählten und bestätigten Erzbischof, Johann von Gray, gegen den, von dem Papste eigenmächtig und rechtswidrig ernannten, Stephan Langton, schützte, schickte Innocenz III. Befehle an die Bischöfe von London, Worcester und Ely, das Reich mit dem Interdicte zu belegen, falls der König Langton nicht anerkennen würde. Der elende Johann ohne Land gab nach, aber in die Urkunde, welche er ausstellte, um dem Papste den Beweis seiner Fügsamkeit zu geben, ließ er eine Klausel aufnehmen, welche seine königlichen Rechte, in Betreff der Bischofswahlen, sichern sollte. Diese Klausel wurde von Innocenz III. verworfen und England mit dem Interdicte belegt. Allein selbst nach den Begriffen damaliger Zeit hatte der Papst so wenig Recht dazu, daß viele Geistliche, namentlich die Bischöfe von Winchester und Norwich, gegen die Maßregeln des Papstes Verwahrung einlegten, und daß die Cistercienser Mönche fortfuhren, Gottesdienst zu halten. Das Interdict hatte nicht

*) Siehe §§ 38--41 S. 108 ff. § 57. S. 163.

die gewünschte Wirkung. Im Gegentheile überzeugte sich das englische Volk bei dieser Gelegenheit, daß es sehr wohl ohne den kirchlichen Hokus-Pokus bestehen könne. Innocenz III. ging daher um einen Schritt weiter. Er excommunicirte den König Johann von England. Auch diese Maßregel blieb ohne Erfolg. Die Engländer mieden in keiner Weise die Gesellschaft ihres Königs, und vollzogen dessen Befehle nach wie vor. Drei Jahre lang dauerte dieser Zustand. Im Jahre 1211 entband der freche Papst die Unterthanen des dem Könige geleisteten Eides und befahl Jedermann, bei Strafe der Excommunication, allen Verkehr mit ihm abzubrechen. Als aber auch diese unerhörte Verfügung weder den König, noch das Volk England's zu feiger Unterwerfung brachte, erklärte Innocenz III. den König Johann für abgesetzt, den Thron von England für erledigt, schenkte das Reich dem Könige Philipp August von Frankreich und forderte diesen auf, es zu erobern. Zugleich ermahnte er in einem öffentlichen Aufrufe alle christlichen Fürsten, den Feldzug Philipp August's zu unterstützen und versprach den Kriegern, welche daran Theil nehmen würden, denselben Ablaß, als hätten sie gegen [illegible] Ungläubigen in Palästina gefochten. Die Päpste hatten, im Laufe zweier Jahrhunderte, ihre Waffen stumpf gemacht. Der König von England, so erbärmlich er auch war, stellte doch eine weit bedeutendere Kriegsmacht ins Feld, als Philipp August und alle ablaßgierigen Christen des Festlandes zusammen bringen konnten. Doch was Innocenz III. durch Bannflüche und Krieg nicht zu Wege bringen konnte, erreichte er durch die Ränke seines Legaten Pandulf. Dieser machte den König von England glauben, er könne der Uebermacht Frankreich's nicht widerstehen, schilderte ihm die Abneigung des englischen Volkes und die französischen Heere in so grellen Farben, daß der feige Johann, welcher nicht Verstand genug besaß, die Lügen des päpstlichen Legaten als solche zu erkennen, zum Kreuze kroch. Pandulf streckte dem Könige zum Scheine die rettende Hand hin, indem er ihm erklärte, Johann sei verloren, wenn er sich nicht in den Schutz des römischen Stuhles begebe. Der König ging in die Falle, huldigte dem Papste Innocenz III., übergab dessen Legaten, Pandulf, die englische Krone und verpflichtete sich, einen jährlichen Tribut von 700 Mark für England und 300 Mark für Irland zu bezahlen. In dem Templerhause zu Dover fand am Himmelfahrtstage die schmachvolle Ceremonie statt. Indem Johann dem Papste huldigte, überreichte er dessen Stellvertreter eine Summe Geldes, welche der Legat mit Füßen trat, um die knechtische Unterwürfigkeit, in welche sich der König versetzt hatte, deutlich kund zu thun. Fünf Tage lang behielt Pandulf Krone und Scepter, bevor er sie, als eine besondere Gunst des römischen Stuhles, dem Könige zurückgab. *)

Johann zog sich durch diese Unterwerfung die Verachtung der Mit- und Nachwelt zu. Doch der Papst, welcher ihn durch offene Gewalt und geheime Kunstgriffe zu diesem Schritte drängte, steht auf der Leiter der großen Verbrecher unendlich viel höher, als der elende König, der sich von ihm fangen ließ. Den Antheil, welchen Innocenz III. an den Angelegenheiten Deutschlands und Frankreichs nahm, haben wir schon oben bei der Geschichte dieser Länder geschildert. †)

Honorius III., welcher auf Innocenz III. folgte, that sich durch den blinden Eifer hervor, mit welchem er Friedrich II. drängte, nach Palästina zu ziehen. Er starb jedoch (1226), bevor der Streit zwischen dem Papstthum und jenem Kaiser in helle Flammen ausbrach. Sein Nachfolger, Gregor IX., ein zorniger und heftiger Mensch fing seine Herrschaft damit an, daß er den Bann gegen Friedrich II. aussprach, weil dieser seinen Kreuzzug gegen die Saracenen aufgeschoben hatte (1227) und erneuerte seinen Fluch, als Friedrich ein Jahr darauf (1228) nach Palästina zog. Wie wenig es diesem Papste auf den Sieg der Christen im Kampfe gegen die Mohammedaner ankam, erhellt am besten daraus, daß er

*) Siehe § 64. †) Siehe oben § 37. S. 104. § 57 S. 163 f.

die Abwesenheit des Kaisers benützte, um mit bewaffneter Hand, einen Angriff auf Apulien zu machen. Gezwungen durch Friedrich's II. Uebermacht nahm Gregor IX. zwar (1119) den gegen den Kaiser geschleuderten Bannstrahl zurück, doch war zwischen einem so herrschsüchtigen Papste, wie Gregor IX., und einem so entschlossenen Kaiser, wie Friedrich II. ein dauernder Friede nicht möglich. Bald schon brach der offene Krieg zwischen Beiden wieder aus. Friedrich II. eroberte die Insel Sardinien, welche Gregor als einen Theil des päpstlichen Reiches auf Erden betrachtete, worauf Gregor IX. (1239) den Kaiser von neuem in den Bann that. Die Kirchenversammlung, welche Gregor gegen Friedrich nach Rom berief (1240), kam nicht zu Stande, indem der Kaiser (1241) die Prälaten, welche auf dieselbe reisen wollten, zur See gefangen nehmen ließ.*) Die Nachricht von diesem Schlage erschütterte den leidenschaftlichen Papst so sehr, daß er kurz nach deren Empfang starb. Gregor's Nachfolger, Cölestin IV., verschied bevor er sein Amt antrat. Zwanzig Monate vergingen, bis sich die Cardinäle über eine neue Wahl einigen konnten. Der Graf Sinabald von Fiesco, welcher (1243) zum Papste erwählt wurde, war bis zu dieser Zeit ein Anhänger Friedrich's II. gewesen. Doch waren es nur Beweggründe persönlicher Art, welche ihn bestimmt hatten, dem Kaiser Freundschaft zu heucheln. Sobald er, unter dem Namen Innocenz IV., den päpstlichen Stuhl bestieg, wurde er der bitterste Feind Friedrich's II., weil er, als Inhaber dieses Sitzes, seinen Leidenschaften besser durch Krieg und Kampf, als durch Frieden und Freundschaft genügen zu können vermeinte. Um sich von den Waffen des Kaisers unabhängig zu machen, floh Innocenz IV. nach Lyon und erklärte, auf einer dahin berufenen Kirchenversammlung, Friedrich II. für abgesetzt (1244). Während sich der Papst mit seinen Cardinälen im Schlamme der Wollust zu Lyon wälzte und eine der größten Städte damaliger Zeit, welche bis dahin einen gewissen Grad von Sittenreinheit bewahrt hatte, zu einem Pfuhl des Lasters und der Schande herabwürdigte, — spann er die verächtlichsten Ränke gegen Friedrich II., mischte er das Gift, das der Kanzler Peter von Vinea dem Kaiser beibringen sollte, und ohne Zweifel auch dasjenige, an welchem Friedrich II., den 13. Dezember 1250, starb. Innocenz IV. kehrte, als Friedrich II. verschieden war, nach Italien zurück. Ihm war es gelungen, die Macht der deutschen Kaiser auf immer zu brechen. Der Preis, um welchen dieser Erfolg gekauft wurde, kümmerte den gewissenlosesten aller Menschen nicht. Alexander IV., sein Nachfolger (1254—1260), war bemüht, die letzten Keime der Macht der Hohenstaufen zu vernichten, Rom und Italien in dauernde Fesseln zu schlagen und die Bettelorden der Dominicaner und Franziscaner in Aufnahme zu bringen. Nach dessen Tode bestieg Urban IV. den päpstlichen Thron. Er führte das Frohnleichnamsfest ein, starb jedoch, bevor er seine weit reichenden Pläne ausführen konnte (1264). Clemens IV. rief Karl von Anjou nach Neapel. An seinen Händen klebt das Blut des sechzehnjährigen Konradin's, des letzten Hohenstaufen, welcher für den Glanz dieses Hauses kämpfte. Nach Clemens' IV. Tode (1268) brauchten die Cardinäle drei Jahre Zeit, bevor sie sich über die Wahl eines neuen Papstes einigten. Endlich ernannten sie den Erzbischof Thibald von Lüttich, welcher als Papst den Namen Gregor X. annahm (1271). Dieser empfing die Nachricht seiner Erhebung in Palästina und hegte keinen lebhaftern Wunsch, als das sogenannte heilige Land wieder in die Macht der Christen zu bringen. Er berief deshalb eine Kirchenversammlung nach Lyon (1274), welche sich hauptsächlich mit der den Christen in Palästina zu gewährenden Hülfe und der Wiedervereinigung der griechischen und der lateinischen Kirche beschäftigte. Sein Streben in diesen beiden Beziehungen blieb erfolglos. In derselben Kirchenversammlung wurden nähere Bestimmungen über die Wahl der Päpste getroffen und namentlich verfügt, daß die Cardinäle nach Erledigung des päpstlichen

*) Siehe § 41. S. 117.

Stuhles, (in dem Conclave) eingesperrt werden sollten, bis nach vollendeter Neuwahl. Gregor X. starb 1276. In rascher Folge lösten sich Innocenz V., Hadrian V. und Johann XXI. ab. Nach einem Zwischenreiche von sechs Monaten wurde (im November 1277) Johann Cajetan Ursino gewählt, welcher als Papst den Namen Nicolaus III. führte. Zum Glücke für die Welt starb er schon bald. Ihm folgte, etwa sechs Monate nach seinem Tode, Martin IV. (1281). Auf diesem Papste ruht zunächst die Schuld alles des Blutes, welches im oströmischen Reiche vergossen wurde zum Zweck, die Griechen dem römischen Stuhle zu unterwerfen.*) Martin IV. excommunicirte den griechischen Kaiser, Michael Paläologus, unter dem Vorwande, daß dieser sein, der Kirchenversammlung von Lyon gegebenes, Versprechen gebrochen habe. Er excommunicirte den König Peter von Aragonien, erklärte ihn für abgesetzt und schenkte dessen Reich, Leben und Besitzungen dem Sohne Philipp's des Kühnen, Königs von Frankreich. Mitten unter diesen Bestrebungen, welche in der That sehr wenig im Geiste Christi waren, starb dieser hochfahrende Kirchenfürst (1285). Honorius IV. trat in seine Fußtapfen, starb aber schon im Jahre 1287. Nicolaus IV. machte die Anmaßungen der Kirche mit großem Nachdrucke und ausdauernder Heftigkeit geltend. Vergebens bemühte sich aber dieser Papst, die letzte Stadt, welche die Christen in Palästina besaßen, die Festung Ptolemais, zu erhalten. Seine Vorfahren hatten sich zu schwer an den Kreuzfahrern versündigt, als daß der Fanatismus dieser bethörten Krieger hätte länger bestehen können. Nicolaus IV. mußte erleben, daß während er von dem päpstlichen Stuhle herab die ganze Welt beherrschen wollte, Ptolemais von den Mohammedanern eingenommen wurde. Bald darauf starb er (1292). Unter allen Despoten der Erde waren die Päpste die schlauesten, allein auch die verderbtesten. Einen Grad der Falschheit und der Heuchelei, wie die Päpste denselben Jahrhunderte hindurch ohne Unterbrechung kund thaten, finden wir in der Weltgeschichte nicht wieder. Je vermessener die Ansprüche waren, welche sie machten, je kecker sie ihre absichtlichen Erfindungen für heilige Wahrheiten ausgaben, je gewissenloser die Menschen handelten, welche sich für die Vertreter Gottes auf Erden ausgaben, desto entsittlichender wirkten sie auf die Massen, welche sie irre führten, und selbst auf die Werkzeuge, deren sie sich zu ihren Zwecken bedienten. Unter ihrer Leitung artete namentlich die Geistlichkeit auf eine Schrecken erregende Weise aus. Sie errangen ihre außerordentlichen Erfolge größtentheils, indem sie ihre Gegner durch ihre maßlose Frechheit betäubten. Da ihnen jedes, auch das verruchteste Mittel, welches ihre Zwecke förderte, gerecht schien, und da sie dasselbe, so oft es vor die Oeffentlichkeit kam, durch einen Grundsatz zu rechtfertigen suchten, gelangten sie von Schritt zu Schritt immer tiefer in den Schlamm des Lasters und der Unsittlichkeit.

Die Folge der von den Päpsten gepredigten Lehren war eine vollständige Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht. Alle Verhältnisse zwischen Fürsten und Unterthanen, Vater und Sohn, Mann und Frau wurden erschüttert. Indem die Päpste Unfehlbarkeit in Glaubenssachen und blinden Gehorsam in allen Beziehungen des Lebens in Anspruch nahmen, erstickten sie das sittliche Gefühl der Menschen, welche noch Verstand genug hatten, einzusehen, daß die anmaßlichen Vertreter Christi den verruchtesten Leidenschaften fröhnten, und die Verletzung der heiligsten Bande der Natur als Pflicht forderten. Indem die Päpste die blinde Unterwerfung unter ihre Befehle als höchste Tugend priesen, würdigten sie die Menschen unter die Thiere herab. Selbst der Hund widerstrebt den Befehlen eines grausamen Herrn, und das Roß bäumt sich, wenn der Reiter es mißhandelt. Wären die Päpste statt lasterhafte, herrschsüchtige und habgierige Menschen zu sein, wirkliche Jünger Christi in des Wortes strengster Bedeutung gewesen, so hätte die Leistung blinden Gehor-

*) Siehe oben § 29. S. 83. f.

sams der Entwicklung der Menschheit schädlich sein müssen, denn blinder Gehorsam schließt die Freiheit des Willens aus, auf welcher der eigentliche Werth des Menschen beruht. Da aber die Päpste keineswegs nach dem Beispiele Christi lebten, vielmehr, wie in den Aeußerlichkeiten ihrer Erscheinung, so auch in der Innerlichkeit ihrer Beweggründe gerade sein Gegentheil waren, so mußten ihre maaßlosen Ansprüche die gesammte Christenheit an den Rand der Auflösung bringen. Eine so schreiende Verletzung der Menschenrechte war aber gerade nothwendig, um die gedankenlosen Massen auf die wichtigsten Fragen des Lebens hinzuweisen, auf die Fragen: ob die Päpste im Geiste und in der Wahrheit Nachfolger Christi seien? ob der Mensch seine eigene Ueberzeugung von Recht und Unrecht (sein Gewissen) den Befehlen höherer Machthaber unterordnen oder sich selbst wahren solle? Jeder denkende Mensch erkannte an den Handlungen der Päpste, daß sie keine Nachfolger Christi seien, allein ihre Macht war zu groß, als daß er wagen konnte, seine Gedanken auszusprechen. Jeder Mensch von Gewissen fühlte, daß die Stimme seines Innern durch äußere Machtsprüche nicht zur Ruhe verwiesen werden könne, wenn er auch oft nicht den Muth haben mochte, ungerechten Befehlen übermächtiger Herrscher den Gehorsam zu versagen.

Der Streit zwischen der Ueberzeugung der einzelnen Menschen und den Befehlen der Herrscher ist so alt, als der Staat und die Gesellschaft. Allein erst in der römischen Kirche wurde der Gehorsam von den obersten Priestern als religiöse Pflicht gefordert und systematisch zu begründen versucht. Je stärker das Streben der Despoten in der einen Richtung war, desto kräftiger wurde der Gegendruck auf Seiten der freieren Geister. Dieser natürliche Widerstand wurde allerdings als Ketzerei auf's bitterste verfolgt, brach sich aber dennoch Bahn, und ist jetzt so stark geworden, daß nur schaamlose Betrüger und verdummte Massen den Ansprüchen der Päpste noch huldigen.

§ 84. Klöster.

Die Klagen über den Unfug, welchen Mönche und Nonnen trieben, wurden, seit dem elften Jahrhundert, immer lauter. Die Unwissenheit der Mönche kam nur ihrer Unsittlichkeit gleich. Die Laien wurden von ihnen auf's schändlichste betrogen. Wenn Bitten und die gewöhnlichen Pfaffenkunststückchen nicht ausreichten, so mußten Teufelsspuk, Gespenstererscheinungen, Schatzgräbereien und andere ähnliche Betrügereien aushelfen. Die Ausschweifungen, denen sich die Mönche und Nonnen in ihren Klöstern und in den Wohnungen blindgläubiger Anhänger, oder mitschuldiger Gauner, hingaben, mußten alle besseren Menschen empören. Darum entstanden denn auch im Schooße vieler Klöster und Domstifte Spaltungen, welche häufig großen Anstoß gaben. Dessenungeachtet nahmen die Reichthümer der Klöster immer zu und mehrte sich ihr Einfluß.

Wer Zeuge mönchischer Schandthaten wurde, hielt es meistentheils für klüger, zu schweigen, als einen gefährlichen Kampf mit mächtigen Gegnern zu beginnen. Durch die hohen Mauern, welche die Klöster umschlossen, drang nur selten der Blick eines unparteischen Beobachters und eines furchtlosen Freundes der Wahrheit. Zudem lernten die Mönche frühzeitig die Heuchelei, als die wichtigste Kunst ihres Lebens. Nicht selten wurden Mönche, welche der Völlerei und Wollust zügellos fröhnten, zu den höchsten Würden der Kirche emporgehoben, und das bethörte Volk war stets geneigt, das leidende Aussehen der Mönche den Entbehrungen zuzuschreiben, denen sie sich freiwillig unterwürfen, während es häufig auf Rechnung geheimer Laster kam. Das Beispiel der Mönche wirkte entsittlichend auf die Völker. Der Maßstab, welcher früher an die menschliche Tugend gelegt worden war, wurde immer kleiner. Für einen „Heiligen" galt schon, wer nicht offen frevelte. Häufig traten Fürsten, Herzoge und Grafen, hohe Staatsbeamte und Generale nach einem,

den Genüssen und den Verbrechen gewidmeten Leben, in die Klöster ein, um sich, wo möglich, dadurch noch kurz vor ihrem Tode die Himmelspforten zu öffnen. Sie erkauften mit Gelde die Fürbitten der Mönche und theilten mit ihnen den Raub, den sie seit langen Jahren zusammengebracht hatten. Das durch Verbrechen erworbene Geld führte wieder zu Verbrechen, indem es die Ausschweifungen der Mönche förderte. Schon im Laufe des elften Jahrhunderts trat, im Schooße des Mönchthums ein Widerstreben gegen dessen Ausartung ein. Doch dieselben Klöster, welche anfangs auf Reinheit der Sitten, Einfachheit des Lebens und Arbeitsamkeit hielten, wurden selbst bald reich und verfielen dann in die Fehler, welche sie anfangs so eifrig bekämpft hatten, so z. B. die Mönche von Clügny, welche in ihren ersten Zeiten für Muster der Heiligkeit und Tugend galten. Gegen Ende des elften Jahrhunderts bildeten sie sich zu einer besonderen Gesellschaft, unter dem Titel des Ordens von Clügny. Sie breiteten ihre geistliche Herrschaft nach allen Seiten aus, unterwarfen alle Klöster, welchen sie ihre Regel gegeben hatten, ihrer Gerichtsbarkeit und gelangten, noch vor dem Anfange des zwölften Jahrhunderts, an die Spitze von fünfunddreißig der bedeutendsten Klöster Frankreich's. Im Jahre 1098 gründete der Abt Robert von Moelon in Burgund das Kloster von Citeaux in der Diöcese von Chalons, und legte dadurch den Grund zu dem Orden der Cistercienser, welcher gleich demjenigen von Clügny, außerordentliche Fortschritte machte. Nach einem Jahrhundert rühmte sich dieser Orden, achtzehn hundert Abteien inne zu haben und ganz Europa, sei es durch den Einfluß seiner Besitzungen, oder seiner Geistlichen, zu beherrschen. Die strengen Regeln dieses Ordens vermochten eben so wenig, als diejenigen des Ordens von Clügny, die Mönche vor baldiger Ausartung zu bewahren. Doch da die Cistercienser später zu Reichthümern gelangten, als die Mönche von Clügny, so behaupteten sie auch länger den Schein der Heiligkeit. Der Abt Bernhard von Clairvaux, der ihnen angehörte, trug viel zu ihrem Ruhme und der Vermehrung ihrer Reichthümer, bei. Er wurde daher als zweiter Gründer des Ordens verehrt, welcher, nach ihm, den Namen der Bernhardiner annahm. Einhundert und sechzig religiöse Gemeinschaften erkannten den Abt Bernhard als ihren Stifter an. Bei seinem Tode zählte das Kloster von Clairvaux siebenhundert Mönche. Nicht lange konnten zwei so ehrgeizige Orden, wie derjenige von Clügny und der Cistercienser in Frieden neben einander leben. Die Mönche von Clügny beschuldigten die Cistercienser, daß sie eine übertriebene Strenge heuchelten, während die Cistercienser ihnen vorwarfen, sie seien von ihrer früheren Heiligkeit und Regelmäßigkeit abgewichen. Bernhard beschuldigte sie (1127) des Luxus und der Unmäßigkeit im Essen und Trinken, des Ueberflusses und der Pracht in ihrer Kleidung, Wohnung, und Lebensweise. Er behauptete, ihre Aebte sähen mehr den Statthaltern von Provinzen, als den geistlichen Vätern heiliger Genossenschaften gleich, und bemerkte, daß mehrere derselben über sechzig Pferde in ihrem Stalle und eine solche Auswahl von Weinen in ihrem Keller gehabt hätten, daß es unmöglich gewesen wäre, bei einem einzigen Mahle, die Hälfte derselben zu kosten. Dem Abte von Clairvaux antwortete der von Clügny Peter Moritz in entsprechender Weise.

Der Streit zwischen beiden Orden breitete sich über mehrere Länder Europa's aus, und verwickelte sich noch stärker durch die Gunst, welche der Papst Innocenz II. (1132) den Cisterciensern erzeigte, indem er ihnen die Zahlung der Zehnten ihrer Güter erließ. Einen großen Theil dieser Zehnten hatten die Mönche von Clügny zu fordern, welche darüber sehr ungehalten wurden. Der Streit dauerte fort bis 1155, zwei Jahre nach Bernhard's Tode, welcher gegen die Reichthümer der Mönche von Clügny nicht weniger, als gegen die Philosophie Abälard's eingenommen war. Je mehr im Laufe des zwölften Jahrhunderts die Klöster überall ausarteten, desto mehr neue Orden wurden geschaffen. Man erkannte nicht, daß das ganze Mönchswesen auf Unnatur beruhe und daher noth-

wendig zu Unfug, Laster und Verbrechen führen müsse. Der Unterschied zwischen neuen Orden und alten bestand gewöhnlich nur darin, daß bei den ersteren Habgier und Ehrgeiz, bei den letzteren Herrschsucht und Genußsucht vorwalteten. Den neuen Orden wurde ihre Armuth zur Tugend angerechnet, während die alten, mit Hülfe ihrer Reichthümer, wenn nicht den Glauben an die Heiligkeit, so doch die Achtung ihrer erschlichenen und erzwungenen Rechte sicherten. Unter den zahlreichen Orden, welche im Laufe unsers Zeitabschnitts entstanden, nennen wir die folgenden.

Drei Jahre vor dem Cistercienser-Orden, wurde der Orden des Antonius von Vienne in Dauphiné zur Heilung mannigfaltiger Krankheiten, namentlich des Veitstanzes gestiftet (1095). Der angebliche Leichnam des s. g. „heiligen" Antonius verrichtete die Stelle von Arzt und Apotheker. Auch dieser Orden wurde bald reich und erhielt (1297) durch den Papst Bonifacius VIII. die Rechte eines unabhängigen Ordens, unter der Regel Augustin's.

Einen Orden, welcher für Männer und Frauen, besondere Anziehungskraft besaß, gründete, im Anfange des zwölften Jahrhunderts, Robert von Arbrissèlles. Er gehörte, gleich demjenigen von Clügny, der Cistercienser, und dem des Antonius von Vienne bis 1297 der Regel der Benedictiner an, enthielt aber, außer manchen anderen Neuheiten, diejenige, daß die mehreren, von Robert gebauten Klöster, für Mönche und Nonnen, innerhalb derselben Einfassung, und unter der Leitung einer Aebtissin standen. Diesen höchst eigenthümlichen Einrichtungen war ohne Zweifel der überraschende Erfolg Robert's von Arbrisselles zuzuschreiben. Zwar behaupteten der Abt Gottfried von Vendome, und der Bischof Marbod von Rennes, Robert schlafe mit den Nonnen in einem Bette, doch wurde der Ordensstifter von seinen Mönchen und Nonnen, welche, ohne Zweifel, mit ihm gleiches Interesse hatten, mit so großem Nachdrucke vertheidigt, daß seine Ankläger gegen ihn nicht aufkommen konnten. Den Mönchen und den Nonnen wurden durch diese Regeln jedenfalls große Erleichterung gewährt, und da innerhalb der gemeinschaftlichen Mauern keine unbequeme Störefriede geduldet wurden, blieb die Außenwelt mit manchem Aergerniß verschont, das in Klöstern, welche Männer und Frauen sich gegenseitig so nahe brachten, unvermeidlich war. Der deutsche Norbert gründete im Jahre 1121 den Orden der Prämonstratenser zu Premontre, in der Picardie. Er hatte die Regel des Augustin, mit wenigen Abänderungen. Gleich allen anderen Mönchen, waren auch diese anfangs arm. Um das Jahr 1151 besaßen sie aber schon über hundert Abteien in Frankreich und Deutschland, welche sich, im Laufe der Zeit, bis auf tausend vermehrten, wozu dreihundert Probsteien, zahllose Priorate und fünfhundert Nonnenklöster hinzukamen. Mit dem Reichthum kamen bei ihnen, wie bei allen anderen Mönchen, ihre geheimen Laster mehr und mehr zu Tage. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts wurde die Brüderschaft der Dreieinigkeit gegründet. Die Aufgabe, welche sich dieser Orden stellte, bestand zunächst darin, die Mittel zu Loskaufung der im „heiligen Lande" gefangenen Christen herbei zu schaffen. Zu diesem Zwecke sollte der dritte Theil der Einkünfte der Mönche verwendet werden. Die Päpste, Honorius III. und Clemens IV., geben diesem Orden neue Kraft. Er hatte übrigens das Schicksal aller ähnlicher Anstalten. Anfangs waren die Mönche arm und enthaltsam, später wurden sie reich und ausschweifend. Auf dem Berge Carmel und zwar auf demselben Flecke, woselbst der Prophet Elias, der Sage nach, zum Himmel aufstieg, lebte, in einer ärmlichen Hütte, der Calabrese Berthold, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Andere schlossen sich ihm an und so entstand (i. J. 1205) der Mönchsorden der Carmeliter, welcher sich später über Syrien und Europa ausbreitete. Zwar behaupten diese Mönche, der Prophet Elias seit der Gründer ihres Ordens; allein es ist dies eine von den vielen Fabeln, welche die Mönche des Mittel-

alters in Umlauf brachten, um die bethörten Massen zu täuschen. Sie erzählen sogar daß Pythagoras ein Mitglied ihres Ordens gewesen und alle seine Weisheit ihm schulde, und, um nichts zu versäumen, versichern sie endlich noch, daß Jesus Christus und seine Mutter Marie ihrem Orden beigetreten seien. Die Erfinder solcher, für die abergläubische Menge des Mittelalters, höchst erbaulicher Geschichten, machten als Bettler treffliche Geschäfte. Sie geben uns aber zugleich auch einen Begriff von der Glaubenswürdigkeit der Sagen, welche, während der Zeit der Kreuzzüge, aus Syrien nach Europa kamen. Die große Anzahl der neu auftauchenden Orden, veranlaßte den Papst, Innocenz III auf der Kirchenversammlung im Lateran (1215), die Einführung neuer Orden zu verbieten. Der anmaßlichen Unfehlbarkeit des Papstes und der Kirche zum Trotze entstanden aber schon kurz nach jenem Concile mehrere neue Orden. Innocenz III. selbst bestätigte denjenigen der Humiliaten (der Demüthigen), welcher jedoch so furchtbar ausartete, daß er (1571) vom Papste Pius V. aufgelöst werden mußte. Innocenz erhob auch die Jakobiner zu einem geistlichen Orden. Im Jahre 1234 wurden die Vallischolares (die Schüler des Thales), 1266 der Orden der gesegneten Jungfrau Maria gegründet. Dieser wurde jedoch schon 1274 wieder unterdrückt. Die Ritter des Glaubens und der Liebe, die Ritter des heiligen Wilhelm, Herzogs von Aquitanien, die Brüder des Sackes, die Bethlehemiten und andere Orden hatten nur ein vorübergehendes Dasein.

Der bedeutendste aller, im dreizehnten Jahrhundert gegründeter Orden, war derjenige der Serviten, d. h. der Diener der „gesegneten Jungfrau". Sieben florentinische Kaufleute gründeten denselben in Toscana (1233). Er hatte die Regel des Augustin und sollte das Andenken an die Wittwenschaft der Mutter Christi feiern, daher dessen Mönche ein schwarzes Gewand trugen.

Die Erfahrung vieler Jahrhunderte hatte den Beweis geliefert, daß alle klösterliche Orden früher oder später erschlafften, ausschweifend wurden und selbst die Zwecke einer herrschsüchtigen und auf den Aberglauben der Masse ruhenden Kirche, nicht mehr fördern konnten. Statt dadurch auf die innere Verkehrheit dieser Gesellschaften hingewiesen zu werden, glaubte man dadurch den Uebelständen der Klöster entgegen wirken zu können, daß man Orden gründete, welchen der Besitz aller Güter verboten wurde, und welche von den freiwilligen Gaben des Volkes leben sollten. Innocenz III. begünstigte besonders diese Bettelorden. Doch bald schon zeigten sich die übeln Folgen systematischer, von oben herab beförderter Bettelei. Im Jahre 1272 wurden die unzähligen Bettelorden, welche mittlerweile entstanden waren, auf vier zurückgeführt: Dominikaner, Franziskaner, Carmeliten und Eremiten Augustin's. Diesen vier Orden ertheilten die Päpste das Recht, zu reisen, wohin sie wollten, mit Personen aller Stände zu verkehren und aller Orten die Jugend und das Volk zu belehren. Bald stiegen diese Bettelorden über alle anderen, in der öffentlichen Meinung. Die Bettelmönche wurden die beliebtesten Beichtväter und stachen die regelmäßigen Pfarrer aus. Sie setzten sich auch bei den Fürsten in Gunst, nahmen Theil an Regierungsgeschäften, beherrschten die Höfe und erhoben Abgaben. Am mächtigsten wurden die Dominikaner und Franziskaner. Sie waren die festesten Stützen päpstlicher Anmaßung in der ganzen Christenheit, die eigentlichen Seelen der kirchlichen Herrschaft und die Federn, welche die weltlichen Regierungen in Bewegung setzten. Der Spanier Dominicus, der Gründer des Dominikanerordens, that sich besonders hervor im Kampfe gegen die Albingenser,*) welche er mit der ganzen Wuth eines hirnverbrannten Schwärmers verfolgte. Da er der Gewalt seiner Worte nicht traute, bediente er sich zu seinen Zwecken hauptsächlich des Eisens und des Feuers. Er war der eigentliche Schöpfer der Inquisition, in deren Dienste die Mitglieder seines Ordens Millionen von Menschen

*) Siehe § 59 S. 169 ff.

Leben, Freiheit, Gesundheit und Vermögen raubten. Die Päpste, Innocenz III. und Honorius III. überschütteten ihn mit Beweisen ihrer Gunst und ertheilten ihm das Recht, eine neue Brüderschaft zu gründen, deren Hauptzweck die Vertilgung des Irrthums (d. h. der wenigen Reste von Wahrheit, die noch bestanden) und die Ausrottung der „Ketzer," (d. h. der wenigen Menschen, welche noch Sinn für Wahrheit hatten), sein sollte. Dominicus starb, im Jahre 1221, und wurde, gleich allen großen Verbrechern des Mittelalters, und zwar schon im Jahre 1233 „Heilig" gesprochen.

Der Stifter des Franziskanerordens, Franz, war der Sohn eines Kaufmanns von Assissi, in der Provinz Umbrien, führte ein ausschweifendes Leben, zog sich dadurch eine schwere Krankheit zu und gerieth von einer Ausschweifung in die andere. Er gründete, im Jahre 1233, den Franziskaner Bettelorden, welcher die reißendsten Fortschritte machte und nach seinem Tode (1226) mehr und mehr Kraft gewann.

Die Dominikaner und Franziskaner wurden bald die stärksten Werkzeuge der Volksverdummung und der Knechtung der Menschheit. Durch die unerhörten Schandthaten, welche hohe und niedere Geistliche sich, im Laufe der letzten Jahrhunderte, hatten zu Schulden kommen lassen, war der Glaube und die Neigung zum blinden Gehorsam da und dort erschüttert worden. Die in Ueppigkeit und Schwelgerei versunkenen, älteren Mönchsorden reichten nicht mehr aus, die Lichtfunken alle zu ersticken, welche durch die inneren Kämpfe der Kirche angeregt, von Abälard und Arnold von Brescia genährt, da und dort*) in vollen Flammen ausgebrochen waren und den christlichen Gottesdienst sammt den christlichen Despoten in einem allgemeinen Feuer zu verzehren drohten. Den ersten Keimen der Wahrheit, welche sich gegen Ende des zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bildeten, setzten diese Mönche den wildesten Haß, und den ersten Regungen der Freiheit eine wahrhaft thierische Wuth entgegen. Durch diese Mönche wurde die ganze sogenannte „kirchliche Ordnung" von Grund aus gestört, indem die Dominikaner und Franziskaner überall den angestellten Geistlichen ihren Dienst verkümmerten und oft durchaus unmöglich machten. Vergebens widersetzten sich ihnen die Bischöfe und Pfarrer, umsonst brachen sogar in verschiedenen Provinzen Europa's und selbst in Rom, offene Aufstände gegen die wüthenden Bettelmöche aus. An den Päpsten hatten sie ihre festen Stützen, welche alle Angriffe zurückwiesen, wie umgekehrt der römische Stuhl an diesen Mönchen die bereitwilligsten Diener besaß.

Unter den vielen Steitigkeiten, welche die Dominikaner im Schooße der katholischen Kirche hervorriefen, verdient derjenige mit der Universität Paris besonders erwähnt zu werden. Die Dominikaner machten auf zwei theologische Lehrstühle dieser berühmten Academie Anspruch. Einer wurde ihnen zugestanden. Als sie in ihren Forderungen nicht nachließen, schloß sie die Universität von ihrer Gesellschaft aus und bildete sich zu einer abgesonderten Körperschaft. Der Streit dauerte in Paris von 1228—1255; dann brachten ihn die Dominikaner an den Papst zu Rom. Alexander IV. gab ihnen ferner die Befugniß zu, so viele Lehrstühle, als ihnen gut dünken würde, von der Universität Paris zu verlangen. Vergeblich widersetzte sich die Universität. Im Jahre 1259 mußte sie sich unterwerfen und nicht blos den Dominikanern, sondern auch den Franziskanern alles einräumen, was der Papst ihnen zugesprochen hatte. Dieser Streit wurde von Alexander IV., gleich demjenigen der Albingenser und Stedinger, zum Nachtheile der Freunde des Lichtes und nach den Wünschen der Dunkelmänner und Despoten entschieden. Allein im Laufe desselben wurden die bedeutendsten Wahrheiten in die Massen geschleudert. Wilhelm von St. Amour, ein Doctor an der Universität, griff sämmtliche Bettelorden mit großer Kraft an, und behauptete öffentlich, daß deren Treiben den Vorschriften

*) Siehe § 49. § 50 S. 142 ff.

des Evangelium's schnurstracks entgegen sei, und daß die Päpste, indem sie es gut geheißen, sich der Unbesonnenheit und die Kirche eines Irrthums schuldig gemacht hätten. Die Bettelmönche verfolgten ihren Gegner so lange bis dessen Werk, welches den Titel führte: „Die Gefahren der jüngsten Tage," öffentlich verbrannt und der Verfasser aus Frankreich vertrieben wurde (1256). Nach des Papstes Alexander's IV. und seines Nachfolgers Urban's IV. Tode, kehrte Wilhelm von St. Amour nach Paris zurück und führte die Hauptsätze seines verbrannten Buches in einem größern Werke weiter aus. Doch sein Buch wurde nur von wenigen gelesen. Die Bettelmöche standen in lebhafterem und bedeutungsvollerem Verkehre mit den Massen. Mit ihrem Einflusse wuchs auch ihr Uebermuth. Sie behaupteten unumwunden, sie hätten von Gott selbst den Beruf empfangen, die Religion Jesu aufrecht zu erhalten. Sie behandelten alle übrigen Geistlichen mit der größten Unverschämtheit und Verachtung, erklärten, sie besäßen allein die wahre Heilmethode, prahlten mit der höheren Wirksamkeit ihres Ablaßes, rühmten sich besonderer Beziehungen mit dem himmlischen Hofe, des innigsten Verkehres mit dem höchsten Wesen, der sogenannten Jungfrau Maria und der s. g. Heiligen. Die verdummten Massen glaubten allen diesen Unsinn, und die Päpste bestätigten denselben durch ihre Aussprüche.

Eine Zeit lang arbeiteten Dominikaner und Franziskaner gemeinsam an der Verdummung und der Knechtung der Völker. Dann aber geriethen sie unter sich in Streit über den Vorrang und zerfleischten sich gegenseitig von den Kanzeln herab und in Schriften. Die Franziskaner zerfielen in feindliche Parteien, indem die einen an der ursprünglichen Regel des Ordens festhalten, die anderen aber den Genuß der ansehnlichen Besitzungen, die sie sich zu verschaffen gewußt hatten, nicht aufgeben wollten. Der Fanatismus der Franziskaner, welcher nicht ein so bestimmtes Ziel hatte, als derjenige der Dominikaner, führte zu mannigfaltigen Wirren, welche der Kirche großen Schaden brachten. Die wildesten Schwärmer unter den Franziskanern lehnten sich selbst wider die Päpste auf, welche sich ihrer Gegner annahmen. Sie legten großes Gewicht auf das Buch des Abtes Joachim von Flora, welches unter dem Titel: „Ewiges Evangelium," erschien und nebst vielen anderen Prophezeiungen, auch den Untergang der römischen Kirche vorhersagte, und deren Verderbniß in den stärksten Ausdrücken tadelte. Meinungsverschiedenheit in religiösen Dingen war, im Mittelalter, gleichbedeutend mit Verbrechen und blutiger Verfolgung, welche denn auch abwechselungsweise die strengere und die gelindere Partei der Franziskanermönche traf. Die Universität von Paris ergriff mit Vergnügen diese Gelegenheit, ihren verhaßten Feinden, den Franziskanern entgegen zu treten, deren Uebermuth anzuklagen und die Verbrennung des anstößigen Buches des Franziskaners Gerhard zu verlangen (1255). In diesem Buche ging der Uebermuth noch weiter, als in dem Joachim's von Flora. Gerhard erklärte unumwunden, das Evangelium Christi müsse im Jahre 1250 abgeschafft werden, um dem „Ewigen Evangelium" Platz zu machen. In frecher Selbstüberhebung fügte dieser Franziskaner hinzu, die große Reformation werde von barfußen Mönchen ohne Eigenthum, durchgesetzt werden. Das war denn doch auch den Päpsten zu toll, daher sie dieses Buch von Gerhard öffentlich verbrennen ließen. Der Streit zwischen den strengen, den s. g. Spiritualisten, und den milderen Franziskanern dauerte ununterbrochen fort. Die ersten waren wüthende Fanatiker, welche ihrem Glaubenseifer alle Regungen der Natur unterordneten, die letzteren suchten, ihren Fanatismus mit dem Genusse ihrer Reichthümer zu versöhnen. Die Päpste besaßen keine hinreichende Macht, die Zwistigkeiten der Franziskaner zu schlichten, um so weniger, als sie, trotz ihrer gepriesenen Unfehlbarkeit, häufig mit sich selbst, oder ihren Vorfahren in Widerspruch geriethen, während im Schooße des Ordens die beiden entgegengesetzten Richtungen durch

Aufnahme neuer Mitglieder verewigt wurden. Als im sechzehnten Jahrhundert die Reformation die katholische Kirche zwang, ihre gesammten Kräfte gegen äußere Feinde aufzubieten, war der Streit zwischen den größten und kleineren Fanatikern des Franziskanerordens noch nicht geschlichtet.

Um einen Schritt weiter als die sogenannten spiritualistischen Franziskaner gingen die s. g. Fratricelli und Bizochi, welche in Deutschland und Frankreich Beguarden genannt wurden. Sie pflegten mit dem Franziskanerorden keinen Verkehr, um dessen Gesetze in ihrer ursprünglichen Strenge beobachten zu können. Sie hatten weder gemeinschaftliches, noch persönliches Eigenthum und bettelten sich ihren Unterhalt täglich, von Thor zu Thor, zusammen. Sie trugen schmutzige Kleider, oft Lumpen, eiferten gegen das Verderbniß der römischen Kirche, gegen die Laster der Päpste und Bischöfe, und bekannten sich fast zu allen Lehren des Abtes Joachim von Flora. Der Vater dieser Mönche war, ohne Zweifel, Hermann, oder Armann Pongilup, welcher im dreizehnten Jahrhundert, zu Ferrara lebte, woselbst er allgemein verehrt wurde. Er starb (1169). Im Jahre 1300 wurden aber seine Gebeine wieder ausgegraben und verbrannt, weil die Inquisition mittlerweile ausgefunden hatte, daß er ein „Ketzer" war.

Hier ist der Punkt, wo sich die Schwärmereien der römisch-katholischen Kirche und diejenigen der Reformation des dreizehnten Jahrhunderts begegnen. Die Mönche, welche, sei es auch aus übertriebenem Eifer, die päpstlichen Verfügungen nicht mehr anerkannten und auf eine nothwendige Reformation hinwiesen, waren, in der Hauptsache, mit den Albigensern, Stedingern und allen übrigen Secten des dreizehnten Jahrhunderts einverstanden. Wir dürfen uns unter den ersten Gegnern der römischen Kirche, welche aus ihrem eigenen Schooße hervorgingen, keineswegs philosophische Köpfe denken. Im Gegentheile hatten sie, in den Grundzügen, dieselbe Richtung, wie die oben beschriebenen Fratricelli, Bizochi oder Beguarden.

Einen ähnlichen Charakter hatten die Beguinen in Deutschland und Belgien, welche zwar früher schon bestanden zu haben scheinen, jedoch erst im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts Aufmerksamkeit erregten. Eine Anzahl Jungfrauen und Wittwen, vereinigte sich, unter diesem Namen, um ihre Rechtschaffenheit und ihre Grundsätze zu bewahren, arbeiteten und beteten gemeinschaftlich unter einem weiblichen Oberhaupte, behielten sich jedoch vor, aus der Gemeinschaft auszutreten oder sich zu verheirathen, wenn sie wollten. Die erste zuverlässige Kunde einer solchen Gesellschaft stammt aus dem Jahre 1226, um welche Zeit sie zu Nivelle, in Brabant, gegründet wurde. Bald verbreiteten sich diese Gemeinschaften über Frankreich, Deutschland und Holland. Aehnliche Vereine von Männern bildeten sich kurz darauf, unter dem Namen Begharden, Bogarden, Lolarden. In Frankreich wurden sie bons valets, oder bons garçons (z. D. gute Knaben) und beguins genannt. Die erste dieser Gesellschaften scheint im Jahre 1228, zu Antwerpen errichtet worden zu sein. Von Seiten der Päpste wurden sowohl die Beguinen, als die Begharden zwar nicht ausdrücklich anerkannt, allein doch geduldet. Da aber diese Vereine keiner der herrschenden Leidenschaften des Mittelalters schmeichelten, konnten sie niemals Einfluß auf Kirche und Staat gewinnen, wie diejenigen Orden, welche auf Unnatur und Aberglauben beruhten und der Herrsucht, dem Ehrgeize, oder der Habgier ihrer Mitglieder reiche Nahrung boten.

Es wäre ungerecht, wenn wir läugnen wollten, daß inmitten der zahlreichen Klöster des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts manche ausgezeichnete Menschen gelebt hätten. War doch Abälard Mönch und Heloise Nonne! Allein diejenigen, welche einen strebenden Geist besaßen, hatten, wenn auch eine Zelle zu wohnen und Brod zu essen, doch Kämpfe sowohl mit den harten Köpfen, welche die Ordensregel streng durchführten, als mit den

ausschweifenden Menschen, die sich über alle Regel wegsetzten. Bernhard von Clairvaux und seine Cistercienser sind uns Beispiele der einen, die Mönche von St. Gildas *) Beispiele der anderen Art. Ebenso wenig läßt sich leugnen, daß die Wissenschaften manches leisteten. Doch waren dieses nur zufällige, mit dem Wesen mönchischer Einrichtungen kaum vereinbare Erscheinungen. Dagegen wurden die Klöster während dieses Zeitabschnittes, abgesehen von ihrer ursprünglichen Verkehrtheit, mißbraucht zu Gefängnissen, in welchen gewissenlose Eltern und Vormünder die Kinder, von denen sie sich losmachen, wollten, aussetzten, und in welche mächtige Herrscher verhaßte Feinde sperrten. Sie sanken herab zu Anstalten, worin alle Arten von Müßiggängern, vom trägen Sohne des Bauern, bis zu Brüdern und Vettern von Königen und Kaisern untergebracht wurden.

Allerdings haben die Römlinge zu allen Zeiten sich darauf berufen, daß niemand gezwungen werde, in's Kloster zu gehen, und daß demjenigen kein Unrecht geschehe, welchem gestattet werde, nach seiner eigenen Wahl zu leben. Allein in den meisten Fällen war die Wahl der zum Klosterleben bestimmten Personen nicht freier, als die Wahl der mit der seidenen Schnur beehrten Türken, welche sich mit dieser erdrosselten. Den besten Beweis für die Unnatur des Klosterlebens geben die von dessen Anhängern selbst vorgebrachten Rechtfertigungsgründe. Die wenigsten Menschen besitzen Willenskraft genug, sich der Macht der sie umgebenden Verhältnisse entziehen zu können. Wenn Vater, Mutter, und Geschwister verlangten, daß eine Schwester oder ein Bruder im Kloster untergebracht werden sollte, wenn der Beichtvater dem armen Kinde zusetzte, den Schleier zu nehmen, und die ihm von Jugend auf beigebrachten Religionslehren seinen Verstand getrübt hatten, so kann mit Recht nicht von freiem Willen gesprochen werden, so wenig als wenn der Kummer über unglückliche Liebe oder andere fehlgeschlagene Hoffnungen einen jungen Menschen in trübe Stimmung versetzten, während welcher verruchte Pfaffen ihm ein für das Leben bindendes Gelübde abnahmen.

Der Trostgrund, durch welchen die armen, zur Ehelosigkeit bestimmten Menschen über ihre natürlichen Bedürfnisse und Herzenswünsche hinweggehoben werden sollten, nämlich, daß Christus der Bräutigam der Nonnen und die Kirche die Braut der Mönche sei, war, abgesehen von seiner inneren Haltlosigkeit, schon deshalb sehr zweifelhafter Natur für die Christen, weil bei diesen das System der Vielweiberei nnd Vielmännerei nicht bestand. Durch diesen Grund führten die Päpste in das kirchliche Leben der Christen eine Anschauung ein, welche die Mohammedaner mit weit mehr Recht, doch mit größerer Beschränkung der Zahl nach, in das irdische eingeführt hatten. Es ist in der That weit unsinniger, einem Gotte Millionen von Bräuten und der Kirche Millionen von Bräutigamen als einem Menschen deren einige hundert zu geben!

Die Lücken, welche das Klosterleben in dem Gemüthe der Mönche und Nonnen ließ, füllten sie auf verschiedene Arten aus. Die meisten brachen ihre Gelübde und entschädigten sich ins geheim und auf verbrecherische Weise für die ihnen vor der Welt auferlegten Entbehrungen. Andere, und dieses waren gewöhnlich die schlimmsten, unterdrückten die Gefühle der Natur und warfen sich auf das Gebiet des Ehrgeizes, dem sie ihr ganzes Leben widmeten. Zu dieser Klasse von Mönchen gehörte z. B. Bernhard von Clairvaux,†) Dominikus,‡) Franz von Assisi und andere. Wieder eine andere Art von Mönchen tröstete sich an der Tafel über die ihnen vorenthaltenen Genüsse des Bettes und ergaben sich einer unerhörten Schwelgerei, wie sie selbst Fürsten und Könige dazumal nicht trieben.

Folgende wohl verbürgte Thatsache gibt uns davon einen Begriff. Als König Heinrich II. von England einstens ausritt, warfen sich die Mönche von Smithin, ihren Probst

*) S. oben § 60. †) S. oben § 60. ‡) Siehe oben § 59 S. 162 ff.

an der Spitze, vor ihm in den Straßenkoth mit den Zeichen der größten Verzweiflung, und klagten unter Thränen und Schluchzen, daß der Bischof von Winchester, ihr Abt, ihnen drei Gerichte ihres Mittagstisches entzogen habe. Der König fragte: wie viel hat er euch gelassen? Nur zehn, antworteten die Mönche in tiefster Betrübniß. Heinrich rief aus: „ich selbst habe nicht mehr als drei, und ich befehle euerem Bischofe, euch auf dieselbe Zahl zu beschränken." Die Mönche waren also mit der dreifachen Zahl der Gerichte der königlichen Tafel nicht zufrieden!

Die heimlichen Sünder, die Ehrgeizigen und die Schlemmer unter den Mönchen kamen alle darin überein, daß sie das richtige Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte verloren, daß die Anstrengung, welche sie aufwandten, um ihre Gelübde zu halten, oder wenigstens den äußern Schein zu bewahren, ihre besten Kräfte verzehrte, und daß die Unnatürlichkeit der Lage, in der sie sich befanden, ihre ganze Anschauungsweise in religiösen und weltlichen Dingen verzerrte und verdarb. Wie sie an sich selbst Anforderungen stellten, die sie zu halten nicht vermochten, so legten sie auch anderen Menschen unmögliche und unsinnige Lasten auf. Je mehr übrigens die Mönche in Kirche und Staat galten, desto leichter wurde es ihnen, ihren verkehrten Ansichten Geltung zu verschaffen. Viele der Mißstände unserer Zeit sind die Folgen des mittelalterischen Mönchthums und Leute, welche sich aufgeklärt nennen, unterwerfen sich ihnen und halten sie aufrecht, ohne sich um deren Ursprung zu bekümmern.

§ 85. Glaubensstreitigkeiten und Ketzerverfolgungen.

Alle diejenigen, welche Kenntniß von der Bibel, oder auch nur von den vier Evangelien erhielten, gesunden Verstand und natürliches Gefühl besaßen, erkannten, daß die von der Geistlichkeit gepredigte Religion mit der Lehre Christi in eben so großem Widerspruche war, als das Leben der Päpste und Bischöfe mit demjenigen Christi und der Apostel. Nirgends hatte Christus die Gründung von Klöstern, die Bezahlung von Ablaßgeldern, die Anbetung von Reliquien und die Verehrung von „Heiligen" empfohlen. Tausende verständiger Leute, welche alles dieses wohl einsahen, hielten es für klüger, mit dem Strome zu schwimmen, behielten ihre Meinungen für sich, oder sprachen sie nur in vertrauten Kreisen aus und wagten höchstens in allgemeinen Redensarten ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen. Derartige Leute haben aber niemals Verbesserungen bewirkt. In allen menschlichen Dingen ist es weit leichter, ein Uebel zu erkennen, als es zu beseitigen, das Richtige zu wissen, als es durchzuführen.

Schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts finden wir Männer, welche alle Aeußerlichkeiten der christlichen Kirche ihrer Zeit: Kirchen, Sacramente und die gesammte Geistlichkeit abgeschafft wissen wollten. Zwar vertheidigten nicht Alle ihre Ansichten mit Gründen, welche in unseren Tagen Anerkennung finden würden; sie kämpften mit Bibelstellen gegen Bibelstellen und mit der Deutung, welche sie denselben gaben, gegen die Auslegungen der herrschenden Kirche. Auch vermischten sich häufig mit den Ansichten dieser Neuerer mancherlei Sonderbarkeiten und Irrthümer. Diejenigen, welche aus der Schule der Mönche hervorgegangen waren, legten zu großes Gewicht auf die Armuth. Andere glaubten, unbekümmert um die Verschiedenheit der Zeiten, der Himmelsstriche und der Bildungsstufe der Völker, alle Menschen müßten gerade so, wie Christus und die Apostel leben. Der eigentliche Kern der reineren Lehre des elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts war trefflich, stand aber so hoch über den Begriffen der damaligen Zeit, daß nicht blos vier oder fünf sondern acht Jahrhunderte vergangen sind, bevor er gerechte Würdigung fand. Die Protestanten waren mit diesen Neuerern einverstanden, insofern

sie die Abschaffung der fünf, ausschließlich katholischen, Sacramente verlangten, allein sie wollten nichts davon hören, daß die Reformatoren des elften Jahrhunderts, die Abschaffung sämmtlicher Sacramente, sämmtlicher von Holz und Stein erbauter sogenannter Gotteshäuser und aller angeblichen „Diener" Gottes begehrt hatten.

Von dem Standpunkte der Vernunft sind die zwei protestantischen Sacramente nicht besser begründet, als die fünf übrigen, ausschließlich katholischen. Das Haus Gottes ist das Weltall, Gott bedarf der Menschen nicht zu seinen Dienern. Die sogenannten Gotteshäuser, oder Kirchen, können daher vor dem Richterstuhle der Vernunft ganz eben so wenig bestehen, als die sogenannten „Diener" Gottes, die Geistlichen. Wir dienen Gott, indem wir die ewigen Gesetze der Natur beobachten, indem wir unsere Nächsten lieben, wie uns selbst, gerecht sind und untadelhaft leben. Wer seine Pflichten gegenüber der Mitwelt am treuesten erfüllt, und die sittliche Weltordnung am gewissenhaftesten achtet, lebt vernunftgemäß und, insofern Gott und der Urquell aller Vernunft eines und dasselbe sind, gottgefällig.

Diese Grundansichten, wenn sie auch nicht in der Form des neunzehnten Jahrhunderts ausgesprochen wurden, erhielten sich ununterbrochen von den Zeiten Christi und der Apostel bis auf unsere Tage. Im vorigen Buche*) haben wir die Ansichten und Kämpfe der Paulicianer bis gegen das Ende des elften Jahrhunderts verfolgt.

Alexius Comnenus gab sich viele Mühe, sie, sei es durch Drohungen oder Verheißungen, durch Strafen oder Bestechungen zu gewinnen. Bei manchen gelangen ihm seine Bestrebungen, viele wurden von ihm auf's unmenschlichste mißhandelt; andere entzogen sich seiner Macht, indem sie auswanderten. Die ersten Paulicianer, welche sich in dem Abendlande niederließen, wählten Italien, das Land, das sie am leichtesten erreichen konnten, zu ihrer neuen Heimath. Schon um die Mitte des elften Jahrhunderts wohnten Paulicianer in ansehnlicher Zahl in der Lombardei und namentlich zu Mailand. Von da aus verbreiteten sie sich über Frankreich und Deutschland. In Italien wurden sie Paterini, (Väterchen) und Cathari, (Reine) oder Gazari, genannt. Die Grundsätze, zu welchen sie sich bekannten, waren im wesentlichen, die folgenden:

1) Sie verwarfen die Taufe der Kinder durchaus und die Taufe Erwachsener betrachteten sie als eine, für das Seelenheil keineswegs erforderliche, Ceremonie.

2) Aus gleichem Grunde verwarfen sie das sogenannte Sacrament des Abendmahls.

3) Sie leugneten, daß die Kirchen einen höhern Grad der Heiligkeit besäßen, als Privathäuser, oder daß sie sich besser, als irgend ein anderer Platz zum Gottesdienste eigneten.

4) Sie behaupteten, daß die Altäre nur als Steinhaufen zu betrachten seien und daher keine Zeichen der Verehrung oder Achtung verdienten.

5) Sie mißbilligten den Gebrauch von Weihrauch und eingesegnetem Oele beim Gottesdienste.

6) Sie leugneten, daß Bischöfe, Priester, Diacone und andere kirchliche Würden von Gott eingesetzt worden seien und erklärten alle diese Kirchendiener für durchaus unnütz.

7) Sie hielten dafür, daß die bei Beerdigungen üblichen Ceremonien nur die Folge priesterlicher Habsucht seien, und daß es gleichgültig, ob die Leiche in Kirchen oder in den Feldern beigesetzt würden.

8) Sie sahen die in damaliger Zeit unter dem Namen der „Buße" üblichen Selbstpeinigungen für überflüssig und abgeschmackt an.

9) Sie leugneten, daß die Sünden abgeschiedener Geister durch Messe-Lesen, Almosen oder bezahlte Bußübungen gesühnt werden könnten, und betrachteten die Lehre von dem Fegefeuer als eine lächerliche Fabel.

*) Siehe B. IV § 44. S. 138.

10) Sie gaben zu, daß den Aposteln und Märtyrern eine gewisse Verehrung gebühre, schlossen von dieser jedoch alle sogenannten „Heiligen“ aus, welche für Christi Lehre nicht den Tod gelitten hatten. Die Leiber der sogenannten Heiligen hielten sie für nicht besser, als irgend einen anderen menschlichen Leichnam.

11) Sie leugneten, daß das Kreuz, an welchem Christus gelitten, heiliger sei, als irgend ein anderes Holz und weigerten sich daher, demselben die geringste Verehrung zu bezeugen.

12) Weit entfernt, die Bilder Christi und der Heiligen anzubeten, waren sie der Meinung dieselben sollten aus den Kirchen gänzlich entfernt werden.

In diesen Sätzen erkennen wir deutlich die Ansichten der Paulicianer wieder, welche in früheren Jahrhunderten in Asien wohnten, obgleich dieselben mittlerweile weiter entwickelt und ausgebildet wurden.

Alle diese Lehren können, von dem Standpunkte der Vernunft aus, nur gebilligt werden. Manche schlaue Priester mochten dies, auch in den finsteren Zeiten des elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, erkennen. Allein sie handelten nicht nach ihrer Erkenntniß, sondern nach ihren Leidenschaften. Hätten die Ansichten, die wir hier gegeben haben, in Europa Wurzel gefaßt, so wäre das Reich der Pfaffen zu Ende gegangen. Das Reich Christi war den Päpsten, Bischöfen und Mönchen des Mittelalters nicht minder verhaßt, als den Schriftgelehrten und Pharisäern, welche zu Christi Zeiten lebten. Gleich diesen wollten auch die christlichen Geistlichen von der Lehre ihres Meisters nur irdische Vortheile ziehen. Die jüdischen Schriftgelehrten und Pharisäer hatten Christum zu Tode gebracht, die s. g. christlichen hatten seine Lehre vertilgt. Die einen unterschieden sich von den anderen nur dadurch, daß der Einfluß der jüdischen Priester sich auf ein nicht sehr zahlreiches Volk beschränkte, während die Macht der christlichen den größern Theil der gebildeten Welt umfaßte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Paulicianer des Ostens auf verschiedenen Wegen ihre Glaubenssätze nach dem Westen verpflanzten und hier auf fruchtbarem Boden die Saamenkörner reinerer Religionsbegriffe ausstreuten. Schon vor dem Anfange der Kreuzzüge waren Paulicianer durch die Bulgarei und durch Italien nach dem Herzen Europa's vorgedrungen. Natürlich waren die Ansichten der Einen nicht vollständig übereinstimmend mit denjenigen der Anderen, denn die Paulicianer erkannten nicht die Herrschaft von Päpsten und ein von Despoten aufgestelltes Glaubensbekenntniß an, sondern gründeten ihre Ansichten lediglich auf die Bibel, den gesunden Menschenverstand und ein richtiges Gefühl von Sittlichkeit. Wenn die Paulicianer die Gränzen des oströmischen Reiches ohne feste Glaubensformel, obgleich mit gewissen übereinstimmenden Grundansichten verließen, so konnten sie sich natürlich dem Einflusse des Abendlandes, in das sie wanderten, nicht gänzlich verschließen. So finden wir denn in den verschiedenen Theilen Europa's deren Grundsätze mit den mannichfaltigsten Zusätzen und Abänderungen wieder. Unter dem Einflusse fanatischer Mönche nahmen sie da und dort eine Beimischung klösterlicher Abgeschmacktheiten, unter dem Einflusse begeisterter Anhänger der römischen Kirche manche Sätze dieser Verdummungsanstalt an. Hier und da, obgleich selten begegnen wir selbst der scholastischen Philosophie in ihrer Verbindung mit den Ansichten der Paulicianer. Allein ungeachtet aller Beimischung ist doch der gesunde Kern der Grundsätze der Paulicianer immer erkennbar. Nach Verschiedenheit ihrer hervorragenden Führer oder ihrer mit Vorliebe hervorgehobenen Glaubenssätze nahmen sie auch da und dort verschiedene Namen an.

Die kirchliche Ordnung der Paulicianer aller Abtheilungen entsprach ihren Glaubens-

sätzen, d. h. sie verwarf die ganze von Päpsten und Kirchenversammlungen eingeführte Zwangsanstalt, und erkannte nur die schon in der Bibel erwähnten kirchlichen Beamten an. Sie hatten Bischöfe, oder richtiger Episcopoi, (d. h. Aufseher), deren jedem zwei Vertreter zur Seite standen. Ihre gesammte übrige Geistlichkeit bestand in Diaconen, oder Dienern der Kirche.

Unter den zahlreichen Abtheilungen der Paulicianer oder Katharer, verdienen die Pedrobrusier besonders erwähnt zu werden, welche ihren Namen von Peter de Bruys erhielten, der um das Jahr 1110 in Languedoc und in der Provence, unter großem Zulauf, lehrte.

Folgende fünf Grundsätze bezeichnen die von ihm getragene Bewegung:

1) Niemand soll getauft werden vor den Jahren der Vernunft.

2) Es ist ein leerer Aberglaube, Kirchen zum Dienste Gottes zu bauen, denn Gott nimmt jede Anbetung an, wo immer sie aufrichtig gezollt wird; daher sollen alle Kirchen niedergerissen und zerstört werden.

3) Dasselbe Schicksal verdienen die Kreuze, als Werkzeuge des Aberglaubens.

4) Der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Christi werden bei dem Abendmahle nicht ausgetheilt, sie werden viel mehr nur durch Symbole dargestellt.

5) Gaben, Gebete und gute Werke der Lebenden können den Todten keinen Vortheil bringen.

Diese Sätze stimmen allerdings mit den oben mitgetheilten Grundbegriffen der Paulicianer nicht vollständig überein. Sie kommen denselben jedoch sehr nahe und waren vernünftig genug, die Pfaffen der damaligen Zeit für ihre Einnahmen besorgt zu machen, daher Peter de Bruys, auf deren Anstiften, im Jahre 1130, zu St. Giles, verbrannt wurde. Eine andere verwandte Secte war diejenige der Henricianer, welche ihren Namen von einem Mönche und Eremiten, Heinrich erhielt. Dieser zog von Lausanne durch Frankreich nach Mans, Poitiers, Bordeaux und Toulouse, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, predigte aller Orten mit der größten Wärme gegen die Laster der Geistlichkeit und den Aberglauben, den sie in das Christenthum eingeführt habe. In Toulouse trat ihm der alte Ketzermeister, Bernhard von Clairvaux, entgegen, der ihn überwältigte und in die Flucht schlug. Er wurde darauf gefangen genommen und durch die Kirchenversammlung von Rheims, bei welcher der Papst Eugen III. den Vorsitz führte, in den Kerker geworfen (1148), in welchem er bald darauf starb. Seine Lehren trafen mit denjenigen Peter's von Bruys im wesentlichen überein, nur hatte Heinrich keinen Widerwillen gegen die Kreuze, welche Peter aller Orten verbrannte; im Gegentheile zog er, mit dem Kreuze in der Hand von Stadt zu Stadt und bediente sich dessen als eines Banners, um die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zu lenken. Zu derselben Zeit, da Peter de Bruys und Heinrich in Frankreich, eiferte Tanquelinus in Brabant gegen das Verderbniß der Kirche. Auch er bekämpfte die Aeußerlichkeiten des, von den Päpsten eingeführten, Gottesdienstes, Abendmahl und Taufe. Ein Geistlicher der sogenannten Rechtgläubigen ermordete ihn auf eine grausame Weise, und die gesammte Pfaffenschaft der Umgegend übergoß den Ermordeten mit Schmähungen und Verläumdungen, welche jedoch nicht verdienen, wiederholt zu werden. Seine Anhänger erhielten sich noch längere Zeit, bis sie durch Norbert, den Gründer des Prämonstratenser Ordens, ausgerottet wurden. Schon weiter oben *) haben wir Arnold's von Brescia erwähnt. Da er aber nicht blos für Italien, sondern für die ganze Menschheit strebte und wirkte verdient er auch hier unter den Männern, welche den herrschenden Aberglauben bekämpften, erwähnt zu werden. Arnold griff die Geistlichkeit an ihrer schwächsten Seite an, indem er, gestützt auf die klaren Aussprüche Christi und der

*) Siehe § 35. S. 93 § 49. S. 142.

Apostel, verlangte, die Päpste, Bischöfe und Klöster sollten ihre Schätze und Einkünfte den obersten Beherrschern aller Staaten abtreten sich auf ihre geistlichen Verrichtungen beschränken und von den freiwilligen Gaben und den Zehnden ernähren. „Aller weltliche Besitz," so predigte er, „stört die Geistlichen im Dienste Gottes. Daher rührt ihre Ueppigkeit, ihre Pracht, ihr Stolz, ihre ungeheuere Verdorbenheit. Wenn der Papst ein Nachfolger Christi sein will, der in Knechts-Gestalt auf Erden gewandelt, so darf er auf keinem Throne sitzen." In ganz Italien hallten die begeisterten Worte Arnolds wieder. Wer für Wahrheit Empfänglichkeit besaß, wurde durch dieselben über die in der Kirche herrschenden Mißbräuche aufgeklärt. Nachdem seine Lehre in Italien von den Pfaffen verdammt worden war, predigte Arnold im Norden der Alpen: an den Ufern des Bodensee's, zu Constanz und zu Zürich. In der Schweiz und in Schwaben fiel der Saamen, den er ausstreute, auf fruchtbaren Boden. In Ulm wurde auf einer zahlreich besuchten Versammlung beschlossen, daß der Bann der Priester erst nach einer von dem weltlichen Richter angestellten Untersuchung und Ueberweisung des Angeschuldigten Kraft erlangen solle, damit nicht die Ränke des Priesterthums störend in die Ordnung des Staats eingreifen könnten. Ungeachtet des Bannes der Kirche könnten die davon betroffenen gute Christen, Bürger und Edle sein. Die Pfaffen schrien und tobten mit wüthender Leidenschaft gegen diese Lehren. Diese breiteten sich aber diesseits und jenseits der Alpen mehr und mehr aus. Arnold kehrte nach Italien zurück, leitete *) die Volksbewegung der Römer, welche er zu neuem Leben erweckte. Doch Papst und Kaiser vereinigten sich gegen ihn. Auch er hatte das Schicksal aller seiner Geistesverwandten, indem er des Märtyrertodes starb (1155).

§ 86. Fortsetzung.

Die berühmteste aller Secten des zwölften Jahrhunderts war diejenige der Waldenser, welche den Namen tragen von ihrem Stifter, Peter Waldus. Dieser erhielt wahrscheinlich die erste Anregung zu seinen Bestrebungen von Paulicianern oder Katharern, welche schon ein Jahrhundert vor ihm in der Lombardei gelebt und sich von da in die Thäler Piemont's und des Waadtlandes zurückgezogen hatten. Peter, ein reicher Kaufmann von Lyon, welcher den Beinamen Waldus, Valdensis oder Validisius, führte, ließ, um das Jahr 1160, durch den Priester Stephan de Evisa die vier Evangelien, mehrere andere Bücher der Bibel und die inhaltsreichsten Sprüche der klassischen Schriftsteller des Alterthums aus dem lateinischen in's französische übersetzen. Als er diese Schriften in seiner Muttersprache las, überzeugte er sich, daß die Religion der römischen Kirche mit der Lehre Christi und seiner Apostel im schreiendsten Widerspruche stehe. Im Laufe zwanzigjähriger Forschungen und Bestrebungen gab er sich mehr und mehr seinem religiösen Drange hin. Er legte sein Handelsgeschäft nieder, vertheilte seine Reichthümer unter die Armen der Stadt Lyon, bildete einen Verein mit Gleichgesinnten und begann, im Jahre 1180, öffentlich die Grundsätze und Vorschriften, wie sie in den vier Evangelien enthalten sind, zu lehren. Vergebens widersetzten sich ihm der Erzbischof und die Pfaffen von Lyon. Die Reinheit und die Einfachheit der Religion, welche Peter Waldus und seine Gesinnungsgenossen lehrten, das fleckenlose Leben, welches sie führten, die hochherzige Verachtung, welche sie den Schätzen und Ehren dieser Erde zollten, hatte die Zahl ihrer Schüler schon so sehr vermehrt, daß offene Gewalt gegen sie nicht mehr möglich war. Zuerst bildeten sie verschiedene Religionsgemeinden in Frankreich und in der Lombardei, von wo sich ihre Ansichten mit Blitzesschnelle über ganz Europa verbreiteten. Zwar bewährte sich bald auch an ihnen die römische Schreckensherrschaft. Die Päpste hetzten gegen sie die Meute ihrer fanatischen

*) Siehe oben § 49. S. 142.

Mönche. Schaffotte und Scheiterhaufen wurden gegen sie gebraucht, die einzigen Gründe, deren sich Päpste gegen Männer der Vernunft jemals bedienten. Doch der Muth, mit dem die Glaubenshelden starben, warb ihnen Freunde selbst unter ihren Verfolgern. Es gelang den Pfaffen und ihren Knechten tausende von ihnen abzuschlachten, doch die Ideen, welche die Opfer ihres Hasses vertraten, stiegen, gleich dem Phönix, aus der Asche der Scheiterhaufen empor! Die Waldenser waren so wenig, als die Katharer oder Paulicianer Neuerer gegenüber dem herrschenden Aberglauben der römischen Kirche. Ihr Streben ging nur dahin, die kirchliche Regierung und das Leben der Geistlichkeit und des Volkes zu der ursprünglichen Einfachheit und Reinheit des Christenthumes zurückzuführen. Sie erklärten mit Kraft und Nachdruck, daß die römische Kirche seit den Zeiten Constantin's I. ausgeartet sei. Sie erkannten die Herrschaft des Papstes nicht an und verlangten, daß die Diener der Kirche, gleich den Aposteln, sich durch die Arbeit ihrer Hände, ernähren sollten. Sie betrachteten jeden Christen für berechtigt, seine Brüder zu belehren, zu ermahnen und in einem reinen Wandel zu bestärken. Sie verlangten die Abschaffung der neu erfundenen Lehre des Ablasses, der Ohrenbeichte, der Gebete für die Todten und aller damit in Verbindung gebrachten Gelderpressungen. Die Bergpredigt bildete die Grundlage ihrer Sittenlehre. Sie hatten zwar Bischöfe, Episcopoi oder Aufseher, Presbyter und Diaconen, doch gaben sie den ersteren auch den Namen Aelteste, ertheilten sämmtlichen Geistlichen weder Gehalte noch irgend eine Ausstattung, vielmehr mußten sie sich selbst durch ihre Arbeit ernähren. Sie mußten, wie die Apostel, arm sein. Auch unter den Laien bestand eine Klasse, welche, gleich den Geistlichen, allen weltlichen Besitzungen entsagte, häufig fastete und überhaupt ein Leben voll Entbehrungen führte. Diejenigen der Waldenser, welche nicht zu dieser strengeren Klasse gehörten, vermieden wenigstens allen Schein des äußern Glanzes und Luxus, und führten ein nüchternes, ernstes und strenges Leben. Zwischen den Waldensern Italien's und denjenigen Frankreich's und der übrigen europäischen Nationen, bestand ein bedeutender Unterschied. Die italienischen Waldenser betrachteten die Kirche Rom's, ungeachtet ihrer Ausartung und ihres Verderbnisses, als die Kirche Christi, erkannten deren sieben Sacramente an und wünschten, falls es ihnen gestattet würde, in deren Gemeinschaft zu bleiben. Die Waldenser der übrigen Länder beschuldigten dagegen die römische Kirche des Abfalls von Christus, erklärten, daß dieselbe des heiligen Geistes beraubt, und nichts anderes, als die in der Offenbarung Johannis erwähnte babylonische Hure sei.

Welches Schicksal die Albigenser in Frankreich und die Stedinger in Deutschland hatten, ist bereits weiter oben erzählt worden. In ihnen wurden die stärksten Genossenschaften der reineren Lehre vertilgt. In den anderen Ländern, namentlich Italien und der Schweiz bedurfte es keiner Kriege, um die Bekenner des ursprünglichen Christenthums aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen. Im geheimen pflanzten sich aber aller Orten die Ansichten der Paulicianer, Waldenser und Albigenser fort. Denn sie bildeten den eigentlichen Kern des Christenthums.

Seit Jahrhunderten hatten die Päpste mit unermüdlicher Beharrlichkeit daran gearbeitet, die Völker für den Unsinn zu begeistern. Sie wachten mit der größten Strenge darüber, daß nur der von ihnen befohlene Aberglaube geduldet wurde. Wenn aber die Menschen einmal auf Abwege geführt, wenn ihre Leidenschaften rege gemacht sind, so vergessen sie nicht selten des Führers, welcher sie auf den falschen Weg geleitet hat und irrlichteriren auf eigene Faust. Den armen Völkern des dreizehnten Jahrhunderts wurde in dem Maße die Hölle heiß gemacht, daß sie darüber vollständig die Besinnung verloren. Eine der zahlreichen Verirrungen, welche sich demzufolge kund that, war diejenige der Flagellanten oder Geißler, welche zuerst (1260) in Italien auftauchte und sich von da,

gleich einer ansteckenden Krankheit, über alle Länder Europa's verbreitete. Männer und Frauen von allen Ständen, ja selbst Kinder, rannten auf die öffentlichen Plätze volkreicher Städte, durch Felder und Wildnisse, mit Geißeln in ihren Händen, schlugen ihre entblößten Körper bis auf's Blut, erfüllten die Luft mit ihrem wilden Geschrei und blickten um sich mit allen Zeichen der Verzweiflung, des Schauders und viehischer Wildheit. Auf diese Weise hofften die unglücklichen Opfer, der ewigen Höllenpein zu entgehen, mit welcher sie die päpstliche Schreckensherrschaft bedrohte. Die Flagellanten thaten, genau genommen, nichts anderes, als was die treuesten Diener des römischen Stuhles, die Franziscaner und Dominicaner, sie gelehrt hatten. Sie erwarben sich daher durch ihre Selbstpeinigungen die Achtung und die Verehrung des niedern und vornehmen Pöbels. Die ersten Flagellanten, wie die ersten Mönche, waren meistentheils fanatische Dummköpfe. Es erging ihnen jedoch, wie allen ihren Vorgängern. Sobald Habsüchtige und Ehrgeizige merkten, daß die Flagellanten Glück machten, schafften sie sich gleichfalls Geißeln an und thaten, wie sie. Die fanatischen Dummköpfe in Verbindung mit wohlberechnenden Gaunern trieben ihr Wesen zu toll. Wollüstige Männer und Frauen schlichen sich, wie in die Reihen der Mönche und Nonnen, so auch in diejenigen der Flagellanten ein. Diesen standen jedoch schützende Klostermauern nicht zur Seite. Sie konnten, wenn sie öffentlich dem Aberglauben gehuldigt hatten, nicht heimlich hinter Schloß und Riegel von ihren Strapatzen ausruhen und sich im Stillen dafür entschädigen. Die großen Massen, welche sich zusammen zogen, erregten überdies die Besorgnisse der geistlichen und weltlichen Fürsten, daher Kaiser und Päpste sich dieser Verirrung mit Kraft entgegen stellten. Sie bewiesen durch die That wie leicht es den Gewaltigen der Erde war, wenn sie nur wollten, den Uebertreibungen ein Ende zu machen. Doch diese steuerten von jeher dem Unsinn nur da, wo er ihnen gefährlich war, wo er ihre Zwecke förderte, begünstigten sie ihn.

Aberglaube und Unglaube sind zwei Extreme, welche sich, bei der Beschaffenheit des Menschengeschlechtes, gegenseitig bedingen. Beide sind Abweichungen von dem Vernunftglauben. Der Aberglaube setzt die mangelnde Thätigkeit des Denkvermögens, der Unglaube die Abwesenheit der höheren sittlichen Gefühle voraus. Durch die Herrschaft des Aberglaubens wird bei denjenigen Menschen, deren Denkvermögen schwach ist, dieses mehr und mehr verdrängt, und bei den Menschen, denen es an sittlicher Kraft fehlt, diese vollends zerstört. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß gerade zur Zeit, da der Aberglaube am frechsten sein Haupt in der Christenheit erhob, die Klagen über Unglauben anfingen, Bedeutung zu gewinnen. Die Menschen, welche Verstand und sittliches Gefühl genug besaßen, zu erkennen, daß Alles, was die Pfaffen unter dem Namen Christenthum vortrugen, systematischer Unsinn sei, verfielen nothwendig in Unglauben und es erforderte einen hohen Grad von geistiger und sittlicher Kraft, um sich aus diesem zu einem vernunftmäßigen Glauben zu erheben. Unter denjenigen Männern, welche des Unglaubens angeklagt wurden, stand keiner höher, als der römische Kaiser Friedrich II. Die gegen ihn von den Päpsten geschleuderte Anklage des Unglaubens beruhte auf dem Zeugniß des Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen, welcher aussagte, Friedrich II. habe, in seinem Beisein, geäußert: „die Welt sei von drei Betrügern: Moses, Christus und Mohammed getäuscht worden." Mit dieser Aeußerung des Kaisers, welche die Päpste veröffentlichten, um ihm zu schaden, wurden die Völker durch die obersten Glaubenswächter selbst vertraut gemacht. Tausende, welche von Moses, Christus und Mohammed keine andere Kenntniß besaßen, als diejenige, welche ihnen die herrschenden Pfaffen mitgetheilt hatten, mochten wohl auf den Gedanken kommen, der Kaiser Friedrich habe gar nicht so unrecht gehabt, jene Aeußerung zu thun. Ob Friedrich II. sie wirklich machte, oder nicht, wird in unseren Tagen schwerlich mehr ermittelt werden können. Jedenfalls ist das Zeug-

niß des Landgrafen von Thüringen, eines persönlichen Feindes des Kaisers, sehr verdächtig. Von dem Standpunkte der Vernunft aus müssen wir aber wohl unterscheiden zwischen Unglauben überhaupt und einem Unglauben gegenüber diesem oder jenem Religionsbekenntnisse. Nur die Mohammedaner glauben an Mohammed, nur die Christen an Christus. Gottesleugnung (Atheismus) kann dem nicht vorgeworfen werden, welcher nicht an Moses, Christus und Mohammed glaubt, denn keiner dieser drei Männer war Gott. Millionen religiöser Menschen haben diese drei Propheten nicht gekannt und glaubten dennoch an einen Gott. Allein es war von jeher ein Kunstgriff der Pfaffen, alle Diejenigen als „Ungläubige" und „Atheisten" zu verschreien, welche nicht an den von ihnen gepredigten Gott, sei er auch nur aus Holz geschnitzt, oder aus Wasser und Brod geknetet, glauben wollten. Jahrhunderte lang machte die Sage von den drei Betrügern die Runde durch die Welt. Es wurde viel davon gesprochen, daß ein Buch unter der Ueberschrift: „Von den drei Betrügern, oder über die Grundlosigkeit der Religion," bestehe. Simon von Tournay, ein Doctor der Gottesgelahrheit an der Universität zu Paris, soll, im dreizehnten Jahrhunderte, gesagt haben: „Die Juden seien von Moses, die Christen von Jesus und die Heiden von Mohammed verführt worden, ihren eigenen Sinnen nicht mehr zu trauen." Die Bücher „von den drei Betrügern," welche später wirklich geschrieben und gedruckt wurden, sind wahrscheinlich erst im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts entstanden.

§ 87. Inquisition.

Seit den Zeiten der Kirchenversammlung von Nicäa war der Geist des Ketzerhasses und der Verfolgung Andersglaubender in die christliche Kirche eingezogen, und seit der Bekehrung Constantin's hatten sich die römischen Bischöfe durch ihre Glaubenswuth hervorgethan. Furchtbarer, als jemals zuvor, that sich diese jedoch im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts kund. Denn in diesem boten zuerst bedeutende und organisirte Massen der päpstlichen Schreckensherrschaft Trotz. Die Katharer, die Waldenser, die Petrobrusier und andere hatten sich durch ganz Europa verzweigt und besaßen in Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland starke Gemeinden. Millionen redlicher Menschen, welche nicht den Muth hatten, sich von der herrschenden Kirche loszusagen, waren zu der Ueberzeugung gelangt, „daß diese nichts anderes, als eine großartige Anstalt des Aberglaubens geworden, und daß die Gewalt, welche die Päpste in religiösen Dingen ausübten, ungesetzlich und tyrannisch sei." Die Anhänger der verschiedenen, dem Papstthume widerstrebenden, Secten standen auf dem einzigen Grunde, welcher damals, im Kampfe mit dem herrschenden Aberglauben für fest gelten konnte, auf dem Boden der Bibel und namentlich der vier Evangelien. Die Päpste wagten es nicht, die Bibel für ungöttlich zu erklären, konnten daher mit Katharern, Waldensern und deren Gesinnungs-Genossen keinen geistlichen Kampf annehmen. Es blieb ihnen kein anderes Mittel, als dasjenige der Gewalt und des Betruges übrig. Durch Betrug täuschten sie die Völker über die wirklichen Ansichten und Bestrebungen der von ihnen auserkorenen Opfer, durch Gewalt besiegten und ermordeten sie dieselben.

Wir haben weiter oben*) die Kriege gegen die Albigenser und die religiösen Ansichten mitgetheilt, welche diese ersten, offenen Vertheidiger eines reinern Christenthums hegten. Innocenz III. trat, mit der ihm eigenen Grausamkeit und Glaubenswuth, diesen strebenden Geistern entgegen. Er ertheilte dem Cisterciensermönche Rainier und dem Erzdecane Peter von Castelnau den Auftrag, die widerspenstigen Bewohner des südlichen

*) Siehe § 59 S. 169.

Frankreich's unter die Herrschaft Rom's zurückzuführen. Den beiden päpstlichen Bevollmächtigten schloß sich der Spanier Dominicus an. Da ihre Reden von keinem Erfolge waren, verhängten sie Todesstrafen gegen alle Andersglaubende, deren sie sich bemächtigen konnten. Diese drei Männer nannten sich Inquisitoren, von ihnen trägt das verabscheuenswertheste aller Gerichte den Namen Inquisition. Die Dienste, welche die drei Inquisitoren den Päpsten leisteten, veranlaßten diese, zur bleibenden Anstalt zu machen, was bis dahin nur eine vorübergehende Maßregel gewesen war. Trotz dem Widerstreben des mit Füßen getretenen Volkes wurde, auf der Kirchenversammlung von Toulouse, im Jahre 1229, für jede Stadt der Umgegend ein Rath der Inquisitoren, bestehend aus einem Priester und drei Laien, gegründet. Gregor IX. schärfte die verruchte Anstalt der Glaubensverfolgung dadurch, daß er sie in die Hände der Dominicaner legte (1233), dieser Mönche, welche sich vor allen anderen durch ihre Glaubenswuth hervorthaten. Der Legat des Papstes ernannte sofort für Toulouse die Dominikaner Peter Cellan und Wilhelm Arnaud zu Inquisitoren, und errichtete sodann in allen Städten, woselbst die Dominikaner ein Kloster hatten, Ketzergerichte aus den Mitgliedern dieses Ordens. Außer der sogenannten „Ketzerei“ beschäftigten sich die Inquisitoren mit der Bestrafung derjenigen, welche der Magie, Zauberei, des Judenthums und der Hexerei angeschuldigt wurden. In welcher Weise diese Unmenschen wütheten, haben wir bei der Geschichte der Albigenserkriege geschildert. Es war während der Herrschaft Ludwig's IX., daß die Giftpflanze der Inquisition in Frankreich zuerst feste Wurzeln schlug. Grund genug für Päpste, ihn heilig zu sprechen.

Die ersten Inquisitoren behandelten jeden von dem römischen Unsinn verschiedenen Glauben als todeswürdiges Verbrechen, allein sie verfuhren doch nach den in anderen Gerichtshöfen üblichen Formen. Die Dominikaner, welche keine anderen, als die Bußgerichte der römischen Kirche kannten, nahmen sich diese zum Muster ihres Verfahrens; sie setzten sich über alle zum Schutze der Angeklagten bestehenden Vorschriften hinweg, bemühten sich nur, den Angeschuldigten Schlingen und Netze zu legen, behandelten jeden solchen als einen überwiesenen Verbrecher, schmeichelten den Opfern ihrer Glaubenswuth so lange, als sie hofften, dadurch Geständnisse oder die Anschuldigung anderer sogenannter „Ketzer“ zu erpressen, schritten zur Tortur, wenn süße Worte nicht fruchteten und entließen ihre Opfer in der Regel nur, um sie dem Tode oder einem Leben des Siechthums und Elends zu überlassen.

Die Schrecken der Inquisition wurden dadurch noch gesteigert, daß die weltlichen Herrscher Europa's und namentlich der Kaiser Friedrich II. und der König Ludwig IX. von Frankreich, auf Veranlassung der Päpste, die grausamsten Gesetze gegen die „Ketzer“ erließen, denen zufolge alle diejenigen den Flammen übergeben wurden, welche von den Inquisitoren für „Ketzer“ erklärt worden waren. Auf diese Weise erhielten die päpstlichen Inquisitoren eine schrankenlose Gewalt, welche selbst Kaiser und Könige Mühe hatten, zu zügeln. Die Gesetze, welche Friedrich II. in dieser Beziehung gab, waren nicht minder empörend, als diejenigen Ludwig's IX. Allein sie blieben, im wesentlichen, mit einigen Ausnahmen, todte Buchstaben, während diejenigen Ludwig's IX. zur blutigsten Wirklichkeit wurden. In der Geschichte Deutschland's haben wir gesehen,*) daß der für unser Vaterland ernannte Inquisitor Conrad von Marburg nachdem er eine Zeit lang furchtbar gewüthet hatte, in die Acht erklärt und todtgeschlagen wurde. In Frankreich dagegen schlachtete die Inquisition Jahr ein und Jahr aus unter dem Schutze des „heiligen“ Ludwig ihre Opfer ab.

Die Bischöfe wurden durch die Glaubensgerichte in allen diesen übertragenen Ange-

*) Siehe § 40 S. 113 f

legenheiten gänzlich auf die Seite gesetzt, die Pfarrgeistlichen aber zu Angebern der ihnen anvertrauten, so genannten Schaafe, herabgewürdigt. So finster die damaligen Zeiten waren, fehlte es doch diesen Glaubensgerichten nicht an Gegnern, welche sich auf den Grundsatz stützten: „die Kirche dürste nicht nach Blut.“ (Ecclesia non sitit sanguinem). Doch den Römlingen fehlte es niemals an Scheingründen für die von ihnen gehegten Bestrebungen. Sie sagten: „Geduld sei die Gabe der ersten Kirche gewesen; da sie aber nun zu reiferem Alter gekommen, müsse sie den Kindern den Ernst zeigen.“ Außerdem halfen sich die Inquisitoren dadurch, daß sie, so oft die benachbarten weltlichen Obrigkeiten bereit waren, ihre Urtheile zu vollziehen, die dem Tode geweihten Opfer diesen zur Abschlachtung auslieferten.

Der für Deutschland zum Inquisitor ernannte Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, Konrad von Marburg, entdeckte ungeachtet der in unserem lieben Vaterlande damals herrschenden vollständigen Finsterniß, ganze Schaaren s. g. „Ketzer.“ Nicht blos Bauern, sondern auch Geistliche, Mönche und Edelleute wurden von ihm schuldig befunden und dem Henker übergeben. Vergeblich mahnten ihn sogar die Bischöfe zur Menschlichkeit. Dem deutschen Inquisitor, wie den Inquisitoren der meisten anderen Staaten, war die Menschenquälerei und selbst der Mord zu einer wahren Lust geworden. Konrad von Marburg hatte früher die Landgräfin von Thüringen fast zu Tode gequält, jetzt befriedigte er seinen krankhaften Zerstörungstrieb in größerem Maßstabe an allen Klassen der Gesellschaft, bis er endlich, nachdem sich der deutsche Reichstag gegen ihn ausgesprochen hatte, todt geschlagen wurde. Doch bemühte sich der Erzbischof von Bremen, die Ketzerverfolgungen in Deutschland heimisch zu machen, indem er das Kreuz gegen die Stedinger predigen ließ, weil sie ihm und dem Bischofe von Minden den Zehnten nicht leisten wollten. Die schwäbischen Bauern bei Halle wurden in ähnlicher Weise mißhandelt. Friedrich II. wagte es nirgends, zu Gunsten der Freiheit den Päpsten entgegen zu treten. Doch hegte das deutsche Volk einen zu starken Widerwillen gegen die Inquisition, als daß sie in seinem Schooße tiefe Wurzeln hätte schlagen können. Die von dem Kaiser Friedrich II., gegen die „Ketzer“ erlassenen Gesetze blieben aber bestehen und wurden, bis auf Martin Luther's Zeiten, ab und zu noch immer in Ausführung gebracht.

Eilfter Abschnitt.

Der Geist des Mittelalters.

§ 88. Vorbemerkung.

Das Mittelalter erreichte seinen Höhepunkt in den Kreuzzügen. Diese bildeten die Kette von Ereignissen, welche gleichmäßig die christliche und die mohammedanische Welt umschlang, welche alle Klassen der christlichen Gesellschaft fesselte, und sie unter der Leitung der Päpste in geschlossenen Reihen dem Islam entgegenführte. Der Aberglaube in Verbindung mit den wildesten Leidenschaften trieb die Christen nach Palästina und

päpstliche Schlauheit nährte den erstern und beutete die letzteren aus. Der einmal angeregte Glaubenshaß konnte von den Päpsten, nachdem er in der Richtung auf das s. g. heilige Grab nicht mehr wirkte, leicht zu anderen Zwecken benützt werden. Kreuzzug wurde bald gleichbedeutend mit Krieg zu Gunsten der Päpste. Wo es galt, ihre gefährdete Herrschaft zu sichern, oder ihre Macht auszubreiten, wurde das Kreuz gepredigt: gegen die Mohammedaner in Spanien, die Heiden in Preußen, Esthland, Liefland und Kurland, gegen den König Johann von England oder den Kaiser Friedrich II., gegen die Stedinger oder gegen die Albigenser.

Das System des Papstthums, das herabwürdigendste unter allen Systemen des Despotismus, hatte seine Vollendung erreicht. Es konnte nicht weiter getrieben werden, als unter Innocenz IV. auf der Kirchenversammlung zu Lyons. Das Papstthum brach dem Königthume die Spitze ab, nachdem Papstthum und Königthum im Bunde dem Adel Schranken gesetzt hatten. Die Päpste erlangten auf dem Gebiete der Kirche eine Gewalt, wie sie weder Könige, noch Kaiser jemals in solcher Ausdehnung und solcher Stärke besessen hatten. Sie rissen Kaiser, Könige und Adel mit sich fort im Kampfe gegen ihre Feinde und vermochten diese noch nicht zu besiegen weder in Asien, noch in Europa, weder auf dem blutigen Felde der Schlacht, noch dem gedankenreichen Gebiete des Glaubens. In dem großen Kampfe um das s. g. heilige Grab wurden die Kreuzfahrer zurückgeschlagen und durch die Kämpfe gegen die Albigenser und Stedinger wurde die Aufmerksamkeit der Völker mehr und mehr auf die Abgeschmacktheit des Pfaffenglaubens und die Reinheit des ursprünglichen Christenthums gelenkt. Simon von Montfort und seine Henkersknechte, Dominicus und seine Inquisitoren mochten Tausende unschuldiger Menschen abschlachten oder auf Zeit Lebens elend machen, die Wahrheiten, deren Träger die s. g. Ketzer waren, vermochten sie nicht auszurotten. Während Päpste, Kaiser und Könige mit einander stritten, während Hunderttausende der reichsten und mächtigsten Fürsten und Ritter ihr Grab in Palästina oder auf der Reise dahin fanden, entwickelten sich die Städte, und brachen aus diesen tapfere Heere hervor, welche nicht scheuten, mit den mächtigsten Herrschern der Erde in die Schranken zu treten. Wissenschaften und Künste erhoben sich aus dem Staube und traten an das Tageslicht und wenn sie auch noch nicht wagten, den herrschenden Unsinn mit Entschiedenheit zu bekämpfen, so bereiteten sich doch Waffen für künftige Kämpfer vor und regten das Streben nach Wahrheit an. Die brutale Gewalt, welche das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung fast ausschließlich beherrscht, hatte in allen Gebieten starke Gegner gefunden. Das durch die Päpste erschütterte Königthum mußte dem Volk fast aller Orten Zugeständnisse machen. In Deutschland wurde es am meisten beschnitten, es konnte nicht einmal die Erblichkeit durchsetzen und daher niemals Kraft gewinnen. In England wurde zur Zeit Johanns, Heinrich's III. und Eduard's I. der Grund zu jener freien Verfassung gelegt, welcher Großbrittanien seinen Wohlstand und seine Bildung verdankt. Ritterthum und Minne woben der wilden Gewalt des Schwertes unsichtbare, allein darum nicht minder wirksame Zügel. In Italien, in Deutschland und selbst in Norwegen und Rußland (Bergen und Nowgorod) schwangen die freien Städte sich zu Reichthum und Macht empor. Der Handel und die Schifffahrt wurden insofern durch die Kreuzzüge gefördert, als sich in deren Folge zahlreiche neue Verbindungswege öffneten und namentlich die Seestädte Italien's durch die hohen Frachtpreise, welche die Kreuzfahrer ihnen bezahlten, großen Gewinn machten. Der blühende Zustand der Gewerbe, dessen sich die mohammedanischen Reiche erfreuten, regte unter den Christen, welche davon Kenntniß erhielten, Nacheiferung an. Selbst die Bauern, die gedrückteste unter allen Klassen der Gesellschaft, machten einige Versuche, mit Gewalt ihre ewigen und unveräußerten Menschenrechte wieder zu gewinnen. Die Zeit

des Stumpfsinns, des blinden Gehorsams und des unbedingten Glaubens erreichte ihr Ende. Der Zweifel schlich sich allmälig in das Gebiet des herrschenden Aberglaubens ein und erschütterte diesen. Die Päpste hatten die königliche Macht angegriffen, die Kaiser die Anmaßungen der päpstlichen gerügt. Die Päpste selbst regten Zweifel an, indem sie ihren Gegnern, namentlich dem Kaiser Friedrich II., Unglauben vorwarfen. Ein Jahrtausend war vergangen, seit die römischen Bischöfe an der Vermehrung ihrer Gewalt arbeiteten. Eine Macht, welche sich im Laufe so vieler Jahrhunderte entwickelt hatte, konnte nur nach langen und schweren Kämpfen wieder umgestoßen werden. Arnold von Brescia, Abälard und Heloise, die Albigenser und die Stedinger, — standen zwar alle sehr einsam und verlassen ihren übermächtigen Feinden gegenüber. Allein die Ideen, welche sie vertraten, gewannen von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr Kraft, und das Beispiel, das jene hohen Geister der Welt gaben, ging nicht verloren.

Schroff traten sich die verschiedenen Stände des Mittelalters entgegen. Die Geistlichen bildeten sich ein, erhaben über den Laien zu stehen; der Adel blickte mit Verachtung auf alle nieder, welche nicht von hoher Abkunft waren. Die Päpste behandelten die Völker, welche ihre Anmaßungen nicht gleich göttlichen Befehlen verehrten, als Barbaren, und die einzelnen Menschen, welche ihren Unsinn nicht glaubten, entweder als Unwissende oder als Verbrecher. Der Gesichtskreis der Menschheit hatte sich zwar seit dem Anfange des Mittelalters erweitert, war aber noch immer sehr beschränkt. Die große Masse, nicht blos des Volkes, sondern auch der Fürsten und Könige, blickte nicht über den Herd ihrer Familie hinaus. Um deren Wünsche zu erfüllen, theilten die Könige ihre Reiche, wie die Grundherren ihre Aecker. Diese Beschränktheit des Geistes lastete mit Centnerschwere auf der ganzen Menschheit, besonders aber auf den Frauen. Was die Chinesin Pan-hwuy-pan von dem Palaste eines Kaisers des himmlischen Reiches aus, lehrte, um ihr Geschlecht in geistige Fesseln zu schlagen*), predigten unter den Christen zahlreiche Gesinnungsgenossen. Mit der christlichen Demuth wurde in Europa derselbe Unfug getrieben, wie in China mit der Selbstherabwürdigung und wie die Chinesin Pan-hwuy-pan, welche selbst als Schriftstellerin auftrat, und an dem kaiserlichen Hofe mit Vergnügen eine große Rolle spielte, den Frauen die Unterwerfung und den blinden Gehorsam in den Willen ihrer Ehemänner predigte, so waren es auch in Europa gewöhnlich die herrschsüchtigsten und ehrgeizigsten Menschen, welche die Tugend der Demuth aller Welt, insbesondere aber den Frauen, einschärften.

§ 89. Religion.

In diesem Abschnitte der Geschichte tritt die Religion mit besonderer Klarheit als bewegende Ursache der Zeitereignisse hervor. Die Kreuzzüge bildeten den Mittelpunkt der Kriege der Mohammedaner und Christen und die Kämpfe zwischen Päpsten, Königen und Kaisern denjenigen des gesammten Lebens der europäischen Völker. Was im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Christenthum genannt wurde, war nichts anderes, als Heidenthum, Glauben an Zaubereien, Hexereien, Astrologie und andern Unsinn, in Verbindung mit dem krassesten Fetischdienste und buddhistischen Mönchseinrichtungen. Die Herrschsucht und die Habgier der Geistlichkeit konnten eine volle Befriedigung nicht finden unter dem Einflusse jener reinen Lehre, welche Christus in Palästina gepredigt und mit seinem Leben besiegelt hatte†). Dagegen fanden die Pfaffen ihre Rechnung dabei, die Völker vollständig zu verdummen, um sie dann ungestört knechten und aussaugen zu können. Sie brachten die Menschen so weit, daß sie in der sogenannten Hostie Mehl und

*) Siehe oben § 23. †) Siehe Buch III., § 40, Seite 112 ff.

Wasser anbeteten und ihr Seelenheil von dem Verschlucken des vergötterten Brodes abhängig erachteten. Die aufgeklärtesten Christen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts glaubten an Hexerei und Zauberei, an die Wunderkraft der Amulette und an die Kunst, seine Schicksale aus den Kreisen der Sterne zu erkennen. Was vor einem Jahrtausend schlaue Priester erdachten, um ihre Beutel zu füllen, glauben ihre Kindes Kinder heute noch. Auf den Standpunkt der Vernunft erhob sich im Mittelalter niemand, und die Wenigen, welche es wagten, die Lehren der Bibel dem Unsinn der Pfaffen vorzuziehen, wurden als Ketzer abgeschlachtet.

Der Islam, obgleich er den Fetischdienst der Christen verabscheuete und die Vielgötterei, in welche diese versunken waren, verwarf, konnte sich doch, in Folge der Vielweiberei, die er gestattete, niemals auf einen freien Standpunkt emporschwingen. Der Despotismus mußte seine Staatsform bleiben, da er der Gleichberechtigung der Geschlechter feindlich entgegentrat und sich die Unterdrückung der einen Hälfte der Menschheit nur mit Gewalt auf die Dauer behaupteten läßt. Daß übrigens die Mohammedaner auch nicht frei waren von Fanatismus und Sectengeist, beweisen uns die Kämpfe zwischen Schiiten und Sunniten, die Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Umtriebe der Assassinen und die Kriegszüge der Almoraviden und Almohaden.

Von den drei Religionen, welche gemeinsam auf dem alten Testamente ruhen, konnte die jüdische fast nur die leidende Seite ihres Daseins entwickeln, indem sie aller Orten in der Minderzahl war, und daher das Gesetz des Stärkern fühlen mußte. Das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert vergrößerte um ein ansehnliches die Liste der an den Juden verübten Gewaltthaten.

Während Christen und Mohammedaner sich wechselseitig in blutigen Kriegen zerfleischten, hatten die Juden, welche waffenlos zwischen beiden Parteien in der Mitte standen, ein herbes Schicksal. Schon vor dem Beginne der Kreuzzüge hatten die in Europa wohnenden Israeliten da und dort, namentlich in Spanien, zur Zeit der Ostgothen, schwere Verfolgungen erlitten. Doch waren diese gewöhnlich vorübergehend. In den Zwischenräumen des Friedens, der ihnen gegönnt wurde, blieben sie zwar stets eine von den Christen verachtete und von den Gesetzen benachtheiligte Menschenklasse: allein ihre Betriebsamkeit und namentlich ihre Gewandtheit in Handels- und Geldgeschäften machte sie zu reichen, den Königen und Fürsten oft unentbehrlichen, Leuten. Ihre Schätze erregten den Neid, wie die Verschiedenheit ihres Glaubens die Verfolgungswuth der rohen und fanatischen Menge. Die Pfaffen, welche das Kreuz predigten, regten die Leidenschaften der Massen auf und fachten die glimmenden Funken des Judenhasses zur lodernden Flamme an. Seit dem Anfange des elften Jahrhunderts waren die Juden in Frankreich geheimer Beziehungen zu den Mohammedanern beschuldigt worden. Als im Jahre 1085 die Franzosen des Südens den Spaniern gegen die Mauren zu Hülfe zogen, erwürgten die christlichen Ritter und Barone alle Juden, denen sie auf ihrem Marsche begegneten. Zu Rouen, in der Normandie, richteten die Christen, als Peter der Eremite dort das Kreuz predigte, ein schreckliches Blutbad unter den Juden an. Wie wenig Einfluß damals, wie jetzt, die Abstammung und wie großen die äußeren Verhältnisse auf die Entwickelung der Religionsbegriffe übte, erhellt aus der Thatsache, daß ein Judenknabe, welchen der Graf von Eu damals rettete, einer der verehrtesten christlichen Einsiedler seiner Zeit wurde. Die Mordthaten dauerten von dem Monate April bis zum Juli. Als Philipp August im Begriffe stand, seinen Kreuzzug zu unternehmen, ließ er die Juden in allen Synagogen gefangen setzen und erpreßte von ihnen 15,000 Mark Silbers. Ludwig IX., welchen feile Schmeichler den „Gerechten" nannten, trieb die Israeliten aus dem Lande, rief sie wieder zurück und jagte sie dann noch einmal aus Frankreich. Er verbot ihnen Zinsen zu

nehmen, und empfahl allen Christen, wenn sie nicht ausgezeichnete Geistliche oder vollkommene Gottesgelehrte seien, nicht mit den Juden über den Glauben zu streiten, den Laien dagegen, welche ihren Glauben angreifen hörten, mit dem guten Schwerte wacker drein zu stechen. Zur Zeit des Kreuzzuges der Kinder und während der Gefangenschaft Ludwig's IX. fanden in Frankreich wieder blutige Judenverfolgungen statt. Die Christen machten sich ein Geschäft daraus, den Israeliten alle Unglücksfälle, von welchen das Land heimgesucht wurde zur Last zu legen und ergriffen häufig diesen Vorwand zu blutigen und räuberischen Thaten.

Die Ergüsse roher Wuth, welche die Kreuzzüge über die Juden brachten, waren in Deutschland noch empörender, als in Frankreich, schon aus dem Grunde, weil ein ansehnlicher Theil der Kreuzfahrer aus Frankreich durch Deutschland nach dem Osten zog und sich in unserem Vaterlande mit den wilden Horden Emicho's von Folkmar und Gottschalks verbanden. In Köln verbrannten die Kreuzfahrer die Synagoge. Dreihundert Juden, welche sich unter dem Schutze der Nacht aus der Stadt geflüchtet hatten, wurden von den „frommen" Pilgern, die sie erkannten, niedergehauen. Zu Mainz erhielten die Israeliten zwar Aufnahme im bischöflichen Palaste, allein die Kreuzfahrer drangen in diesen ein und ermordeten sie zu den Füßen des Kirchenfürsten. Dieselben Schandthaten wurden in ganz Franken und Baiern verübt. Der Bischof von Trier wollte nur unter der Bedingung den Juden Schutz gegen die Angriffe der Kreuzfahrer gewähren, daß sie sich taufen ließen. In ihrer Verzweiflung warfen die Mütter ihre Kinder von der Moselbrücke in den Fluß und stießen die Väter ihren Söhnen den Dolch in das Herz, indem sie ausriefen, sie wollten ihre Kinder lieber in den Schooß Abraham's schicken, als sie der Gnade der Christen überlassen. Der Erzbischof von Mainz und sein Neffe mußten fliehen, weil man sie beschuldigte, sich die Güter der ermordeten Juden zugeeignet zu haben. So verwandelt sich denn auch die einzige That eines deutschen Bischofs, welche den Schein christlicher Milde hatte, in eine Handlung schnöden Eigennutzes.

Der zweite Kreuzzug, bei welchem der Mönch Rudolph die Rolle des Eremiten Peter spielte, hatte ähnliche Schandthaten in seinem Gefolge. Später wurde der Rechtszustand der Israeliten gesicherter, obgleich er nicht aufhörte, sehr drückend zu sein. Sie mußten Leibzoll, Kopf-, Gewerbe-, Krönungssteuer und andere Abgaben zahlen, wurden von den Landesherren, denen sie eigen waren, verpfändet, verschenkt und verjagt und waren das ganze Mittelalter hindurch niemals sicher, daß nicht eine Verfolgung über sie ausbrach. Wiederholt fanden im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in den bedeutendsten Städten Deutschlands Judenverfolgungen statt, so in Wien 1196, in Breslau 1226, in Frankfurt 1241, in München 1285. In England war ihre Lage im eilften Jahrhundert günstiger. Die Könige und Barone suchten zwar aus ihnen so viel Geld als möglich zu pressen, verschonten sie jedoch mit offenen Gewaltthaten. Wilhelm der Rothe (der Sohn des Eroberers), nahm sogar Geld von der Synagoge und versprach dagegen einen jungen Juden, der Christ geworden war, zur mosaischen Religion zurückzuführen. Er ließ sich, als ihm dieses nicht gelang, wenigstens die Hälfte des versprochenen Lohnes für seine Bemühung zahlen. Derselbe König wohnte einmal einer Streitverhandlung zwischen einem Rabbiner und einem christlichen Priester bei, und machte sich über die Beweisgründe beider lustig. Seit der Zeit Wilhelm's des Rothen besaßen die Juden zu London und in den bedeutenderen Städten England's die Rechte von Gemeindebürgern. Doch die englischen Juden mußten bald die Folgen der Kreuzzüge fühlen. Als bei der Krönung Richard Löwenherz einige Juden, im Widerspruche mit dem ergangenen Verbote, in die Kirche drangen und erkannt wurden, entstand ein Blutbad, in welchem die Juden auf den Straßen und in ihren Häusern ermordet wurden. Diese Missethaten wiederholten sich zu London, York

und Norwich, als Richard seinen Kreuzzug antrat. Am 17. April (1191) wurden die Juden im Schlosse von York, woselbst sie der Castellan aufgenommen hatte, belagert. Als sie sahen, daß sie den Angriffen ihrer Feinde nicht widerstehen konnten, tödteten sie sich gegenseitig. Ein Rabbiner stieß allein sein Schwert mehr als vierhundert Juden in die Brust. Nachdem die Aufregung vorüber war, stellten sich die alten Verhältnisse wieder her. Die Juden bezahlten den dritten Theil des Lösegeldes, womit Richard I. seine Freiheit erkaufte. Dieser König war ihnen dafür dankbar, allein seine Nachfolger mißhandelten sie fürchterlich, um Geld von ihnen zu erpressen. Namentlich zeichnete sich Heinrich III. durch die Grausamkeit aus, die er an ihnen verübte. Im Jahre 1291 wurden die Israeliten gänzlich aus England vertrieben, und kehrten erst unter Cromwell wieder zurück.

In keinem Lande Europa's waren die Juden so glücklich, als unter der Herrschaft der Araber in Spanien. Dort sammelten sie nicht blos reiche Schätze an Silber und Gold, sondern auch an Wissenschaften, es entwickelte sich eine hebräische Literatur, auf welche die Juden bis zu unseren Tagen stolz sind. So lange die christlichen Könige von Castilien und Aragonien mit den Saracenen zu kämpfen hatten, wagten sie es nicht, die Juden mit äußerster Strenge zu verfolgen. Sie legten ihnen schwere Abgaben auf, ohne sie jedoch weiter zu mißhandeln. Auch in Italien war der Zustand der Juden erträglich. In Neapel und in den freien Städten des nördlichen Italien's wurden sie gerecht und billig behandelt; unter der Herrschaft der Päpste wenigstens geduldet.

Nirgends bewiesen die Christen den Juden die sogenannte christliche Liebe, nirgends nur gewöhnliche menschliche Gerechtigkeit. Daß diese daher den Christen oft auch Haß entgegen setzten, so weit sie es vermochten, versteht sich von selbst, obgleich die Behauptungen, mit denen raubsüchtige Christen ihre an den Juden verübten Gewaltthaten entschuldigen wollten, durchaus unerwiesen geblieben sind. Nur in der Literatur konnte sich das Judenthum thätig zeigen. In der finstersten Zeit des Mittelalters leuchtete der hellste Stern jüdischer Weisheit: Maimonides. Er war 1139 zu Cordova geboren, bildete sich unter den Arabern in der Medicin und Philosophie aus, und genoß namentlich den Unterricht des berühmten Averrhoes. Er brachte zu Tage, daß seine Stamm- und Glaubensgenossen, die Juden, nicht wegen höherer Bildung, sondern nur wegen geringerer Macht von großartigen Glaubensverfolgungen abstanden. Denn er mußte, um ihren Mißhandlungen zu entgehen, sich nach Egypten flüchten. Sein Verbrechen war in den Augen der gläubigen Söhne Israels, daß er sich nicht auf den Talmud beschränkte, vielmehr auch die Werke der alten Philosophen, namentlich des Aristoteles würdigte. Unter dem Schutze Saladin's, dessen Leibarzt er wurde, errichtete Maimonides eine Lehranstalt zu Alexandria. Doch auch hier ließen ihm seine Feinde und Neider keine Ruhe. Unstät irrte er bis zu seinem Tode (1205) umher, ohne irgendwo Ruhe zu finden. Nachher wurde er als der größte Geist anerkannt, der seit Moses unter den Juden aufgetaucht war. Er wurde mit den Namen: „großer Adler, Ruhm des Morgenlandes und Licht des Abendlandes," beehrt. So ist es von jeher den wahrhaft großen Männern ergangen und dasselbe Schicksal haben sie auch heute noch. Während Gauner und Gaukler die Massen ausbeuten und dafür von ihnen göttlich verehrt werden, ist das Loos der Freunde der Wahrheit Verfolgung, Verleumdung und Noth.

§ 90. Staat.

In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters setzten die Päpste durch, die Einmischung der Laien aus dem Gebiete der Kirche gänzlich zu verdrängen. Dieses hielt sie aber nicht ab, sich selbst in die weltlichen Angelegenheiten zu mischen. Im Gegentheile

nachdem ihnen der erste Schritt zu ihrem Ziele gelungen war, ließen sie den zweiten folgen und mischten sich gebietend in alle weltlichen Angelegenheiten der Christenheit ein. Sie begnügten sich nicht damit, Kriege zu veranlassen und zu leiten, welche mit der Religion in gewisser Beziehung standen, wie die Kreuzzüge, die Kriege gegen die heidnischen Völker des Nordens, gegen Albigenser und Stedinger, sie maßten sich die entscheidende Stimme in allen wichtigen Streitfragen der christlichen Völker an, setzten Kaiser und Könige ab und ein, und übten den mächtigsten Einfluß auf die Verwaltung aller christlichen Reiche aus. Die Geistlichen uneingedenk der Worte Christi: mein Reich ist nicht von dieser Welt, folgten aller Orten dem Beispiele, das ihnen der Papst gab, und leiteten mehr oder weniger die meisten Reiche der Christenheit. Der Staat beruhte durchgängig auf Königthum, Geistlichkeit und Geburtsadel. Die beiden letzteren hatten die Gesetzgebung an sich gerissen und beherrschten die richterliche Gewalt, während das Königthum sich mit der vollstreckenden Gewalt und einem Antheil an der richterlichen begnügen mußte. Die große Masse des Volkes war fast aller Orten von jedem Antheile an der Gesetzgebung, an den Gerichten und an der Leitung der vollziehenden Gewalt ausgeschlossen.

Der chaotische Zustand, welcher die ersten Jahrhunderte des Mittelalters bezeichnet hatte, ging in einen methodischern über. Die durch die Macht der Lüge begründeten Verhältnisse wurden durch den Namen des Gesetzes und die Formen der Religion beschönigt. So wenig die Geistlichkeit eine Untersuchung ihres Besitzstandes, ganz eben so wenig duldeten Könige, Fürsten und Grafen eine Prüfung des ihrigen. In welcher Weise die Geistlichkeit ihre Macht errang, haben wir im vorigen Abschnitte zusammengefaßt. Die Gewalt der Könige ruhte auf einem nicht viel bessern Rechte. Das Haus der Capetinger gründete seine Herrschaft auf den Trümmern der Carolinger und erweiterte die Gränzen seines Reiches durch Kriege und Schandthaten aller Art, wovon die gegen die Albigenser eingeleiteten Verfolgungen nicht die geringsten waren *). Das Schwert verschaffte den Königen der pyrenäischen Halbinsel den Besitz von neun Zehntheilen ihrer Reiche †). Das Blut kittete in allen Reichen des Nordens die unterdrückten Volksmassen zusammen und die Furcht vor neuem Blutvergießen hielt sie ab, das verhaßte Joch raubsüchtiger Herrscher zu brechen ‡). In Deutschland wurde durch das Widerstreben der Päpste zwar die königliche Macht gebrochen, um so schrankenloser geboten die geistlichen und weltlichen Großen des Reiches ||). In Italien hatte sich das Haus Anjou über den Gräbern der Hohenstaufen und ihrer Anhänger einen neuen Thron erbaut, das Papstthum einen Staat durch Lug und Trug zusammengebracht §). Doch neben allen diesen Schöpfungen des Unrechts hatten doch auch einige Staaten ihren Ursprung in dem freien Willen der Menschen, namentlich die Republiken Oberitaliens und die freien Städte Deutschlands. In England beruhte zwar die Vertheilung des gesammten Grundeigenthums auf Gewalt, allein bei dem Aufbau der Staatsverfassung wurde außer den Geistlichen und Baronen auch dem bemittelten Theile des übrigen Volkes einige Rechnung getragen ¶). Im Großen und Ganzen gründeten sich alle Verhältnisse des Mittelalters auf Gewalt; nur da und dort waren einige Gemeinwesen auf den freien Willen ihrer Mitglieder gebaut. In der Hauptsache hat sich in allen europäischen Staaten diese Grundlage nicht verändert. Auf den im Mittelalter bestatteten Boden wurden zwar mannichfaltige Einrichtungen, Verfassungen und Anstalten gepflanzt. Sie alle tragen aber den Stempel ihres Ursprungs in unverkennbaren Zügen an sich.

Im Mittelalter waren die kräftigeren Könige und Fürsten verständig genug, dieses

*) S. den sechsten Abschnitt §§ 53—59. †) S. den achten Abschnitt §§ 69—70. ‡) S. den neunten Abschnitt §§ 71—76. ||) S. den vierten Abschnitt §§ 30—47. §) S. §§ 50. 55. ¶) S. oben §§ 65—66.

selbst zu erkennen. Sie bemühten sich, ihren Ursprung durch ihre Thätigkeit und ihre persönliche Tapferkeit in Vergessenheit zu bringen, während die meisten Könige und Fürsten unserer Tage sich vom Felde der Gefahren fern halten, ein schwelgerisches Leben führen, und dadurch die gerechte Entrüstung des Volkes mehr und mehr auf sich ziehen. Die Könige und Fürsten des Mittelalters duldeten zwar so wenig, als diejenigen der neuesten Zeit, eine ernstliche Prüfung ihrer Rechte und ihrer Thaten. Allein aus dem Munde der Hofnarren hörten sie doch nicht selten beißende Wahrheiten an. Aus dem Mittelalter stammt das Sprichwort: Kinder und Narren sagen die Wahrheit! Narren sagen sie den Königen und Fürsten, Narren gaben sie den Geistlichen bei den Esels- und Narren Festen in den Kirchen zu erkennen.*)

§ 91. Recht und Unrecht.

Es gibt nur eine Quelle des Rechts: die menschliche Vernunft, und nur eine Quelle des Unrechts: den menschlichen Unverstand in Verbindung mit menschlichen Leidenschaften. Jedes Gesetz, welches das Ergebniß einer richtigen Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse und einer vernunftmäßigen Würdigung derselben, ist im höhern Sinne des Wortes gerecht; jedes Gesetz dagegen, welches entweder die bestehenden thatsächlichen Verhältnisse unwürdigt, oder dieselben zum Nachtheil der Gesammtheit und zu Gunsten einer Minderzahl ausbeutet, ist ungerecht. Nicht alles, was fluchwürdige Tyrannen für Recht ausgaben, ist vor dem Richterstuhle der Vernunft Recht, so wenig als alles, was heuchlerische Pfaffen für göttliche Wahrheiten ausgaben, solche sind. Allerdings gelingt es oft den Despoten Gesetze zu geben, und den Pfaffen, Glaubenssätze zu verkünden, mit deren Hülfe den unterdrückten Völkern das auf ihnen ruhende Joch noch fester auf den Nacken gebunden wird. Allein dadurch können die ewigen und unveräußerlichen Rechte der Menschen nicht verändert werden. Den Völkern bleibt unter allen Verhältnissen das Recht, das Joch weltlicher und geistlicher Tyrannen, und zugleich alle von diesen zur Verewigung ihres Druckes gegebenen Gesetze umzustoßen.

Der Mensch hat das Recht, sich seines Lebens zu freuen, das Recht auf Freiheit, Bildung und Wohlstand. Jede Staatseinrichtung und jedes Gesetz, welches ihm die harmonische Entwicklung der Kräfte seines Körpers und seiner Seele verkümmert, ist ungerecht. Kein Mensch hat das Recht, sich auf Kosten seiner Nebenmenschen der Schwelgerei, der Trägheit oder gar der Herrschaft zu ergeben. Kein Mensch hat ein Recht auf Ueberfluß, so lange Tausenden die nothwendigen Lebensbedürfnisse fehlen. Die Arbeit ist der einzige Rechtsgrund des Besitzes und des Eigenthums. Diese Grundsätze stimmen nicht minder mit dem ewigen Vernunftrechte, als mit den Bestimmungen des Christenthums, wie es Jesus lehrte, überein. Allein so wenig als die Päpste, Cardinäle und Bischöfe, ganz eben so wenig dachten die Kaiser, Könige und Fürsten des Mittelalters daran, ein derartiges Recht den Völkern zu geben. Sie strebten nur darnach, den Besitz, in welchem sie und ihre Anhänger sich mit Gewalt oder durch Betrug gesetzt hatten, zu befestigen und zu erweitern, allein nicht entfernt darnach, den Besitzlosen zu Besitz, den Armen zu den nothwendigen Lebensbedürfnissen, den Arbeitern zu Arbeit und entsprechendem Lohne zu verhelfen. Dasselbe Unrecht, welches geistlichen und weltlichen Fürsten ihre Gewalt und ihre Reiche, gab ihren Anhängern auch Besitz und Eigenthum, Aemter und Würden; dasselbe Unrecht wurde durch die Gesetze, welche sie erließen oder förderten, verewigt, und besteht im größern Theile Europa's bis auf den heutigen Tag fort.

Das gesammte s. g. Recht des christlichen Europa, wie es im Mittelalter war, und

*) Siehe oben § 89 Seite 281.

heute noch ist, zerfällt in drei Theile: das s. g. römische Recht, das kanonische Recht und die Landesrechte. Die wesentlichen Bestimmungen der letzteren haben wir bei der Geschichte der einzelnen Staaten angedeutet, dem kanonischen Rechte haben wir einen besondern Paragraphen gewidmet.*) Es bleibt uns nur, über das römische Recht einige Bemerkungen zu machen.

Als der Kaiser Lothar II. (1137) die Stadt Amalphi, oder Meiß, in Unteritalien, einnahm, wurde, unter deren Trümmern, eine Handschrift der justinianischen Pandecten†) gefunden. Lothar II. schenkte sie der Stadt Pisa, deren Flotte die Einnahme Amalphi's besonders gefördert hatte. Dieser Fund gab einen kräftigen Anstoß zu der Erforschung des römischen Rechtes. In Bologna und verschiedenen anderen Städten Italien's wurden darüber, mit besonderem Eifer, Vorträge gehalten, welche bald die Kenntniß des römischen Rechts über das ganze Abendland verbreiteten. Dadurch wurde eine vollständige Veränderung in dem gesammten Rechtswesen des Abendlandes vorbereitet. Früher lebten die freien Menschen jedes Stammes, oder jeder Stadt, nach den Gewohnheitsrechten ihrer Heimath. Durch das römische Recht wurden die besonderen Gesetze der Franken, Lombarden, Burgunder und anderer Völker mehr und mehr verdrängt. Das römische Recht brach sich Bahn nicht sowohl durch die ausdrückliche Anerkennung der gesetzgebenden Gewalten damaliger Zeit, als durch die Bestrebungen der Lehrer des römischen Rechtes, welche durch ihre zahlreichen Schüler demselben allmälig Eingang in den Gerichtshöfen und durch diese im Leben verschafften. In Italien und in Deutschland wurde die Einführung des römischen Rechtes dadurch erleichtert, daß man sich einbildete, es sei eine nothwendige Folge des römischen Reiches. Die Kaiser, deren despotische Gelüste das römische Recht förderten, hegten diesen Wahn, umgaben sich selbst mit Doctoren des römischen Rechtes, bezogen sich in den von ihnen ausgehenden Schriften wiederholt auf dasselbe, als eine unzweifelhafte Rechtsquelle, und trugen das ihrige zu dessen Einführung bei. Aehnliche Ursachen hatten ähnliche Wirkungen in den übrigen Theilen Europa's, namentlich in Frankreich, England, Spanien und Scandinavien.

Neben dem dreifachen Unrecht des s. g. römischen, kanonischen und Landesrechtes ging übrigens noch immer das Faustrecht einher, welches nicht selten jedes andere sogenannte und wirkliche Recht aus dem Felde schlug. Namentlich war dieses Recht, d. h. die Gewalt des Schwertes während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sehr mächtig in Deutschland. Ihm verdanken alle unsere Könige, Fürsten und Grafen ihre Throne und Besitzthümer.

§ 92. Ritterthum und Minne.

Im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts löste sich fast die gesammte weltliche Gewalt in das Ritterthum auf. Kaiser und Könige wurden durch den Ritterschlag erst befähigt, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Wie die Ritter die verschiedenen Throne Europa's, so hatten sie auch alle untergeordneten weltlichen Befehlshaberstellen inne. Aus dem Stande der Ritter wurden die Feldherren, die Statthalter, Herzoge und andere einflußreiche Staatsbeamte gewählt. Die Gesetze des Ritterthums galten gleichmäßig für das reichste und für das ärmste seiner Mitglieder. Nur war es im Mittelalter noch schwerer, als zu unseren Zeiten, den mächtigen Frevler zur Strafe zu ziehen. Der Ritter mußte vor allen Dingen verstehen, das Roß zu tummeln, im stählernen Kleide die gewichtige Lanze zu führen und das Schwert zu schwingen. Der unvermeidliche und unentbehrliche Begleiter des Ritters war sein Knappe, der für seines Herrn Roß Sorge

*) Siehe § 81. †) Siehe Buch IV. § 53 S. 165 ff.

trug, diesem den Panzer anlegte, den Steigbügel hielt; wenn er siegreich war, an seinen Triumphen Theil nahm und wenn er verwundet mit dem Tode rang, ihm zu einem christlichen Sterbelager und einem ehrlichen Begräbnisse verhalf. Ein gewisses Vermögen war eine nothwendige Voraussetzung des ritterlichen Standes. Wer nicht wenigstens zwei Pferde, einen Knappen und die erforderlichen Schutz- und Trutzwaffen halten konnte, vermochte nicht, seinen ritterlichen Stand zu behaupten. Je reicher und mächtiger aber ein Ritter war, desto größer war die Zahl seiner Knappen und Rosse, und die Pracht seiner Waffen. Zu den Knappen, welche von niederer Abkunft waren, traten Edelknaben, die Söhne adliger Familien, hinzu, welche, unter dem Schutze berühmter Ritter, sich ausbilden sollten, und bei denselben Dienste nahmen. Die armen Ritter hatten gewöhnlich nur eine Burg auf einer steilen Felsenhöhe mit tiefem Verließe, Fallthüren, schweren Thoren und Zinnen, von denen herab der Diener sein Späherauge durch die Umgegend fliegen ließ. Die reicheren Ritter hatten viele Burgen mit breiten Graben, Zugbrücken, Thürmen und unterirdischen Gängen. Der arme Ritter hatte oft nicht so viel Land, als er bedurfte, um seine Rosse darauf grasen zu lassen, oder das erforderliche Holz für seinen täglichen Bedarf zu schlagen. Kaiserliche und königliche Ritter zählten dagegen nicht selten mächtige Herzoge und Grafen zu ihren Vasallen und hatten tausende leibeigener Bauern, oder Pächter, welche für sie arbeiteten und ihnen ihre Lebensbedürfnisse im Ueberflusse lieferten. Der Ritter, welcher arm wurde, verlor mit seinem Vermögen nicht blos alle Annehmlichkeiten desselben, sondern auch die Vorzüge seines Standes. Er sank herab in die Klasse der namenlosen Knappen, der verachteten Bürger oder der leibeigenen Bauern. Natürlich hielt er daher mit der ganzen Kraft, deren er fähig war, an seinem Stande fest, und wenn er mit denjenigen Mitteln, welche damals für ehrenvoll gehalten wurden, d. h. Gewaltthaten im großen Style, sich nicht behaupten konnte, so griff er zu denjenigen, welche damals schon für unehrenvoll galten, obgleich sie selten bestraft wurden, d. h. zu Gewaltthaten in kleinerem Maßstabe, Straßenraub, Mord und Wilddiebstahl. Vorausgesetzt, daß ein Ritter die üblichen Formen beobachtete, d. h. seinem Gegner die Fehde ankündigen ließ und seine Angriffe an nicht gefriedeten *) Tagen vornahm und gefriedete Personen und Gegenstände verschonte, machte ihm in den meisten Ländern, zumal in unserm deutschen Vaterlande Niemand einen Vorwurf daraus, wenn er einzelne Burgen, oder auch ganze Dörfer und Städte abbrannte, Hunderte von Menschen tödtete und ihrer Habe und ihres Gutes beraubte. Mit dem Schwerte in der starken Faust hatten alle Könige und Kaiser ihre Kronen erobert, nur mit dem Schwerte konnten sie dieselben auf ihren Häuptern behaupten. Zwischen Gewalt und Recht gab es im Mittelalter keinen wesentlichen, sondern nur einen formellen Unterschied. In unseren Tagen ist es nicht viel anders, wie schon daraus erhellt, daß unsere Zustände auf der Grundlage des Mittelalters beruhen. Ungeachtet in der Wirklichkeit das Ritterthum die Herrschaft des Schwertes, wurde diese doch gemäßigt durch gewisse Formen, an welche sie gebunden war †), und durch gewisse Grundsätze, welche die besseren Ritter anerkannten und einige wenige der Besten im wirklichen Leben ausübten. Die große Masse der Ritter hatte keinen andern Maßstab für Recht oder Unrecht, als das Gefühl ihrer eigenen Macht und den abgeschmackten Glauben, den die Pfaffen ihnen, unter dem Namen des Christenthums, einprägten. Während die meisten Ritter ihren Ruhm darein setzten, ihre Besitzungen, im Kampfe mit ihren Nachbarn, zu erweitern, ihre Feinde zu tödten und, mit dem Kreuze auf der Brust, gegen diejenigen zu Felde zu ziehen, welche der Papst „ungläubig," zu nennen beliebte, — gab es doch auch einzelne Ritter, die von der Ueberzeugung durchdrungen waren, ihr Schwert solle nur zur Vertheidigung der Unterdrückten, namentlich der Frauen, der Greise und der Unmündigen

*) Siehe Buch IV. § 56 S. 173. †) Siehe Buch IV. § 56 S. 173.

gezogen werden und die Aufgabe des Ritterthumes bestehe nicht darin, in blinder Wuth zu morden, oder aus Eigennutz zu rauben, vielmehr sei der Beruf des Ritters, das Gewicht seines Schwertes immer in die Wagschaale des Rechtes und der Unschuld zu legen, den Uebermüthigen zu demüthigen, dem Räuber den Raub abzujagen, um dem Beraubten das Seinige zurückzugeben und den frechen Mörder und Verächter edler Sitte und Zucht zu bestrafen.

In demselben südlichen Frankreich, in welchem sich zuerst reinere Begriffe vom Christenthume geltend machten, finden wir auch die ersten Spuren dieses edlen Ritterthums. Dort war schon im elften Jahrhundert *) das Ritterthum in Bund getreten mit den schönen Künsten und dem schönen Geschlechte. Die Ritter lernten Siegespreise kennen, welche höhere Ehren und bleibendern Ruhm verliehen, als die Leichname getödteter Feinde und die Trümmer zerstörter menschlicher Wohnungen. Die Dichter besangen die Thaten edler Kämpfer, sie priesen an ihnen die Tugenden der Milde, der Großmuth und der Uneigennützigkeit; und wie sie hochherzige Ritter in Liedern und Gesängen, die von Mund zu Munde gingen, mit unvergänglichem Ruhme schmückten, so brandmarkten sie das Andenken raubsüchtiger, sittenloser und grausamer Ritter mit dauernder Schmach und Schande Nicht minder wirksam, als die Leier der Dichter und Troubadour's war die Siegespalme, welche hochherzige Ritter aus schönen Händen empfingen. Zarte Frauen waren es, welche den Dichtern des Mittelalters ihr Ziel wiesen und sie zu ihren gelungensten Schöpfungen begeisterten. Unter ihrem Einflusse lernten die Ritter edlere Genüsse kennen, als die Jagd und der Krieg ihnen boten. Edle Frauen, geschmückt mit Schönheit und Geist, saßen zu Gerichte, umgeben von tapferen Rittern und Herren, und entschieden über streitige Fragen der Ritterlichkeit, der Liebe und des Frauendienstes. Unter ihnen werden uns besonders genannt die Königin Eleonore von Frankreich, †) Enkelin des berühmten Troubadour's Wilhelm IX., Herzog's von Aquitanien und Poitou, und Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, die Gräfinnen von Champagne und Flandern, und die Gräfin Ermengarde von Narbonne. Aus dem südlichen Frankreich verbreitete sich diese edlere Ansicht von Ritterthum und Gesang nach dem nördlichen Frankreich. Als Ludwig VII. Eleonoren ehelichte (1137), folgten ihr viele Sänger der Liebe und des Ritterthums in den Norden nach. Die Gerichte der Liebe wurden, seit dieser Zeit, auch in der Normandie, in Isle de France, in Flandern und Champagne üblich. Die Königin Eleonore selbst wurde von Dichtern und Sängern verehrt und hoch gepriesen und als sie später dem Könige, Heinrich II. von England sich vermählte, fanden auch in Albion die von den Gerichtshöfen der Liebe gehegten Ansichten und Gefühle Eingang. Das Muster hoher Ritterlichkeit und reiner Liebe, welches die sogenannte heitere Kunst (gaya ciencia) aufstellte, war die fabelhafte Tafelrunde König Arthurs. ‡) Die Verhandlungen vor den Gerichten der Liebe wurden gewöhnlich in Streitversen, die man Tensonen nannte, geführt und unter großen Feierlichkeiten, bei Tournieren und anderen Festen, die Entscheidungen abgegeben. An diesen konnten allerdings nur wieder die bevorzugten Stände und wenige von einzelnen hohen Personen begünstigte Männer von ausgezeichneten Gaben Theil nehmen. Die große Masse blieb von diesen, wie allen anderen höheren Genüssen, ausgeschlossen. Die tapfersten Ritter und die mächtigsten Könige rechneten es sich zur Ehre, an derartigen Festen Theil zu nehmen. Sie begünstigten dieselben durch Wort und That. Richard Löwenherz, der Sohn Eleonoren's, war nicht stolzer auf seine Siege, die er mit dem Schwerte errang, als auf die Gedichte, die ihm gelungen waren.

Alphons II., Peter III. von Aragonien und Friedrich II. von Deutschland fanden in mitten eines stürmisch bewegten Herrscherlebens noch immer Zeit, zu dichten und zu

*) Siehe Buch IV. § 59 Seite 179. †) Siehe § 56 S. 173. ‡) Siehe Buch IV. § 11.

singen. An den Dichtern des Ritterthums und der Minne fanden Dante und Petrarca ihre Muster. Die neuere Dichtkunst erstand auf dem Grunde, den diese legten. So reiht sich die Vergangenheit an die Gegenwart. Die Burgen der Ritter damaliger Zeit liegen in Trümmern, und die Siege, welche die Tapfersten unter ihnen erfochten, sind vergessen. Die Zeiten sind milder geworden. Wer in den finsteren Jahrhunderten für die edleren Bestrebungen der Menschennatur in die Schranken trat, wird von der dankbaren Nachwelt gepriesen. Wer aber sein Reich auf Mord und Todtschlag gründete, wird heute noch mit Recht Tyrann genannt; und seine Nachkommen, die von ihm ihre Ansprüche ableiten, können niemals als rechtmäßige Herrscher betrachtet werden.

§ 93. Söldner- und Volks-Heere.

Sobald die Ritter anfingen, zu denken, hörten sie auf, willenlose Werkzeuge in den Händen der Machthaber zu sein, und mußten sich diese, da sie deren nicht entbehren konnten nach anderen umsehen. Schon unter Johann und Heinrich III. von England kam die Sitte auf, statt des persönlichen Lehendienstes eine Geldabgabe von den Vasallen zu erheben Dieser Gebrauch dehnte sich früher oder später über das gesammte christliche Europa aus. Zwar behielten bis zum Ende dieses Zeitabschnittes die ritterlichen Heere ihre Bedeutung, allein neben ihnen kamen auf der einen Seite die Söldner- und auf der anderen die Volks-Heere auf. Mit Hülfe von Söldnern, der sogenannten Brabanzonen bemächtigte sich Stephan (1134) des englischen Thrones. Diese Brabanzonen, spielten überhaupt während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eine bedeutende Rolle in der Kriegs- und Leidensgeschichte von Flandern, Frankreich, England und Deutschland. Wenn ein Krieg zu Ende ging, entließen die Könige auf einmal Tausende von Söldnern, welche sich dann ohne Zucht und Gehorsam über die benachbarten Länder ergossen, und von Raub lebten bis sie wieder Dienst fanden. So entließ z. B. Heinrich II. von England nach seinem Kriege mit Frankreich seine Söldner. Die verbundenen Einwohner von Berry, welche durch sie auf's äußerste gebracht worden waren, schlugen auf einmal 7000 derselben todt (1183). Doch vermehrte sich deren Zahl bald wieder. Brabanzonen wurden sie genannt, weil die meisten derselben aus Brabant kamen. Von den großen Messern, welche sie trugen, hießen sie auch Cottereaux, und vom deutschen Worte Reuter kam das französische Routiers. An der Seite des Oberanführers seiner Söldner Marcadee wurde Richard Löwenherz tödtlich verwundet und ungeachtet der König dem Schützen, dessen Pfeil ihn verwundet hatte, Verzeihung schenkte, ließ ihm Marcadee bei lebendigem Leibe die Haut abziehen und ihn dann aufhenken. Unter Johann ohne Land und Heinrich III. wurden die fremden Söldner zu einer furchtbaren Plage für England. Philipp August von Frankreich eroberte mit Hülfe seiner Söldner den größern Theil der englischen Provinzen diesseits des Canals. Er errichtete die sogenannten Ordonnanz-Compagnien, welche stets unter den Waffen und bereit waren, den königlichen Befehlen gegen innere und äußere Feinde Nachdruck zu verleihen. Auch die deutschen Könige und Kaiser bedienten sich wiederholt in ihren Kriegen zahlreicher Söldnerschaaren, indem sie so wenig, als alle übrigen Könige ihrer Zeit mit ihren, stets auf die Heimkehr bedachten Vasallen dauernde Kriege führen konnten. Die zuverlässigsten und gefürchtetsten Truppen in den Heeren Friedrich's II. waren seine saracenischen Söldner. Auch die mohammedanischen Fürsten konnten nicht mehr, wie in den ersten Jahrhunderten des Islam ihre Schlachten mit den Heerent begeisterter Freiwilliger schlagen, welche so oft sie die Fahne des Propheten entfalteten, sich unter

dieser schaarten. Türkische und kurdische Söldner fochten im Kampfe mit Kreuzfahrern, und Mammeluken *) stürzten den Thron der egyptischen Sultane.

Doch die Volksheere waren es, welche allein in diesem, wie in jedem andern Abschnitte der Geschichte großartige, Welten erschütternde Siege davon trugen. Die Volksheere der italienischen Städte brachen die Macht der Hohenstaufen in Oberitalien, die Volksheere der Mongolen unterwarfen sich fast ganz Asien und führten zugleich an der Oder, am Indus und in China Kriege. Die Volksheere der Stedinger schlugen wiederholt zahlreiche Heere von Rittern und die Albigenser leisteten mehrere Jahre hindurch den wilden Schaaren der Kreuzfahrer siegreichen Widerstand, bis sie endlich mehr den Künsten des Betrugs und der Lüge, als des Krieges erlagen.

Die Kraft eines Volksheeres entspricht immer der Stärke der Nation, welcher es angehört. Die Volksheere eines Theils von Oberitalien genügten, die Ritter- und Söldner-Heere der mächtigsten christlichen Herrscher ihrer Zeit zu besiegen. Allerdings vermochten die Volksheere der Albigenser und Stedinger nicht, ihren Feinden die Spitze zu bieten, denn diese Stämme waren zu klein. Auch war für Europa die Zeit noch nicht gekommen, da sich die Kraft der Völker wieder bewähren sollte. Doch waren die Kämpfe der Stedinger und Albigenser würdige Vorboten der Schlachten, welche Ditmarschen und Schweizer, in späteren Zeiten schlugen und brachen den Zauber der Unüberwindlichkeit, welchen bis dahin die ritterlichen Heere im Kampfe mit dem Landvolk, um sich verbreitet hatten.

§ 94. Universitäten.

Ungeachtet aller Anstrengungen der geistlichen und weltlichen Despoten, die Menschen in ihrer Dummheit zu erhalten, oder wo möglich noch mehr zu verdummen, schritt der Geist der Menschheit doch vorwärts. Das Bedürfniß zu lernen, wurde unter der strebenden Jugend immer stärker. Die Schulen, welche in Klöstern und Domstiftern bestanden, genügten dem Wissensdurste, welcher durch die bedeutungsvollsten Ereignisse der Zeit: den Streit zwischen Päpsten, Kaisern und Königen, den Kampf zwischen Christen und Mohammedanern, und selbst die Zwistigkeiten der Mönche unter einander und die Verfolgung der sogenannten Ketzer angeregt worden war, nicht mehr.

Die hohen Schulen der Mohammedaner zu Cordova, Sevilla, Alexandria und anderen Orten forderten die Christen zur Nacheiferung auf. Die Päpste bemühten sich, das von ihnen durch Lug und Trug zu Stande gebrachte Kirchenrecht, die Kaiser, das ihnen günstige römische Recht in Umlauf zu bringen. So erstanden im Laufe des elften und zwölften Jahrhunderts die ersten hohen Schulen in Europa, welche bald den Namen Universitäten annahmen. Zu Salerno in Unteritalien blühte schon lange vor der Zeit der normännischen Herrschaft, wohl seit dem neunten Jahrhundert eine Arzneischule, welche in den Jahren 1143 und 1238 von neuem bestätigt wurde. Peter Abälard legte im Anfange des zwölften Jahrhunderts den Grund zu der Pariser Universität, indem er in dieser großen Hauptstadt, und deren Umgegend †) die ersten Vorträge hielt, welche einen wissenschaftlichen Character hatten, über das enge Gebiet der hergebrachten Gottesgelehrsamkeit hinaus reichten und den Wissensdrang der Jugend seiner Zeit bis zur Begeisterung steigerten. Das von Abälard gegebene Beispiel wurde von anderen Lehrern nachgeahmt. Zahlreiche Schüler versammelten sich um sie. Lehrer und Schüler ordneten ihre gegenseitigen Beziehungen und die Verfassung, die sie sich selbst gaben, wurden von den geistlichen und weltlichen Behörden stillschweigend anerkannt. Der König Philipp August

*) Siehe oben § 16. S. 44. †) S. § 60. S. 173.

ertheilte ihnen gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts Befreiung von allen königlichen Gerichten. Lehrer und Schüler wählten 1206 einen gemeinschaftlichen Vorsteher (Rector) und vereinigten ihre verschiedenen Genossenschaften zu einer allgemeinen Körperschaft (universitas). Die Universität wurde für die Stadt eine bedeutende Erwerbsquelle und brachte ihr außerdem Ehre und Ansehen, daher sie von den Königen mehr und mehr begünstigt wurde. Des Streites, welchen sie mit den Bettelmönchen zu bestehen hatte, haben wir schon oben *) erwähnt. Die zweite Schule, welche während dieses Zeitabschnitts in Frankreich gegründet wurde, war diejenige von Montpellier (1289). In ähnlicher Weise wie die Universität Paris entstand die hohe Schule zu Bologna. Dort lehrte schon im Anfange des zwölften Jahrhunders Werner (Irnerius) mit großem Erfolge das römische Recht. Bald darauf wurde daselbst auch das kanonische Recht vorgetragen. Die Stiftung der Universität wird aber erst in das Jahr 1158 gesetzt. Der Mönch Gratian †) erhielt allmälich das Uebergewicht über Justinian, indem seine Sammlung noch höher geachtet wurde, als diejenige des Kaisers. Um dem zunehmenden Einflusse des päpstlichen Rechtes Schranken zu setzen, errichtete Friedrich II. (1224) eine hohe Schule in Neapel, auf welcher besonders das römische Recht gelehrt wurde.

Nach diesen Mustern entstanden die Universitäten von Padua (1228), Rom (1245), Oxford (im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts) Cambridge (1257), Valencia (1209), Salamanca (1250), Coimbra (1279) und Lissabon (1290).

Die Mitglieder der ersten christlichen Universitäten theilten sich in verschiedene Nationen, welche ihre Vorsteher, gemeinschaftliche Cassen und wohlthätige Anstalten besaßen. Anfangs hatten Männer von Geist und Kenntnissen gelehrt, ohne einen Ruf von außen oder eine Anstellung erhalten zu haben. Später wurde es üblich, daß die Universitäten denjenigen ihrer Schüler, welche sich in ihrer Wissenschaft ausgebildet hatten, nach vorgängiger Prüfung das Recht zu lehren, oder die Würde eines Doctor (Lehrer) oder Magister (Meister) ertheilten. Die ursprüngliche Freiheit der Lehrer und Schüler verlor sich bald. Die Päbste maßten sich an, die Universitäten unter ihre besondere Aufsicht zu ziehen und behaupteten, ihre Zustimmung sei zu deren Gründung erforderlich. In der That bestätigten sie die Errichtung der hohen Schulen von Paris und Bologna, und ihre Anhänger betrachteten es als eine Anmaßung, daß Friedrich II. ohne päbstliche Genehmigung die Universität von Neapel gegründet hatte. Wiederholt griffen die Päbste in die innere Entwickelung der Universitäten störend ein. Dennoch war es ein Fortschritt, daß Anstalten gegründet wurden, auf welchen nützliche Kenntnisse, wenn auch unter dem Drucke des herrschenden Aberglaubens, verbreitet wurden. Der menschliche Geist übte an dem, was ihm geboten wurde, seinen Scharfsinn, und entdeckte allmällig viele Wahrheiten, welche den geistlichen und weltlichen Despoten unerwünscht waren, deren Verbreitung diese aber nicht hemmen konnten. Die Wissenschaften hörten auf, im ausschließlichen Besitze der Geistlichen zu sein. Sie wurden ein Gemeingut Derjenigen, welche reich genug waren, die hohen Schulen auf eigene, oder glücklich genug, sie auf fremde Kosten besuchen zu können. Je theuer und seltener damals die Bücher waren, desto werthvoller wurde der mündliche Unterricht; und viele Wahrheiten, welche niemand gewagt hätte, der Schrift anzuvertrauen, theilten sich von Munde zu Munde weiter mit. Abälard hatte längst den Haß der Glaubenseiferer auf sich gezogen, bevor sie ihn anzuklagen wagten. Er fiel, als ihr Opfer, erst nachdem er einen Theil seiner Lehren niedergeschrieben hatte. Bis dahin schützte ihn der Einwand, die Schüler könnten ihn mißverstanden haben. Die Universitäten geben uns einen nicht unwichtigen Maaßstab für das wissenschaftliche Streben der Völker. Italien, Frankreich, England und Spanien besaßen schon ein bis zwei Jahr-

*) Siehe oben § 84. †) Siehe oben § 81.

hunderte lang solche, bevor die erste in Deutschland gegründet wurde. Unser Vaterland stand wohl an wissenschaftlicher Befähigung um so viele Zeit hinter den anderen Völkern zurück. Es holte sie darum doch später auf dem Gebiete der Wissenschaft ein

§ 95. Wissenschaften.

Nur unter dem Schutze der Freiheit können die Wissenschaften blühen. Allein selbst in unseren Tagen besteht, mit einiger Ausnahme der nordamerikanischen Freistaaten, nirgends Freiheit der Forschung. Die herrschende Religion, die herrschende Staatsverfassung, herrschende Sitten und Gewohnheiten legen den strebenden Geistern aller Orten die schwersten Ketten an. In weit höherem Maaße war dieses aber der Fall während des Mittelalters. Die Religion der Christen duldete, eben so wenig als diejenige der Mohammedaner und der Juden, eine ihren Ueberlieferungen widersprechende Gottesgelehrsamkeit und Philosophie. Die Sternkunde, die Geschichte und die meisten übrigen Wissenschaften empfanden nicht minder den Druck der herrschenden Religion. Denn jede den s. g. heiligen Büchern widersprechende Wahrheit wurde sofort als Ketzerei verschrieen und brachte den Entdecker oder Verbreiter in Lebensgefahr. Was die herrschende Religion für die Gottesgelehrsamkeit, war, und ist noch immer, die herrschende Staatsverfassung für die Rechtswissenschaft und den mit dem Staate in Verbindung stehenden Lehren der Philosophie. Wie die Päpste alle ihrer Herrschsucht widerstrebenden Wahrheiten der Gottesgelehrsamkeit und die mit ihr in Verbindung stehenden Lehren der Philosophie, so verfolgten Kaiser, Könige und Fürsten alle in das Gebiet der Rechtswissenschaft einschlagenden Wahrheiten und die mit ihr verwandten Zweige der Philosophie. Mit Hülfe der von den geistlichen Tyrannen erfundenen Verbrechen der Gotteslästerung, der Ketzerei und des Abfalls vom Glauben wurde der alte Unsinn und der alte Despotismus in der Kirche und mit Hülfe der von den weltlichen Machthabern erfundenen Verbrechen des Hochverraths und der Majestätsverletzung das alte Unrecht und die alte Knechtschaft im Gebiete des Staats erhalten. Selbst die Arzneiwissenschaft litt unter dem herrschenden Aberglauben, wenigstens in so fern, als wissenschaftliche Aerzte von s. g. Hexenmeistern, Zauberkünstlern und Astrologen, von Teufelsbeschwörern und andern Quacksalbern häufig verdrängt wurden, und als jede Entdeckung im Gebiete der Arzneikunde den Mann der Wissenschaft in Gefahr brachte, als Hexenmeister, Zauberer und Verbündeter des Teufels behandelt zu werden.

Die Eintheilung der Wissenschaften in die vier Facultäten: Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und Medicin trug auch viel dazu bei, deren Aufschwung zu erschweren. Der Gegensatz, welcher zwischen der Philosophie und den übrigen Wissenschaften eingeführt wurde, konnte nur zu Mißverständnissen führen. In der That ist Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes und Philosophie gleichbedeutend. Jeder Wissenszweig, welcher vernunftmäßig betrieben wird, dessen Wahrheiten auf Grundsätze zurückgeführt und nach Grundsätzen geordnet, vorgetragen werden, ist eine Wissenschaft. Alles Wissen dagegen, welches der freien Forschung unübersteigliche Schranken setzt, welches nicht auf Grundsätzen, sondern Glaubenssätzen ruht, und daher nicht von Grundsätzen, sondern von Glaubenssätzen Inhalt und Form erhält, ist eine Wissenschaft. Die christliche Gottesgelahrtheit des Mittelalters war daher eben so wenig eine Wissenschaft, als die mohammedanische, denn da und dort entschied nicht die freie Forschung, sondern der Glaube, nicht die Vernunft, sondern die s. g. heilige Schrift in Uebereinstimmung mit der von den Kirchenherrschern eingeführten Auffassung und Auslegung derselben über Inhalt und Form, über die Wahrheit und innere Anordnung der Lehrsätze.

Eben so wenig, als eine Wissenschaft der Gottesgelahrtheit gab es und giebt es bis zum heutigen Tage eine Wissenschaft des Rechtes. Wie die Gottesgelehrten sich bemühten, die Glaubenssätze der geistlichen, suchten die Rechtsgelehrten, die Rechtssätze der weltlichen Tyrannen zu erklären, zu erläutern, zu vertheidigen und zu beschönigen. Der Geist der Forschung war aber im Gebiete der Gesetze ganz eben so wenig, als im Gebiete der Religion erhalten über dem Willen der Despoten, vielmehr stand er da und dort im Dienste der Tyrannen. Während man die Philosophie den übrigen Wissenschaften entgegen setzte, und diese knebelte, entzog man jener ihren Inhalt. Was in aller Welt ist Philosophie, wenn ihr die Wissenszweige der Gottesgelahrtheit und der Rechtsgelehrsamkeit entzogen sind? Bleibt noch die Arzneikunde. Diese wurde zwar schon seit dem neunten Jahrhundert auf der hohen Schule zu Salerno nach griechischen Mustern gelehrt, stand aber das ganze Mittelalter hindurch auf einer den übrigen Wissenszweigen entsprechenden niederen Stufe. Juden, Mohammedaner und Mönche beschäftigten sich fast ausschließlich mit ihr. Die galenisch-arabische Schule der Medicin, welche aus Spanien und dem mohammedanischen Osten nach dem Abendlande kam, war, gleich der griechischen, voll von Vorurtheilen. Die Arzneikunde hatte aber ihre Bedeutung, insofern sie verstand, den Tod zu geben. Mit Giften waren manche Aerzte des Mittelalters wohl vertraut, wie unter anderen der Arzt des Kanzlers de Vineis beweist, der dem Kaiser Friedrich II. den Tod geben wollte, und die vielen plötzlichen Sterbfälle, welche namentlich die Familie der Hohenstaufen zur Zeit ihres Kampfes mit den Päpsten betrafen, anschaulich machen.

In unseren Tagen hat es die Arzneikunde noch nicht zu Feststellung ihrer ersten Grundsätze gebracht. Wir können daher eine wissenschaftliche Behandlung derselben im Mittelalter nicht erwarten.

Die Eintheilung in die vier Facultäten der Philosophie (Weltweisheit), Theologie (Gottesgelahrtheit), Jurisprudenz (Rechtswissenschaft) und Medicin (Arzneikunde) beruht wesentlich auf dem Grundgedanken der Unfreiheit. Sobald die Wissenschaft frei wird, muß die Philosophie sich gleichmäßig in allen Wissenschaften finden und die s. g. Facultät der Philosophie sich daher verwandeln in diejenige der Naturwissenschaften, deren eine den Menschen zu ihrem Gegenstande haben, und dessen Kräfte, Bestrebungen und Ziel besprechen wird.

Die Ketten, welche die Despoten der Wissenschaft anlegten, vermochten nur schwache Geister abzuhalten, sie zu fördern. Die größten Männer aller Zeiten haben den Wissenschaften und dem Leben gedient, unbekümmert um die Gefahren, denen sie sich dabei preisgaben. Die Despoten vermochten selten eine entdeckte Wahrheit zu unterdrücken und sahen nie die ihnen verderblichen Folgen irgend einer Entdeckung zeitig genug voraus, um derselben vorbeugen zu können.

Wenn die Gottesgelehrten des Mittelalters ihr Wissen hätten auf die Höhe der Wissenschaft erheben wollen, so hätten sie die Frage über das Wesen der Gottheit, ihre Eigenschaften und ihr Verhältniß zur Welt, zur Erde und zum Menschen durchaus unabhängig von irgend einem Glaubensbekenntnisse: dem buddhistischen, mohammedanischen und christlichen beantworten müssen. Sie hätten dann die verschiedenen Glaubensbekenntnisse beleuchten, deren Verhältniß zu den ewigen Wahrheiten der Vernunft festsetzen, ihren Antheil an den Leiden und Freuden, dem Bildungszustande und der Staatsverfassung der Völker besprechen mögen. Bei dieser Behandlung würden die Gottesgelahrten den Grad ihrer geistigen Freiheit oder ihrer Befangenheit an den Tag gelegt und einen wissenschaftlichen Standpunkt eingenommen haben, welcher nach der Beschaffenheit ihres Scharfsinns, ihrer sittlichen Reinheit und ihres religiösen Schwunges höher oder niedriger gewesen sein mochte. Allein auch nicht ein einziger Gottesgelahrter des Mittelalters stellte

sich auf diesen Standpunkt. Alle unterwarfen sich mit blindem Glauben den Lehrsätzen ihrer Kirche. Selbst diejenigen der Paulicianer, Albigenser und Stedinger erkannten wenigstens die Bibel als Glaubensregel an, von der nicht abgewichen werden dürfe; und das ganze Bestreben der Gottesgelehrten des Mittelalters bestand darin, die ihnen von ihrer Kirche überlieferten Sätze als unumstößliche Wahrheiten darzustellen und einzuschärfen. Weder Abälard noch sein Schüler Arnold von Brescia griff die Glaubenssätze der katholischen Kirche oder die geistliche Gewalt des Papstes an. Bei mehr als einer Gelegenheit unterwarf sich der erstere unbedingt und unbeschränkt dem Urtheil der Kirche und des Papstes. Doch Bernhard von Clairvaux machte es ihm zum Verbrechen, daß er die von der Christenheit als göttlich verehrten Glaubenssätze zum Gegenstande von Erörterungen machte, in welchen der forschende Verstand nicht vollständig dem gläubigen Gefühle und der kirchlichen Anschauungsweise untergeordnet war. Die Glaubenseiferer aus der Schule Bernhards mochten ahnen, daß der Verstand sich von der untergeordneten Rolle, welche er zu Abälards Zeiten der Religion gegenüber einnahm, zu einer höheren und bedeutungsvolleren hinanschwingen könnte, und da sie sich bewußt waren, daß sie auf dem Gebiete des Gedankens nichts zu leisten vermochten, so traten sie diesem bei seiner ersten Regung schon mit so großer Gehässigkeit entgegen. Die einzigen Gottesgelehrten, welche schöpferische Kraft besaßen, waren die Erfinder neuer Lehren des Unsinns*).

Die Rechtsgelehrten standen auf gleicher Höhe mit ihren Brüdern der Gottesgelehrsamkeit. Die s. g. Legisten priesen das römische, die Decretisten das kanonische Recht. Sie priesen es und erläuterten es und suchten dessen Bedeutsamkeit zu erhöhen und dessen Wirksamkeit auszubreiten. Hätten sie sich auf den Standpunkt der Wissenschaft schwingen wollen, so hätten sie nach den ewigen und unveräußerlichen Rechten der Menschheit fragen, hätten diese aus der Natur des Menschen, seinen Kräften und seinem Ziele ableiten und einen Krieg gegen die herrschenden Gesetze der Kaiser, der Päpste und der Könige, welche alle mehr oder weniger die Unterdrückung der Völker und die Bereicherung und Befestigung der Machthaber bezweckten, beginnen müssen. Dazu hatte Niemand Lust. Selbst den augenfälligsten Gräuelthaten, welche im vereinten Gebiete der Religion und des Rechtes an Albigensern und Stedingern, an den Heiden des Nordens und den Mohammedanern des Südens verübt wurden, traten weder Gottesgelehrte noch Rechtsgelehrte entgegen.

Das Wissen der Abendländer war im zwölften und dreizehnten Jahrhundert so gering, daß nichts für sie wichtiger war, als die Erlernung der Sprachen der Völker, welche mehr Wissen, als sie besaßen, namentlich der Lateiner, Griechen und Araber. Nur durch lateinische, giechische und arabische Bücher oder im Verkehr mit gelehrten Morgenländern konnten sich die Völker des Westens die geistigen Errungenschaften gebildeter Nationen aneignen. Nachdem die Abendländer schon früher durch die Araber Kenntniß von den griechischen Schriftstellern, namentlich Aristoteles und Plato, erhalten hatten, fingen sie an, aus den Quellen selbst zu schöpfen. Die Kenntniß der griechischen Sprache verbreitete sich unter den Gelehrten des Abendlandes, welche dadurch in den Stand gesetzt wurden, mit Umgehung der früheren doppelten Uebersetzungen (aus dem griechischen in das arabische und aus dem arabischen in das lateinische) die Werke der griechischen Philosophen zu lesen. Die großen Züge, welche die Ritter nach Spanien, dem fernen Palästina, Egypten und Tunis machten, veranlaßten auch manche Gelehrte zu Reisen, auf welchen sie nützliche Kenntnisse sammelten, die sie später wieder in ihren Kreisen verbreiteten. Die Koran wurde aus dem Arabischen in das Lateinische übersetzt. Der Text

*) Siehe § 78.

des Aristoteles wurde verbessert. Vergebens verbot der Papst Innocenz III. alle nicht dialectischen Schriften des Aristoteles. Als Innocenz sich in die Angelegenheiten der Gelehrtenschulen einmischte, hatte Aristoteles schon so zahlreiche und mächtige Anhänger gefunden, daß das Papstthum nicht stark genug war, dem Geiste der Schulen zu widerstreben. Im Widerspruche mit dem Papste förderte Kaiser Friedrich II. die Ermunterung der ächten aristotelischen Schriften und vor ihm schon hatte der König Philipp August von Frankreich eine getreue Uebersetzung der Metaphysik des Aristoteles aus der Ursprache veranlaßt. Unter den Gelehrten des Mittelalters zeichneten sich insbesondere Albert von Cöln, Thomas von Aquino, und Roger Baco aus. Albert von Cöln oder Albertus Magnus, wurde von manchen für einen Zauberer gehalten, weil er, als ihn der deutsche König Wilhelm von Holland in Cöln besuchte, mitten im Winter unter Blüthen und Blumen, bei milder Frühlingswärme in seinem Klostergarten getroffen wurde. Selbst die Begleiter eines Königs, denen man doch einige Kenntnisse zutrauen sollte, wußten sich diese Erscheinung nur durch die Zauberkünste zu erklären, welche sie dem großen Albert zutrauten. Dieser zeichnete sich übrigens nicht blos durch die Treibhäuser, die er zuerst nach Deutschland brachte, sondern auch durch manche andere, Staunen erregende, Maschinen, die er verfertigen ließ und durch zahlreiche, fast alle Wissenszweige seiner Zeit umfassende Werke aus. Roger Baco, ein Engländer von Geburt, und Zeitgenosse Albert's verstand arabisch, griechisch und hebräisch, besaß jedoch nicht die Tiefe des letztern. Roger Baco machte verschiedene Erfindungen im Gebiete der Mechanik und Optik und führte zahlreiche Entdeckungen der Araber im Abendlande ein. Vom Papste Clemens IV. wurde Baco begünstigt, von zwei anderen Päpsten, Nicolaus III. und Nicolaus IV. dagegen der Magie beschuldigt und eingekerkert.*)

Thomas von Aquino, ein Schüler Alberts von Köln, brachte zuerst die aristotelische Philosophie in Verbindung mit der Gottesgelehrtheit und kann daher als der eigentliche Gründer der s. g. Scholastik, d. h. jener Schule betrachtet werden, welche die christliche Gottesgelahrtheit durch Gründe der griechischen Philosophen zu stützen bemüht war. Er lehrte zu Paris, Rom, Bologna und Pisa. Thomas Aquino ordnete die Philosophie, oder vielmehr die aus dem Zusammenhange herausgerissenen Sätze der aristotelischen Philosophie, deren er sich bediente, so vollständig dem römischen Ansehen unter, daß er nicht blos Dominicanermönch bleiben, sondern auch in diesem Orden zu hohen Ehren steigen und von den Päpsten begünstigt und sogar (1323) heilig gesprochen werden konnte.

Auf dem Gebiete der Astronomie und der Mathematik waren die Araber den Abendländern noch immer überlegen. Nur mit Hülfe arabischer Gelehrter vermochte Alphons X. von Castilien seine berühmten astronomischen Tafeln ausarbeiten zu lassen.

Wie in allen übrigen Wissenszweigen, so entwickelte sich auch in der Geschichte gegen das Ende unseres Zeitabschnittes eine neue und frischere Thätigkeit. Wilhelm von Malmesbury schrieb eine Geschichte der englischen Könige von Hengist und Horsa bis auf Heinrich I. (449—1126), eine Geschichte seiner Zeit (1126—1143) und vier Bücher englischer Kirchengeschichte. Wilhelm von Newborough, Neobrigensis, setzte Malmesbury's Werk fort. Der vorurtheilsfreiste, schärfste und bestunterrichtete unter den englischen Geschichtschreibern des Mittelalters war Mathäus Paris, Mönch von St. Albans. Er war Heinrich's III. Genosse bei Tische, im Palaste und im Cabinette. Sein Werk, so weit er es selbst schrieb, umfaßte die Zeit von 1239—1259. Unter den französischen Geschichtschreibern dieser Zeit heben wir Odo von Deuil, welcher das Leben Ludwig's VII., und Wilhelm von Tyrus, welcher die Kreuzzüge und das sogenannte heilige Land beschrieb, hervor. In ihrer Muttersprache zeichneten sich Joinville, der Ludwig's IX. Leben und

*) Kosmos von Humboldt. Bd. II.

Villehardouin, welcher die Eroberung Constantinopel's und das lateinische Kaiserthum von 1198—1207 darstellten, besonders aus. Unter den deutschen Geschichtschreibern dieses Abschnittes verdient Otto von Freisingen, ein Halbbruder Konrad's III., erwähnt zu werden, dessen Zeitbuch (Chronica) insofern, als es die Ereignisse seiner eigenen Zeit und namentlich die Thaten Kaiser Friedrich's I. beschreibt, von hohem Werthe ist. Der Domherr Raderich, welcher Otto's Werk fortsetzte, kam ihm, wenn auch in dem Style, doch nicht in der richtigen Würdigung und Auffassung der Geschichte gleich.

§ 96. Künste.

In der Mitte zwischen der Wissenschaft und dem Leben steht die Kunst. Ihre Aufgabe ist es, die ewigen Wahrheiten, welche die Wissenschaft zu Tage gefördert, oder die Thatsachen, welche sie gerichtet hat, zur Anschauung zu bringen. Die Kunst steht daher in der innigsten Verbindung mit der Wissenschaft und kann, so lange diese schlummert, nimmermehr eine hohe Stufe erreichen. Die Wissenschaft ist weniger allgemein zugänglich, als die Kunst. Nur durch diese kann sie auf die Masse wirken und das Leben nach ihren Eingebungen gestalten. Für ein schönes Gedicht, ein erhabenes Bauwerk, eine Bildsäule voll Ausdruckes, ein sprechendes Gemälde oder eine ergreifende Melodie hat jeder Mensch von gewöhnlichen Gaben ohne alle höhere Ausbildung, Sinn und Geschmack. Doch das Verständniß jedes rein wissenschaftlichen Werkes setzt eine gelehrte Bildung voraus. Je seltener diese ist, desto bedeutungsvoller wird für die Entwickelung der Völker die Kunst. Die wichtigste ist unstreitig die Dichtkunst. Ein Jahrtausend hatte sie bei den Völkern des Abendlandes geruht, als sie sich zuerst in demselben Lande regte, welches dem Ritterthume die höhere Weihe und der Religion wieder einige Reinheit verlieh, im Lande der Gerichtshöfe der Liebe und der Albigenser im südlichen Frankreich. Von da verbreiteten sich, wie Ritterthum und Minne, so auch Dichtkunst und Gesang über die benachbarten Länder. Derselbe Mann, welcher auf dem Gebiete des Wissens die kräftigste Anregung gab, Abälard, war es auch, der durch seine Lieder ganz Frankreich belebte und alle fühlenden Herzen seiner Zeit mit sich fortriß. Seine dichterischen Ergüsse blieben vereinzelte Töne im rauhen Norden von Frankreich, während im Süden die Zahl der Dichter und der Einfluß, den sie auf die Gestaltung des Lebens übten, seit dem elften Jahrhundert von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer zunahm, bis der unversöhnliche Haß der Pfaffen in Verbindung mit der Herrschsucht fluchwürdiger Fürsten die Geistesblüthen vernichteten, welche sich früher, als im übrigen Abendland, in der Provence erschlossen hatten. Die Troubadours (Minnesänger) Trouveres, d. h. die Dichter, welche ihre eigenen Verse vortrugen, sei es in Begleitung von Harfe und Leier, oder gesprochen mit Wärme und Kraft, bildeten die reinste Würze aller Feste des südlichen Frankreich's. Während früher alle dichterischen Werke der großen Masse des Volkes unzugänglich waren, weil die Sprache, in der sie verfaßt wurden, todt, und ihr Inhalt ungenießbar, entwickelte sich aus den Gesängen der Troubadours eine Poesie, welcher nicht blos Ritter und Edelfrauen, sondern auch die weniger begünstigten Classen des Volkes die wärmste Theilnahme schenkten. König Arthur und seine Tafelrunde, der heilige Graal, d. h. das Gefäß, aus welchem die Jünger Christi mit ihm das Osterlamm genossen haben und in welchem nachher sein Blut am Kreuze aufgefangen worden sein soll, waren die beiden Lieblingsgegenstände der süd-französischen Dichtkunst. Im Jahre 1155 schrieb Robert Wace in romanischer Sprache ein Gedicht über die fabelhafte Geschichte der Britten von der Eroberung Troja's bis zum Jahre 680 nach Christi. In demselben Jahre und in derselben Sprache verfaßte Eustache, oder Wistache, in Jamben die Geschichte der Normänner, unter dem Titel Rou oder Rol. Die Geschichte Karl's, des sogenannten „Großen" und seiner Paladine bot den Dichtern jener Zeit gleichfalls

einen reichen Stoff. Wie den anderen, so lagen auch diesen Gedichten gewöhnlich prosaische früher geschriebene Werke zu Grunde. Die Eroberung Troja's, das Leben und die Thaten Alexander's des Macedonier's und persische Fabeln beschäftigten zahlreiche Volksdichter damaliger Zeit. Ein Gedicht, welches unter dem Titel Dolopathos (König Schmerz und Jammer) von Herbert im romanischen Versen geschrieben wurde (1260), ist von hoher Wichtigkeit weil es uns beweist, daß damals schon eine gewisse literarische Verbindung mit Indien bestand. Das Werk, welches diesem Gedichte zu Grunde lag, war von dem Indier Sendebab oder Sendebar geschrieben, ging aus der Ursprache in das persische, aus diesem in's hebräische, syrische und lateinische und endlich in's romanische über. In ähnlicher Weise mochten mancherlei buddhistische Anschauungen und Gebräuche, welche wir später in der katholischen Religion wieder finden, ihren Weg nach dem Abendlande gefunden haben.

In der innigsten Beziehung zum Leben standen die Lieder und Gesänge, in welchen die gebildetsten Männer und Frauen jener Zeit um den Preis kämpften. Die Liebeslieder kamen in sechs verschiedenen Formen vor: (Son, Chant, Chanson, Couplet, Vers, Serenade). Einen ernstern Character hatten die Lays, deren Ausgang immer traurig war. Der Planh oder Klagegesang drückte heftigen Schmerz abwechselnd mit wüthender Kampflust aus. Sirventes hießen Spottgedichte, welche oft tiefere Wunden schlugen, als das Erz. Pastourellen waren dichterische Gemälde, deren Gegenstand dem Landleben entnommen war; Tensonen Wett- und Streitgesänge, welche, wenn mehrere Personen daran Theil nahmen, in der romanischen Sprache Tornamente oder Tourniere genannt wurden.

Die Deutschen waren im zwölften und dreizehnten Jahrhundert den Süd-Franzosen nicht gewachsen auf dem Felde der Dichtkunst. Allein das romanische Land (Burgund und Arelat) stand damals in so reger Verbindung mit unserem Vaterlande, daß eine gewisse Rückwirkung nothwendig eintreten mußte. Die deutsche Ritterpoesie und der deutsche Minnegesang verdienen eine rühmliche Erwähnung in der Geschichte dieser Zeit. Die deutsche Sprache hatte dazumal einen unermeßlichen Reichthum und eine Leichtigkeit und Geschmeidigkeit erlangt, wovon das Nibelungenlied, welches, nach früheren Bearbeitungen, um 1210 seine gegenwärtige Gestalt erhielt, den besten Beweis liefert. Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen, Heinrich von Veldeck und Albrecht von Halberstadt können wir hier nur mit Namen nennen. Walther von der Vogelweide glänzte unter den Minnesängern. Berühmt ist der Wettstreit der deutschen Dichter, welcher, unter dem Schutze des Landgrafen Hermann von Thüringen, im Jahre 1207 auf der Wartburg stattfand. Die deutschen Minnesänger hatten übrigens nicht ein so glückliches Loos, als die Troubadours des südlichen Frankreich's. Walther von der Vogelweide, welcher sich rühmt, niemals alte Kleider angenommen zu haben, beweist durch diese Aeußerung deutlich, daß andere deutsche Minnesänger sich mit solchen abfinden ließen. Der deutsche Minnegesang erreichte aber auch niemals den Höhepunkt des süd-französischen. Walther von der Vogelweide nennt als die Arten des Minnegesangs nur das Singen von den Vögelein, von der Haide, von Sommer und Winter, von Rittern und Frauen, von Blumen, von Werben und Liebe. Wenn wir damit die Mannichfaltigkeit der Gesänge Süd-Frankreich's vergleichen, so erhellt schon daraus, daß unsere Nachbarn im Westen uns im Minnegesange unstreitig übertrafen. Eine Reihe der günstigsten Verhältnisse, deren Deutschland sich nicht rühmen konnte, mußten zusammen treffen, um an den Ufern der Durance und der Garonne die ersten Keime ursprünglicher Dichtkunst zu wecken. Außer einem milden Himmelstriche, einem fruchtbaren Boden und allgemeinem Wohlstande, rechnen wir dahin namentlich einen Grad der Freiheit, wie er sich in Deutschland nicht fand.

Unter den anderen Künsten nennen wir die Baukunst zuerst, weil sie sich nächst der Dichtkunst, zuerst entwickelte. Die Araber gründeten, nach griechischen Mustern, einen Baustyl, die Mauren in Spanien nach römischen Mustern einen zweiten und die Westgothen Spanien's mit Rücksicht auf arabische und maurische Werke einen dritten, den neugothischen. Die arabischen Bogen waren kreisförmig, ihre Moscheen gingen in Kugeln aus und waren von schlanken Minareten umgeben, die mit einem Balle oder einem Tannzapfen bedeckt waren, ihre Mauern waren mit Mosaik und Stuck verziert. Die arabischen Säulen standen gleich denen der Mauren einzeln und wenn deren mehrere nebeneinander angebracht wurden, so berührten sie nicht einander. Die arabischen Moscheen sind meistentheils niedrig, ihre Fenster von geringer Höhe, ihre Thore, so wie diejenigen der Mauren, sind flach und haben keine Tiefe. Die Bogen der Mauren zeichnen sich durch ihre Hufeisenform aus. Im übrigen hat aber ihr Baustyl große Aehnlichkeit mit dem arabischen. Das Hauptwerk der maurischen Baukunst, welches im Laufe dieses Zeitabschnittes entstand, ist der Palast der Fürsten von Granada, welcher das rothe Haus genannt wird. Wesentlich verschieden von der mohammedanischen Baukunst ist die gothische, deren Glanzperiode das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert war. Die gothischen Bogen sind spitzig. Die gothischen Säulen stehen gewöhnlich in Gruppen beisammen und gehen in einander über. Die gothischen Kirchen sind leicht gebaut, haben große Fenster tief gehende Thore, und spitzige und gerade Thürme. In diesem Style wurde unter vielen anderen Domkirchen auch diejenige von Straßburg erbaut. Erwin von Steinbach (im Badischen) entwarf dazu den Plan, und leitete den Bau, welcher bei seinen Lebzeiten allerdings noch nicht bis zur Oberfläche gedeihen konnte. Am 2. Februar 1276 wurde mit dem Graben des Fundaments der Anfang gemacht, am 25. Mai 1277 der Grundstein gelegt. Erwin starb den 17. Januar 1318. Sein Sohn Johannes folgte ihm in der Stelle eines Werkmeisters nach, in welcher er bis zum Jahre 1330 den Bau des Münsters leitete. Erwin's Tochter, Sabine, trug durch die Werke ihres Meisels zur Ausschmückung der Kirche bei. Deutsche Baumeister führten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert zahlreiche Gebäude in Italien auf.

Im Gebiete der Malerei beginnt mit dem Italiener Cimabue, geboren 1240 zu Florenz, eine neue Epoche, welche ihren Glanzpunkt aber erst im folgenden Zeitabschnitte erreichte. Er führte in die Malerei jene ideale Schönheit wieder ein, welche ein Jahrtausend hindurch aus derselben entschwunden war. Sein Styl war groß, und der Ausdruck seiner Personen natürlich. Er verstand es, die Menschen in Gruppen zu vereinigen und ihren Gewändern einen schönen Faltenwurf zu verleihen. Allerdings waren seine Werke nicht frei von vielen Fehlern, welche seine Nachfolger ablegten, auch waren die Gegenstände seiner Kunst nicht diejenigen, welche ihm ein freier Geist und ein unbefangenes Gemüth empfohlen haben würden. Doch wie hätte sich dieses von einem Künstler des dreizehnten Jahrhunderts erwarten lassen?

§ 97. Handel, Schifffahrt und Gewerbe.

Die Kriege, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert im Norden Europa's und in Asien geführt wurden, hatten bei vielen traurigen Folgen doch auch die gute, daß sie das Handelsgebiet der Welt ausdehnten. Die Mongolen, deren Herrschaft vom äußersten Osten Asien's bis tief nach Europa herein reichte, brachten die verschiedenen Länder ihrer Herrschaft in einige Handelsverbindung, während weiter südlich die mohammedanischen Völker, deren Herrschaft sich von den Ufern des Ganges bis zu den Küsten des atlantischen Oceans erstreckte, den Verkehr des Abendlandes mit Indien vermittelten. Im Süden

Europa's waren es die italienischen Freistaaten, im Norden die Hansestädte, welche den Großhandel in ihrer Gewalt hatten. Die italienischen Seestädte holten die Waaren des Ostens und Südens in Ptolemais, Alexandria und anderen Hafenplätzen des Mittelmeeres ab, brachten sie in ihre Heimath und versandten sie von da nach dem Westen und dem Norden. Die Venetianer und Genueser besaßen Handelsniederlagen in Constantinopel und Ptolemais. Die Venetianer hatten bei Gelegenheit des sogenannten lateinischen Kreuzzuges viele Häfen und Inseln des oströmischen Reiches an sich gebracht, die sie auch nach dessen Wiederherstellung behaupteten, und von denen aus sie den Handel mit dem Osten und dem Westen vermittelten. Sie arbeiteten hauptsächlich in südlicher, die Genueser in nördlicher Richtung. Die Venetianer verkehrten mit Africa und Indien, die Genueser mit Sibirien und China. Die Städte Nürnberg, Augsburg und Braunschweig förderten die Waaren des Südens in die Häfen der Nord- und Ost-See, besonders nach Hamburg, Lübeck, Stettin und Danzig. Eimbeck, Göttingen, Nordhausen und Minden nahmen gleichfalls einen gewinnreichen Theil an diesem Handel. Scandinavien bezog aus Deutschland Mehl und Bier, der ganze Osten Tuche und mannichfaltige Luxusbedürfnisse, welche diese weniger civilisirten Länder noch nicht anzufertigen verstanden. Während die deutschen Städte des Nordens den Handel mit den Ostseeprovinzen, Scandinavien und Rußland inne hatten, war Wien der Mittelpunkt des Handels mit Constantinopel und dem oströmischen Reiche.

Die Schifffahrt auf dem Mittelmeere war durch die Kreuzzüge sehr gehoben worden und die Unterwerfung der Ostseeprovinzen durch die deutschen Ritter hatte vermehrte Beziehungen zwischen Deutschland und den neu gegründeten Städten an den Küsten des baltischen Meeres zur Folge. Die Schifffahrt hielt sich übrigens während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts noch in sehr engen Gränzen. Nur die europäischen Meere wurden viel befahren. Island und Grönland wurden wohl von den scandinavischen Schiffen besucht, doch über diese Länder hinaus wagte sich niemand dem Westen zu. Durch die Erfindung des Compasses, welche in das zwölfte Jahrhundert fällt, wurden übrigens die Entdeckungen späterer Jahrhunderte vorbereitet.

Auch die Gewerbe nahmen in Folge der Kreuzzüge einen höhern Aufschwung, die Kreuzfahrer lernten im Osten Bedürfnisse kennen, von denen sie früher keine Ahnung gehabt hatten. Die Seidenzucht wanderte immer weiter nach dem Westen. Unter Roger II. (um 1130) wurde sie nach Sicilien verpflanzt. Früher schon werden daselbst aus orientalischer Seide Zeuge gewoben. Der Luxus in Kleidern und der Ausstattung der Wohnungen nahm zu und beschäftigte viele fleißige Hände.

Die Nationen hörten auf, ein abgesondertes Leben zu führen. Von Volk zu Volk bildete sich eine Kette des Verkehrs, welche von der Küste des atlantischen Meeres bis zur äußersten Ostspitze Asiens reichte. Einzelne kühne Reisende legten wohl auch die ganze Strecke zurück. So durchforschte der Jude Benjamin von Tudela im Auftrage seiner Glaubensgenossen den Osten, die Mönche Plan Carpin und Askolin reisten als Gesandte des Papstes Innocenz IV. zum mongolischen Chane Gayuk, Andreas de Rubruquis, von Ludwig IX. geschickt, zum Chan Mangu. Der bedeutendste aller Reisenden jener Zeit war aber der Venetianer Marco Polo, welcher sechsundzwanzig Jahre lang Asien durchzog, sich lange Zeit am Hofe Kublai Chan's in Peking aufhielt, und dessen Berichte später den kühnen Seefahrer Columbus anregten, seine Entdeckungsreise nach dem Westen zu machen.

Mit dem Verkehre der Waaren und der Personen nahm auch der Geldumsatz zu. Vor den Kreuzzügen waren die Juden im Besitze des Geldhandels gewesen. Später mußten sie sich darein mit den Lombarden theilen.

§. 98. Die Bauern.

Das Mittelalter kannte nicht die vielen Gewerbe und Fabriken der neueren Zeit. Die Städte waren minder zahlreich und minder bevölkert, als in unseren Tagen. Die Zahl der Ackerbauer war dazumal im Verhältniß zu den übrigen Ständen weit größer, als jetzt. Die überwiegende Mehrzahl bestand in allen Theilen der gebildeteren Welt aus Bauern. Unter der Herrschaft der Mohammedaner wurde das Land meistentheils von Sklaven bestellt, in christlichen Staaten von Leibeigenen. Nur wenige Stämme, wie die Friesen an den Ufern der Nordsee bewahrten sich ihre Freiheit. Die Landbewohner der meisten übrigen christlichen Staaten sanken entweder zu leibeigenen Knechten, oder zu frohndpflichtigen und schwer gedrückten Arbeitern auf fremdem Boden herab. Adel und Geistlichkeit herrschten, die Städte wahrten sich mit Mühe ihre Freiheit. Die große Masse des Volks war aller Orten, wenn auch unter verschiedenen Formen, zu einem willenlosen Werkzeuge in den Händen der Mächtigen herabgedrückt worden. Wenn ungeachtet dieser unleugbaren Thatsachen eine gewisse Classe von Schriftstellern das Mittelalter und insbesondere die Zeit der Kreuzzüge als eine glückliche und segensreiche Periode rühmt, und von der Rückkehr zu den damals geltenden Grundsätzen allein das Heil der Völker erwartet, so beweist dieses nur, daß diese Unmenschen kein Gefühl für die Leiden der Millionen, und die Knechtschaft der Völker haben, vielmehr die Willkürherrschaft heuchlerischer Pfaffen und gewaltthätiger Ritter mit dem Wohlstande, der Bildung und der Freiheit der Gesammtheit verwechseln. Die Entwickelung der Völker besteht in der Vermehrung der Zahl derjenigen, welche an den Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens Antheil nehmen, und in der Steigerung dieser Vortheile. Während des Mittelalters und zumal während der Zeit der Kreuzzüge war die Zahl der Menschen, welche Theil nahmen an den Genüssen der Erde und an den Rechten der Gesellschaft, außerordentlich klein, und die Vortheile, welche das gesellschaftliche Leben bot, waren sehr gering. Selbst die mächtigsten Fürsten und Herren waren ihres Lebens und ihrer Güter nicht sicher, und die große Masse des Volkes war der Raubsucht einer gaunerhaften Geistlichkeit und der Gewaltthätigkeit einer rohen Ritterschaft fast schutzlos preis gegeben.

Die Versuche, welche die Bauern verschiedener Länder vom neunten bis zum elften Jahrhunderte gemacht, das auf ihnen ruhende Joch zu brechen *), hatte für sie nur schwereren Druck und herbere Leiden zur Folge. Nur mit den Ursachen beherrscht man die Wirkungen. Die Bauern des Mittelalters erkannten nicht, daß die Grundursache alles ihres Elends in den Ansichten bestehe, welche ihnen von ihren Herren über ihr Verhältniß zu diesen eingeflößt worden waren. Sie vermochten sich weder von ihren religiösen, noch von ihren staatlichen Vorurtheilen loszumachen, und folgeweise auch nicht von dem Drucke, welcher daraus hervorging. So lange die Bauern glaubten, die Geistlichen seien Diener Gottes, konnten sie unmöglich das Joch brechen, das diese ihnen auferlegt hatten, und so lange sie glaubten, die Könige, Fürsten, Grafen und Ritter seien ihnen von Gott zu Herren bestellt, kämpften sie vergeblich gegen die Mißbräuche dieser angeblich göttlichen Herrscher an. Je blindischer der Glaube des Volkes war, desto mehr wurde es von seinen Herren verachtet und gedrückt. Zu ihrem Vergnügen ritten diese statt auf den Straßen durch die Felder und Fluren der Bauern. Ihre Jagdlust wurde nicht gehemmt durch deren Pflanzungen. Mitten durch das hohe Korn tobten die ritterlichen Jäger mit Rossen und Hunden, lachten aller Klagen, denen nicht das gewichtige Schwert Nachdruck verlieh und ließen nicht selten ihren Unmuth noch an den Personen der Unglücklichen aus, deren

*) S. Buch V. §. 62. S. 188.

Beschwerde nicht verstummte, wenn ihnen von dem stolzen Eindringlinge Schweigen geboten war. Wenn zwei Ritter sich befehdeten, mußten deren Bauern gewöhnlich die Zeche bezahlen. Ihre Felder und Hütten wurden zerstört und es war ein schlechter Trost für die Bauern des einen Ritters, daß diejenigen seines Gegners ihr Schicksal theilten. Eine furchtbar drückende Last war der Zehnte, welchen die Geistlichkeit aller Orten von dem Bauern verlangte, um so drückender, je mangelhafter im Mittelalter die Landwirthschaft betrieben wurde und je geringer daher ihr Ertrag war. Die vielen Feiertage, an welchen nicht gearbeitet werden durfte, aber in die Kirche gegangen werden mußte, erschwerten die Lasten der Bauern, indem sie den Tagelöhnern manchen Tagelohn, dem leibeigenen Pächter manchen Arbeitstag entzogen. Die grausamen Strafen und der erhöhte Druck, welchen die Bauern in Sachsen, der Schweiz und der Normandie erlitten, nachdem sie umsonst versucht hatten, das auf ihnen ruhende Joch zu brechen, verbreitete unter ihren Standesgenossen Schrecken und lähmte ihre Thatkraft.

Dennoch gelang es nicht aller Orten der heuchlerischen Geistlichkeit und dem selbstsüchtigen Adel, die Bauern in vollständiger Unterwürfigkeit zu erhalten, oder, wo sie sich ihre Freiheit bewahrt hatten, sie zu unterjochen. In Deutschland, Skandinavien, Frankreich und England fanden mehr oder weniger bedeutungsvolle Bewegungen statt, welche das Loos des Bauernstandes berührten. Die Kämpfe, welche Adel und Geistlichkeit in England mit dem Königthume führten, hatten auch für die Landbebauer einige Erleichterungen in ihrem Gefolge. Doch da der Adel den hervorragendsten Theil daran genommen, zog er davon auch die besten Früchte *). Mit wechselndem Glücke rangen die niederdeutschen Bauern: Stedinger, Friesen, Dithmarschen und Kennemaren nach Freiheit. Die Versuche der skandinavischen und französischen scheiterten vollständig, indem sich Königthum, Adel und Geistlichkeit wider sie verbanden. Die Kämpfe und Schicksale der wackeren Stedinger haben wir schon oben †) berichtet.

Zwischen der Eider und der Elbe, geschützt durch das Meer und weite Sümpfe, wohnten die Dithmarschen, ein Zweig des friesischen Stammes. Sie waren gleich ihren Brüdern an der Weser, Ems und Zuydersee von jeher frei gewesen, hatten keine adeligen Herren unter sich aufkommen lassen und entrichteten nur dem Bischofe von Bremen einen kleinen Zins. Doch die benachbarten Ritter ließen ihnen keine Ruhe. Namentlich waren es die Grafen von Stade, welche sie bedrückten. Nach einer schweren Theuerung und Hungersnoth zwang sie der Graf Rudolph II., welcher seinen Sitz auf der Bökelnburg hatte, auf einmal die rückständigen Lieferungen des vorigen Hungerjahres und des laufenden zu leisten. Die Bauern, welche ihrer früheren Freiheit gedachten und denen das gräfliche Joch noch nicht zur Gewohnheit geworden war, beschlossen dieses zu brechen. An dem Tage, da sie ihr Korn in das Schloß liefern sollten, schickten sie mehrere Wagen mit Korn gefüllt voran. Auf dem ersten saß die schöne Tochter eines Bauern, um die der Graf gebuhlt hatte. An der Seite ihres Wagens ging ihr Vater. Auf die mit Korn beladenen Wagen folgten andere in denen sich starke Männer verborgen hielten. Die Wagen fuhren so nahe hintereinander, daß nicht alle auffahren konnten, sondern mehrere im Thore halten mußten. Als der Graf sich der langen Reihe von Wagen freute und keine Gefahr ahnte, gaben die Männer, welche neben den Wagen hergingen, die Losung: „Rührt die Hände, schneidet die Säckebände."

Die versteckten Männer sprangen aus den Säcken hervor und fielen über ihre Bedrücker her. Die Gräfin, welche ihren Gatten zu allen seinen Bedrückungen angespornt hatte, fand ihren Tod auf der Flucht, der Graf in dem innersten Gemache des Schlosses (1144).

*) S. oben §. 63. S. 193 ff. †) S. § 40, S. 113.

Nicht lange blieben die Dithmarschen aber im Besitze ihrer wieder gewonnenen Freiheit. Schon im Jahre 1147 überzogen der Erzbischof von Bremen, Heinrich der Löwe und andere Gewalthaber sie mit Krieg. Die Bauern vermochten nicht der Uebermacht zu widerstehen. Sie wurden besiegt und schwerer gedrückt, als zuvor. Reinold Graf von Artlenburg, erbaute in ihrem Lande die Stellerburg. Als dieser in der Schlacht bei Demming von den Slaven erschlagen worden war, erhoben sich die Bauern wieder, brachen die Stellerburg und mit ihr zugleich das verhaßte Joch des Adels. Im Jahre 1201 wurden sie jedoch vom Dänenkönige Kanut unterworfen, welcher ihnen einen holsteinischen Grafen, Namens Schack, zum Herrn gab. Dieser baute eine neue Zwingburg im freien Lande: das Schloß Lin. In der Schlacht von Bornhövede *) rächten sich die Dithmarschen an ihrem Unterdrücker. Im entscheidenden Augenblicke zogen sie sich aus den Reihen des dänischen Heeres zurück, dieses wurde geschlagen und die Zwingburg Lin zerstört. Von dieser Zeit an lebten die Dithmarschen Jahrhunderte hindurch frei auf dem Boden den sie bebauten.

In den sieben Seelanden: Friesland, Gröningen, Ostfriesland, Jever, Kniphausen, Barel und Oldenburg, lebten seit unvordenklichen Zeiten freie Menschen, welche weder Zehnten noch Erstlinge zahlten, keine Lehensherren über sich duldeten und nur verheiratheten Geistlichen Achtung schenkten Die Burgen, welche benachbarte Fürsten und Ritter an ihren Gränzen anlegten, zerstörten sie, anmaßende Geistliche trieben sie aus dem Lande und der Bischof von Bremen, weit entfernt ihnen dies zu wehren, räumte ihnen sogar Freiheiten ein welche den päpstlichen Rechten durchaus widersprachen. Diese freien Menschen suchte Wilhelm von Holland, der Gegenkönig Friedrich's II., zu unterjochen. Mit 80,000 Mann Söldnern brach er in ihr Land ein, verlor jedoch in diesem ungerechten Kriege Leben und Heer (1256).

Zunächst den Friesen wohnten die Landleute von Kennemaren. In ihrer Mitte hatten mehrere Ritter Burgen angelegt, von denen aus sie das Landvolk bedrückten. Auch die Bischöfe von Utrecht legten den Kennemaren ein schweres Joch auf. Ermuthigt durch das Beispiel ihrer Nachbarn brachen sie (1268) die Burgen ihrer Zwingherren. Die Friesen standen ihnen bei. Gisbert, Herr von Amstel, ein Lehensmann des Bischof's von Utrecht, welcher mit diesem und seinen adeligen Nachbarn in Feindschaft lebte, trat an die Spitze der Aufständischen.

„Gute Freunde," riefen die Bauern den Bürgern von Utrecht zu, „jagt alle Herren, welche die Gemeine erdrücken, aus den Mauern, und gebt ihre Güter den Armen. Das und nichts wollen die freien Kennemer von Euch!' Die Bürger thaten, was die Bauern von ihnen verlangten. Ohne Blutvergießen trieben sie den Adel aus der Stadt, wählten aus ihrer eigenen Mitte neue städtische Beamte und traten in den Bund der Bauern ein. Dasselbe geschah in der benachbarten Stadt Amersfoort. Doch waren diese Siege von keiner Dauer. Zuerst fiel Amersfoort, zwei Jahre später auch Utrecht wieder in die Hände des Adels und der Geistlichkeit. Gisbert von Amstel wurde bestochen und verließ die Sache der Bauern. Dennoch konnten die Kennemer nicht mit Gewalt unterdrückt werden. Der junge Graf, Florenz V. von Holland, erließ ihnen die Zinse, räumte ihnen ansehnliche Vorrechte ein und gewann ihre Gunst durch ein gerechtes und freundliches Benehmen. Er erhob sogar vierzig Kennemer Bauern in den Adelstand. So gut dieses dem Landvolke gefiel, so sehr ergrimmte darüber der Adel. Der junge Graf Florenz wurde von mehreren Rittern, die sich gegen ihn verschworen hatten, gefangen genommen, und als sich die Kennemer zu dessen Schutze erhoben, ermordet. Die Bauern zerstörten aber die Bur=

*) S. oben S. 121.

gen der Mörder und verfolgten deren Verwandte bis in's siebente Glied. Der ganze Adel der Provinz Holland ging so zu Grunde und aus seinen Trümmern erstand, kräftiger als zuvor, der Bürger- und Bauernstand.

Nicht mit demselben Glücke kämpften die Landleute Scandinavien's gegen ihre Bedrücker. Bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts hatten sich diese ihre alten Rechte und Freiheiten bewahrt. Von da an erlagen sie jedoch aller Orten der vereinten Macht des Königthums, des Adels und der Geistlichkeit. Der Pabst errichtete das Erzbisthum Lund in Schonen, um mit dessen Hülfe das freiheitsmuthige Volk zu erdrücken. Systematisch arbeiteten die Erzbischöfe gegen die arglosen Bauern. Wo ihre eigene Macht nicht ausreichte, boten sie diejenige der Könige und des Adels auf. Die bürgerlichen Kriege und die Zersplitterung Scandinaviens in verschiedene Reiche dienten den herrschsüchtigen Priestern trefflich zu ihren Zwecken. Der erste Erzbischof von Lund Eskill gab den Bauern gute Worte. Mit ihm vertrugen sie sich, obgleich widerstrebend über den Zehnten. Dessen Nachfolger Absolon trat schon gewaltthätiger auf. Er unterdrückte die Bauern mit Hülfe seiner Landsleute aus Seeland, und erbitterte durch seinen fürstlichen Aufwand das einfache Volk der Schonen. Im Jahre 1180 erhoben sich diese in einem blutigen Aufstand. Vergeblich schifften König Waldemar und der Erzbischof Absolon mit einer starken Heeresmacht nach Helsinborg. Absolon mußte unverrichteter Dinge umkehren, und der König wagte es nicht, mit Gewalt gegen die widerspenstigen Landleute einzuschreiten. Diese schafften alle königlichen Zölle und geistlichen Zehnten ab, und erklärten, daß sie keine unverheiratheten Priester dulden und keinen Bischof haben wollten. Absolon legte zwar das Interdict auf die Provinz Schonen, nahm es aber später wieder zurück, indem er hoffte, durch Nachgiebigkeit die Bauern zu gewinnen. Er irrte sich jedoch darin. König Waldemar setzte darauf im Jahre 1181 mit einer größeren Kriegsmacht nach Schweden über und brachte die Schonen mit Gewalt zur Unterwerfung, obgleich sie sich noch immer weigerten, den Zehnten zu zahlen, und Absolon, ohne auf seine Ansprüche zu verzichten, sie eine Zeit lang ruhen lassen mußte, bis die Aufregung vorüber gegangen war und sich das Volk ruhig unter das Joch beugte. Die einst freien Bauern sanken zu Hörigen und Leibeigenen herab und Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage mußten sie mit Elend, Knechtschaft und schwerem Drucke kämpfen, weil sie im Augenblicke der Entscheidung dem frechen Pfaffen Absolon keinen stärkern Widerstand entgegensetzten.

Ebenso unglücklich endigten die Bestrebungen der französischen Bauern, das verhaßte Joch des Adels und der Geistlichkeit zu brechen. Ludwig IX., der sogenannte „Heilige," nicht damit zufrieden, auf seinem ersten Kreuzzuge viele Tausende der tapfersten Krieger Frankreichs und viele Millionen des seinem Volke ausgepreßten Geldes geopfert zu haben, hielt sich, nachdem er aus der egyptischen Gefangenschaft entlassen worden war, mehrere Jahre lang in Palästina auf, und verschwendete seine kostbare Zeit im abgeschmacktesten Fetischdienste. Mittlerweile erhob sich, um Ostern 1251, an den Ufern der Schelde und der Somme und in der Picardie das schwergedrückte Landvolk. Der größere Theil Frankreich's schloß sich dieser Bewegung an. Ein ehemaliger Cistercienser Mönch, der Meister aus Ungarn genannt, ein Mann voll feuriger Beredsamkeit, der die Verdorbenheit der Kirche und des Adels genau kannte, leitete den Aufstand. Er schilderte die Landstreicherei und Heuchelei der Bettelmönche, die Habsucht der Cistercienser, die Gefräßigkeit und den Uebermuth der Benedictiner, die Ueppigkeit und Schwelgerei der Domherren und Bischöfe und den Pfuhl des Verderbnisses, den päbstlichen Hof! Neben dem Meister aus Ungarn sprachen auch mehrere Laien in begeisterten Worten zum Volke. Sie lehrten, es bedürfe keiner Priesterweihe, keiner priesterlichen Kaste in der christlichen Gemeinde. Jeder, der den Beruf in sich fühle, könne zu ihr sprechen und sie erbauen. So wurde frühzeitig mit

den Bestrebungen der Bauern die Religion in Verbindung gebracht. Die erste Veranlassung zu dem Aufstande gab das Mißglücken aller von Königen, Fürsten und Herren bisher unternommenen Kreuzzüge. Da die Geistlichkeit aller Orten gepredigt hatte, Gott wolle die Kreuzzüge und da Geistlichkeit und Adel diese allein geleitet, hatte das arme Volk keine Wahl, als entweder Gott, oder dem Adel und der Geistlichkeit die Schuld der erlittenen Niederlagen beizumessen. Viehhirten und Bauern wollten vollführen, was den bevorzugten Ständen nicht gelungen war. Doch bald nahm die Bewegung eine andere Wendung. Der Kreuzzug des Volkes richtete sich nicht nach dem fernen Osten, sondern verblieb im eigenen Lande und bekämpfte nicht die Mohammedaner des Morgenlandes, sondern die Priester und den Adel der Heimath. Bis an die Thore von Paris drang der Volksaufstand vor. Hier theilte sich die Fluth in drei Ströme. Der eine nahm seine Richtung nach der Garonne, der andere gegen Bourges, der dritte gegen Orleans. Adel und Geistlichkeit fühlten sich nicht stark genug, dem Aufstande in offener Feldschlacht die Spitze zu bieten. Orleans öffnete dem Landvolke bereitwillig seine Thore; Bourges that das Gleiche. Dort erreichte jedoch das Schwert eines gedungenen Mörders das Haupt des Meisters aus Ungarn. Mit dem Führer verlor die ganze Bewegung ihre Kraft. Die rathlosen Landleute wurden eine leichte Beute ihrer Feinde. Der Adel kämpfte gegen sie mit dem Schwerte, die Geistlichkeit mit dem Bannfluche, mit Lügen und Verläumdungen. Das Joch der Bauern wurde zwar anfangs schwerer, allein Ludwig IX. erkannte, nachdem er aus Palästina zurückgekehrt war, bald, daß nicht die Ritter und Grafen, sondern die Bauern ihm die Mittel zu einem neuen Kreuzzuge liefern könnten, und machte, obgleich nicht viel, doch etwas ihre Fesseln leichter.

Die Verstandesbildung der Völker des Mittelalters war zu schwach, als daß von dieser eine Anregung zum bessern hätte ausgehen können. Allein dasselbe religiöse Gefühl, welches die Pfaffen so stark zu ihrem Besten ausbeuteten, war die Grundlage, auf welcher sich allmälig richtigere Ansichten über die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte und im Laufe der Jahrhunderte minder drückende Rechtszustände entwickelten. Das Buch der Vernunft war der großen Masse des Volkes verschlossen, allein die Bibel wurde im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts*) ihr näher gebracht, und da sie aus dieser ersahen, daß Christus gelehrt habe, die Menschen seien alle Kinder eines himmlischen Vaters, alle Brüder auf Erden, so gelangten sie auf diesem Wege zu der Ueberzeugung, daß der Druck, unter dem sie schmachteten, dem Willen Gottes nicht entspreche und folglich ungerecht sei. So ging die religiöse und gesellschaftliche Entwickelung der Völker Hand in Hand. Die Völker, welche sich der religiösen Entwickelung verschlossen, blieben in den Banden der Knechtschaft. Diejenigen, welche zuerst ihre religiösen Begriffe reinigten, entledigten sich mit dem religiösen Unrathe der Pfaffen auch eines guten Theils des weltlichen Unraths der Könige, Fürsten und Herren.

§. 99. Allgemeines Sittengemälde.

Zu keiner Zeit, selbst nicht zu derjenigen der s. g. großen Völkerwanderung kamen die entferntesten Nationen in so mannichfaltige Berührungen, als im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Von den Küsten Englands und Scandinaviens und vom Fuße der Pyrenäen zogen Millionen nach dem Osten, dagegen führten die Almoraviden und Almohaden Hunderttausende von Africanern nach der pyrenäischen Halbinsel. Aus

*) S. oben §§. 86 u. 87.

den Steppen der Mongolei stürzten sich Millionen nach dem Westen bis an die Gränzen Deutschlands und nach dem Osten bis zu dem Inselreiche Japan. Die Deutschen, deren Versuch, Italien zu unterwerfen, vereitelt wurde, breiteten sich im Norden und Osten aus bis zu den Gränzen der unter mongolischer Herrschaft stehenden Russen. Die verschiedenen Nationen und Glaubensgenossenschaften, die Träger der verschiedenen Gewalten in Kirche und Staat, dann aber auch die Vertreter entgegengesetzter Meinungen traten mit einander in bedeutungsvollere, allerdings größtentheils blutgetränkte Beziehungen. Die Religion, welche auf Liebe und Freiheit beruhte, war in einen Glauben des Hasses und des Despotismus verwandelt worden. Der Fanatismus gab dem Wechselverkehr zwischen den gebildetsten Völkern der Erde: den Christen und den Mohammedanern seinen Character, und bestimmte die Schicksale der Nationen Europa's. Der Kampf zwischen Christen und Mohammedanern und unter den Christen der Streit zwischen den weltlichen und kirchlichen Tyrannen geben dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert ihre Gestalt und ihre Farbe. An der Spitze der Christenheit standen Menschen deren Privatleben den schneidensten Gegensatz bildete zu den hohen Ansprüchen, welche sie auf göttliche Verehrung und unbedingten Gehorsam machten. Die einzelnen christlichen Völker wurden beherrscht von Fürsten, welche dieselben Leidenschaften hegten, als die Päpste, allein nicht in demselben Maaße, wie diese, die Kunst der Lüge verstanden. Sittenreinheit finden wir im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gleich wenig bei weltlichen und geistlichen Großen. Allein die Ausschweifungen der Päbste und der anderen hohen Würdenträger der Kirche wirkten entsittlichender auf die Völker, weil sie sich einen Schein höherer Heiligkeit in deren Augen zu geben gewußt hatten. Könige und Kaiser machten aus ihren Liebesverhältnissen kaum ein Geheimniß, erkannten wiederholt ihre unehelichen Kinder als solche an und ertheilten ihnen öffentlich Beweise ihrer väterlichen Zuneigung. Die unehelichen Kinder der Geistlichen, welche weit zahlreicher waren, als diejenigen der Fürsten, Grafen und Ritter, wurden mit dem Schleier der Nacht verhüllt. Sie gingen hervor aus Verbrechen und endeten nicht selten in solchen. Trüber, als die Ritterburgen mit ihren Verließen, Mauern und Gräben waren die Klöster mit ihren unterirdischen Gräbern, Löwengruben und Marterzellen. Schrecklicher als alle weltlichen Gerichtshöfe, wüthete die s. g. heilige Inquisition. Mehr als die Ritter mit dem Schwerte raubten die Geistlichen mit den Waffen des Aberglaubens. In den Palästen der Mächtigen kreiste der Becher beim Mahle und ihre Hofnarren, welche allein in der ganzen Christenheit ohne Gefahr einige Wahrheiten sagen konnten, warfen Funken des Witzes um sich, welche nicht selten kleine Sünder züchtigten, während die Großen natürlich unberührt blieben. Auch ertönte bisweilen Harfenspiel und Minnegesang in den Hallen der Fürsten, welche ihren Festen die höhere Weihe verliehen. Doch mit wenigen Ausnahmen blieben die Waffenspiele die beliebtesten Vergnügungen des Adels. Sittliche Reinheit, Uneigennützigkeit und Erhabenheit über Standes- und Glaubensvorurtheile können wir von den Königen und Fürsten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts nicht erwarten; allein wir müssen den meisten derselben die Gerechtigkeit widerfahren lassen anzuerkennen, daß sie kein Leben der Trägheit und der Sorglosigkeit führten, vielmehr, mit wenigen Ausnahmen, an der Spitze ihrer Heere, die Gefahren des Krieges theilten und an den Arbeiten der inneren Verwaltung einen regen persönlichen Antheil nahmen.

Die Bürger der Städte schwangen sich während die Ritter im fernen Osten kämpften zu größerem Wohlstande und einer gewissen Unabhängigkeit empor, welche sich Fürsten und Grafen oft trotz ihrem Widerstreben gefallen lassen mußten. Die Geldverlegenheiten, in welche diese Letzteren durch ihre Verschwendungen und Kriege häufig geriethen, machten sie den reichen Bürgern gegenüber, geschmeidiger. Manche Stadt erkaufte von ihren Be-

herrschern, wenn diese Geld bedurften, Freiheiten und Rechte, die sie ihr gutwillig niemals eingeräumt hätten. Die Juden und Lombarden waren die großen Capitalisten des Mittelalters, welche damals, ungeachtet aller Wuchergesetze, die glänzendsten Geschäfte machten. Die armen Bauern mußten Capital und Zinsen nach und nach abzahlen, und hatten sich oft viele Jahre lang zu quälen, um Summen herbei zu schaffen, welche ihre Herren auf einem Tourniere, oder auf einer Kreuzfahrt verbrauchten.

Seit die arianische Glaubensansicht im gesammten Abendlande ausgerottet worden war, herrschte im christlichen Abendlande nur ein Glaube. Von „Ketzern und Ungläubigen“ war im Laufe des achten, neunten, zehnten und elften Jahrhunderts fast keine Rede. Doch je riesenmäßiger die Macht der Geistlichen anschwoll, und je weiter ihre Anmaßungen griffen, desto mehr lockerte sich der Boden unter ihren Füßen. Die Päbste sahen sich, sogar am Sitze ihrer Gewalt, zu Rom, angegriffen, während da und dort, namentlich im südlichen Frankreich und im Stedingerlande, ihre Gewalt offen bekämpft wurde; und während früher nicht daran gedacht wurde, daß ein Kaiser dem Glauben der Kirche, deren Schutzherr er war, untreu werden könne, warfen mehrere Päbste Kaisern und Königen Unglauben und Ungehorsam öffentlich vor. Der blinde Glaube an die römische Kirche wurde dadurch erschüttert. Je deutlicher die Päbste dieses erkannten, desto furchtbarer wütheten sie gegen Alle, welche sich ihren Befehlen nicht blind unterwarfen. Zu den Kirchenfesten, welche früher, wenn auch größtentheils einen durchaus heidnischen, aber doch unblutigen Character hatten, kamen jene verabscheuenswerthen Ceremonien hinzu, welche unter dem Namen Auto-da-Fe's (Werke des Glaubens) mehr Menschen opferten, als irgend eine heidnische Religion jemals auf ihren Altären schlachtete.

Das ganze christliche Mittelalter beruhte auf den schroffsten Gegensätzen; auf Standesverschiedenheiten, zügelloser Freiheit und knechtischer Unterwerfung. Zu dem Gedanken der Gleichheit konnte es sich in keiner Beziehung erheben. Alles war in jenen finsteren Zeiten ungleich. Die Menschen wollten entweder herrschen oder gehorchen, entweder anbeten oder verfolgen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß auch das Verhältniß der Männer und Frauen nicht auf Gleichheit, sondern auf vollständiger Ungleichheit beruhte. Der Starke besiegte den Schwachen und machte ihn zum Knechte. So unterwarf im Großen das männliche Geschlecht das weibliche und machte es sich dienstbar. Der Ritter schwärmte für die Auserkorene seines Herzens mit der ganzen Kraft seiner unbändigen Seele. Er betete sie an, gleich einer Göttin und war bereit, sich allen ihren Launen demuthsvoll zu unterwerfen. Seiner Hausfrau zog er jedoch gewöhnlich sehr enge Schranken. Wenn sie die Kinder nährte, für deren körperliches Wohlsein sorgte, Küche und Keller beaufsichtigte und, bei feierlichen Gelegenheiten, an seiner Seite sich ein gewisses Ansehen zu geben wußte, war er mit ihr zufrieden. Je geduldiger eine Frau die Roheiten und die Knechtschaft ja selbst die Verletzungen ehelicher Treue von Seiten ihres Gebieters ertrug, desto mehr wurde sie von tyrannischen Ehemännern, heuchlerischen Pfaffen und dummen Weibern gepriesen. So hoch die Geliebte über dem liebenden Ritter, eben so tief stand die Gattin, unter dem herrschenden Ehemanne. Daß sich die Frauen für die Roheiten ihrer Männer entschädigten, indem sie den Liebesdienst (Galanterie) anderer Ritter annahmen und daß sie, ungeachtet alles Scheines der Frömmigkeit und Züchtigkeit, den untreuen Gatten bisweilen Gleiches mit Gleichem vergalten, versteht sich von selbst. Strengere Sitten, als in den Pälästen der Könige und in den Schlössern des Adels walteten, schmückten die einfacheren Wohnungen der Bürger. Für den Dienst der Minne hatten diese weder Zeit noch Geschick. Doch hielten sie mit regerem Eifer, als die Ritter, auf eheliche Zucht und Treue. Das Familienleben der Hörigen oder leibeigenen Bauern war von den Herren abhängig, auf deren Grund sie frohndeten. War der Guts-

herr ein Wollüstling, so besaßen die armen Bauern nicht die Kraft, ihre Ehefrauen und ihre in jugendlicher Blüthe stehenden Töchter vor Beschimpfungen zu schützen; und lebten sie gar unter dem Krummstabe, so fühlten sie am schwersten die Nachtheile des Priestercölibats, indem Mönche und Weltgeistliche ohne Gefahr mit den schönsten Bauernfrauen und den lieblichsten ihrer Töchter, ihre Triebe befriedigten. Das Priestercölibat stürzte übrigens nicht blos die niederen Classen in verderbte Sitten, es steckte auch das, früher reine, Leben der bürgerlichen Familien an und brachte Sünde und Verbrechen bis zu den höchsten Kreisen der Gesellschaft.

Inhaltsverzeichniß.

Vierter Abschnitt.

Deutschland.

Fünfter Abschnitt.

Italien.

Sechster Abschnitt.

Frankreich.

Siebenter Abschnitt.

England, Schottland und Irland.

Achter Abschnitt.

Die pyrenäische Halbinsel.

Neunter Abschnitt.

Die nordöstlichen Reiche.

Zehnter Abschnitt.

Die kirchliche Herrschaft im Abendlande.

Elfter Abschnitt.

Der Geist des Mittelalters.

Alphabetisches Wörter-Verzeichniß.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

H.

L.

O.

Q.

R.

S.

Jahres-zahl.	Kreuzzüge.	Oestliche und sinäische
1206		Dschengis Chan
1207	II	die Spitze der
1208		
1209		
1211		bei Tol
1212	Die Kinder ziehen aus	rtugal
1213		von
		en
1214		VIII.
1215	Friedrich II. nimmt das Kreuz	
1216		Heinrich der lat
1217	Andreas II. von Ungarn zieht nach	und Michael,
1218	Palästina	sterben
1219		v. Cas
1222		Theodor Lascaris
		I. v. P
1223		
1224		
1226		
1227		Dschengis Chan st
1228	Friedrich II. landet in Acc und	Robert, der lat
1229	schließt einen Waffenstillstand	stirbt
1230	mit Kamel	
1231		Die Mongolen
1232		Reich von Chor
		III.
1233		Murc
		Ketzer
		VI.
1234		
		von Ar
1235		carischen
1236		
1237		Aschraff stirbt
1239		Rezia stirbt
1240		Die Mongolen
1241		Rußland
1242		

Uebersicht

Halbinsel.	
...sia, Sancho I. stirbt	
Aragon verliert	
von Castilien	Waldemar ... breitet sich ... land's au...
	Der Mönch ... Preußen
...tilien stirbt	Andreas II. ... das gold... Das Gesch... stirbt in S...
...ortugal stirbt	Schlacht an d...
	Der deutsche ... Preußen
besiegt den Kö... ...ia und verfolgt	
von Navarra	
...agonien erobert ... Inseln	
	Waldemar II. stirbt
	...chlacht auf d...